

The background of the cover is a monochromatic blue aerial photograph of a large crowd of people. The individuals are densely packed and appear to be in motion, possibly at a public event or a busy street. The perspective is from directly above, looking down on the scene.

MICHAEL WILDT

ZERBORSTENE
ZEIT

*DEUTSCHE
GESCHICHTE*

1918–1945

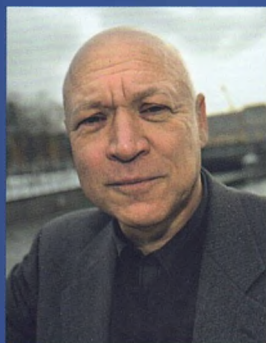
C.H.BECK

«Die Nachricht, dass Hitler Reichskanzler. Schreck. Es nie für möglich gehalten. (Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten).»

Klaus Mann, 30. Januar 1933

Deutschland zwischen 1918 und 1945 – ein Zeitraum von knapp dreißig Jahren, in dem gleich zweimal für Millionen Menschen eine «neue Zeit» anbricht: 1918 nach dem Ende des verlorenen Ersten Weltkriegs und 1933 mit der Machtübernahme durch Adolf Hitler. Als eine «zerborstene Zeit» schildert Michael Wildt diese Jahre in seiner atmosphärisch dichten Darstellung, die die Ereignisstränge der «großen» Geschichte mit den Erfahrungen und Lebenswelten der Zeitgenossen verbindet.

Die Straßen Berlins in den Tagen der Novemberrevolution, das Ruhrgebiet 1923 während des Einmarschs der französischen Truppen, Varieté-Shows, die schwarze Community in Deutschland, Lemberg 1941 und Hamburg beim Bombenangriff am Altjahrsabend 1944 – das sind nur einige der Orte, an die Michael Wildt uns in seinem neuen Buch mitnimmt. Es entführt uns in Hinterhöfe, private Heime und Baracken, und es lässt Zeitzeugen wie Käthe Kollwitz und Victor Klemperer, aber auch den unbekannteren katholischen Gastwirt oder die national gesinnte Lehrerin zu Wort kommen. Kein anderes Werk hat bislang das «oben» und das «unten» der Geschichte so intensiv in eine kollektive Erzählung überführt wie dieses eindrucksvolle Panorama Deutschlands und der Deutschen im «Zeitalter der Extreme».



© picture alliance/dpa

Michael Wildt ist Professor für Zeitgeschichte an der Humboldt-Universität zu Berlin und einer der besten Kenner der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts. Zu seinen wichtigsten Werken gehören *Generation des Unbedingten*, *Das Führungskorps des Reichssicherheitshauptamtes* (2015) und *Volks-gemeinschaft als Selbstermächtigung. Gewalt gegen Juden in der Provinz 1919 bis 1939* (2007).

Umschlaggestaltung:

Kunst oder Reklame. München

Umschlagabbildung:

Während des Kapp-Putsches werden Flugblätter aus der Luft auf dem Potsdamer Platz in Berlin verteilt. © Topical Press Agency/Gerry Images

klimaneutral produziert
www.chbeck.de/nachhaltig



VERLAG C.H.BECK
www.chbeck.de

VERLAG C.H.BECK
www.chbeck.de

Dieser Band ist zugleich Band 9 der *Neuen Deutschen Geschichte*.

Mit 12 Abbildungen

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2022

www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: Kunst oder Reklame, München

Umschlagabbildung: Während des Kapp-Putsches werden Flugblätter
aus der Luft auf dem Potsdamer Platz in Berlin verteilt,

Foto: © Topical Press Agency/Getty Images

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 77660 1

(fmyclimate

klimaneutral produziert

www.chbeck.de/nachhaltig

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

Inhalt

Einleitung	9
1. Moskau – Washington – Berlin 1918.....	25
Januarstreik 27 – Scheitern der Frühjahrsoffensive 29 – Bitte um Waffenstillstand 31 – Schock im Reichstag 33 – Erschütterung der Öffentlichkeit 34 – Revolutionäre Hoffnungen 36 – Die Kriegsgesellschaft zerfällt 38 – Notenwechsel 41 – «Die Kro- nen rollen auf das Pflaster» 43 – Widerstrebende Zeitebenen 44 – Der Aufstand bricht los 47 – Revolution in Berlin 51 – «Kein Bruderkampf!» 57 – Unabgeholtenes 58 – Waffenstillstand 62 – Konterrevolution 64 – Eine mehrdeutige Revolution 67	
2. München – Budapest-Versailles 1919.....	71
München im Ersten Weltkrieg 73 – Novemberrevolution in München 75 – Revolu- tionsregierung 77 – Attentat auf Eisner 83 – München wird Räterepublik 85 – Mün- chen und die Weltrevolution 91 – Sieg der Konterrevolution 97 – Versailler Diktat 100 – Staatsstreichversuch von rechts 109	
3. 1923 – Ausnahmezustand und Volksgemeinschaft	115
Reparationsverhandlungen 116 – Protest 118 – Besatzungsalltag 120 Nationale Emotionen 122 – Völkische Politik von links 125 – Rassismus und Misogynie 127 – Hyperinflation 129 – Währungsreform 136 – Putschversuche 137 – Wirtschaftliche Konsolidierung 142 – Volksgemeinschaft 144	

4. Locarno 1925-Aussenpolitik als Gesellschaftsausflug ... 153

Annäherungen 154 – Erstarren der Rechten 157 – Vorbereitungen einer Konferenz 159
– Die Teilnehmer – das alte und das neue Europa 162 – Eröffnung der Konferenz 167
– Mediale Wirkungen 169 – Persönliche Gespräche 171 – Garantieverträge für Polen
und die Tschechoslowakei 174 – Sitzung 178 – Nachwirkungen 180

5. 1926 – Josephine Baker und People of Color in Deutschland 187

St.Louis 189 – Paris 193 – Cakewalk in Berlin 195 – Afrikanerinnen und Afrikaner in
Deutschland 197 – Josephine Baker in Berlin 202 – Ikone der Neuen Frau 207 – Ras-
sistische Attacken 210 – Schwarze im Nationalsozialismus 214

6. «Menschen am Sonntag» – Arbeit, Freizeit, Politik um 1930 219

Weibliche Angestellte 223 – Neue junge Frauen 226 – Kino 231 – Chaplin in Berlin
237 – Ökonomischer Zusammenbruch 240 – Erfolge der Nationalsozialisten 241 – Hö-
hepunkt der Krise 1931/32 247 – Superwahljahr 1932 249

7. Nationalsozialistische Machteroberung. Wittlich 1933 . . . 261

Wittlich Februar 1933 263 – Wahlen im März 265 – Machteroberung 270 – Boykott
jüdischer Geschäfte 273 – Nationalsozialistische Lokalpolitik 278 – Maifeiern 281 –
Zustimmung und Verfolgung 284 – «Gleichschaltung» in Wittlich 288 – November-
abstimmung 294 – 1933 – Umwälzung der Gesellschaft 297

8. 1936 – Äthiopien, Spanien: Der Weltkrieg rückt näher . . . 303

Krieg gegen Abessinien 304 – Deutsch-italienische Annäherung 309 – Einmarsch ins
Rheinland 312 – Antisemitische Verfolgung 316 – Olympia 320 – Krieg in Spanien 325
– Vierjahresplan 332 – «Rassische Generalprävention» 334 – Achse Rom-Berlin 336
– Beckett in Deutschland 339

9. Schicksalsjahr 1938 345

«Anschluss» 346 – Raub 352 – Aktion «Arbeitsscheu Reich» 356 – Évian-les-Bains
359 – Sudetenkrise 364 – Pogrom 372 – «Schicksalsjahr 1938» 381

10. Vernichtungskrieg – Lemberg 1941	385
Erster Weltkrieg 387 – Zwischenkriegszeit 389 – Sowjetische Besatzung 393 – Einmarsch der Wehrmacht 397 – Pogrom 399 – Bilder der Gewalt – Gewalt der Bilder 402 – Propaganda 405 – Vernichtungskrieg 407 – Holocaust in Lemberg 410 – Nachkrieg 419	
11. Holocaust. Amsterdam – Sobibór 1943	425
Krankenmorde 426 – Vernichtungskrieg 428 – Westeuropa 429 – Deportation der deutschen und österreichischen Juden 434 – Ausweitung der Deportationen 438 – «Aktion Reinhardt» 440 – Sobibór 443 – Deportationen aus den Niederlanden 449 – Mord in Sobibór 454 – Aufstand 457 – Schlussphase des Holocaust 461	
12.1945 – Eine Welt in Trümmern	469
Das Ende naht 470 – Der Kriegswinter 1944/45 473 – Befreiung in Auschwitz 476 – Luftkrieg 480 – Vorstoss im Westen 484 – Todesmärsche 486 – Victor und Eva Klemperers gefährvolle Flucht 490 – Angriff auf Berlin 494 – Das Ende in Hamburg 498 – V-J Day 502	
Schluss	505
Anmerkungen.....	519
Abkürzungsverzeichnis	573
Literaturverzeichnis	575
Bildnachweis	621
Personen- und Ortsregister.....	622

Einleitung

Wie lässt sich heute eine deutsche Geschichte schreiben? Für den grossen historischen Erzähler Golo Mann war es noch eine unbezweifelbare Tatsache, dass es «die Deutschen» gibt, deren Geschichte grundverschieden von denen anderer europäischer Nationen ist, unvergleichlich, einzigartig und doch den anderen auch nahe und ähnlich.¹ Diese Gewissheit ist uns abhandengekommen, denn wir wissen nunmehr, dass Nationen historischkonstruiert sind.² Gleichwohl bleiben Nationen, darüber werden wir immer wieder aufs Neue belehrt, politisch wirkmächtig. Wenn es darum geht, Gemeinschaft herzustellen, indem man die «Anderen» ausschliesst, wird das Nation-Building zuweilen mörderisch. Dennoch sind in der Geschichtswissenschaft, so Lutz Raphael, jenseits des Nationalen längst «internationale bzw. transnationale Menschengruppen, Vergemeinschaftungsformen, Strukturen oder Prozesse in den Mittelpunkt [gerückt], die bislang aus nationalzentrierter Perspektive als marginal galten».³

Golo Manns grosser Kritiker, der Sozialhistoriker Hans-Ulrich Wehler – man lese nur das scharfe Duell zwischen ihnen in dem kleinen Band «Theorie und Erzählung in der Geschichte»⁴ – hatte gleichfalls Grosses im Sinn, wenn auch nicht die Geschichte einer deutschen Nation, sondern eine theoretisch von Max Weber inspirierte allgemeine deutsche Gesellschaftsgeschichte. Diese gleiche, wie Wehler selbst formulierte, mit ihrer Untersuchung der Wechselwirkungen von Wirtschaft, Herrschaft und Kultur dem, was in der französischen Geschichtswissenschaft Totalgeschichte genannt werde. Entstanden ist eine monumentale «Deutsche Gesellschaftsgeschichte» vom 18. bis ins 20. Jahrhundert, deren Umfang und Materialreichtum in der Geschichtswissenschaft ihresgleichen sucht, von der Wehler selbst aber einräumte, dass Totalität nicht gelingen könne. Dennoch beharrte er darauf, dass sein Ansatz als regulative Idee, als neues Paradigma begriffen werden müsse.⁵

Mit Wehlers Gesellschaftsgeschichte gelang zweifellos ein grundlegender Perspektivwechsel, der die Geschichtswissenschaft in Westdeutschland nachhaltig

geprägt hat und mit der Aura des Durchbruchs einer modernen historischen Sozialwissenschaft bis heute verbunden ist.⁶ Dennoch blieb die Einheit des Untersuchungsgegenstandes, die deutsche Gesellschaft, unhinterfragt. Was aber konstituierte diese Einheit, wenn nicht die Grenzen des (klein)deutschen Nationalstaates, den Wehler auch retrospektiv auf die Zeit vor der Gründung des Kaiserreichs 1871 seinem Werk zugrunde legte? Stellt Staatsbürgerschaft das Kriterium für die Zugehörigkeit zur Gesellschaft dar? Oder bildet die Bevölkerung im Ganzen innerhalb bestimmter nationalstaatlicher Grenzen die Gesellschaft? Gesellschaft war für Wehler nichts Homogenes, Einheitliches, im Gegenteil, aber die Spaltungen und Gegensätze in der deutschen Gesellschaft waren in erster Linie sozial bestimmt. Klassen sind das Strukturelement in Wehlers Gesellschaftsgeschichte, nicht Religion, Geschlecht oder Differenzen aufgrund der Herkunft. Und auch nach innen existierten für Wehler unverhandelbare Bindungskräfte, die trotz aller sozialer Ungleichheit die verschiedenen Klassen zu einer Gesellschaft verschmolzen – und eben eine «totale» Gesellschaftsgeschichte möglich machen sollten.

Thomas Nipperdey brach mit dieser Perspektive des Kollektivsingulars. Er legte sozusagen als Konkurrenzprojekt die mehrbändige, ebenfalls vielgelobte «Deutsche Geschichte» des 19. und frühen 20. Jahrhunderts vor. Darin findet sich die bemerkenswerte Aussage: Würde man die Bände zusammennehmen, so hätten wir es «mit einem Ensemble von Geschichten» zu tun, da die «Teilwirklichkeiten einer Lebenswelt auch schlicht nebeneinander bestehen, unabhängig voneinander».⁷ Eine deutsche Geschichte, wie Nipperdey sie schrieb, war nicht eine Geschichte des Deutschen Reiches, auch keine Geschichte der Deutschen, sondern sollte «die Mitte zwischen einer ‚Geschichte von oben‘ und einer ‚Geschichte von unten‘» halten. Dennoch gab Nipperdey in seinem bewundernswerten Werk nicht den Anspruch einer grossen Synthese auf, sondern hielt am «Ansatz einer totalen Geschichte» fest, in der all die unterschiedlichen Teilwirklichkeiten in einer Gesamtschau dargestellt werden sollen.⁸

Auch Ulrich Herbert erhält in seiner «Geschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert» die Annahme aufrecht, dass die Jahre zwischen 1890 und 1990 trotz der Tatsache, dass sie in zwei Epochen geteilt seien, die unterschiedlicher nicht sein könnten, als historische Einheit zu verstehen seien, die er «Hochmoderne» nennt. Allerdings konzidiert er, dass es einen einzigen Begriff, eine einzige These oder Formel, auf die sich das deutsche 20. Jahrhundert zusammenfassen liesse,

nicht geben könne. Das würde «der Vielfalt, den gegenläufigen Bewegungen, den Unschärfen und vor allem der Kontingenz» der Entwicklungen widersprechen.⁹

Ist es ein Zufall, dass dieses Textgenre der grossen deutschen Geschichten – von wenigen Ausnahmen wie Mary Fulbrook abgesehen, die allerdings gleichfalls ein Buch vorgelegt hat, das das 20. Jahrhundert durch die Perspektive von «Dissonant Lives» betrachtet¹⁰ – von Männern geschrieben wird? Ute Frevert zum Beispiel hat eine andere deutsche Geschichte im 20. Jahrhundert vorgelegt, die Gefühle in den Mittelpunkt stellt. Gefühle «sind auf vielfache Weise in die Geschichte eingewoben. Sie gestalten menschliche Beziehungen, in der Familie ebenso wie in der Politik.»¹¹ Zudem baut Frevert ihr Buch nicht entlang einer Chronologie auf, sondern ordnet es lexikalisch nach Gefühlen, die wiederum jeweils in ihrer historischen Vielheit von Jahrhundertbeginn bis in die Gegenwart dargestellt werden.

I.

An diese historiographische Entwicklung von der vormaligen Gewissheit, dass die deutsche Geschichte eine Einheit bilde, hin zur Einsicht in die Pluralität, Vielgestaltigkeit und Vielzeitigkeit von Geschichten im 20. Jahrhundert knüpft dieses Buch an. Es unternimmt nicht den Versuch, deutsche Geschichte unter ein Paradigma zu stellen. Vielmehr sollen hier angesichts der Zerrissenheit des 20. Jahrhunderts die Brüche und Diskontinuitäten sichtbar werden. Kein Höhenflug über das Jahrhundert, keine Totalaufnahme und auch keine Meistererzählung wird angestrebt, vielmehr der Versuch, die Kanten und Zacken, die Pfade und Wege, die Lichtungen und Abgründe dieser zerklüfteten Landschaft zu zeigen, die wir das 20. Jahrhundert nennen.

Eine solche «neue deutsche Geschichte», um den Titel der Reihe, in der dieses Buch erscheint, ein wenig ironisch aufzugreifen, wechselt die Perspektive. In der «postheroischen Phase» der Geisteswissenschaften im 21. Jahrhundert (Paul Nolte)¹² gibt es keine grossen Helden mehr, die durch die Geschichte führen können. Aber es gibt vielfältige Akteurinnen und Akteure, die auf unterschiedliche Weise ihre Geschichte machen und uns verstehen lassen, was Menschen in diesen Jahren zwischen 1918 und 1945 bewegt hat, wie sie versucht haben, durch die

Zeitläufe zu kommen, sich zu orientieren, Anteil zu nehmen und ihr Leben zu gestalten. In den Worten eines deutschen Historikers, dessen nachhaltige Wirkung auf die Geschichtsschreibung noch immer unterschätzt wird, der meine wissenschaftlichen Arbeiten jedoch stark geprägt hat: Alf Lüdtke, interessieren mich die «Formen, in denen Menschen sich ‚ihre‘ Welt ‚angeeignet‘ – und dabei stets auch verändert haben».¹³ Diese Welt und ihre Bedingungen sind gegeben und zugleich produziert, sind ebenso vieldeutig wie vielschichtig, für individuelle wie kollektive Handlungsoptionen offen. Menschen folgen nicht bloss den Codes und Repräsentationen von Bedeutungen und der Wirklichkeit, die sie vorfinden, sondern sie nutzen Bilder, Worte, Praktiken, um sich zu orientieren; sie variieren sie, reiben sich an der Sprödigkeit der Dinge und verändern sie damit ebenso wie die sozialen Verhältnisse. Oder wie Rosa Luxemburg, einen Satz von Karl Marx aus dem «18. Brumaire des Louis Bonaparte» paraphrasierend, schrieb: «Die Menschen machen ihre Geschichte nicht aus freien Stücken, aber sie machen sie selbst.»¹⁴

In dieser «neuen deutschen Geschichte» stehen die zeitgenössischen Wahrnehmungen im Mittelpunkt. Der verführerische Blick aus der Retrospektive, in dem das Nachfolgende bekannt ist, in dem gewusst wird, wie sich die Geschichte weiterentwickelt hat und sich daher die Ereignisse gleichsam in eine Kette zu fügen scheinen, deren zeitliche Abfolge häufig und falsch mit Kausalität gleichgesetzt wird, soll in diesem Band vermieden werden. Stattdessen stehen die Sichtweisen der damaligen Akteurinnen und Akteure im Vordergrund. Mit welchen Erfahrungen beurteilten sie ihre Gegenwart? Was erschien ihnen bedeutungsvoll, was weniger wichtig? Welche Erwartungen hatten sie an die Zukunft? Wie weit reichte ihr Horizont und ihre Vorstellungskraft? Welche Schlüsse zogen sie für ihr Handeln?

Damit werden die Optionen, Handlungsmöglichkeiten und Alternativen in der damaligen Gegenwart erkennbar, die im starren Blick auf den «siegreichen» Verlauf der Geschichte zu verschwinden drohen. Erst wenn wir die zeitgenössischen Wahrnehmungen wieder entdecken, werden die Handlungen verständlich, die Entscheidungen nachvollziehbar, die Menschen in einer bestimmten historischen Situation getroffen haben. Die immer wieder gestellte Frage, warum so viele deutsche Jüdinnen und Juden nach 1933 nicht das Land verlassen haben, ist zum Beispiel von einem solch retrospektiven Blick geprägt, der um Auschwitz und den Holocaust weiss. Wer jedoch in Deutschland Mitte der 1930er Jahre als

jüdischer Mensch lebte, erfuhr zweifellos antisemitische Diskriminierung und Entrechtung. Aber nach einer oftmals über hundert Jahre reichenden Familientradition in Deutschland, nach dem 19. Jahrhundert der Emanzipation für jüdische Bürger, nach der Erfahrung von Rechtsstaatlichkeit und Demokratie war es kaum vorstellbar, dass diese Deutschen den Judenhass bis zum systematischen Massenmord radikalieren würden. So bedeuteten für etliche Jüdinnen und Juden die Nürnberger Gesetze einen schweren Einschnitt, wurde doch damit die Emanzipation widerrufen. Aber noch dachten viele, dass man mit diesem Unrecht irgendwie umgehen könne, weil die Diskriminierung nun fixiert und deshalb berechenbar geworden sei. Die Novemberpogrome offenbarten dann, wie falsch diese Erwartung gewesen war und welche gewalttätige Radikalität der Verfolgung möglich war. Als der Weltkrieg begann, war ein Entfliehen vor der Vernichtung kaum noch gegeben.

II.

In diesem Buch bilden mehrere Tagebücher – neben denen von Käthe Kollwitz, Oskar Maria Graf und anderen – gewissermassen einen roten Faden durch die Zeit von 1918 bis 1945. Da ist Luise Solmitz aus Hamburg, am Ende des Ersten Weltkrieges 29 Jahre alt, Tochter einer gutbürgerlichen Kaufmannsfamilie und vor ihrer Ehe als Volksschullehrerin tätig, die von 1905 bis 1973 ein ausführliches Tagebuch führte, in dem sie unter anderem aufmerksam die politischen Entwicklungen verfolgte und kommentierte.¹⁵ Das zweite Tagebuch stammt von Matthias Joseph Mehs, 1893 geboren, einem katholischen Gastwirt im kleinen Ort Wittlich in der Eifel. Mehs wurde 1929 für das katholische Zentrum in die Stadtverordnetenversammlung gewählt und begann, die politischen Geschehnisse in Wittlich und in der Region aufzuschreiben und zu reflektieren. Seine Notizen bilden unter anderem die Grundlage für das Kapitel über die nationalsozialistische Machteroberung 1933, weil sie präzise und anschaulich erhellen, wie es den Nationalsozialisten gelang, selbst in einem so katholisch geprägten Ort wie Wittlich, in dem sie noch bei den Wahlen im März 1933 dem Zentrum den ersten Rang überlassen mussten, innerhalb weniger Monate die Hegemonie zu erringen.¹⁶ Neben den umfassenden Aufzeichnungen von Victor Klemperer, dessen Tagebuch-

einträge zur NS-Zeit immer wieder zitiert werden, während seine Beobachtungen und Einschätzungen während der Weimarer Republik meist ausser Acht gelassen werden, ¹⁷ ist das Tagebuch von Willy Cohn, am Ende der Weimarer Republik 45 Jahre alt, der als Lehrer und Historiker in Breslau tätig war, besonders eindrucksvoll.¹⁸ Beide Tagebücher zeigen das prekäre deutsch-jüdische Verhältnis: Willy Cohn als gläubiger Jude, der um die jahrhundertealte Judenfeindschaft wusste und in der Gemeinde Schutz und Solidarität suchte; Victor Klemperer hingegen, der in jungen Jahren zum Protestantismus konvertiert war und sich selbst «nichts als Deutscher oder deutscher Europäer»¹⁹ verstand – und in der NS-Zeit erfahren musste, dennoch als Jude definiert und verfolgt zu werden.

Tagebücher sind seit geraumer Zeit zu einer gängigen Quelle für Geschichten des 20. Jahrhunderts, insbesondere für die Zeit des Nationalsozialismus geworden.²⁰ Allerdings führt die Annahme, in ihnen melde sich ein authentisches Ich unmittelbar und unverfälscht zu Worte, in die Irre. Obwohl in Tagebüchern natürlich ein Ich als Subjekt des Schreibenden wie als Objekt des Beschriebenen eingesetzt ist, stellen sie weniger ein Abbild der geschilderten Innen- und Außenwelt dar als vielmehr ein stets empfundenes, reflektiertes, auch unbewusstes Schreiben der Selbsterforschung, Selbstdarstellung und Selbstvergewisserung, auch der Selbstdisziplinierung. Tagebücher illustrieren nicht die «grosse» Geschichte; das Tagebuchschreiben, so Janosch Steuerer in seiner Studie über Tagebücher der Jahre 1933 bis 1939, «stellt eine zentrale Technik der Erfahrungsverarbeitung in der Moderne dar».²¹ Tagebücher lassen sich nur dann in angemessener Weise als Selbstreflexionen und Weltdeutungen lesen, wenn sie zugleich als Medium der Selbstkonstitution und Welterzeugung verstanden werden.²²

Dennoch besitzen Tagebücher die Qualität der zeitlichen Nähe, denn anders als später formulierte Erinnerungsberichte schildern Tagebücher in der Regel die Ereignisse, Wahrnehmungen, Gedanken des vorangegangenen Tages. Die Schreibenden kennen den Fortgang der Geschichte nicht. Doch sind sie mehr als nur Chronisten ihrer Zeit. Sie gestalten ihre Wahrnehmungen und schreiben sie in spezifischer Weise auf. Selbst dann, wenn Autoren wie Victor Klemperer ausdrücklich darauf beharren, Zeugnis abzulegen, bleiben ihre Aufzeichnungen eine Melange von Berichten über intime, berufliche, politische Ereignisse, von Reflexionen und Positionierungen im Verhältnis des «Ich» zur Umwelt, nicht zuletzt im Versuch, die «Welt» zu verstehen, auch das Bemühen, das eigene «Ich» als Subjekt, als selbstbestimmter Mensch zu behaupten.

III.

Eine «neue deutsche Geschichte» zu schreiben, heisst, explizit Abschied zu nehmen von den «grossen Erzählungen» (Jean-François Lyotard).²³ Sicher entsprechen Grossnarrative dem Bedürfnis, nicht nur dem Weltlauf, sondern auch dem eigenen Lebenslauf einen Sinn zu geben, wie schon der Protagonist Ulrich in Robert Musils Roman «Der Mann ohne Eigenschaften» wusste: «Die meisten Menschen sind im Grundverhältnis zu sich selbst Erzähler. [...] Sie lieben das ordentliche Nacheinander von Tatsachen, weil es einer Notwendigkeit gleichsieht, und fühlen sich durch den Eindruck, dass ihr Leben einen ‚Lauf‘ habe, irgendwie im Chaos geborgen.»²⁴ Aber weist gerade das zerklüftete «Jahrhundert der Extreme» (Hobsbawm) nicht alle Versuche in die Schranken, es mit einer Grosserzählung, sei es Modernisierung, Verwestlichung oder Hochmoderne, zu unterlegen? Hobsbawms eigene Unterteilung in ein «Katastrophenzeitalter», das von 1914 bis 1945 reichte, und ein «Goldenes Zeitalter» von 1945 bis 1990 unterstreicht ebenso wie die neuere zweibändige Geschichte Europas von Ian Kershaw mit den bezeichnenden Titeln «Höllenssturz» und «Achterbahn» die tiefe Diskontinuität, die der Nationalsozialismus und der Holocaust in der europäischen, ja globalen Geschichte bewirkt haben.²⁵ «Das war wirklich, als ob der Abgrund sich öffnet», sagte Hannah Arendt 1964 im Gespräch mit Günter Gaus, als die Sprache auf Auschwitz kam. «Alles andere hätte irgendwie noch einmal gutgemacht werden können, wie in der Politik ja alles irgendwie einmal wiedergutmacht werden kann. Dies nicht. Dies hätte nie geschehen dürfen.»²⁶

Diesem Riss muss auch eine «neue deutsche Geschichte» von 1918 bis 1945 entsprechen. Sie kann nicht mehr einen grossen Bogen spannen, sondern hat vielmehr die Zerklüftungen, das Zerborstene in den Blick zu nehmen und damit auch andere Darstellungsweisen und Erzählformen zu suchen. Vielleicht hilft sowohl die Erinnerung an die Anfänge der modernen Geschichtsschreibung Ende des 18. und Beginn des 19. Jahrhunderts, die eine enge Verbindung zur Literatur besass, als auch der Blick auf die Literatur des 20. Jahrhunderts wie beispielsweise Alfred Döblins «Berlin Alexanderplatz» oder John Dos Passos New-York-Trilogie, um sich der Vielfalt von Ausdrucksformen zu vergewissern, die möglich sind.²⁷

Historische Darstellungen erzählen die Geschichte einer Entwicklung, die für das 20. Jahrhundert geradezu klassisch von der Katastrophe ins Goldene, aus

dem Dunkel in das Licht, von der Barbarei in die weltbürgerliche Zivilisation verläuft. Warum, so liesse sich fragen, sind die Formen der Literatur des 20. Jahrhunderts wie Collagen, Dada oder Montagen, die offenkundig der Zerrissenheit des Jahrhunderts weitaus besser Gestalt geben, noch nicht in der Geschichtsschreibung angekommen? Es gibt Ausnahmen: Saul Friedländer gelingt es mit seiner Geschichte der Verfolgung und Vernichtung der europäischen Juden, Wissen und Erinnerung zueinander in Beziehung zu setzen und eine umfassende Textur zu weben, in der die einzelnen Fäden erhalten bleiben – strenge Wissenschaft als hohe Kunst. Bei ihm ist, wie Jan Philipp Reemtsma beobachtete, immer gleichzeitig alles im Spiel: Zwänge, Nöte, Strukturen, aber auch handelnde Menschen, die von ihrer Freiheit zu handeln bewussten Gebrauch machten. Plötzliche Schnitte, abrupte Perspektivwechsel, wie sie beim Film üblich sind, kennzeichnen Friedländers Stil. Es scheint, als eröffne eben das filmische Narrativ, das mit Bild- und Tonspur und im Bild selbst simultane Perspektiven sicht- und hörbar machen kann, eine Möglichkeit, über den Holocaust – und über das 20. Jahrhundert zu schreiben.²⁸

Daran orientiere ich mich in diesem Buch: In ihm versuche ich nicht, eine Geschichte zu erzählen, sondern Geschichten, die Dissonanzen sichtbar machen sollen. Gegensätze und Widersprüche sollen nicht aufgelöst werden, sondern als konstitutive Elemente einer Spannung bestehen bleiben, unterschiedliche Wahrnehmungen und Sichtweisen nicht integriert, vielmehr ihre Unvereinbarkeit gezeigt werden, Krummes nicht begradigt, Kontingentem nicht im Rahmen einer grossen Erzählung ein sinnhafter Platz zugewiesen werden. Das bedeutet auch, das Fragmentarische der Geschichte, die unabdingbaren Leerstellen, all die zahlreichen Momente, über die wir nichts wissen, nicht zu übermalen, sondern ein Bild entstehen zu lassen, in dem auch die fehlenden Mosaiksteine nicht retuschiert werden.

IV.

Der Wille zum Fragment schlägt sich auch in der Struktur dieses Buches nieder. Es folgt dem zeitlichen Ablauf von der Revolution 1918 bis zum Ende der Zweiten Weltkrieges und der NS-Herrschaft, aber es erzählt keine kontinuierlich fortlaufende Geschichte. Die zwölf Kapitel fokussieren jeweils auf ein bestimmtes Jahr

und werfen Schlaglichter auf deutsche Geschichte. Angeregt von Dan Diners Buch «Das 20. Jahrhundert verstehen» versuche ich nicht, deutsche Geschichte aus einer scheinbar inneren Logik heraus zu schreiben, sondern sie von der Peripherie zu betrachten, von den Rändern, von unten, von aussen.²⁹

Auch «das Deutsche» wird in dieser Weise dezentriert. Auf die Frage, was denn «deutsch» sei, gab es und gibt es eine Vielzahl von divergierenden Antworten, die nicht nur mit dem Faktum zu tun haben, dass die deutsche Gesellschaft eine Migrationsgesellschaft ist, in der Menschen mit ganz unterschiedlichen Geschichten und Kulturen leben. Es ist ebenfalls nicht zu übersehen, dass Deutschland seit der Vereinigung und dem Fall des Ostblocks 1989/90 eine neue Rolle in der internationalen Politik spielt und ein neues Selbstverständnis seine historische Selbstvergewisserung nicht mehr in einer Nationalgeschichte finden wird, sondern einen erweiterten, geöffneten Blick erfordert. Dipesh Chakrabarty hat darauf hingewiesen, dass unser europäisches Verständnis von Geschichte sich eng verbindet mit den Erzählungen von Modernisierung, Staatsbürgerschaft, bürgerlicher Öffentlichkeit und Nationalstaat. Er fordert dazu auf, Europa zu provinzialisieren, es nicht mehr als den Nabel der Welt zu betrachten. Die von ihm kritisierten Narrative sollen aber nicht einfach abgestossen, sondern «mit Erzählungen anderer menschlicher Bindungen» überschrieben werden. Kollektive könnten sich dann auf andere Weise konstituieren und definieren, nicht allein durch die Rituale der Staatsbürgerschaft oder die Tradition der «Moderne», die für die aussereuropäische Welt eher ein Alptraum gewesen ist.³⁰

Nicht zuletzt entstand dieses Buch aus der Einsicht heraus, dass nicht noch einmal wiederholt werden muss, was Hans-Ulrich Wehler, Heinrich August Winkler, Hagen Schulze, Hans-Ulrich Thamer, Andreas Wirsching, Ulrich Herbert und andere bereits mit ihren umfassenden, detailreichen Darstellungen geleistet haben. Muss wirklich noch einmal berichtet werden, dass Heinrich Brüning 1930 Reichskanzler geworden ist, was heute schneller bei «Wikipedia» aufgerufen als in einem Buch nachgeschlagen werden kann? Braucht es jetzt nicht «neue deutsche Geschichten», in denen sich ungewöhnliche, ungewohnte Perspektiven öffnen?

In meinem Buch beleuchten die Kapitel jeweils spezifische Felder: wie die unterschiedlichen Zeitebenen und Handlungshorizonte im revolutionären Jahr 1918 oder die Zeitgleichheit von revolutionären Träumen in München und rechter Konterrevolution mit den Verhandlungen des Versailler Vertrages. 1923 war nicht nur ein Jahr schwerer sozialer Verwerfungen durch die Hyperinflation, sondern

auch eine Hochzeit völkischer Agitation. Die Geschichte schwarzer Menschen in Deutschland und die Kontroversen um *race* und *gender* erzähle ich am Beispiel der Tänzerin Josephine Baker, die 1926 ihren ersten Auftritt in Berlin feierte und zwei Jahre später vor den rassistischen Angriffen zurück nach Paris flüchtete. Während «Babylon Berlin» ein idealisiertes Bild der späten zwanziger Jahre liefert, geht es mir im Kapitel zum Jahr 1930 darum, die tatsächlichen Arbeits- und Freizeitverhältnisse insbesondere von jungen Frauen darzustellen und den tiefen Einbruch im Alltag nachzuzeichnen, den die Weltwirtschaftskrise verursachte.

Im Kapitel zur Machteroberung 1933 will ich am Beispiel des katholischen Eifelorts Wittlich zeigen, wie die Nationalsozialisten innerhalb weniger Monate politische Hegemonie vor Ort erringen konnten. Das Jahr 1936 offenbart dann ein vermeintliches Stück «Normalität» und Konsens in der NS-Gesellschaft, vor allem mit dem Spektakel der Olympiade in Garmisch-Partenkirchen und Berlin. Aber zugleich wirft der kommende Weltkrieg seine Schatten im brutalen kolonialistischen Krieg Italiens gegen Äthiopien und im Spanischen Bürgerkrieg voraus, die beide ihren Widerhall in den deutschen Medien wie privaten Tagebüchern fanden. Wie dieses Deutschland von aussen betrachtet wurde, legen die Tagebuchnotizen des jungen irischen Schriftstellers Samuel Beckett offen, der Deutschland 1936/37 bereiste. 1938 brach die intendierte nationalsozialistische Gewalt offen aus. Der Anschluss Österreichs war von Pogromen gegen Jüdinnen und Juden in Wien und anderswo begleitet; im Juni werden tausende sogenannter «Asoziale» in einer reichsweiten Polizeiaktion verhaftet und in Konzentrationslager verschleppt; im Herbst steht Europa angesichts der deutschen Forderungen nach Annexion von Teilen der Tschechoslowakei am Rand des Krieges; im November kumulierte die antisemitische Gewalt im Deutschen Reich in Pogromen und Zerstörungen.

Der Beginn des Zweiten Weltkriegs markierte eine irreversible Zäsur. Nicht die Planung des Vernichtungskrieges in Berlin, die in zahlreichen historischen Darstellungen beschrieben worden ist, stelle ich in den Mittelpunkt, sondern will am Beispiel der Stadt Lemberg/Lwów/Lwiw vor Augen führen, wie stark die rassistische Vernichtungsgewalt des NS-Regimes auf den ethnisierten gewaltsamen Konflikten der Vorkriegszeit aufsetzen konnte. Der Pogrom in Lemberg Anfang Juli 1941 zeigt das Zusammenwirken der verschiedenen Gewalttäter, der nationalistischen ukrainischen Milizen mit der deutschen Wehrmacht und den SS-Einsatz-

gruppen. Der Pogrom macht aber auch erschreckend deutlich, dass Kriegsgewalt immer auch sexualisierte Gewalt war, an der sich die Täter nicht zuletzt mit Fotografien und Filmen weideten.

Das Kapitel über den Massenmord an den europäischen Jüdinnen und Juden fokussiert auf die Verfolgungspraxis in den Niederlanden wie auf das Vernichtungslager Sobibór, das neben Belzec und Treblinka zu jenen Vernichtungsstätten der sogenannten «Aktion Reinhardt» im besetzten Polen gehörte, in denen 1942/43 annähernd 1,5 Millionen Menschen mit Gas ermordet wurden, darunter auch niederländische Jüdinnen und Juden. Auch hier gilt es, nicht bloss einen Überblick über den Holocaust zu geben, sondern den Erfahrungen der Verfolgten und Überlebenden eine Stimme zu geben, eine «integrierte Geschichte» zu schreiben, wie sie Saul Friedländer gefordert hat.³¹ Im letzten Kapitel schliesslich schildere ich die Erfahrungen der letzten Kriegsmonate aus den ganz unterschiedlichen Perspektiven von Luise Solmitz, Joseph Mehs und dem Ehepaar Klemperer, das nach dem katastrophischen Bombardement Dresdens im Februar 1945 mit falschen Papieren in Bayern untertauchte und in der zerfallenden NS-Gesellschaft versuchte zu überleben. Sicherlich sind die Kapitel miteinander verwoben, schon allein durch die durchgängigen Tagebücher, aber sie lassen sich ohne Weiteres auch einzeln lesen. Leserinnen und Leser sind frei, den konventionellen Weg der Chronologie zu verlassen und ihre eigenen Zeiten und Themen zu wählen.

Den Kapiteln sind Fotografien vorangestellt. Sie bilden keine Illustrationen zum Text, auch wenn sie in inhaltlicher Beziehung zu den jeweiligen Kapiteln stehen. Vielmehr sollen die Fotografien eigene visuelle Akzente setzen, die eine Spannung zum Text markieren, ihn überschreiten, mitunter einen Kontrapunkt darstellen, vor allem an den Abstand erinnern, der zwischen dem historischen Ereignis und der heutigen Betrachtung liegt – «Remontagen der erlittenen Zeit», wie es Georges Didi-Huberman formuliert hat.³²

V.

Die Risse, Verwerfungen und Zerklüftungen in der Geschichte des 20. Jahrhunderts haben Auswirkungen auf unsere Auffassung und Wahrnehmung von Zeit. «Die Vorstellung eines Fortschritts des Menschengeschlechts in der Geschichte», hat Walter Benjamin in seinen Thesen über die Geschichte geschrieben, «ist von

der Vorstellung ihres eine homogene und leere Zeit durchlaufenden Fortgangs nicht abzulösen», und er fährt fort: «Die Kritik an der Vorstellung dieses Fortgangs muss die Grundlage der Kritik an der Vorstellung des Fortschritts überhaupt bilden.»³³

Über Jahrtausende hinweg war der Begriff von Zeit an die wiederkehrenden Rhythmen des Tagesablaufs, der Jahreszeiten sowie der Gestirne und die Erfahrung des eigenen biologischen Alterns gebunden. Erst in der europäischen Neuzeit, so hat uns Reinhart Koselleck gelehrt, öffnete sich der Horizont auf eine gestaltbare Zukunft hin, wurde Zeit als fortschreitende Geschichte gedacht. Und die Industrialisierung benötigte ein Zeitregime unabhängig von der Natur, die das agrarische Leben regelte. Fabrikarbeit wurde in exakt definierten Stunden und Minuten bemessen. Edward P. Thompson hat uns einen anschaulichen Aufsatz über Zeit, Arbeitsdisziplin und Industriekapitalismus hinterlassen, in dem er unter anderem schildert, wie Taschenuhren im 19. Jahrhundert zu einem Alltagsgegenstand wurden.³⁴

Nicht nur ethnologische Forschungen zu aussereuropäischen Gesellschaften, in denen ganz andere Zeitvorstellungen existierten als jene eines homogenen Zeitverlaufs, der mittels des Kalenders und der Uhr gemessen werden könnte, sondern auch die Erfahrungen in der europäischen Moderne selbst, insbesondere im 20. Jahrhundert mit Beschleunigungen, Zeitwirbeln und Zeitzäsuren haben Zweifel an der Vorstellung einer einheitlichen, linearen, für alle gleichermassen geltenden Zeit bewirkt. Die bekannte Rede von der Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen, mit der Ernst Bloch zum Beispiel den Nationalsozialismus zu fassen suchte, bündelt den irritierten Eindruck von dieser veränderten Zeiterfahrung. Archaisches und Hypermodernes findet zur selben Zeit und am selben Ort statt und zerstört die Orientierung an Chronologie – für Lebensläufe wie für die Geschichte von Kollektiven, erst recht für Nationen. Wir leben immer in verschiedenen Zeiten. Achim Landwehr nennt dies «Pluritemporalität».³⁵

An dieses Konzept knüpfe ich mit dem Titel «Zerborstene Zeit» an, um für das 20. Jahrhundert deutlich zu machen, dass wir ihm nicht mehr eine Zeitvorstellung zugrunde legen können, die die Ereignisse, Handlungen, Wahrnehmungen in einen gleichmässig fließenden Zeitstrom einordnet. Es mag für das Ordnen des historischen Materials nützlich sein, der Darstellung die Kalenderzeit zu unterlegen. Aber insbesondere die Selbstzeugnisse, die vielen Stimmen, wie sie zum Beispiel in den Tagebüchern zum Ausdruck kommen, fordern dazu auf, die Viel-

zeitigkeit dieser Epoche ernstzunehmen, die verschiedenen, unterschiedlichen Zeitwahrnehmungen wie Zeitordnungen zu berücksichtigen. Man wird, so die These des ersten Kapitels, die Geschichte der Revolution 1918 kaum schreiben können, ohne auf die voneinander differierenden Zeitregime einzugehen, die bei den verschiedenen Akteurinnen und Akteuren herrschen. Die Panik der Obersten Heeresleitung im September, die darauf drängte, innerhalb weniger Tage einen Waffenstillstand abzuschliessen; der gedehnte Zeitraum, in dem sich das Reichskabinett im Notenaustausch mit dem US-Präsidenten Wilson glaubte; die rasante Beschleunigung, mit der sich hingegen gleichzeitig die Forderung nach Abdankung Wilhelms II. verbreitete; und schliesslich die nervöse Zeit der Revolutionäre, die den richtigen Moment des Aufstands bestimmen mussten – all diese Zeitordnungen bestimmten das Geschehen in der zweiten Jahreshälfte 1918.

Ebenso sorgten die Erlebnisse von den Schlachtfeldern des Ersten Weltkrieges, in dem maschinelle Vernichtungswaffen und industriell hergestellte Kampfmittel wie Giftgas Zehntausende von Männern innerhalb von Sekunden und Minuten töten konnten, oder vom Jahr 1923, in dem Vermögen sich in kürzester Zeit in Luft auflösten und bürgerliche Werte im Wirbel der Hyperinflation zerstoben, für krisenhafte Zeiterfahrungen. Man blieb allein und verloren in der Gegenwart, ohne sicheren Bezug zur Vergangenheit und mit grosser Unsicherheit, was die Zukunft betraf. Dass es den Nationalsozialisten gelang, den «Volksgenossinnen» und «Volksgenossen» mit der Verheissung einer grossartigen Zukunft eine solche Gewissheit zu versprechen, war wesentlicher Teil ihres Erfolgs. Für alle Ausgegrenzten, «Fremdvölkischen», «Gemeinschaftsfremden» dagegen verdüsterte sich die Zukunft, sie wurde unberechenbarer und bedrohlicher. Dass die Zeit zerborsten war, gehörte zu den Grunderfahrungen des 20. Jahrhunderts in Europa.

VI.

Das gilt auch für die Forschenden selbst, die wir in einer spezifischen Gegenwart leben mit einem ungewissen Blick in die Zukunft und mit je eigener Vergewisserung durch die Vergangenheit. Nicht die Vergangenheit, die unwiederbringlich vergangen ist, erforschen wir, als vielmehr die wenigen Relikte, die von ihr überliefert sind. Diese Fragmente interpretieren und deuten wir, begreifend, dass sie zum einen uneinholbar fremd bleiben und zum anderen von uns in eine Ordnung

gebracht werden müssen, die mehr die unsre als die ihrige ist. Sich der Unterschiede zwischen den Zeiten bewusst zu sein, sie nicht kausal miteinander zu verbinden, ihnen einen Zeitpfeil zu unterlegen, der schnurstracks von der Vergangenheit in die Zukunft weist, vielmehr zu akzeptieren, dass das Nacheinander auch ein Durcheinander ist, das nicht in einer linearen Erzählung, in einer Geschichte aufgeht, ist eine unerlässliche Voraussetzung, Geschichte zu schreiben.

Nicht zuletzt gilt es, die eigene Relationierung zu den Zeiten in Rechnung zu stellen und damit die Bezüge zwischen anwesenden und abwesenden Zeiten zu untersuchen. Was menschliche Lebewesen in besonderer Weise auszeichnet, ist der Umstand, dass sie «Verbindungen etablieren können zu Abwesendem, Vorgestelltem, Erdachtem oder nur sprachlich Vorhandenem. So können sie auch Relationen aufbauen zu Wirklichkeiten, die nicht mehr oder noch nicht existieren – also zu vergangenen und zukünftigen Welten».³⁶ Darin läge in der Tat eine spannende Herausforderung historischen Denkens im 21. Jahrhundert: Beziehungen herzustellen zu vergangenen Wirklichkeiten, die Wahrnehmungen und Sichtweisen der damals Handelnden zu erkunden, das Unvorhersehbare zu schildern und dabei die eigene Vielzeitgebundenheit im Blick zu behalten.

Ich habe vielen Menschen zu danken, die mich in den vergangenen Jahren beim Forschen und Schreiben unterstützt, angeregt, ermuntert haben. In zahlreichen Gesprächen konnte ich meine Überlegungen, Absichten, Zweifel mit Kolleginnen und Kollegen, Freundinnen und Freunden diskutieren. Etliche ihrer Hinweise, Einwände, Argumente haben mir sehr geholfen, vor allem ermutigt, an dem Buch weiterzuarbeiten. Auch wenn ich als Autor genannt bin und selbstverständlich die Verantwortung für dieses Buch, auch seine Fehler und Unzulänglichkeiten, allein trage, beruht es doch auf vielen Diskussionen, dem gemeinsamen Nachdenken mit anderen. Nicht alle kann ich an dieser Stelle nennen, ich möchte mich aber ausdrücklich bedanken bei Linde Apel, Martin Bauer, Marc Büggeln, Iris Därmann, Sina Fabian, Valentin Groebner, Anke te Heesen, Werner Könitzer, Dirk van Laak, Per Leo, Thomas Lindenberger, Mark Roseman, Peter Schöttler, Stefanie Schüler-Springorum, Bernd Ulrich, Gerhard Wolf und – auch nach ihrem Tod stets präsent – Alf Lüdtke, Axel Schildt und Inge Marssolek.

Keinen geringen Anteil an der Entwicklung dieses Buches haben die Seminare mit den Studierenden der Humboldt Universität Berlin, an der ich in den vergangenen Jahren tätig war, ebenso wie die Diskussionen mit den Doktorandinnen und Doktoranden. Es war für mich ein besonderes, ja auch beglückendes Erlebnis, die klugen, unvoreingenommenen und unangepassten Überlegungen von jungen Historikerinnen und Historikern zu hören, zu bedenken, mich mit ihnen auseinanderzusetzen. In solchen Momenten schien auf, was Universität bedeuten und leisten kann.

Grete-Rahel Eschrich und Weicheng Huang danke ich für die Unterstützung beim Literaturverzeichnis und Register. Vor allem danke ich meinen Lektoren Detlef Felken und Jörg Später für die vertrauensvolle gemeinsame Arbeit an diesem Buch, für ihren Zuspruch, die hilfreichen Anmerkungen und Vorschläge, insbesondere für die Geduld, die sie mit mir hatten.



*Demonstranten am 9. November 1918 in Berlin,
Unter den Linden.*

1.

Moskau – Washington – Berlin

1918

Am 12. November 1918 trat der Moskauer Sowjet zusammen und beschloss unter anderem, Agenten und Agitatoren nach Deutschland zu senden, um die Revolution dort zu unterstützen. Die feste Überzeugung, dass nur der Sieg proletarischer Revolutionen in Europa, allen voran in Deutschland, das Überleben der sowjetischen Regierung sichern würde, bestimmte sowohl das Handeln der bolschewistischen Führung als auch das von lokalen Parteigruppen. Zahlreiche Parteizellen und Gewerkschaftsvertretungen in Russland schickten Grussadressen an Karl Liebknecht und an die deutschen Arbeiter nach Moskau mit der Bitte, sie nach Berlin weiterzuleiten.¹

Die russische Revolution, die im Februar 1917 begann und mit dem Sturz des Zaren unter Beweis stellte, dass die alten Mächte nicht mehr sakrosankt waren, beflügelte auch in Deutschland die Hoffnung, der Krieg könne nun ein Ende finden. Die sozialdemokratische Presse berichtete über den Aufruf des Petrograder Sowjet Ende März an die Völker der Welt, insbesondere an die deutschen Arbeiter, sich «vom Joch Eures halbautokratischen Regimes» zu befreien, sich nicht mehr «zum Werkzeug der Eroberung und Gewalttätigkeiten in den Händen von Königen, Grundbesitzern und Bankiers» zu machen und den Krieg zu beenden. Der Parteiausschuss der Mehrheitssozialdemokratischen Partei begrüßte Mitte Mai 1917 mit «leidenschaftlicher Anteilnahme den Sieg der russischen Revolution und das durch ihn entfachte Wiederaufleben der internationalen Friedensbestrebungen».² Das Geschehen in Russland, so ein Hamburger Polizeibericht aus dem April 1917, hätte seine Wirkung auf die Massen nicht verfehlt. Man höre doch des Öfteren, dass man es nur so machen müsse wie in Russland, dann würde alles bald anders werden.³ In jenem Monat gingen in Berlin rund 300'000 Menschen auf die Strasse, um gegen die Kürzungen der Brotration zu demonstrieren. Ähnli-

che Aktionen folgten in Leipzig, Braunschweig, Halle und Magdeburg. Zu Ostern gründete sich die Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands (USPD), die sich wegen der Burgfriedenspolitik von der Mehrheitssozialdemokratie (MSPD) trennte und für ihre Antikriegspolitik regen Zulauf erhielt.⁴ Der Militärstaat reagierte hart, verhaftete Streikführer und zog einige tausend Aktivisten als Soldaten zum Frontdienst ein.⁵

In diesem Kapitel stehen das Jahr 1918 und die Entwicklungen im Mittelpunkt, die zur Revolution Anfang November führten. Nicht nur in Deutschland, auch in den anderen europäischen Ländern traten die revolutionären Kräfte hervor, die, gestärkt durch die Revolution in Russland, den Krieg, dem Millionen Menschen zum Opfer gefallen waren, beenden und die Institutionen, die für den Krieg verantwortlich gemacht wurden wie das Militär, die Monarchien, die herrschenden Klassen der Kapitalisten und Grossgrundbesitzer zu Fall bringen wollten.⁶ Dabei darf nicht aus dem Blick verloren werden, dass – so widerstandslos «die Kronen auf das Pflaster rollten», wie es der USPD-Vorsitzende Hugo Haase formulierte – es dennoch die Konterrevolution gab. So unsichtbar sie angesichts der öffentlichen Präsenz der Revolutionäre erschien, so wirksam war sie im Hintergrund und so mächtig erwies sie sich im Januar 1919, wobei sie nicht nur die alten Eliten umfasste, sondern sich durchaus auf einen grossen Teil der deutschen Gesellschaft stützen konnte.

Es geht in diesem Kapitel auch um Zeitstrukturen, unterschiedliche Zeiterwartungen und Zeitregime. Während es der Obersten Heeresleitung im September nach dem Scheitern der Sommeroffensive und dem alliierten Durchbruch an der Westfront gar nicht schnell genug gehen konnte, ein Waffenstillstandsangebot an den US-Präsidenten Wilson zu senden, glaubte Wilhelm II. bis in den November hinein, alle Zeit der Welt zur Verfügung zu haben. Für die Revolutionäre war es ungemein wichtig, den richtigen Zeitpunkt für den Aufstand zu finden, als im Oktober spürbar wurde, wie die Zeit drängte, wohingegen die SPD-Führung gerade noch rechtzeitig ihre Politik wechselte, um nicht von der revolutionären Erhebung aus der Zeit geschleudert zu werden.

Januarstreik

Der Sieg der Bolschewik! in St. Petersburg und Moskau im Oktober/ November 1917 hatte jene russische revolutionäre Fraktion zur Macht gebracht, die, um freie Hand im Innern zu haben, einen Friedensschluss wollte. Der Waffenstillstand, der Anfang Dezember in Kraft trat, brachte dem Deutschen Reich die ersehnte Entlastung vom Zweifrontenkrieg. Die Bolschewik! wiederum hofften auf die Revolution in Europa und spielten bei den Friedensverhandlungen auf Zeit, was die deutsche Seite zum Anlass nahm, weiter militärisch vorzurücken und nicht-russische Nationalbewegungen, insbesondere in der Ukraine, zu unterstützen. Als die deutschen territorialen Forderungen immer massloser wurden, brach Trotzki die Verhandlungen ab, woraufhin deutsche Truppen im Februar 1918 Minsk eroberten und ein unabhängiges Weissrussland proklamierten.

Der Wille zur imperialen Neuordnung Osteuropas unter deutscher Führung war unverkennbar, aber die bolschewistische Position zu schwach, dem entgegenzutreten zu können. Somit war die Anerkennung des Diktatfriedens unausweichlich; dennoch musste Lenin sein ganzes politisches Gewicht in die Waagschale werfen, um die sowjetische Führung zur Zustimmung zu bewegen. Er argumentierte, dass die russische Revolution um der Weltrevolution willen überleben müsse und man bald mit der deutschen Revolution rechnen könne, die den Vertrag dann obsolet werden liesse. Durch den Vertrag von Brest-Litowsk vom 3. März 1918 musste Russland etwa ein Drittel seiner städtischen Bevölkerung, fast alle nicht-russischen Gebiete des einstigen zaristischen Imperiums, eine Fläche etwa zweimal so gross wie das Deutsche Reich, 89 Prozent der Kohlebergwerke und 73 Prozent der Eisenindustrie abtreten. Dieser Diktatfrieden gegen Sowjetrussland fiel erheblich härter aus als der spätere Versailler Vertrag für Deutschland. Er offenbarte den unbeirrten imperialistischen Willen der Führung des Kaiserreichs und diskreditierte jede vorher bekundete Bereitschaft für einen Verständigungsfrieden.⁷

Bereits im November 1917 begann mit dem sowjetrussischen Friedensangebot eine neue Protestwelle der Arbeiterschaft in Deutschland. In Kundgebungen von USPD und MSPD in mehreren deutschen Grossstädten mit Ebert und Scheidemann als Rednern forderten Tausende das Ende des Krieges. Nicht zuletzt die Furcht, ein Friedensabkommen mit der Sowjetregierung könnte wegen der mass-

losen Forderung der deutschen Seite scheitern, löste Ende Januar erneut Massenstreiks aus, nachdem schon Mitte Januar bereits in Österreich ein Generalstreik, dem sich allein in Wien 100'000 Arbeiterinnen und Arbeiter anschlossen, die österreichische Regierung hatte zwingen sollen, radikale Kürzungen der Brot- und Mehrationen zurückzunehmen.⁸

Die Massenstreiks in Deutschland, beginnend mit dem 28. Januar 1918, wurden von den gewerkschaftlichen Obleuten in den Betrieben organisiert, während sich die Gewerkschaftsführungen abseits hielten und kein Streikgeld zahlten. Allein in Berlin traten rund 400'000 Arbeiterinnen und Arbeiter, vor allem aus den Rüstungs- und Metallfabriken, in den Ausstand. Innerhalb weniger Tage breiteten sich die Streiks auch in anderen Industriestädten wie Kiel, Hamburg, Magdeburg aus, so dass schliesslich über eine Million Menschen die Arbeit niederlegten und ein Bündel an Forderungen vortrugen: die ausreichende Versorgung mit Lebensmitteln, ein Frieden ohne Annexionen auf der Grundlage des Selbstbestimmungsrechts der Völker, das freie, gleiche, allgemeine Wahlrecht, ein Ende des Belagerungszustandes, die Freilassung der politischen Gefangenen und schliesslich Pressefreiheit. Gleich am 28. Januar versammelten sich im Berliner Gewerkschaftshaus rund 500 Delegierte aus den bestreikten Betrieben, die sich den Namen «Arbeiterrat Gross-Berlin» gaben. Ein Aktionsausschuss von zehn Personen wurde gewählt, darunter auch eine Frau, Cläre Casper; hinzu sollten USPD und MSPD je drei Vertreter entsenden. Die Unabhängigen schickten Hugo Haase, Georg Ledebour und Wilhelm Dittmann und die Mehrheitssozialdemokraten, die den Anschluss an die Massen in Aktion nicht verlieren und zugleich mässigend wirken wollten, sandten Philipp Scheidemann, Otto Braun und Friedrich Ebert.⁹

Der Staat reagierte mit harter Hand. Das Oberkommando verbot den Streik, verkündete den verschärften Belagerungszustand und setzte ausserordentliche Kriegsgerichte ein. Wilhelm Dittmann wurde verhaftet und später zu fünf Jahren Festungshaft verurteilt, Philipp Scheidemann von der Polizei verprügelt.¹⁰ «Seit 3 Tagen Streik der Munitionsarbeiter», notierte die damals 50-jährige Malerin und Bildhauerin Käthe Kollwitz in ihrem Tagebuch. «, Frieden – Freiheit – Brot'. Heut ging ein grosser Zug vom Bülowplatz aus, wo Schutzleute räumten, durch die Prenzlauer Allee.»¹¹ Dennoch wurde der Streik fortgesetzt; die Konfrontation eskalierte. In Berlin-Charlottenburg und auf dem Alexanderplatz errichteten die

streikenden Arbeiter Barrikaden aus Strassenbahnwaggons, um den Strassenbahnverkehr zu unterbrechen. Sowohl auf Seiten der Polizei wie auf Seiten der Demonstranten gab es etliche Verletzte.¹²

Daraufhin stellte Anfang Februar das Oberkommando sieben Berliner Grossbetriebe unter militärische Leitung. Das bedeutete, dass den Arbeiterinnen und Arbeitern eine Bestrafung nach Kriegsrecht drohte, wenn sie nicht die Arbeit wieder aufnahmen. Das Kräfteverhältnis war ungleich, und so entschied der Aktionsausschuss, dem die sozialdemokratischen Vertreter mittlerweile fernblieben, den Streik am 3. Februar abubrechen. Für die Mehrheitssozialdemokratie markierte der Januarstreik einen «Tiefpunkt ihres politischen Einflusses und Ansehens» (Susanne Miller).¹³ Angetreten, um zwischen Regierung und Arbeiterschaft zu vermitteln, scheiterten ihre Bemühungen um Mässigung an der Härte der staatlichen Reaktion; zugleich wurde die Distanz zwischen sozialdemokratischer Führung und betrieblicher Basis deutlich. Der Führer der Obleute, der Dreher Richard Müller, der als «Rädelsführer» nach dem Ende des Streiks zum Militärdienst eingezogen wurde und erst im September wieder nach Berlin zurückkehrte, schilderte im Rückblick die Atmosphäre so: «Die Arbeiter fühlten sich nicht geschlagen, sondern als Kämpfer, die den Rückzug antreten, um mit stärkerer Kraft vorzustossen. Aus der geschaffenen Stimmung klang es überall heraus: wir brauchen Waffen, wir müssen unsere Propaganda in das Heer tragen. Nur eine Revolution bringt uns Rettung.»¹⁴ In den Worten Arthur Rosenbergs, des ersten Historikers der Weimarer Republik, zeigte der Januarstreik, dass «der deutsche Staatsorganismus todkrank war».¹⁵

Scheitern der Frühjahrsoffensive

Für General Erich Ludendorff, der zusammen mit Generalfeldmarschall Paul von Hindenburg seit August 1916 die Oberste Heeresleitung (OHL) bildete, eröffnete sich nach dem Ausscheiden Russlands und dem Ende des Zweifrontenkrieges endlich die Möglichkeit, mit den frei gewordenen Divisionen aus dem Osten die entscheidende Schlacht an der Westfront schlagen zu können. Allerdings brauchte man, um die imperiale Herrschaft in Osteuropa zu behaupten, auch dort noch viele deutsche Soldaten – ein deutlicher militärischer Nachteil, der zugleich offenbart, wie sehr das Deutsche Reich an seinen imperialistischen Zielen im Os-

ten festhielt und selbst das Risiko einging, zu wenig Soldaten für die Offensive an der Westfront zu besitzen.

Ludendorff, zu diesem Zeitpunkt 53 Jahre alt, der nach der Schulzeit eine Laufbahn als preussischer Berufsoffizier eingeschlagen und es zum Ersten Generalquartiermeister und Stellvertreter Hindenburgs gebracht hatte, stand auf dem Höhepunkt seiner Karriere.¹⁶ Sicherlich war Hindenburg der populärere Heeresführer; Ludendorff brachte jedoch die Energie, den Willen und die organisatorische Kompetenz ein, mit der er nach Bethmann-Hollwegs Sturz als Reichskanzler im Juli 1917 zum faktischen Militärdiktator in Deutschland avancierte. Doch war Ludendorff mehr ein Willensmensch als ein verantwortlicher Politiker, mehr ein an taktischen Vorteilen orientierter Militär, der alles auf eine Karte setzte, als ein strategischer Feldherr, der die Möglichkeiten des Scheiterns mitbedachte. Gegenüber dem späteren Reichskanzler Max von Baden erklärte Ludendorff im Februar 1918 auf die Frage, was geschehen solle, wenn die Offensive misslänge: «Dann muss Deutschland eben zugrunde gehen.»¹⁷

Am 21. März 1918 begann der deutsche Angriff, brachte zunächst einige Landgewinne, blieb dann aber stecken, und auch die folgenden kleineren Vorstöße bis Juli konnten nur geringe Erfolge zeitigen. Die deutschen Verluste an Toten, Verwundeten und Gefangenen betragen annähernd 400'000 Soldaten, ebenso viele wie auf alliierter Seite. Trotz dieser immensen Opfer war die beabsichtigte Entscheidungsschlacht nicht gewonnen worden – und Ende Juli erfolgte die alliierte Gegenoffensive. Am 8. August brachen die alliierten Truppen, die neben Infanterie, Artillerie und Flugzeugen vor allem britische Panzer einsetzten, bei Amiens tief in die deutsche Frontlinie ein und zwangen die deutsche Armee zum Rückzug. An einen militärischen Sieg über die Alliierten war von nun an nicht mehr zu denken.¹⁸

Auf der Sitzung des Kronrates am 14. August, an dem der Kaiser, der Kronprinz, Reichskanzler Georg Graf von Hertling, der Staatssekretär des Auswärtigen Paul v. Hintze, Hindenburg und Ludendorff und andere Militärs teilnahmen, wurde die militärische Lage dennoch weiterhin beschönigt: Man wollte warten, bis sich ein militärisch günstigerer Moment einstellen würde, um dann diplomatische Friedensschritte zu unternehmen. Dieser Moment fand sich nicht, im Gegenteil, die militärische Lage verschlechterte sich durch den alliierten Vormarsch zusehends. Im Südosten Europas brach die bulgarische Front zusammen; Öster-

reich scherte aus und richtete am 14. September ein separates Friedensangebot an die alliierten Mächte; am 26. September erklärte die bulgarische Regierung, dass sie einen sofortigen Waffenstillstand wolle. Ludendorff konnte nicht mehr umhin, den Kaiser und die Reichsregierung über die hoffnungslose militärische Lage zu informieren und dringend einen Waffenstillstand zu fordern.¹⁹

Bitte um Waffenstillstand

Als Hertling und Hintze am 29. September ins Grosse Hauptquartier im belgischen Spa reisten, herrschte dort Panik. Ludendorff erklärte unumwunden, dass ein Sieg ausgeschlossen sei, die alliierten Truppen kurz vor dem Durchbruch stünden und, um einer Katastrophe vorzubeugen, ein sofortiger Waffenstillstand vonnöten sei. Binnen 48 Stunden solle ein entsprechendes Ersuchen an den US-Präsidenten Wilson geschickt werden, und zwar auf der Grundlage der 14 Punkte, die dieser zur Grundlage einer umfassenden europäischen Friedensordnung genannt hatte.²⁰

Wilson, ein angesehener Historiker wie Verfassungsjurist und Präsident der Princeton University, bevor er 1912 zum Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt wurde, hatte am 8. Januar 1918 eine viel beachtete Rede vor dem amerikanischen Kongress gehalten und sein Konzept einer Friedensordnung Europas nach dem Ende des Krieges vorgetragen – nicht zuletzt als amerikanische Antwort auf die bolschewistischen Bemühungen um einen Separatfrieden mit Deutschland.²¹ Das Prinzip, das seinem Programm zugrunde liege, sei «the principle of justice to all peoples and nationalities, and their right to live on equal terms of liberty and safety with one another». Die Tage von Eroberung, Expansion und Geheimverträgen seien vorbei. Neben der Öffentlichkeit von Verträgen, Freiheit der Seefahrt, Gleichheit von Handelsbeziehungen, einer allgemeinen Abrüstung forderte Wilson eine unparteiische Schlichtung aller kolonialen Ansprüche, wobei den Interessen der betroffenen Bevölkerungen ein gleiches Gewicht eingeräumt werden müsste wie den Rechtsansprüchen der Kolonialmächte. Alle besetzten russischen Gebiete sollten geräumt, Belgiens Souveränität wiederhergestellt, das Unrecht, das Frankreich 1871 in Bezug auf Elsass-Lothringen ange-tan worden sei, wieder ausgeglichen werden. Den Völkern Österreich-Ungarns müsse die freie Möglichkeit zu autonomer Entwicklung gewährt werden. Ebenso

sollte ein unabhängiger polnischer Staat errichtet werden, der die Gebiete umfassen würde, in denen eine unbestreitbar polnische Bevölkerung wohnt, und schliesslich sollte – das war das Herzstück von Wilsons Plan – eine allgemeine Assoziation der Nationen («general association of nations») gebildet werden, welche die politische Unabhängigkeit wie territoriale Integrität der grossen wie der kleinen Staaten gewährleiste. In Bezug auf Deutschland betonte Wilson, dass die USA dessen Machtstellung nicht behindern wollten, wenn Deutschland bereit sei, mit allen friedliebenden Nationen der Welt Hand in Hand zu gehen und einen Platz zu akzeptieren, der auf der Gleichheit aller Völker, nicht auf Vorherrschaft beruhe. Die Botschaft Wilsons war klar: Deutschland hatte auf alle Expansionspläne zu verzichten.²²

Für die deutsche Militärführung waren Wilsons Forderungen allerdings nur der Ausgangspunkt für Verhandlungen. Seinem Generalstabsoffizier vertraute Ludendorff an: «Gewinnen wir aber durch den Waffenstillstand auch nur Ruhe oder sind die Gegner in ihren Forderungen zu frech oder zeigt sich sonst die Möglichkeit, noch durch Kampf bis ans Messer unsere Lage zu bessern, dann werden wir, glauben Sie mir, auch bis zum Alleräussersten kämpfen.»²³ Vor allem wollten Hindenburg und Ludendorff die öffentliche Verantwortung für den Waffenstillstand, der ja einem Eingeständnis der militärischen Niederlage gleichkam, der Politik zuschieben. Beide drängten darauf, dass die Waffenstillstandsverhandlungen einer neuen zivilen Regierung übertragen werden, welche die Parteien der Reichstagsmehrheit einbeziehe, worauf Reichskanzler Hertling seinen Rücktritt erklärte. Markig bemerkte Ludendorff gegenüber seinen Generalstabsoffizieren am 1. Oktober, dass er den Kaiser gebeten habe, «jetzt auch diejenigen Kreise an die Regierung zu bringen, denen wir es in der Hauptsache zu danken haben, dass wir so weit gekommen sind. [...] Sie sollen die Suppe jetzt essen, die sie uns eingebrockt haben.»²⁴ Damit war, wie der Historiker Hans Mommsen festgestellt hat, bereits jene Lebenslüge formuliert, welche die Weimarer Demokratie schwer belasten würde, nämlich dass Deutschland im Felde unbesiegt geblieben sei und nicht die Militärführung, sondern die Heimatfront versagt habe, insbesondere die Linke, die für die Massenstreiks und Anti-Kriegsdemonstrationen verantwortlich sei.²⁵

Schock im Reichstag

Während die Parlamentarier in Berlin nach dem Rücktritt Hertlings über Programme und Posten in der künftigen Regierung und einen neuen Reichskanzler debattierten, der dann rasch in Max von Baden gefunden war, stand ihnen die unvermeidliche Konfrontation mit der katastrophalen militärischen Lage noch bevor. Am 2. Oktober lud Vizekanzler Friedrich von Payer, der selbst, wie er fünf Jahre später schrieb, zwei Tage zuvor erst vom Waffenstillstandersuchen als einer «Überraschung entsetzlichster Art» erfahren hatte, die Vertreter aller Reichstagsfraktionen zu sich, um sie durch einen Offizier aus dem Grossen Hauptquartier über die militärische Lage und die Notwendigkeit eines sofortigen Waffenstillstands zu informieren. Die Nachrichten waren für die Berliner Politiker niederschmetternd. Max von Baden liess sich von Zeugen schildern, dass Ebert totenblass geworden sei und kein Wort hätte herausbringen können, Stresemann gleichfalls völlig erschüttert gewesen sei, der Minister v. Waldow den Saal mit den Worten verlassen habe, jetzt könne man sich nur noch eine Kugel in den Kopf schiessen. Allein der polnische Reichstagsabgeordnete Seyda sei freudig aus dem Sitzungszimmer gekommen, und der Führer der Unabhängigen Sozialdemokraten Haase sei auf seinen Parteifreund Ledebour mit den Worten zugestürzt: «Jetzt haben wir sie!»²⁶

Noch auf der Fraktionssitzung der MSPD, die am selben Tag stattfand, erlitt Ebert, der zwei seiner Söhne im Krieg verloren hatte, einen «Weinanfall» – so sein Fraktionskollege Eduard David.²⁷ Ebert berichtete, dass Max von Baden eine Regierung nur unter Einschluss der Sozialdemokraten bilden wolle. Er sei bereit dazu, denn es sei «die Pflicht jeder Partei, dem Volke in diesen unendlich entscheidungsschweren Tagen seine Kraft in jeder Beziehung zur Verfügung zu stellen».²⁸ Zwar billigte die Fraktion mehrheitlich den Regierungseintritt, aber es gab auch etliche Gegenstimmen, die wie Philipp Scheidemann davor warnten, im Augenblick des Zusammenbruchs in ein total bankrottetes Unternehmen einzusteigen, an dessen Spitze auch noch ein Prinz stehe.²⁹ Ebert jedoch setzte den folgen-schweren Beschluss durch, und der Kritiker Scheidemann gehörte zwei Tage später selbst der Regierung Max von Baden an. Die Staatstreue und die empfundene nationale Verantwortung hatten über das politische Kalkül gesiegt, erst den Zu-

sammenbruch der alten Mächte abzuwarten und dann die Regierung, nun als Retter und Erneuerer, zu übernehmen.

Auch Max von Baden, der am i. Oktober nachmittags in Berlin eintraf, erfuhr erst zu diesem Zeitpunkt von dem militärischen Desaster und lehnte zunächst schockiert die Kanzlerschaft ab.³⁰ Zugleich verstärkte die militärische Führung den Zeitdruck. Das Waffenstillstandsangebot müsse sofort hinausgehen, drängte Ludendorff am i. Oktober und fügte hinzu, dass die Truppe heute noch halte. Was morgen geschehe, sei nicht vorauszusehen.³¹ Ebenso insistierte Hindenburg am selben Tag mit einem Telegramm an den Vizekanzler von Payer auf einem sofortigen Waffenstillstandsgesuch.³² Der Vertreter des Auswärtigen Amtes hatte den Eindruck, dass man im Grossen Hauptquartier völlig die Nerven verloren habe.³³ Am 3. Oktober war dann endlich die Note an den US-Präsidenten Wilson fertig, die über die Schweizer Regierung nach Washington übermittelt wurde.³⁴

Erschütterung der Öffentlichkeit

Für das deutsche Publikum, das in den vergangenen Jahren vor allem Siegesmeldungen in den Zeitungen gelesen hatte, waren die plötzlichen Eingeständnisse ein Schock. Am 29. September brachte das *Berliner Tageblatt* auf der ersten Seite eine Karte mit der zurückgezogenen neuen Frontlinie, am 30. September die Erklärung Wilhelms II. zum Rücktritt Hertlings und des Kaisers Absicht, «dass Männer, die vom Vertrauen des Volkes getragen sind, in weitem Umfang teilnehmen an den Rechten und Pflichten der Regierung», um dann in den folgenden Tagen umfänglich über die Bildung der neuen Regierung unter Max von Baden zu berichten.³⁵

Der Romanist Victor Klemperer, der 1918 gehofft hatte, eine Professur an der deutschen Universität im belgischen Gent anzutreten, notierte: «Am 29. September hielt ich alles für verloren, die allgemeine und meine private Genter Sache. Ich sagte mir: Wenn die Zensur einen solchen Artikel der ‚Münchener Neuesten Nachrichten‘ passieren lässt! Es hiess darin, Bulgarien sei am Ende, die Türkei am Ende, die Siegfried-Linie bei Cambrai durchbrochen, die Westoffensive der Entente noch immer nicht zum Stillstand gebracht, müssten allen phantastischen Hoffnungen entsagen, wir kämpften in äusserster Verteidigung. Aber am nächs-

ten Tag war ich wieder etwas zuversichtlicher: Die innerpolitische Entwicklung bewegte sich nun rasch auf die parlamentarische Demokratie zu, und mir fiel Vos-selers Wort ein: Innere Freiheit, und wir finden die Kraft, bis zu einem würdigen Frieden durchzuhalten.»³⁶ Die junge Hamburger Lehrerin Luise Stephan, spätere Solmitz, Tochter einer gutbürgerlichen Kaufmannsfamilie, damals 29 Jahre alt und liberal eingestellt, nicht zuletzt durch einen einjährigen Englandsaufenthalt vor dem Ersten Weltkrieg, die zwischen 1905 und 1973 ein ausführliches Tagebuch schrieb, hielt am 27. September fest: «Ein schwarzer Tag für mein Vaterland. Der erste Bundesgenosse [Bulgarien, M. W] fällt offenkundig ab. [...] Wohin steuern wir??? Ich muss sagen: sah ich neulich den Frieden nirgends, auch nicht in noch so weiter Ferne, – jetzt scheint er mir selbstverständlich nahe, aber ein Friede zu unserem Schaden. Unsere Firma löst sich auf, die Entente behält in allem recht. [...] Unsere Niederlage ist die Niederlage der sittlichen Weltordnung.» Und wenige Tage später, am 6. Oktober: «Schluss unserer Friedensnote: ‚Um weiteres Blutvergiessen zu vermeiden, ersucht die deutsche Regierung, den sofortigen Abschluss eines allgemeinen Waffenstillstandes zu Lande, zu Wasser und in der Luft herbeizuführen.‘ – Sofort, sofort! Wie das klingt. [...] Vor einer Woche entsetzten wir uns über Bulgariens Angebot; jetzt liegt unser eignes vor. Man kommt ausser Atem, um mit den Ereignissen Schritt zu halten. Unsere gepeinigten und überreizten Nerven können kaum noch alles verarbeiten.»³⁷

Käthe Kollwitz, die sehr um ihren Sohn Peter trauerte, der im Herbst 1914 gefallen war, versuchte in ihrem Tagebuch, sich Klarheit zu verschaffen: «Deutschland steht vor dem Ende. Widersprechendste Gefühle. Deutschland verliert den Krieg. Was kommt nun? Wird das patriotische Gefühl noch einmal so aufflammen, dass eine Verteidigung bis zum letzten einsetzt? [...] Wahnsinn käm es mir vor, wenn das Spiel verloren ist, es nicht abubrechen und zu retten, was noch zu retten ist. Die Jugend, die noch lebt, muss Deutschland behalten, sonst verarmt es absolut. Darum nicht einen Tag weiter Krieg, wenn man erkennt, dass [er] verloren ist. [...] Mein Gott, diese Zeit. Sie nimmt Schritte in Siebenmeilenstiefeln. Alles flutet. Unser Kriegsunglück kann neues Leben für Deutschland bedeuten. Als ich heut hörte, dass Legien, Ebert in die Regierung eintreten, hatte ich ein ungeheures Freudegefühl. Aber selbst wenn die Sozialdemokratie das Staatsschiff glücklich zu lenken imstande wäre: Es bleibt dabei, dass Deutschland den Krieg verliert und ein schweres langes Besiegtenleiden zu tragen haben wird. Geht all das Leiden, das noch kommt und das aus seiner Niederlage kommen wird, über

das Leiden dieser 4 Kriegsjahre heraus? Wo sind seine Millionen junger Menschen? Nein, Deutschland will aufhören mit dem Kriege, ganz Europa will aufhören mit dem Kriege.»³⁸

Am 5. Oktober berichtete der neue Reichskanzler Max von Baden zum ersten Mal öffentlich, dass die deutsche Regierung ein Waffenstillstandsgesuch an US-Präsident Wilson gerichtet hatte. «Man konnte gestern abend», so meldete das *Berliner Tageblatt* tags darauf, «in den Strassen Berlins, als die Menge bei Later-nenschein diese Rede las, die hoffnungsvollen Rufe hören: ‚Das ist der Frieden! Der Frieden ist da!‘»³⁹

Revolutionäre Hoffnungen

Für die Unabhängigen Sozialdemokraten war das Waffenstillstandersuchen der Ausdruck des vollkommenen Scheiterns der alten Ordnung. Zugleich kritisierten sie die Mehrheitssozialdemokraten, weil diese, «in dem Moment, da die bürgerliche Gesellschaft in allen Fugen kracht», sich in die Regierung haben einbinden lassen. Nicht einmal eine Amnestie für politische Delikte und die Aufhebung des Belagerungszustandes habe die SPD verlangt. Dagegen forderte die USPD-Führung die sofortige Räumung aller besetzten Gebiete und Amnestie für alle wegen politischer Delikte verurteilten Zivilpersonen, Soldaten und Matrosen, zudem Aufhebung des Belagerungszustandes, Einführung des Verhältniswahlrechts und des Wahlrechts für Frauen, Demokratisierung der Verfassung. «Unser Ziel ist die sozialistische Republik.»⁴⁰

Auch die linksradikale Spartakus-Gruppe, die sich Anfang Januar 1918 gegründet hatte, diskutierte die politische Wende am 12./13. Oktober auf einer reichsweiten Konferenz an einem geheimen Ort: «Die Zertrümmerung des deutschen Imperialismus hat die deutsche Verfassung und die deutsche Wirtschaftsorganisation aufs Tiefste erschüttert und schafft dadurch eine revolutionäre Situation, die alle Probleme neu entrollt, die die deutsche Bourgeoisie in der Revolution von 1848 nicht zu lösen fähig war. [...] In dieser weltpolitischen Situation ist in die Hände des deutschen Proletariats die Entscheidung darübergerlegt, ob die proletarische Revolution, die in Russland ihren Anfang nahm, durch die Machtentfaltung der Weltbourgeoisie erdrosselt werden soll.»⁴¹ Im Gegensatz zu ihrer weltumspannenden Rhetorik besass die Spartakus-Gruppe indes nur wenige lokale

Stützpunkte. Neben Berlin waren es Stuttgart, Braunschweig, Dresden, Chemnitz, Duisburg, Düsseldorf und, zählt man die Gruppe der Linksradikalen hinzu, auch Bremen. Hingegen gab es keine aktionsfähigen Gruppen zum Beispiel in den Grossstädten Hamburg, Köln, Hannover, München, Breslau oder den wichtigen Industriestandorten des Ruhrgebiets. Zudem befand sich fast die gesamte Führung der Spartakus-Gruppe: Rosa Luxemburg, Karl Liebknecht, Wilhelm Pieck und Leo Jogiches in Haft, sodass die zentrale Organisation von wenigen geleistet werden musste. Zwar gab es ab dem Frühjahr 1918 finanzielle Unterstützung aus Russland, aber der Apparat war geschwächt, weil die Druckerei der Spartakusbriefe im Juni und die Versandzentrale im August 1918 zerschlagen worden waren.⁴² «Es ist ein Unglück, dass sie so schwach sind», schrieb der sowjetische Botschafter in Berlin, Joffe, an Lenin am 13. Oktober 1918.⁴³

Auch in Moskau beobachteten die führenden Bolschewiki, die Wilsons «14 Punkte» in russischer Übersetzung in ganz Petrograd hatten plakatiert lassen,⁴⁴ die Vorgänge in Deutschland sehr genau. Die Niederlage des Deutschen Reiches stand offenkundig bevor und rückte damit die Revision des Diktatfriedens von Brest-Litowsk auf die Tagesordnung. Sollte Sowjetrussland nun Deutschland den Krieg erklären und gemeinsam mit den Entente-Mächten kämpfen, um an einem künftigen Friedensvertrag beteiligt zu werden und verlorene Territorien sowie Entschädigungen zu gewinnen? Lenin, der sich noch immer zur Genesung nach dem Attentat im August 1918 ausserhalb Moskaus in Gorki aufhielt, entschied sich anders. In einem Brief an das ZK der Russischen Kommunistischen Partei (B), das am 3. Oktober tagte, führte er aus, dass die Regierungskrise in Deutschland der Beginn der Revolution sei. Entsprechend müsse Russland offiziell Distanz sowohl zum kaiserlichen Deutschland als auch zur Entente halten, denn die zu erwartende proletarische Revolution in Deutschland werde die politische Lage radikal verändern.⁴⁵

Die sowjetrussische Botschaft in Berlin unter Leitung von Adolf Abramovic Joffe, die im April 1918 nach dem Vertrag von Brest-Litowsk eröffnet worden war – die erste sowjetische Auslandsvertretung –, hatte sich schon in den Monaten zuvor bemüht, die revolutionären Aktivitäten der Linken in Deutschland zu unterstützen. Sie glied «1918 eher einem konspirativen Revolutionärstreffpunkt als einer diplomatischen Vertretung».⁴⁶ Auch USPD-Führer wie Hugo Haase, Georg Ledebour, Oscar Cohn gingen dort aus und ein.

Obwohl die Sowjets die deutsche Linke mit mehreren hunderttausend Mark fi-

nanziell stark unterstützten – der sowjetische Volkskommissar für Äusseres, Tschitscherin, nannte im Dezember 1918 sogar die Summe von über 10 Millionen Rubel, die für «Zwecke der deutschen Revolution» bestimmt waren⁴⁷ –, fiel Joffes Urteil über deren revolutionäre Stärke vernichtend aus. Im Mai 1918 berichtete er dem Volkskommissariat für auswärtige Angelegenheiten: «Eine reale Opposition gibt es nicht. Die Unabhängigen sind schlapp und ekelerregend prinzipienlos, sie sind zutiefst davon überzeugt, dass die Rettung nur in der Niederlage im Westen besteht, doch beeindruckt von der rohen Gewalt der deutschen Waffen fürchten sie sich vor einer möglichen Niederlage. [...] Die Spartakisten sind völlig zerschlagen, der grössere Teil von ihnen befindet sich zur Zeit im Gefängnis, die übrigen sind eingeschüchtert und kraftlos...»⁴⁸ Noch im September äusserte sich Joffe in einem Brief an Lenin: «Die Unabhängigen sind ganz hoffnungslos und untauglich als *revolutionäre* Partei. Die Besten von ihnen wie Ledebour sind Parlamentarier par excellence. Sie verstehen nichts anderes. Die Spartakisten haben Angst vor Verhaftungen. Der grössere Teil der Jugend (wenn nicht nach dem Alter, so nach der revolutionären Erfahrung) ist imstande, unter einer Führung zu arbeiten, und sie haben wirklich etwas geleistet, als Tyszka [Leo Jogiches, M. W] noch frei war; und sie stellen sich vor, wenn sie einmal ein Flugblatt herausgegeben haben (das sie überhaupt nicht verteilen können), das hätte sogar schon zu viel revolutionären Geist.»⁴⁹

Die Kriegsgesellschaft zerfällt

Für die deutschen Soldaten im Feld war das Waffenstillstandsangebot ein klares Signal, dass es keinen Grund mehr gab weiterzukämpfen. Auch in der französischen Armee war es bereits 1917 zu massenhaften Meutereien und Desertionen gekommen, ebenso in der deutschen Marine: Im August 1917 widersetzten sich in Wilhelmshaven etwa 400 Matrosen den Befehlen, verliessen die Schiffe und zogen durch die Kneipen der Stadt. Die alarmierte Admiralität definierte das Verhalten als «Meuterei», nachdem bei den Matrosen USPD-Material gefunden worden war; 75 Matrosen wurden inhaftiert und zwei von ihnen sogar hingerichtet.⁵⁰

Der Waffenstillstand mit Russland und der Vertrag von Brest-Litowsk befeuerten die Hoffnungen auf ein baldiges Kriegsende, und die Frühjahrsoffensive 1918 galt vielen Soldaten als letzte grosse Anstrengung, um den Krieg zu beenden.

Doch als das Scheitern der Offensive deutlich wurde, verbreitete sich das Gefühl, dass die militärische Führung keinen Plan mehr besitze und die Niederlage unvermeidlich sei.⁵¹ Hinzu kam, dass es an Material und Ausrüstung mangelte und die Zahl der einsatzfähigen deutschen Soldaten zwischen März und Juli um nahezu eine Million von 5,1 auf 4,2 Millionen Mann sank und kaum Ersatz aus der Heimat herangeschafft werden konnte.⁵² Fronttruppen waren ohne Pause monatelang im Einsatz und litten zunehmend an körperlicher wie psychischer Erschöpfung und Überlastung. Die Grippe-Epidemie, die in der ersten Welle im Mai und Juni die alliierten Armeen erfasste, erreichte das deutsche Heer wenige Wochen später im Juni und Juli. In diesen Monaten erkrankten annähernd 700'000 deutsche Soldaten. Auch wenn die Offensiven nicht, wie die deutsche Heeresleitung später behauptete, davon berührt waren, trugen die Massenerkrankungen doch sehr zur Schwächung und zur Kriegsmüdigkeit bei.⁵³ Darüber hinaus war die Lebensmittelversorgung schlecht, und die Soldaten gewannen den Eindruck, dass sie darben mussten, während die Offiziere in Saus und Braus lebten.

Hunderttausende von Soldaten versuchten nun, sich eigenmächtig dem Krieg zu entziehen. Etwa 385'000 deutsche Soldaten ergaben sich den Alliierten, und bis zu einer Million Soldaten desertierten und versuchten, sich auf eigene Faust nach Hause durchzuschlagen.⁵⁴ In einem Feldpostbrief aus dem August 1918 hiess es: «Nur eins wäre für mich noch die Rettung, der Krieg nimmt dies Jahr noch sein Ende und man könnte einmal frei sprechen, denn solange man die Sklavenkleider anhat, darf man die Wahrheit nicht sprechen, zwar weiss es ja schon ein jeder, der auch nicht Soldat ist, wie man gedrückt wird, aber der Krieg hat ein jeden zum Sozialdemokraten gemacht.»⁵⁵

Ebenso herrschte an der «Heimatfront» Kriegsmüdigkeit, vor allem bedingt durch die desolote Versorgungslage, die weite Teile der Bevölkerung erfasste. Schon vor dem Krieg war das Deutsche Reich nicht in der Lage gewesen, sich autark zu ernähren, sondern auf Importe angewiesen. Daher traf die britische Seeblockade die Lebensmittelversorgung der deutschen Bevölkerung hart, zumal die Behörden in Erwartung eines raschen Sieges nichts unternommen hatten, um die Versorgung vorausschauend sicherzustellen. Erst im Mai 1916 wurde ein Kriegs-ernährungsamt gegründet. 1915 war es in Berlin bereits zu Lebensmittelunruhen gekommen, die den Unmut der Bevölkerung, vor allem der Frauen, über das Ver-

sagen der Behörden unüberhörbar zum Ausdruck brachte.⁵⁶ Hinzu kam 1918 die Grippeepidemie, deren erste Welle Berlin Anfang Juli erreichte. Zwar lagen die Todeszahlen in Deutschland nicht so hoch wie in anderen europäischen Ländern – weltweit starben vermutlich bis zu 50 Millionen Menschen an der Spanischen Grippe 1918/19 – und Seuchen wie Tuberkulose oder Diphtherie gehörten noch zum Alltag. Aber die massenhaften Erkrankungen beeinträchtigten das städtische Leben; Mitte Oktober kam es zu Ausfällen bei der Berliner Strassenbahn; es mussten Schulen geschlossen werden; der Post-, Telegraphen- und Fernspreverkehr litten unter dem Ausfall des Personals; nach Angaben der Allgemeinen Ortskrankenkasse wurden täglich deutlich mehr als tausend neue Erkrankungen gemeldet.⁵⁷ Erst Ende Oktober war ein Abflauen der Grippeerkrankungen in Berlin zu beobachten, doch dauerte es bis Anfang November, bis die Schulen wieder geöffnet wurden.⁵⁸ Die Behörden scheuten im vierten Kriegsjahr vor drastischen Präventionsmassnahmen zurück, um die ohnehin schlechte Stimmung in der Bevölkerung nicht noch weiter zu drücken, was wiederum zur Folge hatte, dass viele dem Staat Untätigkeit und Unvermögen vorwarfen. Da die Ursachen für die Grippe nicht bekannt waren, wurde sie für eine Folge der schlechten Ernährung und Unterversorgung gehalten, was dem wilhelminischen Regime angelastet wurde.⁵⁹

Das Auf und Ab zwischen Hoffnung und Enttäuschung, Siegeserwartung und Niedergeschlagenheit im Laufe des Jahres 1918 lässt sich an den monatlichen Stimmungsberichten des Berliner Polizeipräsidenten gut ablesen. Ende April meldete dieser dem preussischen Innenministerium: «Die Stimmung ist sehr gehoben. Dem siegreichen Vorrücken auf Frankreichs und Belgiens Boden folgt man mit grösster, hoffnungsvollster Spannung.» Einen Monat später hiess es: «Die mit den fortschreitenden Erfolgen im Westen stetig gestiegene Stimmung ist seit Eintritt der grossen Kampfpause mehr und mehr gesunken. Jetzt ist das Feld wieder frei für Kleinmütige und missgünstige Gerüchte.» Im Juni, so hiess es, habe sich durch den Vorstoss bis zur Marne und das österreichische Vorgehen gegen Italien die Stimmung wieder gehoben. Im Juli stellt der Polizeipräsident fest, dass die Offensiven ohne besondere Spannung aufgenommen worden seien: «Die Volksseele wird eben jetzt von der einen Frage bewegt: ‚Wann kommt der Friede?‘»⁶⁰

Ganz deutlich waren die Hoffnungen, die sich an die deutsche Frühjahrsoffensive geknüpft hatten, mit der Aussicht verbunden, dass damit der Krieg sich dem

Ende zuneige. Als im Oktober das Waffenstillstandsersuchen der deutschen Regierung öffentlich gemacht wurde, stieg die Erwartung auf ein baldiges Kriegsende. Doch je mehr sich der angekündigte Waffenstillstand verzögerte, die diplomatischen Noten zwischen den USA und Deutschland hin und her gingen, ohne dass das Ende des Krieges in Sicht war, desto drängender, ungeduldiger wurden die Menschen. Während sich auf dem diplomatischen Feld die Zeit zu dehnen schien, wurde sie den Menschen knapp. Sie wollten nicht länger warten.

Notenwechsel

In den USA war man sich nicht schlüssig, wie mit dem deutschen Waffenstillstandsersuchen umzugehen sei. Die Antwort der amerikanischen Regierung hing von der Einschätzung ab, wie stark noch die militärische Kraft des deutschen Heeres sei und mit welcher politischen Macht im Deutschen Reich Friedensverhandlungen geführt werden könnten. So wurde nach ausgedehnten Beratungen zwischen dem 6. und 8. Oktober eine erste Antwort nach Deutschland gesandt, die eine Reihe von Rückfragen enthielt. Die US-Regierung wollte erstens wissen, ob die deutsche Führung Wilsons Friedensbedingungen annehme oder diese nur als einen Einstieg in nachfolgende Verhandlungen betrachte. Zweitens, ob der Kanzler «nur für diejenigen Gewalten des Reiches spricht, die bisher den Krieg geführt haben». Die Antwort auf diese Frage, so hiess es in der Note, halte der Präsident «für ausserordentlich wichtig». Und drittens könne er den Verbündeten keinen Waffenstillstand vorschlagen, solange deutsche Truppen auf deren Boden stünden.⁶¹

Als das Kabinett am 9. Oktober eine Antwort auf die Note Wilsons beriet, ging es zunächst um die militärische Lage. Ludendorff schilderte sie als desaströs: Die Divisionen seien nicht mehr kampffähig, ein Durchbruch der alliierten Truppen jederzeit möglich; die eigene Armee brauche unbedingt eine Pause, um sich wieder zu konsolidieren. Eine Räumung der besetzten Gebiete dauere mindestens zwei bis drei Monate.⁶² In der Antwortnote, die daraufhin am 12. Oktober nachmittags unter ausdrücklicher Billigung der OHL abgeschickt wurde, bekräftigte die deutsche Regierung, dass die 14 Punkte Wilsons die «Grundlagen eines dauernden Rechtsfriedens» seien, wobei sie davon ausgehe, dass auch die alliierten

Regierungen Wilsons Punkte akzeptierten. Der verlangten Räumung stimmte die Reichsregierung zu.⁶³

«Die deutsche Antwort an Wilson!! Wir entsprechen den Räumungsvorschlägen!!! [...] Wer hätte an so ein Ende gedacht», notierte Luise Stephan, spätere Solmitz, am 13. Oktober in ihrem Tagebuch. «Die Zeitungen klammern sich an etwaige milde Gesinnung des Feindes, den sie bisher beschimpften; unerträglich. [...] Ich war nie alldeutsch, aber wie ungeheuerlich erschien mir doch in der Friedensresolution der Verzicht auf alle Vorteile. [...] Niemand fasst, wies so plötzlich über uns hereinbrach.»⁶⁴

Die dritte Frage nach der demokratischen Legitimation, vom amerikanischen Aussenminister als «ausserordentlich wichtig» hervorgehoben, machte dem Reichskabinett offensichtlich keine Sorgen. So hiess es lapidar in der Antwortnote, dass die jetzige deutsche Regierung von der grossen Mehrheit des Reichstages unterstützt werde und der Reichskanzler auch im Namen des deutschen Volkes spreche.⁶⁵ Eben dies war jedoch just in diesem Moment zweifelhaft geworden, denn eine Schweizer Zeitung hatte am 9. Oktober einen privaten Brief von Reichskanzler Max von Baden aus dem Januar 1918 veröffentlicht, in dem er sowohl die Friedensresolution des Reichstages im Juli 1917 wie die Bestrebungen nach mehr parlamentarischen Rechten scharf verurteilte. Konnte dieser Mann mit den Alliierten über einen Friedensschluss verhandeln? Scheidemann und selbst Ebert forderten seinen Rücktritt.⁶⁶ Die anderen Parteien stimmten zwar dieser Einschätzung im Prinzip zu, hielten aber einen raschen Wechsel des Reichskanzlers für praktisch unmöglich. Tags darauf lenkten auch die Sozialdemokraten ein und stützten weiterhin eine Regierung, die öffentlich in Misskredit gekommen war.⁶⁷

Ein zweites Ereignis erschütterte die Glaubwürdigkeit der deutschen Regierung. An dem Tag, als die Antwortnote an Wilson abgeschickt wurde, torpedierte ein deutsches U-Boot einen amerikanischen Passagierdampfer, der zwischen Irland und England verkehrte. 450 Menschen, darunter 135 Frauen und Kinder, kamen ums Leben. Das Entsetzen in England und den USA war gross, und Wilson geriet unter öffentlichen Druck, der deutschen Regierung eine scharfe Antwort zu erteilen. Nicht zuletzt beförderte der Angriff Wilsons Misstrauen, dass in Deutschland nach wie vor die alten militaristischen Kräfte am Werk seien, die trotz Waffenstillstandersuchen keineswegs daran dachten, den uneingeschränkten U-Bootkrieg zu beenden. Ausserdem reagierten die französischen und britischen Verbündeten auf den deutsch-amerikanischen Notenwechsel, der ja über

ihre Köpfe hinweg erfolgte, mit Argwohn und verlangten, dass Waffenstillstandsbedingungen nur vom gemeinsamen Obersten Kriegsrat festgelegt würden.⁶⁸

Entsprechend deutlich fiel Wilsons Antwortnote vom 14. Oktober aus, die sogleich veröffentlicht wurde: Räumung und Bedingungen des Waffenstillstands würden von den alliierten Militärs festgelegt; die Überlegenheit der alliierten Armeen müsse weiterbestehen. Solange die deutschen Streitkräfte mit «ungesetzlichen und unmenschlichen Praktiken» kämpften, würden die Alliierten einen Waffenstillstand nicht in Erwägung ziehen. Schliesslich wies Wilson ausdrücklich auf seine Rede am 4. Juli 1918 hin, in der er die «Vernichtung jeder militärischen Macht überall» gefordert hatte. US-Aussenminister Lansing schloss im Namen Wilsons daran: «Und die Macht, welche bis jetzt das Schicksal der deutschen Nation bestimmt hat, ist eine von denjenigen, welche der Präsident im Auge hat. Die deutsche Nation hat die Wahl, dies zu ändern.»⁶⁹ Klarer liess sich in diplomatischer Sprache die Forderung nach einem grundlegenden politischen Wechsel wohl kaum ausdrücken.

«Die Kronen rollen auf das Pflaster»

Das Kabinett mochte dennoch die Brisanz der Lage nicht sehen. Die Minister, allen voran Philipp Scheidemann, beruhigten sich damit, dass Wilson nicht den Kaiser absetzen wolle, sondern lediglich eine konstitutionelle Monarchie wie in Italien oder Belgien im Sinn habe – als gäbe es noch Zeit für Diskussionen.⁷⁰

Hingegen wurden die Stimmen in der Bevölkerung immer vernehmlicher, die auf den Kaiser keine Rücksicht mehr nehmen wollten, wenn er ein Hindernis für den Friedensschluss sei. Am 10. Oktober sprach sich Adolf Braun, Chefredakteur der sozialdemokratischen *Fränkischen Tagespost*, in einem Leitartikel für den Rücktritt des Monarchen aus.⁷¹ Auf dem Parteitag der bayrischen Sozialdemokraten wenige Tage später verlangten Delegierte ohne Umschweife den Rücktritt Wilhelms II. sowie «die Überführung Deutschlands in einen Volksstaat mit vollkommener Selbstbestimmung».⁷² Auf USPD-Versammlungen in Elberfeld, Düsseldorf, Erfurt, Gotha, Halle, Wittenberg und etlichen anderen Orten forderten die Redner einen sofortigen Frieden, die Aufhebung des Belagerungszustandes, die Freilassung von Liebknecht und die Errichtung einer Republik.⁷³ Käthe Koll-

witz besuchte am n. Oktober in Berlin eine Veranstaltung mit dem Publizisten und Herausgeber der Zeitschrift *Die Zukunft* Maximilian Harden: «Er spricht so, als wenn die Fragen, die Wilson stellt, in bejahendem Sinne beantwortet würden und es bestimmt Frieden geben wird. Gedrängt volle Versammlung, starke Friedensstimmung und Verständigungsstimmung.»⁷⁴

Am 16. Oktober versammelten sich vor dem Reichstag mehrere tausend Menschen, um für den sofortigen Frieden zu demonstrieren. Die Polizei versuchte, die Demonstration zu behindern und die Demonstranten von der zentralen Allee Unter den Linden fernzuhalten, wo sich die Stadtkommandantur, das Zeughaus und das Berliner Stadtschloss befanden. Aber die Demonstranten durchbrachen die Sperre am Brandenburger Tor und zogen mit Rufen wie «Nieder mit dem Krieg! Nieder mit der Regierung! Hoch Liebknecht!» durch die Strassen.⁷⁵

Der sozialdemokratische *Vorwärts* berichtete über Gerüchte in einigen Fabriken Berlins, denen zufolge eine künftige Regierung der USPD-Führer Haase und Ledebour eine bereits ausgemachte Sache sei, und warnte vor «Phantasten».⁷⁶ Tags darauf erschien ein Aufruf des SPD-Parteivorstandes, in dem dieser zu Besonnenheit mahnte und sowohl die «dunklen Mächte der Gegenrevolution», die alldeutschen Demagogen, agrarischen und schwer industriellen Kriegsgewinnler als auch jene kritisierte, die durch die «bolschewistischen Revolutionsphrasen», durch «sinn- und zwecklose Streiks und Demonstrationen» die Arbeiter aufputschen wollten und damit ein «bolschewistisches Chaos» herbeiführen würden.⁷⁷ Eine Woche später kam es erneut zu Demonstrationen, die mit Polizeigewalt auseinandergetrieben wurden, während zur gleichen Zeit Hugo Haase im Reichstag prophezeite: «Die Kronen rollen auf das Pflaster, die Krone des Bulgarenkönigs Ferdinand, die Krone des Zaren [...] Ringsum werden Republiken sich auftun, und da soll Deutschland allein umgeben von Republiken noch einen Kronenträger haben oder Träger vieler Kronen und Krönlein bleiben?»⁷⁸

Widerstrebende Zeitebenen

Am Nachmittag des 23. Oktober traf Karl Liebknecht, der nach langen Diskussionen im Kabinett freigelassen worden war, am Anhalter Bahnhof in Berlin ein, wo ihn etwa 20'000 Menschen trotz des Belagerungszustands erwarteten. Mit Hochrufen auf die Internationale, dem Absingen der Arbeitermarseillaise und

Rufen nach Frieden zogen die Demonstranten in Richtung Reichstagsgebäude. Vor der russischen Botschaft in der Nähe des Brandenburger Tores hielt Liebknecht eine kurze Ansprache. Dann löste ein Trupp berittener Polizisten die Demonstration auf.⁷⁹

Von nun an trat Liebknecht als Agitator in Berlin in Erscheinung. Am Sonntag, den 27. Oktober, hatte die USPD zu fünf Kundgebungen in Berlin aufgerufen, an denen mehrere tausend Menschen teilnahmen. Karl Liebknecht sprach im Stadttheater Moabit: «Die herrschenden Klassen müssten beseitigt und durch eine wirkliche Volksherrschaft ersetzt werden», zitierte das *Berliner Tageblatt* seine Rede. «Die Entscheidungsstunde habe geschlagen, die Tat liege in den Händen der Arbeiter.»⁸⁰ Käthe Kollwitz besuchte eine Veranstaltung mit Georg Ledebour: «Ich kann ihn nicht leiden. Ein Demagog ist er, ein Hetzer. Ich kann überhaupt nicht mit den Unabhängigen mitgehen. Doch wünsche ich sehr, dass die Sozialisten in der Regierung nicht noch weiter nach rechts gingen. Alles spitzt sich ungeheuer zu.»⁸¹

Laut Emil Barth, führendes Mitglied der Revolutionären Obleute, waren in Berlin im August in den Betrieben Stosstrupps gebildet worden, die mit – offenkundig von der russischen Botschaft finanzierten – Waffen ausgerüstet waren, um zu einem geeigneten Zeitpunkt revolutionär losschlagen zu können.⁸² Barths Vorpreschen stiess jedoch bei der Führung der USPD, namentlich bei Hugo Haase, Georg Ledebour und Ernst Däumig, auf Zurückhaltung. Liebknecht dagegen drängte auf dem Treffen der Revolutionären Obleute am 26. Oktober auf weitere Aktionen, mit denen die Arbeiter mobilisiert werden sollten. Schon im Anschluss an die Kundgebungen am folgenden Tag sollten in Berlin Demonstrationen stattfinden, was Barth und Däumig wiederum als «revolutionäre Gymnastik» ablehnten, noch eingedenk der Repressionen nach dem Januarstreik und der Gewaltmacht der Polizei. Vielmehr müsse man abwarten, bis der unvermeidliche Tag des Zusammenbruchs der Westfront in den kommenden Wochen einträte, um dann so wuchtig wie möglich an möglichst vielen Orten die revolutionäre Erhebung zu organisieren.⁸³

Die Zeit drängte – während die Oberste Heeresleitung auf Zeit spielte. In der Kabinettsitzung vom 17. Oktober stellte sich Ludendorff auf den Standpunkt, es komme vor allem darauf an, wieviel Mann noch für das Heer rekrutiert werden könnten. Käme die Armee über die nächsten vier Wochen hinüber, so Ludendorff, wäre sie «fein heraus». Scheinheilig appellierte er an die Regierung: «Packen Sie das Volk. Reissen Sie es hoch. Kann das nicht Herr Ebert tun? Es muss gelin-

gen.»⁸⁴ In einem Telegramm an den Reichskanzler beschwor Hindenburg drei Tage später noch einmal die Alternative: Wiedererstehen oder Untergang. Eine Aufgabe des U-Bootkrieges ohne Gegenleistung dürfe es nicht geben. Falls die Verhandlungen mit Wilson scheiterten, womit zu rechnen sei, müsse die Regierung entschlossen sein, «den Kampf bis zum letzten Mann unserer Ehre halber auszukämpfen».⁸⁵ Dagegen machte der US-Präsident in seiner dritten Antwortnote an die deutsche Regierung vom 23. Oktober in aller Klarheit deutlich, dass die Abdankung des Kaisers vonnöten sei, um in Friedensverhandlungen einzutreten, andernfalls könne sie nur die «Übergabe» des Reiches fordern.⁸⁶ Selten hat ein US-Präsident so unmissverständlich zum Umsturz aufgerufen!

Dennoch glaubte die politische Führung in Berlin, Zeit genug zu haben, um weiterhin über diverse Möglichkeiten zu debattieren, die Monarchie zu erhalten. Sollte ein Regent als Reichsverweser eingesetzt werden? Könnte dies einer der Söhne Wilhelms II., womöglich gar der Kronprinz sein? Oder käme Max von Baden in Betracht? Womöglich könnte Wilhelm II. als Kaiser abdanken, aber König von Preussen bleiben? Mitten in die Debatten platzte die Nachricht, dass Wilhelm II. überraschend am 29. Oktober Berlin verlassen habe und ins Grosse Hauptquartier nach Spa gereist sei! Der öffentliche Eindruck, den dieser Schritt, aus welchen Gründen er auch unternommen worden war, auslöste, war verheerend: Der Kaiser entzog sich seiner Verantwortung und flüchtete.⁸⁷

Auf der Kabinettsitzung waren sich die Minister einschliesslich des Reichskanzlers nun einig, dass Wilhelm II. abdanken solle. Aber, so betonte Max von Baden, das könne er nur freiwillig tun. Was also tun, wenn der Kaiser nicht will? Und er wollte tatsächlich nicht, sondern versuchte, in diesen immer rasanter werdenden Zeitläuften, die Sache auszusitzen. Noch am 3. November soll Wilhelm II. gegenüber dem Feldseelsorger Johannes Vogel gesagt haben: «Ich denke gar nicht daran, den Thron zu verlassen wegen der paar Hundert Juden oder 1'000 Arbeiter – das sagen Sie Ihren Herren in Berlin!»⁸⁸

Die Oberste Heeresleitung indessen, die noch wenige Wochen zuvor den unmittelbaren Zusammenbruch der Front beschworen hatte, fühlte sich nun schon wieder stark genug, auf Konfrontation zu setzen. Hindenburg schrieb in einem Telegramm an alle Truppen vom 24. Oktober, dass Wilsons Note der Beweis sei, «dass der Vernichtungswille unserer Feinde, der 1914 den Krieg entfesselte, unvermindert» fortbestehe und die Antwort darauf nur sein könne, «den Wider-

stand mit äussersten Kräften fortzusetzen».⁸⁹ Es bedurfte einer Rücktrittsdrohung Max von Badens, damit Wilhelm II. Ludendorff am 26. Oktober entliess, wohingegen Hindenburg auf seinem Posten verblieb.⁹⁰ Der Wille der Militärführung, den in ihren Augen unehrenhaften Waffenstillstand zu verweigern und den Krieg fortzuführen, war offensichtlich. Die Entscheidung der Admiralität, die Flotte, die wegen der erfolgreichen britischen Seeblockade den Krieg tatenlos verbracht hatte, am 30. Oktober nun noch einmal zu einer «ehrvollen Schlacht» auf See zu schicken, war keineswegs ein Alleingang, sondern entsprach ganz der Linie Hindenburgs und Ludendorffs.

Der Aufstand bricht los

Vor allen Augen rollten die Kronen auf die Strasse und zerfielen die Imperien. Kaiser Karl telegraphierte Wilhelm II. am 27. Oktober, dass er die Alliierten um einen sofortigen, separaten Waffenstillstand bitten werde. Drei Tage zuvor hatte sich Ungarn für unabhängig erklärt; am 25. Oktober war unter der Führung des wichtigsten ungarischen Oppositionsführers Károlyi ein Nationalrat gebildet worden, der die politische Macht übernahm und Ungarn zur Republik erklärte. Am 28. Oktober proklamierte der tschechische Nationalrat in Prag den eigenen Nationalstaat; tags darauf folgte die Proklamation des Königreiches der Serben, Kroaten und Slowenen in Zagreb. Die deutsch-österreichischen Abgeordneten des Reichsrates hatten sich am 21. Oktober zur provisorischen Nationalversammlung eines künftigen deutsch-österreichischen Staates erklärt. Am 30. Oktober wurde eine eigene deutsch-österreichische Regierung unter dem Sozialdemokraten Karl Renner als Kanzler gebildet, und die Wiener Garnison begann, Soldatenräte zu wählen.⁹¹

In Berlin bereiteten die Obleute in den Betrieben den Tag X vor. Ende Oktober, so Richard Müller, sei man so weit gewesen, und zunächst haben man den 4. November als Tag des Losschlagens festgelegt. Am Abend des 2. November traf sich der führende Kreis von gut 40 Obleuten und schätzte ein, dass nur rund 75'000 Berliner Arbeiterinnen und Arbeiter zum organisierten Aufruhr bereit seien. Den 4. November lehnten die Obleute jedoch als zu früh ab, da man sich nicht klar war, ob und inwieweit die Provinz mitmachen würde. Somit wurde der 11. November als Tag des Aufstandes bestimmt.⁹²

Als die Obleute in Berlin tagten, hatte die Revolution allerdings bereits ihren Lauf aufgenommen. Den Versuch der Admiralität, die Flotte zu einem letzten Gefecht auslaufen zu lassen, um die «Ehre» der deutschen Marine zu beweisen, vereitelten die Matrosen. Die Heizer löschten das Feuer unter den Kesseln.⁹³ Flugblätter kursierten auf den Schiffen: «Schmeisst die Arbeit nieder! Wir wollen Frieden oder nicht? Oder sollen wir unseren Kameraden an der Westfront entgegenarbeiten? Nieder mit dem Krieg!»⁹⁴ Zunächst gelang es den Offizieren noch, auf den diversen Schiffen etwa tausend Matrosen verhaften zu lassen, aber bald weigerten sich die Soldaten, ihre Kameraden festzunehmen und auszuliefern. Im Kieler Gewerkschaftshaus trafen sich Matrosen, um die Lage zu besprechen, und riefen für Sonntagnachmittag, 3. November, zu einer grossen Kundgebung auf dem Exerzierplatz der Stadt auf. Eiligst wurden Soldaten herbeigeordert, die, so der Einsatzbefehl, «mit allen Mitteln» den Demonstrationszug auflösen, notfalls auch «rücksichtslos von der Waffe Gebrauch» machen sollten. Der verantwortliche Offizier erteilte tatsächlich den Schiessbefehl; sieben Tote sowie 29 Verletzte blieben zurück.⁹⁵

Damit war das Fanal zum Aufstand gegeben. Schon am nächsten Morgen drangen Matrosentrupps in die Waffenkammern der Schiffe ein und rüsteten sich mit Gewehren, Pistolen, Munition aus. Ebenso schlossen sich immer mehr Soldaten der Kieler Garnison den Aufständischen an. Spontan wurde der erste Soldatenrat unter dem unabhängigen Sozialdemokraten und Oberheizer Karl Artelt benannt. Zugleich griff die Empörung auf die Arbeiterschaft über; am Vormittag legten die ersten Belegschaften die Arbeit nieder und wählten Arbeiterräte. Für den kommenden Tag wurde der Generalstreik ausgerufen. Gegen Mittag des 4. November musste der Stadtkommandant eingestehen, nicht mehr Herr der Lage zu sein. Aus der Demonstration vom Vortag war eine Massenbewegung geworden.⁹⁶

In der Reichsregierung, die am selben Tag tagte, wurde den Ministern allmählich die Brisanz der Situation klar. «Ein Zweifel war nicht möglich», erinnerte sich Philipp Scheidemann, «das war die offene Rebellion, das konnte mehr sein: der Funke, der ins Pulverfass fliegt!»⁹⁷ Das Kabinett beschloss, den liberalen Staatssekretär Haussmann und den sozialdemokratischen Abgeordneten Noske sofort nach Kiel zu entsenden, um die Wogen zu glätten.⁹⁸

Zugleich musste endlich der Waffenstillstand abgeschlossen werden; die Front löste sich zusehends auf. Über die Waffenstillstandsbedingungen für Deutsch-

land verhandelten die Alliierten vom 29. Oktober bis 4. November in Paris. Wilson versuchte von Washington aus, die scharfen Bedingungen abzumildern, die insbesondere der französische General Foch forderte, drang aber nicht durch. Je deutlicher sich die Niederlage des deutschen Heeres abzeichnete, desto stärker wurde das Gewicht der französischen und britischen Seite der Alliierten und entsprechend geringer der amerikanische Einfluss." Im deutschen Kabinett musste General Wilhelm Groener, der Nachfolger Ludendorffs als Generalquartiermeister des Heeres, am Mittwoch, den 6. November, zugeben, dass die Niederlage an der Westfront unmittelbar bevorstehe. Wenn nicht bis Freitag eine Antwort des US-Präsidenten einträte und Waffenstillstandsverhandlungen aufgenommen würden, müsse die Delegation mit der weissen Fahne in der Hand die Kapitulation vollziehen. Noch am selben Nachmittag reiste die Waffenstillstandsdelegation unter dem Zentrumsolitiker Matthias Erzberger ab, nachdem mittags endlich Wilsons Mitteilung eintraf, dass Marschall Foch von der Entente ermächtigt worden sei, beglaubigte Vertreter der deutschen Regierung zu empfangen und sie von den Waffenstillstandsbedingungen in Kenntnis zu setzen.¹⁰⁰

Jedoch «der schlimmste Feind, dessen das Heer sich zu erwehren hat», teilte Groener den versammelten Ministern mit, sei «die Entnervung durch die Einflüsse der Heimat, ist der drohende Bolschewismus». Dem stimmte Scheidemann zu: Ihm schein, so das Protokoll, «der Bolschewismus die grössere Gefahr als der äussere Feind». Groener glaubte ohnehin – so steht es in seinen Erinnerungen – , dass es der grösste Fehler gewesen war, «Herrn Joffe, diesen gerissenen Juden, als russischen Botschafter nach Deutschland» hereingelassen zu haben. Das Kabinett beschloss die sofortige Ausweisung des sowjetischen Botschafters.¹⁰¹

An diesem Mittwoch waren die Matrosen aus Kiel bereits ausgeschwärmt, um den Aufstand in andere Städte zu tragen. Am 5. November gingen mehrere Schiffe unter roter Flagge in der Lübecker Bucht vor Anker; in Wilhelmshaven wurde am selben Tag auf einer Massenkundgebung ein Arbeiter- und Soldatenrat gebildet, der die Macht in Wilhelmshaven übernahm, ebenso wie in Cuxhaven tags darauf. Truppen aus Oldenburg, die den Aufstand niederschlagen sollten, verweigerten den Befehl.¹⁰²

In Hamburg brachten die Zeitungen am 5. November Berichte über die Unruhen in Kiel. Am Abend fand eine grosse Versammlung im Gewerkschaftshaus statt, zu der die USPD aufgerufen hatte und an der über 6'000 Menschen teilnah-

men. Brausenden Beifall erhielt dem Zeitungsbericht nach der USPD-Führer Wilhelm Dittmann, der sich zufällig in Hamburg aufhielt, als er die Abdankung des Kaisers und die Errichtung einer sozialistischen Republik forderte. Noch in der Nacht besetzten Matrosen öffentliche Gebäude; die Belegschaften mehrerer Betriebe im Hafen und in den Werften traten am Morgen in den Ausstand, und am Vormittag des 6. November wurde im Gewerkschaftshaus ein provisorischer Arbeiter- und Soldatenrat gebildet; mittags demonstrierten 40'000 Menschen auf dem Heiligengeistfeld. Der Kommandierende General Adalbert von Falk floh aus der Stadt, und am Abend erklärte der Hamburger Senat, sich «in den Dienst dieser neuen Zeit zu stellen». ¹⁰³ Auch in Bremen fanden am 5. und 6. November Massenversammlungen und Demonstrationen statt, streikten Arbeiter und wählten Arbeiterräte, die zusammen mit den Soldatenräten die Macht in Bremen übernahmen. ¹⁰⁴

In Braunschweig besetzten durchreisende Matrosen am 7. November den Bahnhof; am Abend auch hier ein grosser Demonstrationszug durch die Stadt, am nächsten Tag Streik, Wahl von Arbeiterräten, Bildung eines gemeinsamen Arbeiter- und Soldatenrates, der am 8. November die Abdankung des Herzogs von Braunschweig erzwang: «Ich, Ernst August, Herzog von Braunschweig und Lüneburg, erkläre: dass ich für mich und meine Nachkommen auf den Thron verzichte, und die Regierung in die Hände des Arbeiter- und Soldatenrates lege.» ¹⁰⁵

In Köln trafen am 7. November etwa zweihundert Matrosen aus Kiel ein, besetzten auch hier den Bahnhof und sicherten damit einen der wichtigsten militärischen Knotenpunkte im Westen. Versuche der Obersten Heeresleitung, gegenrevolutionäre Truppen nach Köln zu schicken, scheiterten am Ungehorsam der Soldaten. In fast allen grossen Städten des Industriegebiets, berichtete die *Kölnische Zeitung* am 9. November, übernahmen Arbeiter- und Soldatenräte die Kontrolle über die lokalen Verwaltungen. ¹⁰⁶

In München versammelte sich am 7. November auf der Theresienwiese eine kaum überschaubare Menschenmenge zu einer Anti-Kriegskundgebung, in deren Anschluss sich mehrere Demonstrationszüge in die Stadt herausbildeten. Einer unter Führung von Kurt Eisner zog zu den Kasernen, damit sich deren Soldaten den Revolutionären anschlossen. Eisner, Redakteur und Schriftsteller, seit 1910 in München als freier Mitarbeiter der sozialdemokratischen *Münchener Post*, der sich während des Weltkrieges auf der Seite der Pazifisten und der USPD engagiert

hatte, nach den Januar-Streiks 1918 verhaftet und erst am 14. Oktober freigelassen worden war, entwickelte sich rasch zu einer Schlüsselfigur der Revolution in München. Am 7. November erkannte er scharfsichtig die Chance zur Revolution und ergriff sie. Am Abend erklärten Polizei und Generalkommando, dass sie völlig machtlos seien. Ein Arbeiter- und Soldatenrat wurde gebildet, der noch in der Nacht zum Landtag zog, wo Eisner die vorläufige konstituierende Versammlung der Arbeiter-, Soldaten und Bauernräte leitete und er selbst zum Vorsitzenden gewählt wurde. Der bayrische König wurde für abgesetzt und Bayern zur Republik erklärt.¹⁰⁷

Überall im Reich erfolgte der Umsturz nach einem ähnlichen Muster: In Kundgebungen und Demonstrationen forderten die Menschen den sofortigen Friedensschluss, das Ende des Belagerungszustandes und die Errichtung der Republik, durchreisende Matrosen bildeten häufig entschlossen handelnde Gruppen, die öffentliche Gebäude besetzten, die örtlichen Garnisonen zum Mitmachen ermunterten; mit Streiks unterstützte die lokale Arbeiterschaft dann den Aufstand, wählte ihrerseits Arbeiterräte, die mit den Soldatenräten gemeinsam die Macht übernahmen, nachdem die Vertreter der alten Mächte mehr oder weniger sang- und klanglos ihre Positionen aufgegeben oder sich den neuen Machthabern gebeugt hatten. «Es ist ein entsetzliches Leben jetzt, da alles wankt und niemand weiss, was der nächste Tag bringt», vertraute Luise Stephan, spätere Solmitz, ihrem Tagebuch an. «Jetzt erst weiss man, wie den Menschen in solcher Zeit zumute ist. Ekel und Abscheu würgt einem an der Kehle. [...] Trauer und Angst ums zerbrochene Vaterland, von Empörung über die ‚Deutschen‘, die uns in den Rücken fallen.»¹⁰⁸

Revolution in Berlin

Derweilen diskutierte man in der Regierung in Berlin mit «geradezu unbegreiflicher Unbekümmertheit» (Susanne Miller)¹⁰⁹ darüber, ob zuerst die Kaiserfrage gelöst oder der Waffenstillstand abgeschlossen werden müsse, ob die Abdankung des Kaisers zur endgültigen Auflösung des Heeres führen werde, weil kein Soldat mehr sich an seinen Eid gebunden fühlen werde, ob mit dem Wegfall des Kaisers die Reichseinheit noch gewahrt werden könne und wer nach dem Kaiser die Regentschaft übernehmen solle. Noch am 8. November bekannte sich die national-

liberale Reichstagsfraktion unter Stresemann zum monarchischen Prinzip. In die Sitzung der SPD-Fraktion am 6. November platzte Scheidemann mit der Nachricht, dass die Matrosen in Hamburg und Hannover die Macht an sich gerissen hätten. «Das bedeutet: Die Revolution!»¹¹⁰

Für die sozialdemokratische Führung galt es nun, sich im letztmöglichen Moment von der kaiserlichen Regierung abzusetzen, um nicht mit in den Strudel wie in Hamburg, München und anderswo gerissen zu werden, und zugleich zu versuchen, sich an der Spitze zu halten. Vielleicht verlockte das Beispiel Kiel, wo es Noske gelungen war, die Lage zu beruhigen und sich selbst zum Gouverneur wählen zu lassen, die SPD-Spitze, daran zu glauben, dass sie die Massen im Griff halten könne. Am Donnerstag, den 7. November, rang sich die Reichstagsfraktion, bezeichnenderweise ergänzt um die Berliner Ortsleitung, die in diesen Tagen ein besonderes Gewicht erhielt, endlich zu einem Ultimatum durch: Sollte der Kaiser nicht bis zum Mittag des folgenden Tages zurücktreten, würden die Sozialdemokraten die Regierung verlassen.¹¹¹

Die Polizei und das Militär bereiteten sich ihrerseits auf die zu erwartende revolutionäre Welle in Berlin vor. Die Stadt wurde in Reviere aufgeteilt, drei Jägerbataillone in Zossen stationiert, weitere vier Bataillone des 4. Armeekorps hinzugefügt. Die Bahnhofswachen in Neustadt an der Dosse und in Rathenow wurden angewiesen, keine Züge nach Berlin durchzulassen. Tatsächlich jedoch brachen immer wieder Züge mit revolutionären Matrosen und Soldaten durch und erreichten Berlin.¹¹²

Am Freitagmorgen, den 8. November, erschien der *Vorwärts* auf der ersten Seite mit einem Aufruf zur Besonnenheit.¹¹³ Gefordert wurden die Aufhebung des Versammlungsverbots, die Mässigung von Polizei und Militär, der Rücktritt des Kaisers und des Kronprinzen. Sollte bis Freitagmittag keine befriedigende Antwort eintreffen, träten die Sozialdemokraten aus der Regierung aus. Indes war weder am Freitagmittag der Krieg zu Ende noch der Kaiser zurückgetreten, und die Regierung Max von Baden existierte weiterhin. Stattdessen ging das Gerücht um, dass Karl Liebknecht, Richard Müller und Ernst Däumig verhaftet worden seien.

Das war das Signal zum Losschlagen. Am Abend versammelten sich die Aktivistinnen der Revolutionären Obleute und beschlossen folgenden Aufruf, der am nächsten Morgen zu Beginn der Frühschicht in den Fabriken verteilt wurde: «Arbeiter, Soldaten, Genossen! Die Entscheidungstunde ist da! Es gilt der historischen Aufgabe gerecht zu werden. Während an der Wasserkante die Arbeiter-

und Soldatenräte die Gewalt in den Händen haben, werden hier rücksichtslos Verhaftungen vorgenommen. Däumig und Liebknecht sind verhaftet. Das ist der Anfang der Militärdiktatur, das ist der Auftakt zu nutzlosem Gemetzel. Wir fordern nicht Abdankung einer Person, sondern Republik! Die sozialistische Republik mit allen ihren Konsequenzen. Auf zum Kampf für Friede, Freiheit und Brot! Heraus aus den Betrieben! Heraus aus den Kasernen! Reicht euch die Hände! Es lebe die sozialistische Republik! Der Vollzugsausschuss des Arbeiter- und Soldatenrates Barth, Brühl, Eckert, Franke, Haase, Ledebour, Liebknecht, Neuendorf, Pieck, Wegmann.»¹¹⁴ Von den Unterzeichneten, gab Barth später zu, waren nur er und Eckert anwesend gewesen, auch ein Arbeiter- und Soldatenrat war ja noch nicht gebildet worden, geschweige denn dessen Vollzugsausschuss – aber: «da es gut ging, hat nicht einer auch nicht einmal ein Wort darüber verloren».¹¹⁵ Noch in der Nacht wurden die Marschpläne aus den jeweiligen Betrieben in die Innenstadt besprochen, wobei nicht klar war, ob das Militär auf die Demonstranten schießen würde.¹¹⁶

Auch die sozialdemokratischen Vertrauensleute tagten am Vorabend des 9. November. Die Stimmung in den Betrieben, so berichteten sie, sei eindeutig: Die Bewegung sei nicht mehr aufzuhalten, die Enttäuschung der Arbeiter, dass nichts geschehe, zu gross. Wenn sich die SPD dieser Bewegung entgegenstellen wollte, würde sie überrannt. Scheidemann warb bei den Vertrauensleuten dafür, der Regierung bis Samstagmorgen eine Galgenfrist zu geben, um den Waffenstillstand und die Abdankung des Kaisers zu erreichen. Die sozialdemokratischen Vertrauensleute erklärten sich bereit, das Menschenmögliche zu tun, um die Arbeiterinnen und Arbeiter bis 9 Uhr in den Betrieben zu halten.¹¹⁷ Um 8 Uhr morgens am folgenden Tag gab es noch eine kurze Sitzung der SPD-Vertrauensleute im Gebäude des *Vorwärts*, auf der auch dem letzten Zweifler klar wurde, dass es nur einen Weg gab, den Otto Wels in seiner Ansprache formulierte: «Die Würfel sind gefallen! Geredet wird nicht! Heraus aus den Betrieben, auf die Strassen!»¹¹⁸

Eine wichtige Entscheidung fiel zur gleichen Zeit in diesen Morgenstunden des 9. November. Die Soldaten des 4. Jäger-Bataillons, das wenige Tage zuvor aus Naumburg nach Berlin verlegt worden war, um einen etwaigen Aufstand niederzuschlagen, verweigerten am Morgen ihren Offizieren den Gehorsam. Beauftragte der Soldaten fuhren zum Parteivorstand der SPD, um ihre Sympathie für die Forderungen der Arbeiterschaft zu bekunden, und verlangten, dass ein Mit-

glied des SPD-Parteivorstandes mit ihnen zur Kaserne zurückfahren sollte, um die politische Lage zu erklären. Otto Wels begleitete die Soldaten in die Alexander-Kaserne, beschwor die Soldaten, nicht auf die demonstrierenden Arbeiter zu schießen, und hatte damit Erfolg. Ebenso wie die Naumburger Jäger stellte sich auch das Alexander-Regiment, das sich in derselben Kaserne befand, auf die Seite der Revolution.¹¹⁹ Die alte Macht verlor ihr wichtigstes Instrument: das Militär.

Davon wussten die Arbeiterinnen und Arbeiter, die am Samstag, den 9. November, gegen 10 Uhr aus den grossen Betrieben Berlins in mehreren, getrennten Marschzügen in Richtung Innenstadt zogen, freilich noch nichts. Auf den Transparenten stand: «Freiheit! Frieden! Brot! Brüder, schiesst nicht, kommt zu uns!»¹²⁰

Claire Casper, Mitglied der Revolutionären Obleute, verteilte am Morgen des 9. November vor der Waffen- und Munitionsfabrik in der Kaiserin-Augusta-Allee in Charlottenburg Flugblätter, in denen die Arbeiter aufgefordert werden, mit in die Innenstadt zu ziehen. Im Versammlungslokal in der Erasmusstrasse wurden Pistolen und Munition verteilt. Dann formierte sich der Demonstrationzug in Moabit. «Voran die bewaffneten Männer, dann die unbewaffneten und dann die Frauen. [...] Ohne auf Widerstand zu stossen, marschierte unser Zug die Kaiserin-Augusta-Allee entlang zur Schlossbrücke. Entwaffnet und besetzt wurden ohne einen Schuss die Polizeiwache, die Gaswerke, alle Betriebe, die Lazarett- und Schlosswache, das Rathaus Charlottenburg und die Technische Hochschule. Unser Zug zählte längst Tausende von Menschen und endete gegen Mittag am Reichstag, wo wir mit den anderen Zügen zusammentrafen.»¹²¹

In der Chausseestrasse fielen mittags dennoch die ersten Schüsse. Demonstranten brachen das Tor zur Kaserne des Garde-Füsilier-Regiments, genannt die «Maikäfer», auf; ein Offizier schoss und tötete drei Menschen. Ein Teil der «Maikäfer» schloss sich den Demonstranten an, der grössere Teil packte seine Sachen und fuhr nach Hause.¹²² Um ein Uhr mittags gab der Oberkommandierende in den Marken, General von Linsingen, den Befehl heraus, dass die Soldaten nicht mehr von der Waffe Gebrauch machen sollten.¹²³

Zur selben Zeit umstellte eine grosse Menge, zu einem grossen Teil bewaffnete Soldaten, das Polizeipräsidium am Alexanderplatz und verlangte sowohl die Entwaffnung der Polizisten wie die Übergabe des Gebäudes. Da der noch amtierende Polizeipräsident von Oppen eben von Linsingens Befehl erfahren hatte, entschied

er sich zur Übergabe, woraufhin die Demonstranten ohne Blutvergiessen das Polizeipräsidium besetzten und etwa 650 Gefangene aus dem Polizeigefängnis befreiten.¹²⁴

Bereits um 12 Uhr hatte sich eine Abordnung der SPD-Führung mit Ebert und Scheidemann an der Spitze bei Max von Baden angemeldet und ihn mit der Forderung konfrontiert, das Amt des Reichskanzlers und des Oberkommandierenden an die Sozialdemokraten zu übergeben. Baden zog sich kurz zur Beratung zurück, übertrug danach – was bereits ein Akt ausserhalb der Verfassung war – Ebert das Amt des Reichskanzlers und verliess noch am Abend die Reichshauptstadt. Ein Telefonat aus dem Grossen Hauptquartier gegen 2 Uhr mittags, dass Wilhelm II. nun bereit sei, als Deutscher Kaiser abzudanken, aber König von Preussen bleiben wolle, spielte jetzt keine Rolle mehr. Zu diesem Zeitpunkt rief Philipp Scheidemann vom Fenster des Reichstages die Republik aus.¹²⁵ An seine Gattin, die sich noch in Berlin befand, schrieb Wilhelm II. am Nachmittag des 9. November, Berlin sei in den Händen der Bolschewiken. «Was ist aus Grosspapas herrlicher Armee geworden! Was aus dem Preussischen und Deutschen Volk. Welch ein furchtbarer Zusammenbruch nach solchen Siegen. Welch eine gemeine und niederträchtige Untergrabung durch Juden und Socialisten unseres herrlichen Heeres und lieben alten preussischen Staates!»¹²⁶ Tags darauf floh der letzte deutsche Monarch nach Holland.

Käthe Kollwitz gehörte zu den Demonstranten: «Heut ist es wahr. Mittags nach 1 Uhr kam ich durch den Tiergarten zum Brandenburger Tor, wo gerade die Flugblätter mit der Abdankung verteilt waren. Aus dem Tor ein Demonstrationszug. Ich trat mit ein. Ein alter Invalide trat an den Zug und rief: ‚Ebert Reichskanzler! – weitersagen!‘ Vor dem Reichstag Ansammlung. Von einem Fenster herauf rief Scheidemann die Republik aus. Dann sprach von der Rampe ein Soldat, konfus und aufgeregte. Neben ihm ein Matrose und ein Arbeiter. Dann trat ein junger Offizier hinzu, schüttelte dem Soldaten die Hand, wandte sich an die Massen, sagte, dass die 4 Jahr Krieg nicht so schlimm gewesen wären wie der Kampf mit Vorurteilen und Überlebtem. Er schwenkte seine Mütze und rief: ‚Hoch das freie Deutschland!‘ Dann nach den Linden zurück. Das Lastauto gedrängt voll mit Matrosen und Soldaten. Rote Fahnen. Hinter dem Brandenburger Tor sah ich, wie die Wache abtrat. Dann in den Schwarm bis zur Wilhelmstrasse und dann noch ein Stück mit. Soldaten sah ich, die ihre Kokarden abrissen und lachend auf die Erde warfen. So ist es nun wirklich. Man erlebt es und fasst es gar nicht recht.»¹²⁷

Revolutionäre Soldaten marschierten vor dem Schloss auf und forderten die Schlosswache auf, ihre Waffen niederzulegen und das Gebäude zu verlassen, was diese auch schleunigst befolgten. Karl Liebknecht fuhr gegen halb fünf Uhr vor, verkündete, dass das Schloss nun Volkseigentum sei, und rief von eben jenem Balkon, von dem aus Wilhelm II. seine Kriegsrede im August 1914 gehalten hatte, die sozialistische Republik aus. Nach Liebknecht «besichtigten» etliche Berlinerinnen und Berliner bis zum Einzug der Volksmarinedivision am 13. November die einstigen Gemächer der Königsfamilie und nahmen das eine oder andere Andenken mit.¹²⁸

Harry Graf Kessler besuchte am Abend des 9. November den Reichstag: «Vor dem Hauptportal steht in den Scheinwerferstrahlen von mehreren feldgrauen Autos eine Nachrichten abwartende Menge. Leute drängen die Stufen hinauf ins Portal. Soldaten mit umgehängten Karabinern und roten Abzeichen fragen Jeden, was er drinnen will. [...] Innen herrscht ein buntes Treiben; treppauf, treppab Matrosen, bewaffnete Zivilisten, Frauen, Soldaten. Gut, frisch und sauber, vor allen Dingen sehr jung sehen die Matrosen aus; alt und kriegsverbraucht, in verfärbten Uniformen und ausgetretenem Schuhzeug, unordentlich und unraziert die Soldaten, Überreste eines Heeres, ein trauriges Bild des Zusammenbruchs.»¹²⁹

So gewaltlos, wie es die berühmte Fotopostkarte der Gebrüder Haeckel nahelegt, auf der ein Matrose mit roter Fahne, eingehakt von einem Zivilisten, einem Demonstrationszug vorangeht, eine lockere Menschenmenge aus mit Mänteln, Hüten, Schlips und Kragen bekleideten Männern, Frauen, und rennenden, neugierigen Jungen, war der 9. November keineswegs.¹³⁰ Gegen 18 Uhr tönte Maschinengewehrfeuer aus dem Marstall gegenüber dem Schloss, in dem sich offenbar kaisertreue Offiziere verschanzt hatten. Ebenso gab es Kämpfe um die Universität Unter den Linden, wobei mehrere Menschen getötet und etliche verletzt wurden. In der Nacht wurde immer wieder von Dächern im Regierungsviertel auf Patrouillen der Arbeiter- und Soldatenräte geschossen. Selbst am Sonntag, als wieder grosse Menschenmengen in der Innenstadt Berlins unterwegs waren, fielen immer wieder Schüsse. Noch am Montagnachmittag entzündeten sich in der Innenstadt kurze Feuergefechte.¹³¹ Zu den Fotografien der friedlichen Menschenmengen gehören daher ebenso Ernst Sterns Zeichnungen vom 9. November, auf denen er hastende, panikartig flüchtende Menschen festgehalten hat.¹³²

Zu beachten ist allerdings, dass es spezifische «Räume der Revolution» (Julian

Aulke) wie das Regierungsviertel in Berlin waren, in denen um den Erfolg des Umsturzes gekämpft wurde.¹³³ In anderen Stadtteilen machten die Bürger am Sonntag wie gewohnt ihren Spaziergang, wie Ernst Troeltsch, Professor für Religionsgeschichte an der Berliner Universität und klug beobachtender Zeitgenosse, schilderte: «Keine eleganten Toiletten, lauter Bürger, manche wohl absichtlich einfach angezogen. Alles etwas gedämpft wie Leute, deren Schicksal irgendwo weit in der Ferne entschieden wird, aber doch beruhigt und behaglich, dass es so gut abgegangen war. Trambahnen und Untergrundbahnen gingen wie sonst, das Unterpfand dafür, dass für den unmittelbaren Lebensbedarf alles in Ordnung war. Auf allen Gesichtern stand geschrieben: Die Gehälter werden weiterbezahlt.»¹³⁴

«Kein Bruderkampf!»

Derweil bemühte sich Ebert in der Reichskanzlei, eine neue Regierung zu bilden, und zwar zusammen mit den Unabhängigen Sozialdemokraten. Doch diesen fiel die Entscheidung schwer, hatten sie doch in den Wochen zuvor auf eine grundlegende Änderung der politischen Verhältnisse hingewirkt und sich erst anderthalb Jahre zuvor von den Mehrheitssozialdemokraten getrennt. Die Parteiführung und die Reichstagsfraktion der USPD debattierten heftig über den Regierungseintritt. Vor allem Ledebour und Liebknecht grenzten sich scharf gegen die Mehrheitssozialdemokraten ab. Eine Entscheidung mochten die Unabhängigen jedoch ohne Hugo Haase, der noch auf dem Rückweg von Kiel nach Berlin war, nicht treffen. Erst am Morgen des 10. November fand sich die USPD, nun mit Haase und auf dessen Nachdruck hin, bereit, mit der SPD die Regierung zu bilden. In den neu geschaffenen Rat der Volksbeauftragten rückten neben Ebert, Scheidemann und Otto Landsberg paritätisch Hugo Haase, Wilhelm Dittmann und Emil Barth.¹³⁵

Aber auch die Revolutionären Obleute waren nicht untätig an diesem 9. November und wollten die Macht keineswegs aus der Hand geben. Parallel zu den Beratungen von MSPD und USPD hatten sie eine Versammlung von Aktivisten im Reichstag zusammengerufen, die für den kommenden Tag zu einer Gross-Berliner Versammlung der Arbeiter- und Soldatenräte im Zirkus Busch aufrief, auf der dann die neue Regierung gewählt werden sollte.¹³⁶

Doch die MSPD reagierte rasch. Noch in der Nacht liess Otto Wels ein Flugblatt mit dem Titel «An alle Truppenteile, welche auf dem Boden der Politik stehen, die der ‚Vorwärts‘ vertritt», drucken und am Morgen des 10. November in den Kasernen mit der Aufforderung verteilen, entsprechende Soldatenräte zu wählen. Auf der Versammlung im Zirkus Busch, die am Sonntag, 10. November, um 17 Uhr mit mehr als 3'000 Delegierten begann, zeigte sich, dass die Soldaten vehement die MSPD unterstützen. Aber auch die Arbeiter und sicherlich auch Arbeiterinnen waren mehrheitlich nicht geneigt, der radikalen Forderung nach Ausschluss der Mehrheitssozialdemokraten zu folgen. Im Gegenteil, die Parole «Kein Bruderkampf» auf der ersten Seite des *Vorwärts* am 10. November traf die Stimmung in der Versammlung. Unter stürmischem Beifall berichtete Ebert, dass am Nachmittag eine neue, paritätisch aus MSPD und USPD zusammengesetzte Regierung gebildet worden sei. Liebknecht stiess dagegen mit seinen heftigen Attacken gegen Ebert kaum auf Zustimmung. Der Vorschlag von Richard Müller, einen Aktionsausschuss nur aus USPD- und Spartakusleuten zu wählen, darunter Ledebour, Liebknecht und Rosa Luxemburg, die am 8. November aus ihrem Gefängnis in Breslau entlassen worden war und erst am späten Abend des 10. November in Berlin eintreffen sollte, lehnten insbesondere die Soldatenvertreter ab und verlangten stattdessen eine Parität von Mehrheitssozialdemokraten und Unabhängigen. Nach turbulentem Hin und Her bestätigte eine grosse Mehrheit der Delegierten den Rat der Volksbeauftragten als Regierung und wählte zugleich einen Vollzugsrat des Arbeiter- und Soldatenrates Gross-Berlins, der die Regierung kontrollieren sollte und aus je 14 Vertretern der Soldaten und der Arbeiterschaft bestand, wobei sich die Arbeiterseite zu gleichen Teilen aus MSPD und USPD zusammensetzte. Vorsitzender des Vollzugsrates wurde Richard Müller.¹³⁷

Unabgeholtenes

Damit waren schon in den ersten Stunden der Revolution die politischen Kräfteverhältnisse offenkundig. Die grosse Mehrheit der Arbeiter- und Soldatenräte fühlte sich der Mehrheitssozialdemokratie verbunden und wollte zugleich eine einige Linke, vor allem war sie gegen eine Ausgrenzung weder von der MSPD noch der USPD. Diese Mehrheit hielt an einer parlamentarischen Republik mit der Trennung von Legislative, Exekutive, Judikative fest und unterstützte die Einbe-

rufung einer verfassunggebenden Nationalversammlung, wie sich dann später eindrucksvoll in den Beschlüssen des reichsweiten Kongresses der Arbeiter- und Soldatenräte vom 16. bis 21. Dezember in Berlin zeigte, für den bezeichnenderweise weder Karl Liebknecht noch Rosa Luxemburg ein Mandat erringen konnten. Die Ergebnisse der Wahlen zur Nationalversammlung am 19. Januar 1919 waren eindeutig: Die Sozialdemokraten wurden mit 37,9 Prozent der abgegebenen Stimmen die weit grösste Fraktion. Die USPD erhielt zwar nur 7,6 Prozent – beide sozialdemokratischen Parteien zusammen jedoch 45,5 Prozent. Die aus dem Spartakusbund hervorgegangene, zum Jahresende 1918 neu gegründete Kommunistische Partei hatte sich gegen den Rat von Rosa Luxemburg nicht zur Wahl gestellt. Das katholische Zentrum wie die linksliberale Deutsche Demokratische Partei standen mit 19,7 beziehungsweise 18,5 Prozent etwa gleichauf. Die rechtsliberale Deutsche Volkspartei mit Gustav Stresemann erhielt 4,4 Prozent und die rechte Deutschnationale Volkspartei 10,3 Prozent der Stimmen.

Die Linke schätzte die Situation falsch ein, wenn sie glaubte, dass die Massen im Prinzip auf ihrer Seite und für die Fortsetzung der Revolution zu mobilisieren seien, wenn nur deutlich würde, dass «Ebert-Scheidemann» die Revolution «verraten» hätten. Die USPD, die in die Regierung eingebunden war, war im November und Dezember ständig zerrissen zwischen der rechtsstaatlichen und weithin parlamentarischen Überzeugung ihrer Führung und der radikalen Linken, die den Moment einer sozialistischen Umwälzung als gegeben sah. Je ferner dieser Moment in den Wochen nach dem 9. November rückte, desto radikaler wurde die Rhetorik gegen «Ebert-Scheidemann» und desto verzweifelter wurden die Versuche, doch noch die politischen Verhältnisse ändern zu können. Konsequenterweise trennte sich die radikale Linke zum Jahresende von der USPD und gründete die Kommunistische Partei. Doch waren die demokratischen Kräfte innerhalb der radikalen Linken, insbesondere solange Rosa Luxemburg noch lebte, stark genug, um nicht dem Weg eines bolschewistischen Staatsstreichs zu folgen.

Eben dieses Gespenst des Bolschewismus bestimmte wesentlich das Handeln der MSPD-Führung. Ebert hatte die Revolution nicht gewollt, kritisierte am 9. November sogar Scheidemann heftig, dass dieser eigenmächtig die Republik ausgerufen habe, ohne dass eine gewählte verfassunggebende Versammlung dies beschlossen habe. In seinem Selbstverständnis sah er sich als «Konkursverwalter

des Kaiserreichs», dem die politische Aufgabe zufiel, Ordnung zu halten. Das Bündnis mit der Obersten Heeresleitung unter General Groener war sicher unumgänglich, um die geordnete Demobilisierung von Millionen deutschen Soldaten zu bewerkstelligen. Aber Ebert verstand die OHL auch als Ordnungsmacht, deren Truppen vor dem Bolschewismus schützten, und unterschätzte sträflich den konterrevolutionären Willen der kaiserlichen Generäle, die Republik zu Fall zu bringen. Die Truppen, auf die sich die Ebert-Regierung zu stützen glaubte, betrachteten den Kampf gegen die «Bolschewisten» nur als ersten Schritt, um danach der Republik, einschliesslich der Sozialdemokratie, den Garaus zu machen. Die Brutalität, mit der die rechtsradikalen Freikorps gegen revolutionäre Arbeiter vorgingen, entzweite die Linke unwiderruflich.

Denn die Arbeiterräte waren zwar in der Mehrheit sozialdemokratisch eingestellt, doch die Hoffnungen der Revolution des 9. November waren mit den Massnahmen der Ebert-Haase-Regierung keineswegs abgegolten. Ohne Zweifel wollten die Hunderttausende, die im ganzen deutschen Reich auf die Strasse gingen, den sofortigen Frieden – aber auch eine tiefgreifende Veränderung der deutschen Gesellschaft, den Sturz der alten Hierarchien, der Macht von Offizieren, Fürsten, Landjunkern und Grossindustriellen, sie wollten demokratische Partizipation und soziale Gerechtigkeit. Das Misstrauen war gross, dass die alten Mächte, insbesondere das Militär und die Staatsbürokratie, wieder die entscheidenden Positionen im neuen Staat erringen und die alten wilhelminischen Verhältnisse wiederherstellen könnten. Deshalb wurden die Räte mit dem eindeutigen Votum für eine parlamentarische Republik keineswegs überflüssig, sondern sie sollten tatsächlich Kontrolle ausüben, was jedoch vielerorts kaum möglich war, da die Beamten den Beigeordneten, die die Arbeiter- und Soldatenräte zur Kontrolle eingesetzt hatten, wichtige Informationen vorenthielten und in Unkenntnis über die administrativen Abläufe liessen. Aber immer dann, wenn der Verdacht aufkam, dass Errungenschaften der Revolution zurückgedreht werden sollten, gingen Zehntausende auf die Strasse, um dagegen zu protestieren. So eindeutig der Allgemeine Kongress der Arbeiter- und Soldatenräte im Dezember 1918 in Berlin für eine parlamentarische Demokratie votierte, so vehement sprach er sich ebenso für die Demokratisierung der Armee und die Sozialisierung der Kohle- und Stahlindustrie aus. Die Fokussierung des Konflikts auf die Frage: parlamentarische Demokratie oder Räteystem führt in die Irre, denn auch für viele Sozialdemo-

kraten gab es noch etwas Unabgeholtenes der Revolution, wie sich in den folgenden Monaten zeigen sollte: die Abschaffung des Militarismus und die Entmachtung der Schwerindustrie als Kern des Kapitalismus.

Die Politisierung der Gesellschaft, das Verlangen nach Partizipation, war offenkundig. Allein zwischen Oktober und Dezember 1918 stieg die Mitgliederzahl der freien Gewerkschaften von 1,4 auf über 2,8 Millionen Mitglieder und übertraf damit den höchsten Vorkriegsstand aus dem Jahr 1913; Ende 1919 waren es dann sogar 7,3 Millionen.¹³⁸ Dass die Unternehmer die Zeichen der Zeit verstanden, zeigte sich in dem sogenannten Stinnes-Legien-Abkommen mit den Gewerkschaften vom 15. November 1918. Es war bereits gegen Ende des Krieges vorbereitet worden, als man Vereinbarungen hinsichtlich der Demobilmachung traf. Das Abkommen sollte neben anderen Zugeständnissen an die Arbeiterschaft, vor allem dem lange geforderten Acht-Stunden-Tag mit Lohnausgleich, die soziale Revolution und eine sozialistische Wirtschaftsordnung verhindern. Der Vorsitzende des Vereins Deutscher Eisen- und Stahlindustrieller Hilger brachte es einen Tag vor Unterzeichnung auf einer Vorstandssitzung auf den Punkt: «Wir wollen froh darüber sein, dass die Gewerkschaften in der Weise, wie sie es getan haben, sich noch bereitfinden, mit uns zu verhandeln, denn nur durch die Verhandlungen, speziell mit den Gewerkschaften, können wir Anarchie, Bolschewismus, Spartakusherrschaft und Chaos – wie man das nennen will – verhindern.»¹³⁹ Wenige Jahre später hatten die Industriellen erneut Oberwasser und konnten den Achtstundentag mit Lohnausgleich wieder zurücknehmen.

Über die Arbeiterräte hinaus bildeten sich überall neue Vertretungen von gesellschaftlichen Gruppen, die mitreden und mitbestimmen wollten. Am 12. November rief der Hansa-Bund in Berlin, eine einflussreiche Vereinigung liberaler Geschäftsleute, seine Mitglieder dazu auf, Bürgerräte zu bilden; am 18. November schlossen sich zweitausend Delegierte zu einem Bürgerrat von Gross-Berlin zusammen. In zahlreichen deutschen Städten riefen bürgerliche Standesvertretungen ebenso zu Versammlungen auf, die von Tausenden besucht wurden, und gründeten Bürgerräte, die den Arbeiter- und Soldatenräten den Anspruch auf alleinige Vertretung absprachen und vor allem den Schutz des Eigentums forderten. Auf Initiative des Schriftstellers Kurt Hiller gründete sich gleich am 11. November sogar ein Rat geistiger Arbeiter, dem unter anderen Siegfried Jacobsohn, Rudolf Leonhard, Helene Stöcker, Frank Thiess und Armin T. Wegner angehörten.

Auch in Wien, Salzburg, München, Leipzig, Hamburg, Hannover, Marburg, Köln, Königsberg, Göttingen und anderen Städten schlossen sich Intellektuelle nach dem Berliner Vorbild zu Räten zusammen.¹⁴⁰

Nicht zuletzt begannen die Frauen, die mit dem ersten Dekret des Rates der Volksbeauftragten am 12. November 1918 erstmals in Deutschland das Wahlrecht erhielten, von nun an eine gewichtige Rolle in der politischen Kultur der neuen Republik zu spielen. In den revolutionären Arbeiterräten waren die Frauen in einer verschwindenden Minderzahl, obwohl wegen des Kriegs zum Beispiel in der Berliner Metallindustrie Ende 1917 über die Hälfte der Beschäftigten Frauen waren. Doch dem Vollzugsrat des Arbeiterund Soldatenrates Gross-Berlins gehörte keine einzige Frau an. Allerdings finden sich in den überlieferten Akten immer wieder die Namen von Frauen, die als politische Aktivistinnen und Mitarbeiterinnen von Arbeiterräten und Parteien hervortraten. Zu den Wahlen der Nationalversammlung gingen aufgrund der Kriegsverluste 2 Millionen Frauen mehr als Männer; 308 Kandidatinnen hatten sich aufstellen lassen; 37 der 423 Abgeordneten der Nationalversammlung waren Frauen. Neben der erwartungsgemäss grösseren Zahl von weiblichen Abgeordneten bei SPD und USPD gab es aber auch auf der Rechten Frauen wie Margarete Behm von der Deutschnationalen Volkspartei.¹⁴¹

Waffenstillstand

Am Mittag des 10. November hatten Mitglieder des alten Reichskabinetts und des neuen Rats der Volksbeauftragten, noch ohne die Vertreter der Unabhängigen Sozialdemokraten, über die wichtigste politische Angelegenheit des Tages zu beraten: den Waffenstillstand. Die deutsche Delegation unter Leitung von Matthias Erzberger war in der Nacht vom 7. zum 8. November im Hauptquartier des französischen Marschalls Foch eingetroffen und hatte gleich am Morgen die Waffenstillstandsbedingungen entgegengenommen: die sofortige Räumung von Frankreich und Belgien; von Luxemburg und Elsass-Lothringen innerhalb von 15 Tagen sowie die Übergabe aller alliierten Kriegsgefangenen; zudem sollten die linksrheinischen Gebiete geräumt werden, die dann durch alliierte Behörden verwaltet werden würden; rechtsrheinisch war eine neutrale Zone von 10 Kilometern Breite zu schaffen; im Osten sollten sich die deutschen Truppen auf die Grenzen

vom August 1914 zurückziehen; der Vertrag von Brest-Litowsk war aufgehoben, der Abzug aller deutschen Truppen aus Ostafrika beschlossen. Sämtliche U-Boote sowie 5'000 Kanonen, 25'000 Maschinengewehre, 1700 Jagd- und Bombenflugzeuge, 5'000 Lokomotiven und 150'000 Eisenbahnwagen mussten abgeliefert werden. Die restlichen Kriegsschiffe sollten abgerüstet und in einen neutralen oder alliierten Hafen gebracht werden. Die Blockade würde trotz dieser Massnahmen bestehen bleiben.¹⁴²

Aus dem Hauptquartier kam die Meldung, dass die Oberste Heeresleitung dringend darum bat, die Waffenstillstandsbedingungen zu akzeptieren.¹⁴³ Ebert stimmte dem missmutig zu. Von einem Frieden des Rechts und der Gerechtigkeit könne indes keine Rede sein. «Die uns auferlegten Opfer seien so unerhört, dass sie zu einer Vernichtung unseres Volkes führen müssten.»¹⁴⁴ Auf der Vollversammlung der Berliner Arbeiter- und Soldatenräte im Zirkus Busch am späten Nachmittag verlas Ebert die Waffenstillstandsbedingungen, die, so notiert Richard Bernstein, «mit grosser Bewegung aufgenommen» wurden, ohne dass darüber weiter diskutiert worden wäre. «Umso notwendiger ist es», kommentierte Emil Barth, einer der Führer der revolutionären Obleute, unter stürmischem Beifall, «alle Kräfte zusammenzufassen, wenn Deutschland gerettet und es möglich gemacht werden soll, dass morgen in Frankreich, Italien und England die proletarische Revolution ausbricht.»¹⁴⁵ Am 11. November wird der Waffenstillstand unterzeichnet, mittags um 11.55 Uhr tritt Waffenruhe ein.¹⁴⁶

Der Waffenstillstand war fragil und musste alle vier Wochen erneuert werden, da er unter dem Vorbehalt der Alliierten stand, jederzeit in Deutschland einzumarschieren, wenn die Waffenstillstandsbedingungen nicht erfüllt würden oder es die politische Lage erfordere, sprich die radikale Linke die Macht übernehmen würde. Bei der Betrachtung der innenpolitischen Auseinandersetzungen darf nicht ausser Acht gelassen werden, dass die Regierungen der Siegermächte Grossbritannien, Frankreich und USA ein eminentes Interesse daran hatten, eine Ausweitung der russischen bolschewistischen Revolution zu verhindern – wie umgekehrt die sowjetische Führung unter Lenin eben in kommunistischen Machtübernahmen in den führenden europäischen Ländern die Existenzbedingung ihrer eigenen Revolution sah. Die deutsche Revolution stand unter einem alliierten Vorbehalt, welcher der Radikalisierung Grenzen gesetzt hätte, wenn sie nicht von der deutschen Mehrheitssozialdemokratie selbst gezogen worden wären.

Konterrevolution

Die nächsten Wochen waren von dem schärfer werdenden Streit zwischen der Ebert-Haase-Regierung und der radikalen Linken geprägt. Schienen die Feierlichkeiten am 20. November für die Beisetzung der Opfer der Revolution, an denen in Berlin und anderen Städten Zehntausende Menschen teilnahmen, noch die Chance zu bieten, die Einheit der Linken zumindest symbolisch zu betonen, war das gegenseitige Misstrauen in einer zudem angespannten und von schwirrenden Gerüchten durchdrungenen nervösen Öffentlichkeit nicht abzubauen, im Gegenteil, die gegenseitigen Unterstellungen wurden immer drastischer.

Auf welchem instabilem Grund die neuen politischen Institutionen standen, offenbarte der 6. Dezember in Berlin. An diesem Tag zog ein Trupp Soldaten zum preussischen Abgeordnetenhaus, um den dort tagenden Vollzugsrat des Arbeiter- und Soldatenrates Gross-Berlins zu verhaften. Emil Barth und andere konnten die Soldaten beruhigen, worauf diese zur Reichskanzlei weiterzogen, um Friedrich Ebert zum Reichspräsidenten auszurufen. Auch dieser wiegelte ab und schickte die Soldaten in die Kaserne zurück. Zwar wies Ebert jede Verbindung zu den Soldaten zurück und verurteilte deren Aktion öffentlich, aber die Spur der Auftraggeber führte nicht nur ins Auswärtige Amt, das immer noch von dem kaiserlichen Kolonialpolitiker Wilhelm Solf geleitet wurde, sondern auch in die Reichskanzlei. Der Verdacht, Ebert und Scheidemann hätten die Soldaten angestiftet, kam sofort auf, zumal ein schwerer Zwischenfall am Nachmittag die politische Atmosphäre zusätzlich vergiftete. Ein vom Spartakusbund geführter Demonstrationzug sollte auf Weisung des sozialdemokratischen Stadtkommandanten Otto Wels von Soldaten des Garde-Füsilier-Regiments an der Chausseestrasse, Ecke Invalidenstrasse angehalten werden. Beim Aufeinandertreffen von Demonstranten und Soldaten kam es zu einer Schiesserei, bei der die Soldaten ein Maschinengewehr einsetzten: 16 Tote und etliche Schwerverwundete lagen auf der Strasse.¹⁴⁷

Das Misstrauen war nicht unberechtigt, denn die Militärführung arbeitete in der Tat auf einen Staatsstreich hin. Am 10. Dezember, an dem, wie geplant, Divisionen von der Front in Berlin einmarschieren würden, sollten die Truppen die Arbeiter- und Soldatenräte auflösen und Ebert als Reichspräsident mit diktatorischen Vollmachten eingesetzt werden. Entwaffnet werden sollte insbesondere die

sogenannte Volksmarinedivision, eine lockere Einheit von mehreren hundert Matrosen und hinzugestossenen Soldaten, die im Berliner Schloss lagerte und sich als Verteidiger der Revolution verstand. Mit grosser Geste empfing Ebert am 10. Dezember die Marschkolonnen: «Eure Opfer und Taten sind ohne Beispiel. Kein Feind hat euch überwunden. [...] Erhobenen Hauptes dürft ihr zurückkehren. Nie haben Menschen Grösseres geleistet und gelitten als Ihr.»¹⁴⁸

Doch blieb der konterrevolutionäre Staatsstreich aus, weil Ebert zögerte, nachdem der Vollzugsrat Wind von dem Plan bekommen hatte. Vor allem aber erlangen, wie General Groener es ausdrückte, «auch die ausgesiebten Truppen des Feldheeres [...] der revolutionären Luft der Hauptstadt», sprich: sie liessen sich nicht in konterrevolutionäre Pläne einspannen, sondern gingen nach Haus zu ihren Familien – mit einer Ausnahme: Hauptmann Waldemar Pabst führte seine Gardeschützen-Kavallerie-Division bewusst in ein geschlossenes Quartier ausserhalb Berlins, um ihre Einsatzfähigkeit zu erhalten.¹⁴⁹

Zum Jahreswechsel 1918/19 spitzte sich der Konflikt zwischen der Regierung und den radikalen Kräften dramatisch zu.¹⁵⁰ Ein Konflikt mit der Volksmarinedivision, die das Berliner Schloss verlassen sollte, eskalierte vor Weihnachten derart, dass die Matrosen den sozialdemokratischen Stadtkommandanten Otto Wels als Geisel nahmen, um ihre Forderungen durchzusetzen. Die sozialdemokratischen Mitglieder des Rates der Volksbeauftragten beorderten daraufhin, ohne die Unabhängigen zu informieren, Truppen nach Berlin, die am 24. Dezember das Schloss beschossen, um es einzunehmen. Das gelang nicht, weil die Volksmarinedivision Unterstützung von bewaffneten Arbeitern und vom Berliner Polizeipräsident Emil Eichhorn, Mitglied der USPD, erhielt.¹⁵¹

Die Unabhängigen Barth, Haase und Dittmann verliessen, empört über den von Ebert befohlenen Gewalteinsatz, den Rat der Volksbeauftragten – ein verständlicher Entschluss und doch ein politischer Fehler, weil nun mit den Nachrückern Rudolf Wissel, Paul Löbe und Gustav Noske die Regierung rein mehrheitssozialdemokratisch besetzt war und die Unabhängigen, nachdem sie auch die preussische Regierung verlassen hatten, keine Beteiligung an der Regierungsmacht mehr besaßen.¹⁵²

Konsequent entliess der sozialdemokratische preussische Innenminister Paul Hirsch am 4. Januar Emil Eichhorn. Die USPD, die Revolutionären Obleute und die gerade gegründete Kommunistischen Partei Deutschlands riefen darauf zu ei-

ner Protestdemonstration am Sonntag, 5. Januar, auf: «Marschieret in Massen auf! Es gilt Eure Freiheit, es gilt Eure Zukunft, es gilt das Schicksal der Revolution! Nieder mit der Gewaltherrschaft der Ebert-Scheidemann-Hirsch und Ernst!»¹⁵³ Tatsächlich folgten Hunderttausende dem Aufruf, auch am folgenden Montag gab es noch einmal Massendemonstrationen in Berlin – aber nichts folgte daraus. Die Revolutionäre konnten den Massenprotest nicht zum Sturz der Ebert-Regierung nutzen; nur einige Gruppen besetzten die Redaktionsgebäude des *Vorwärts* und anderer Zeitungen. Während die USPD mit den militanten Protestierenden verhandeln wollte, war die Regierung Ebert entschlossen, die Radikalen mit Waffengewalt auszuschalten. Im Aufruf der Reichsregierung an die Bevölkerung Berlins vom 8. Januar, der überall in der Stadt plakatiert wurde, hiess es: «Gewalt kann nur mit Gewalt bekämpft werden. [...] Die Stunde der Abrechnung naht!»¹⁵⁴ Noske wurde zum Oberkommandierenden ernannt, liess Freikorpsgruppen in die Stadt einmarschieren und in einem blutigen Strassenkampf mit schwerer Artillerie, bei dem die Arbeitermilizen militärisch keine Chance hatten, die besetzten Gebäude räumen. Etwa 200 Menschen wurden getötet, darunter zahlreiche unbeteiligte Zivilisten und Besetzer, die sich bereits ergeben hatten.¹⁵⁵

Am Abend des 15. Januar, als der Aufstand schon niedergeschlagen war, fielen Mitgliedern der «Bürgerwehr Wilmersdorf» in einer Wohnung Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht in die Hände. Die beiden hielten sich dort angesichts der Mordaufrufe gegen sie versteckt. Eine telefonische Anfrage in der Reichskanzlei, was mit den Gefangenen geschehen solle, blieb unbeantwortet, und so brachten die Bürgerwehrmänner, die jeder später ein Kopfgeld von 1700 Mark erhielten, die beiden ins Hotel Eden, in dem der Stab der Gardeschützenkavalleriedivision mittlerweile wohnte. Noch in der Nacht – ob mit Wissen oder gar Billigung von Gustav Noske wurde nie geklärt – erteilte Pabst den Mordbefehl. Junge Marineoffiziere, die nur auf ihren antibolschewistischen Einsatz warteten, führten ihn aus: Liebknecht wurde in den nahegelegenen Tiergarten gebracht und dort getötet, Luxemburg am Ausgang des Hotels von einem Soldaten mit dem Gewehrkolben schwer auf den Kopf geschlagen und dann im Auto erschossen. Ihre Leiche warfen die Mörder in den Landwehrkanal. Der Öffentlichkeit wurde erzählt, Liebknecht sei auf der Flucht erschossen und Luxemburg von einer entrüsteten Menge aus dem Auto gezerrt und gelyncht worden.¹⁵⁶ Mit diesem Mord, dessen Aufklärung und Ahndung nicht zuletzt von Gustav Noske in den folgenden Jahren

systematisch behindert und vertuscht wurde, war das unversöhnliche Zerwürfnis zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten endgültig besiegelt.

Eine mehrdeutige Revolution

Die Novemberrevolution ist mit vielen Attributen versehen worden – von der «wunderlichsten aller Revolutionen» (Arthur Rosenberg), der «verratenen» (Sebastian Haffner), «halben» (Volker Ullrich), «steckengebliebenen» (Eberhard Kolb), «gebremsten» (Heinrich August Winkler), «paradoxen» (Andreas Wirsching) bis hin zur «vergessenen Revolution» (Alexander Gallus).¹⁵⁷ Doch bleiben die Interpreten zumeist den Referenzrahmen schuldig, an dem sie die Revolution 1918/19 messen. Was wäre denn eine «gelungene» Revolution gewesen? Ohne Zweifel waren die Furcht vor einer drohenden bolschewistischen Machtübernahme und das staatstragende Verantwortungsbewusstsein in der Führung der SPD stark genug, um auch mit konterrevolutionärer Gewalt für Stabilität und Verfassungsordnung im Sinne einer parlamentarischen Republik zu sorgen. Für dieses Ziel wurde ein Bündnis mit der kaiserlichen Militärelite eingegangen, die altingesessene Beamtenschaft nicht angetastet und die Sozialisierung der Schlüsselindustrie ausgebremst. Die Handlungsmöglichkeiten, die sich durch die Revolution eröffneten, hat die SPD, darin sind sich nahezu alle Historiker einig, nur unzureichend genutzt. Die radikale Linke verkannte hingegen von Anfang an die tatsächliche Stimmung innerhalb Bevölkerung und konnte nur einen kleinen Teil der Arbeiterschaft hinter sich bringen, was bis 1923 immer wieder dazu führte, der Versuchung einer putschistischen Politik zu erliegen, die angesichts der militärischen Kräfteverhältnisse in einer blutigen Niederlage enden musste. Die USPD wurde zwischen einer gemässigten Führung, die das Bündnis mit der Mehrheitssozialdemokratie wollte, und einer sich radikalierenden Basis zerrissen, was schliesslich 1922, nicht zuletzt auf Druck der Kommunistischen Internationalen, zur Spaltung der Partei führte.

Aber den wichtigsten Faktor des Jahres 1918 bildeten die Massen, vor allem die Arbeiterinnen und Arbeiter in der Industrie. Die administrative Unfähigkeit des wilhelminischen Staates, eine ausreichende Versorgung der Bevölkerung sicherzustellen, die Hybris der Militärführung, die keinen Plan für einen Verständni-

gungsfrieden zu entwickeln imstande und in der Niederlage von Panik ergriffen war, und die tiefgreifende Zäsur der russischen Revolutionen im Jahre 1917, die grosse Strahlkraft auf Europa hatten, führten zu Massenstreiks im Frühjahr 1917 und im Januar 1918, in denen nicht allein materielle, sondern ebenfalls eminent politische Forderungen erhoben wurden. Das blieb auch so während des gesamten Jahres 1918: Kein Regime kam mehr daran vorbei, den Krieg zu beenden, das Militär zu entmachten und die politische Ordnung zu demokratisieren.

Mit dem deutschen Waffenstillstandsersuchen an den US-Präsidenten Anfang Oktober gewann diese Massenbewegung unübersehbar an Dynamik. Während Hindenburg und Ludendorff, nachdem sie sich von ihrem Schock erholt hatten, verblendet glaubten, weiterhin über militärische Macht zu verfügen, und während der Kaiser seine Herrschaft bloss von wenigen «Socialisten und Juden» bedroht sah, währte sich auch die politische zivile Führung in Berlin, nun unter Regierungsbeteiligung der Sozialdemokraten, in einer Position von Stabilität, die nicht mehr den tatsächlichen Verhältnissen entsprach. Meinten Militärführung und Kaiser noch alle Zeit der Welt zu besitzen, lief der Regierung in Berlin die Zeit davon. Immer wieder ahnten die Sozialdemokraten, dass sie auf einem Pulverfass sassen, aber sie zogen keine Konsequenzen daraus. Den politischen Druck, der insbesondere von den Noten Wilsons ausging, der unverblümt die Ablösung der alten monarchischen Eliten verlangte, bevor es zu einem Waffenstillstand kommen könne, ignorierte die politische Führung lange Zeit, während er in der Bevölkerung unübersehbar Wirkung entfaltete. Buchstäblich im letzten Moment begriff die SPD-Führung, was die Stunde geschlagen hatte, und wechselte am 9. November auf die Seite der Revolution, um nicht unter ihre Räder zu kommen.

Desto mehr sind die Trägerinnen und Träger dieser Revolution zu würdigen, die trotz aller Enttäuschungen und Hindernisse, trotz gegenrevolutionärer Gewalt und konservativer Kontinuität einen unhintergehbaren Bruch mit dem alten kaiserlichen Regime erzwungen haben. Von nun an war die politische Autorität nicht mehr auf den Kaiser und Gottes Gnaden begründet, sondern auf der Souveränität des Volkes. Die Etablierung einer demokratischen Republik eröffnete Partizipationschancen, die vordem verschlossen waren. Vom November 1918 an schreibt sich die deutsche Geschichte neu.



*Konterrevolutionäre Gewalt, München, Kapuzinerstrasse,
Mai 1919.*

2.

München – Budapest – Versailles 1919

Im September 1919 beantwortete der Gefreite Adolf Hitler in München im Auftrag seines Vorgesetzten den Brief eines ehemaligen Kameraden, der um Aufklärung über das Judentum gebeten hatte: «Sehr geehrter Herr Gemlich! Wenn die Gefahr, die das Judentum für unser Volk heute bildet, seinen Ausdruck findet in einer nicht wegzuleugnenden Abneigung grosser Teile unseres Volkes, so ist die Ursache dieser Abneigung meist nicht zu suchen in der klaren Erkenntnis des bewusst oder unbewusst planmässig verderblichen Wirkens der Juden als Gesamtheit auf unsere Nation, sondern sie entsteht meist durch den persönlichen Verkehr, unter dem Eindruck, den der Jude als Einzelner zurücklässt und der fast stets ein ungünstiger ist. Dadurch erhält der Antisemitismus nur zu leicht den Charakter einer blossen Gefühlserscheinung. Und doch ist dies unrichtig. Der Antisemitismus als politische Bewegung darf nicht und kann nicht bestimmt werden durch Momente des Gefühls, sondern durch die Erkenntnis von Tatsachen.» Und nach längeren Ausführungen über die angebliche Geld- und Herrschgier der Juden kommt Hitler zu dem Schluss: «Der Antisemitismus aus rein gefühlsmässigen Gründen wird seinen letzten Ausdruck finden in der Form von Progromen [sic!]. Der Antisemitismus der Vernunft jedoch muss führen zur planmässigen gesetzlichen Bekämpfung und Beseitigung der Vorrechte des Juden, die er zum Unterschied der andren zwischen uns lebenden Fremden besitzt (Fremdengesetzgebung). Sein letztes Ziel aber muss unverrückbar die Entfernung der Juden überhaupt sein.»¹ Es ist das erste überlieferte Bekenntnis Hitlers zum Antisemitismus und zur rassistischen Verfolgung der Juden und zugleich eine programmatische Äusserung für seine Politik.

Hitler war Ende November 1918, 29 Jahre alt, nach München zurückgekehrt,

aber nicht demobilisiert worden, sondern auf eigenen Wunsch Soldat geblieben. Bis dahin hatte er ein unscheinbares, unstetes Leben geführt. Der Vater hatte in der Zollbeamtenlaufbahn Österreichs Karriere gemacht, hinterliess bei seinem Tod 1903 sogar ein kleines Vermögen. Adolf Hitler wollte Maler und Architekt werden, verliess die Schule, lebte noch einige Zeit im Haushalt seiner Mutter, die 1907 an Brustkrebs starb, und ging dann nach Wien. Dort jedoch fiel er zweimal in der Aufnahmeprüfung der Akademie für Bildende Künste durch und schlug sich nun mit seiner Waisenrente und Gelegenheitsarbeiten, darunter mit selbstgemalten Postkarten, mehr schlecht als recht durch. Seine Liebe galt der Oper, vor allem Richard Wagner. Interessiert war er ebenso an der Politik, insbesondere der Nationalitätenfrage im zerfallenden Habsburger Imperium. Ob er zu dieser Zeit schon ein fanatischer Antisemit wurde, ist in der Forschung umstritten.²

1913 ging er nach München, um sich der Einberufung zur Habsburger Armee zu entziehen, aber als im August 1914 der Erste Weltkrieg begann, meldete er sich sofort freiwillig und diente in einem bayerischen Infanterieregiment. Hitler erlebte den Krieg an der Westfront, war sogenannter Meldegänger, wurde sogar wegen Tapferkeit ausgezeichnet, aber nicht befördert. Er blieb Gefreiter. Nach einem Gasangriff vorübergehend erblindet, erfuhr er das Ende des Krieges im Lazarett, was er in «Mein Kampf» pathetisch als Wendepunkt in seinem Leben bezeichnete: «In diesen Nächten wuchs mir der Hass, der Hass gegen die Urheber dieser Tat.» Und wer die Verantwortlichen in Hitlers Weitsicht waren, hielt er wenige Zeilen später unmissverständlich fest: «Mit dem Juden gibt es kein Paktieren, sondern nur das harte Entweder – Oder. Ich aber beschloss, Politiker zu werden.»³ Bis zu dieser nachträglichen Selbstinszenierung aus dem Jahr 1924 war es indes noch ein weiter Weg. Nachdem er Ende 1918 für wenige Wochen zum Wachdienst eines Lagers mit russischen Kriegsgefangenen in Traunstein abkommandiert worden war, kam er Ende Januar, Anfang Februar 1919 wieder nach München.⁴ Zu diesem Zeitpunkt hatte die Revolution in München – vorerst – gesiegt.

In der Regel werden die Geschichten der Räterevolution in München und des Aufstiegs Hitlers unabhängig voneinander geschildert. Hier soll der Versuch unternommen werden, beide in Beziehung zu bringen, um damit deutlich zu machen, dass Hitler Zeuge des revolutionären Geschehens in München war und es hinter den roten Fahnen in der Stadt ein völkisches, rechtsradikales Milieu gab,

das sich zwar in den Monaten der Revolution nicht lautstark öffentlich äusserte, jedoch keineswegs verschwunden war und mit dem Sieg der konterrevolutionären Truppen Anfang Mai an die Schalthebel der Macht zurückkehrte.

Zudem fällt in den meisten historischen Darstellungen die zeitliche Koinzidenz aus dem Blick zwischen der Niederschlagung der Münchener Räterepublik, die von den Zeitungen im ganzen Deutschland medial verbreitet und verstärkt wurde, und der Veröffentlichung der Bedingungen des Friedensvertrages, die sofort eine heftige Protestbewegung durch nahezu alle politischen Lager hindurch hervorrief. Der Mai 1919 geriet somit zum Siedepunkt der nationalistischen, völkischen Bewegung, dessen Wirkung auf die politische Entwicklung nicht unterschätzt werden kann und der in diesem Kapitel gewissermassen den Scheitelpunkt markiert.

München im Ersten Weltkrieg

München hatte sich wie andere deutsche Grosstädte in der rapiden Industrialisierungs- und Urbanisierungsphase seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts rasch entwickelt. Besass die Stadt 1871 noch knapp 170'000 Einwohner, so waren es 1914 rund 640'000.⁵ Es gab grosse Industriebetriebe wie die Maschinen- und Lokomotivenfabrik Maffei oder Siemens, dennoch blieb die Wirtschaftsstruktur stark von mittleren und kleineren Gewerbe- und Handwerksbetrieben geprägt. Die Sozialdemokraten errangen in der Grosstadt München trotz Wahlbeschränkungen zunehmend Wahlerfolge, drängten die bislang dominierenden Liberalen zurück und wurden bei der Gemeinderatswahl im Dezember 1914 erstmals stärkste Partei in München. Zugleich existierte ein nationalistisches, völkisches Milieu, in dem auch der Antisemitismus grassierte. (Klein-)Bürgertum und Arbeitermilieu waren strikt voneinander getrennt.⁶ Dennoch galt München als liberale, kunststoffene Stadt im Unterschied zum preussischen, wilhelminischen Berlin.

Die jüdische Gemeinde in München war seit Mitte des 19. Jahrhunderts von rund 2'000 auf 11'000 im Jahr 1910 angewachsen, darunter ungefähr ein Viertel Jüdinnen und Juden aus Osteuropa, geringschätzig «Ostjuden» genannt und von den alteingesessenen jüdischen Familien Münchens nicht gern gesehen.⁷ Diese pflegten vielmehr ihren bayerischen Habitus. «Man ging auf die Keller, trank sein Bier zum mitgebrachten Abendessen, kraxelte auf die Berge, kannte die Museen

wie die eigene Wohnung und es war ‚unser München‘, in dem auch der Jude aus Berlin als Landfremder galt» – so eine Berliner Verwandte über die Feuchtwan-ger-Familie.⁸

Wie in anderen deutschen Städten litt die Münchner Bevölkerung im Ersten Weltkrieg an der mangelhaften Versorgung mit Lebensmitteln. Immer wieder kam es zu Demonstrationen und Protesten.⁹ Die Streikwelle im Januar 1918 erfasste auch München; einer der Anführer war Kurt Eisner. 1867 in Berlin als Sohn eines jüdischen Textilfabrikanten geboren, studierte er Philosophie und Germanistik, um als Journalist für sozialdemokratische Zeitungen wie den *Vorwärts* zu arbeiten. 1907 wurde er Chefredakteur der *Fränkischen Tagespost* in Nürnberg und zog 1910 nach München, nun als freier Mitarbeiter der *Münchener Post*. Im Krieg wandelte er sich zu einem Pazifisten und schloss sich der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei an, zu deren Leitfigur in München er avancierte.¹⁰ Zu den freien Gesprächsabenden im Gasthof «Goldener Anker» traf Eisner sich schon zu Kriegszeiten mit den späteren Revolutionären Felix Fechenbach, Erich Mühsam, Ernst Toller, Edgar Jaffe und Oskar Maria Graf.¹¹

Der vierundzwanzigjährige, damals noch unbekannte Schriftsteller Oskar Maria Graf, der sich seit 1911 in München mehr schlecht als recht durchschlug und sich in anarchistischen Kreisen wohlfühlte, erlebte Eisner zum ersten Mal im Sommer 1917 in dem Nebenzimmer einer Wirtsstube, in dem vereinzelte Intellektuelle, viele Frauen und einige Soldaten versammelt waren. «Unerregt sass alles da und blickte auf einen Tisch vorne, hinter dem ein nicht sehr grosser Mann mit wallendem, grauem Haupthaar, einem ebensolchen Schnurr- und Spitzbart stand und eine Rede hielt. Einen Kneifer trug er, hinter dem sehr bewegliche kleine Augen sass. Hin und wieder unterstrich er irgendeinen Satz mit einer kurzen Armbewegung oder streckte den Zeigfinger wie ein Schullehrer in die rauchige Luft. Er hatte eine ziemlich tonlose, etwas kratzende Stimme, sprach aber sehr flüssig. Seine Kleidung war lässig, und alles an ihm machte den Eindruck von einem pensionierten Schulrat oder Professor. Ich dachte nach und erinnerte mich an eine illustrierte Geschichte der deutschen Revolution von 1848. Da waren auch so ähnliche Gestalten abgebildet. ‚Wer ist denn der Redner?‘, erkundigte ich mich leise bei meinem Nebenmann. ‚Der Eisner‘, war die Antwort.»¹²

Novemberrevolution in München

Wie überall in Deutschland herrschten in München Kriegsmüdigkeit und die Überdrüssigkeit an der alten wilhelminischen Ordnung. Auf ihrem Parteitag am 12./13. Oktober 1918 forderte die bayerische SPD die «Überführung Deutschlands in einen Volksstaat mit vollkommener Selbstbestimmung und -Verwaltung des Volkes in Reich, Staat und Gemeinde».¹³ Eisner, der nach dem Ende des Januarstreiks 1918 verhaftet worden war, kam erst am 14. Oktober wieder frei und war von da an ebenso wie Karl Liebknecht in Berlin ein unermüdlicher Redner für die Revolution.¹⁴ Als am 1. November in München der Sturz der Habsburger Monarchie bekannt wurde, rief Eisner, geschickt Friedenswunsch und Preussenabneigung miteinander verbindend, auf einer Kundgebung dazu auf, «dass eine vom Volk einzusetzende bayerische Regierung mit den deutschen Republikanern Österreichs gemeinsam den Frieden im Namen Deutschlands verkündet, sofern in Berlin nicht der Wille oder die Macht vorhanden ist, den Frieden sofort zu erreichen».¹⁵

Rainer Maria Rilke, der in München wohnte, erlebte diese Tage unmittelbar mit. «Überall grosse Versammlungen in den Brauhäusern», schrieb er am 7. November 1919 seiner Frau Clara, «fast jeden Abend, überall Redner, unter denen in erster Reihe Professor Jaffe sich hervortut, und wo die Säle nicht ausreichen, Versammlungen unter freiem Himmel nach Tausenden. Unter Tausenden auch war ich Montag Abend in den Sälen des Hotel Wagner, Professor Max Weber aus Heidelberg, Nationalökonom, der für einer der besten Köpfe und für einen guten Redner gilt, sprach, nach ihm in der Diskussion der anarchistisch überangestrengte Mühsam und weiter Studenten, Leute, die vier Jahre an der Front gewesen waren, – alle so einfach und offen und volkstümlich. Und obwohl man um die Biertische und zwischen den Tischen so sass, dass die Kellnerinnen nur wie Holzwürmer durch die dicke Menschenstruktur sich durchfrassen, – wars garnicht beklemmend, nicht einmal für den Atem; der Dunst aus Bier und Rauch und Volk ging einem nicht unbequem ein, man gewährte ihn kaum, so wichtig wars und so über alles gegenwärtig klar, dass die Dinge gesagt werden konnten, die endlich an der Reihe sind, und dass die einfachsten und gültigsten von diesen Dingen, soweit sie einigermaßen aufnehmlich gegeben waren, von der ungeheueren Menge mit einem schweren massiven Beifall begriffen wurden.»¹⁶

Zum Nachmittag an eben diesem 7. November riefen die Führungen von MSPD und USPD, nachdem in Kiel am 4. November die Revolution bereits ihren Lauf aufgenommen hatte, zu einer Friedenskundgebung auf der nahe beim Hauptbahnhof gelegenen, grossen Theresienwiese auf. Schon ab Mittag schlossen die meisten Geschäfte in der Münchener Innenstadt; zwischen 100'000 und 200'000 Menschen strömten zur Demonstration.¹⁷ Nach der Kundgebung zog Erhard Auer, Führer der Mehrheitssozialdemokraten, mit seinen Anhängern in die Münchner Innenstadt, während Eisner dazu aufrief, zu den Kasernen der Stadt zu ziehen, um die Soldaten zum Überlaufen zu bewegen.¹⁸ Oskar Maria Graf war auf der Theresienwiese dabei und folgte mit vielen anderen der Aufforderung Eisners, wie er im Rückblick 1920 schrieb: «Wie eine kribblige, schwarze Welle wälzte sich die tausend und abertausend Menschen hangaufwärts auf die Strasse; weiter ging es im Schnellschritt, an geschlossenen Häusern und herabgezogenen Rolläden vorbei, den Kasernen zu. [...] Keine Gegenwehr kam. Alle Schutzleute waren wie verschwunden. Aus den vielen offenen Fenstern der Häuser schauten neugierige Menschen auf uns herunter. Überall gesellten sich neue Trupps zu uns, und auch schon einige Bewaffnete. Die meisten Menschen lachten und schwatzten, als gings zu einem Fest.»¹⁹ Selbst Thomas Mann, der an diesem Abend mit seiner Frau Katja ein Konzert mit dem Dirigenten Hans Pfitzner in der Tonhalle besuchte – «Das Konzert nicht erschütternd, aber mit Schönheiten» – bemerkte auf dem Heimweg die eigentümliche Atmosphäre in der Stadt: «Sonderbare, zweideutig-ungewisse Stimmung in der Stadt, bei klarem, feuchtem Sternenhimmel. Revolutionär, aber friedlich und festlich. Fortwährend Feuerwerksschüsse, die auch jetzt um Mitternacht hier draussen hörbar sind. Irgendwie begehen die Menschen den Anbruch einer neuen Zeit.»²⁰

Der Coup gelang; am Abend standen alle Garnisonen auf Seiten der Revolution; ein Arbeiter-, Soldaten- und Bauernrat wurde gebildet, der sich zu später Stunde im Landtag versammelte und Kurt Eisner zum Ministerpräsidenten wählte. Erhard Auer erklärte, die MSPD sei bereit, der Revolutionsregierung beizutreten. Noch in der Nacht vom 7. auf den 8. November verliess der letzte Wittelsbacher König seine Residenzstadt. Die Revolution hatte gesiegt – im Handstreich mit Entschlossenheit, Wagemut und Glück.²¹

Revolutionsregierung

Wie wenig später in Berlin bildete sich in München ein gleichermassen aus MSPD und USPD gebildetes Kabinett, das jedoch im Unterschied zum Berliner Rat der Volksbeauftragten von einem Unabhängigen Sozialisten geführt wurde, nämlich Kurt Eisner. Zwar hatte dieser versprochen, dass in «ruhigeren Zeiten» eine Nationalversammlung einberufen werden solle, um über die endgültige Verfassung der Republik zu entscheiden, aber die Arbeiter-, Soldaten- und Bauernräte, die in Bayern entstanden waren, müssten das Fundament der Macht bleiben.²²

Am 16. November veröffentlichte Eisner sein Regierungsprogramm: «Die revolutionäre Regierung des Volksstaates Bayern ist zu dem grossen Versuch entschlossen, die Umwandlung des alten Elends in die neue Zeit in vollkommener verbürgter Freiheit und in sittlicher Achtung vor den menschlichen Empfindungen durchzuführen und damit ein Vorbild zu geben für die Möglichkeiten einer Politik, die auf Vertrauen zu dem Geist der Massen, auf der festen und klaren Einsicht in die Notwendigkeiten und Mittel der Entwicklung auf der freimütigen Offenheit und Wahrhaftigkeit beruht.»²³ Die Forderung nach Sozialisierung schob Eisner erst einmal hinaus.

Hinsichtlich des wichtigen Problems der Lebensmittelversorgung hatte Eisner bereits vor dem Umsturz vorausschauend mit dem populären Bauernführer Ludwig Gandorfer, der wenige Tage nach der Revolution bei einem Autounfall ums Leben kam, gesprochen und beide hatten am 8. November einen Aufruf an die ländliche Bevölkerung gerichtet, den neuen bayerischen Volksstaat zu unterstützen. Da die sozialistische Regierung in München auf eine Agrarreform oder Veränderung der politischen Struktur auf dem Land verzichtete, obwohl im Regierungsprogramm von einer Neuverteilung des Landes die Rede war, und dem Bauernbund mehr oder weniger freie Hand bei der Besetzung der Bauernräte gab, sicherten die Bauern die städtische Versorgung mit Lebensmitteln zu.²⁴

Im Ministerium für soziale Fürsorge, später Arbeitsministerium, richtete Eisner ein neues Referat für Frauenrecht ein. Das sollte von der parteilosen Gertrud Baer geleitet werden, die sich für die Bildung von Frauengewerkschaften einsetzte. «Die bestehenden Männergewerkschaften hatten nichts für Frauen übrig», erzählte sie als alte Frau in einem Interview. «Wir kämpften um das Recht

der Frauen zu arbeiten. Um den gleichen Lohn.» Baer engagierte sich auch gegen die Entlassungen von Frauen nach dem Krieg, die nun den zurückkehrenden Männern Platz machen sollten.²⁵

Zum ersten Mal war mit Kurt Eisner ein jüdischer Politiker an die Spitze einer deutschen Regierung gelangt. Auch sein Sekretär und Vertrauter Felix Fechenbach sowie Finanzminister Edgar Jaffé stammten aus jüdischen Familien. Zwar besaßen sie eine jeweils andere Haltung zum Judentum – Jaffé war bereits als Jugendlicher zum Protestantismus konvertiert; für Eisner war es eher der Kampf gegen den Antisemitismus, der ihn am Judentum festhalten liess –, aber in der Öffentlichkeit spielte das keine Rolle, sofort regte sich der Antisemitismus. Eisner, der in Berlin geboren war, wurde unterstellt, aus Galizien zu stammen, also «Ostjude» zu sein.²⁶ Die konservative Münchener Presse wiederholte gebetsmühlenhaft, dass Juden nun den Ton angäben. Innerhalb des Bürgertums grassierte der Antisemitismus, wie Nikola Becker in ihrer Analyse von Münchener Tagebüchern, Autobiographien und anderen Selbstzeugnissen herausgearbeitet hat.²⁷ Thomas Mann notierte in seinem Tagebuch am 8. November: «München, wie Bayern, regiert von jüdischen Literaten. Wie lange wird es sich das gefallen lassen?»²⁸ Selbst der Sozialdemokrat Schöneck forderte laut Pressebericht in einer Arbeiterversammlung in München am 12. November: «In einem christlichen Staat wie Bayern könne kein Jude an der Spitze stehen, wir wollen keinen bayerischen Trotzki.»²⁹

Die «Buntscheckigkeit des Strassenbildes» hielt der damals 47-jährige Gymnasiallehrer und Publizist Josef Hofmiller in seinem «Revolutionstagebuch» fest: «Plakate über Plakate, in allen Farben, besonders viel rot. In Haidhausen ganz andere als in Schwabing. Angeklebt wird überall, an den unwahrscheinlichsten Stellen; besonders gern an öffentlichen Denkmälern an den Sockeln [...] An der Feldherrenhalle kleine Handzettel angeklebt gegen Eisner, gegen die Juden.»³⁰ Victor Klemperer, der im Dezember 1918 für einige Tage von Leipzig nach München reisen musste, um seine Entlassung aus der Armee zu regeln, erlebte eine Versammlung der Unabhängigen Sozialdemokraten mit: Der grosse Saal war überfüllt, drückend heiss und rauchig; es herrschte ein Höllenlärm. Als erster sprach der Minister für Soziales Unterleitner gegen den Bolschewismus und für die bayerischen Arbeiter- und Soldatenräte. Jene hätten das Chaos geschaffen, diese schufen Ordnung. Nach ihm Max Levien vom Spartakusbund, der aus Berlin nach München gesandt worden war und «gegen die Bluthunde Ebert u.

Scheidemann in Berlin» tobte. «Mit einemale wird es stille. Alles sieht nach einer Seitentür, wo ein kleines Gedränge entsteht. Man flüstert: ‚Eisner, Eisner ist da!‘ [...] Ein zartes, gebrechliches winziges gebeugtes Männchen. Der Schädel kahl, nicht imposant gross. In den Backen hängen ihm schmutzig-graue Haare. Der Vollbart ist rötlich, schmutzig-grau, die schweren Augen sehen trübgrau durch Brillengläser, nichts Geniales, nichts Ehrwürdiges, nichts Heroisches ist an der ganzen Gestalt. [...] Er spricht leise u. ist doch überall verständlich, weil alles ehrfurchtsvoll schweigt. Er sei leidend, er sei auch den Abend über nicht hiergewesen, er könne also alles ablehnen u. widerlegen, weil er nichts gehört habe. Dies ist der erste Witz von vielen, der Witz ersetzt ihm fast immer das Pathos u. wird ihm immer dankbar bejubelt [...] Eisner ist mir rätselhaft: wie kann dieser Feuilletonist, diese Wippchennatur ohne heroische, ohne dictatorische Geste auf das Volk u. nun gar auf die Bayern wirken? Aber eines ist mir gewiss geworden: er herrscht in Bayern, er ist im Volke verankert, das ihn wie einen Gott verehrt. Vielleicht wird er fallen, aber zur Zeit stützt er sich gewiss auf das Volk.»³¹

Nicht zufällig nannte Max Weber, seit April 1919 Professor an der Münchener Universität, «den eigenen demagogischen Erfolgen preisgegebenen Literaten wie Kurt Eisner» als Beispiel für den Typus «charismatischer Herrschaft» als einer politischen Ordnung, die auf dem «Charisma», eine als ausseralltäglich geltende Qualität, einer Persönlichkeit beruht, wobei es nach Weber gänzlich unerheblich ist, wie diese Qualität objektiv zu bewerten sei, sondern es allein darauf ankäme, wie sie von den Anhängern bewertet werde.³² Weber war, obgleich er «dilettierende Patzkes, wie Wilhelm II. und seinesgleichen»³³ verachtete, ein eingefleischter Gegner der Revolution, wenn sie auch zumindest erreicht habe, dass sich die Legitimität der Herrschenden vom Willen der Beherrschten ableite. In einer Wahlrede für die Deutsche Demokratische Partei (DDP) am 4. Januar 1919 in Karlsruhe schimpfte er wenige Tage vor der Ermordung Liebknechts und Luxemburgs: «Man sieht nichts als Schmutz, Mist, Dünger, Unfug und sonst nichts anderes. Liebknecht gehört ins Irrenhaus und Rosa Luxemburg in den Zoologischen Garten.»³⁴ Seine eigene Auffassung eines idealen Politikers, der die drei Qualitäten Leidenschaft, Verantwortungsgefühl und Augenmass besitze, legte er bezeichnenderweise mitten in den revolutionären Ereignissen am 28. Januar im Auditorium der Münchener Universität vor Studenten in seinem berühmt gewordenen Vortrag «Politik als Beruf» dar: Er thematisierte darin das Verhältnis von

Gesinnungsethik, die sich aus der Lauterkeit der Ideale herleite, und Verantwortungsethik, die sich an den Folgen des eigenen Tuns orientiere.³⁵

Einen mächtigen Gegner besass die Revolution in der katholischen Kirche, die sich eng mit dem Königshaus verbunden fühlte und dessen Sturz als eigene Niederlage begriff. Zudem war der Antibolschewismus innerhalb der katholischen Kirche virulent. So glaubte der konservative Münchner Erzbischof Michael von Faulhaber, der, wie seine Tagebuchnotizen offenbaren, um sein Leben fürchtete, dass die Spartakusgruppe eine weitere Revolution anstrebe, «die viel blutiger werden wird als die erste. Namentlich hat die Hetze gegen die Geistlichen einen diabolischen Grad erreicht. Es wird noch Priesterblut fließen. In einer Abendversammlung wird ausgesprochen: Die Geistlichen gehören samt den Bischöfen an die Laternen aufgehängt.»³⁶ In seiner Silvesterpredigt zum Jahreswechsel 1918/19 erklärte Faulhaber, die Regierung Eisner sei eine «Regierung von Jehovas Zorn», in einem Hirtenbrief Anfang Februar sprach er sogar von einer «christusfeindlichen Staatsregierung» und bediente damit das antisemitische Bild von den Juden als Christusmörder.³⁷

«Diese Münchner Revolution war ein Gaudium für ihre Gegner», grantelte dagegen der anarchistische Bohemien Oskar Maria Graf im Rückblick 1920. «Sie war langweilig, sie war harmlos, sie war unerträglich. Sie war eine Posse, und dazu noch ein schlechte. Der König war abgesetzt, ja! Überall entfernte man mit grossem Eifer die Hoflieferantenwappen. In den Versammlungen redeten sie grosse Töne, dann zog man wieder mit Fahnen und Geschrei durch die Strassen wie ein polternder Veteranenverein.[...] Die Bürger schimpften schon wieder, die revolutionsfeindlichen Parteien trieben die dreisteste Hetze, die Zeitungen spoteteten über Eisner, die Studenten konspirierten, und die Arbeiter wurden verhaftet oder beschossen, wenn sie mit Forderungen kamen.»³⁸

Eisners Politik war klar antibolschewistisch, den «russischen Weg» lehnte er aus Überzeugung ab. Aber er war auch ein Internationalist und vehementer Gegner des Wilhelmismus. Was ihm die Konservativen und Rechten in besonderer Weise verübelten, war die Veröffentlichung von Dokumenten aus der Bayerischen Staatskanzlei, die die Verantwortung der kaiserlichen Politiker und Militärs für den Ausbruch des Weltkrieges belegten. Landesverrat begangen zu haben, war noch einer der geringsten Vorwürfe. So schrieb die junge Hamburger Lehrerin Luise Stephan, spätere Solmitz, nach dem Attentat auf Eisner, den sie

als «galizischen Halunken» bezeichnete, zustimmend: «Was Eisner anbelangt – manch einer ist im Kriege als Landesverräter erschossen worden, der uns nicht ein Tausendstel von dem geschadet hat, was dieses Subjekt uns tat.»³⁹ Luise, die wie ihr älterer Bruder Werner in dieser Zeit eher der liberalen Deutschen Demokratischen Partei (DDP) zuneigte, behielt ihr antijüdisches Ressentiment bei, übernommen von ihrem Vater, einem bekennenden Antisemiten und Stadtverordneten in Altona.⁴⁰

Obwohl Eisner die Räte als ein wichtiges revolutionäres Element betrachtete, das in der künftigen politischen Verfassungsordnung verankert werden sollte, konnte er sich dem Parlamentarismus nicht entziehen, zumal die diversen Räteversammlungen in München ebenso wie in Berlin die alsbaldige Wahl einer Nationalversammlung befürworteten. Mit dem Wahlkampf sowohl zur Nationalversammlung, der am 19. Januar 1919 gewählt wurde, wie zum Landtag am 12. Januar regenerierten die politischen Parteien, insbesondere die Sozialdemokraten wie die neu gegründete katholische Bayerische Volkspartei (BVP) ihre politische Kraft, die sie in den Räten nicht entfalten konnten. Die USPD war in Bayern dagegen eine grossstädtische Partei, vor allem in München und Nürnberg, geblieben, die trotz des Bündnisses mit dem Bauernbund das Land nicht erobern konnte. Sicher hoffte Eisner, dass er sein Gewicht als Ministerpräsident und Revolutionsführer für die USPD in die Waagschale werfen konnte. Aber die BVP konnte gegen ihn, der aus Berlin nach Bayern gekommen war, antipreuussische Ressentiments mobilisieren – auch antisemitische. Zwar behauptete die BVP, dass sie keinen Unterschied zwischen Bayern jüdischen und christlichen Glaubens mache und «jeden ehrlichen Juden» achte. Aber was bekämpft werden müsse, «das sind die zahlreichen atheistischen Elemente eines gewissen internationalen Judentums mit vorwiegend russischer Färbung». Wer nicht wolle, so hiess es in einem BVP-Flugblatt zur Wahl, «dass wir ganz und allein vom Berliner Judentum regiert werden», müsse die Bayerische Volkspartei wählen.⁴¹

Einen Tag vor den Wahlen zur Nationalversammlung begann am 18. Januar in Paris die Friedenskonferenz, auf der die europäische Nachkriegsordnung verhandelt werden sollte. Das Eröffnungsdatum war nicht zufällig gewählt; es verwies auf den 18. Januar 1871, an dem nach dem Sieg über Frankreich im Spiegelsaal des Schlosses von Versailles die deutschen Fürsten den preussischen König Wilhelm II. zum Deutschen Kaiser kürten und jenes Deutsche Reich begründeten, das als Kaiserreich im November 1918 sein Ende fand und dessen weitere Rolle

in Europa nun bestimmt werden sollte. In seiner Eröffnungsrede hob der französische Staatspräsident Raymond Poincaré die Leiden und Opfer seines Landes im Krieg hervor, das nun Wiedergutmachung und Sicherheitsgarantien gegenüber Deutschland verlangte. Den Weltkrieg deutete er als ein Ringen zwischen den Kräften «der unbeschränkten Gewalt, welcher weder Kontrolle noch Zügel anerkennt», womit die Mittelmächte gemeint waren, und den Alliierten, den Kräften der «Idee der Gerechtigkeit, die sich auf das Schwert stützt, um dem Missbrauch der Gewalt zuvorzukommen oder ihn zu unterdrücken». Polen, Tschechen, Slowaken, Kroaten, Serben, Slowenen, Armenier, Syrer, Libanesen seien aus ihren imperialen Gefängnissen befreit worden, der Krieg sei ein «Kreuzzug der Menschheit für das Recht» geworden. Zum Schluss seiner Rede erinnerte Poincaré noch einmal an den in seiner Perspektive Schuldigen des Krieges, das deutsche Kaiserreich, und wandte sich direkt an die Delegierten. «In Ungerechtigkeit geboren, hat es in Schmach geendet. Sie sind versammelt, um das Übel gutzumachen, das es angerichtet hat, und seine Wiederkehr zu verhüten. Sie halten in Ihren Händen die Zukunft der Welt.»⁴²

Eigentlich, so hebt der Historiker Jörn Leonhard hervor, fand in Paris eine «Vorbereitende Friedenskonferenz» («Conférence des Préliminaires des Paix») statt, da zunächst – unter Ausschluss der deutschen Delegation – für alle 27 Länder, die mit den Mittelmächten im Krieg gestanden waren, Friedensvertragsentwürfe für Deutschland, Österreich, Ungarn, Bulgarien und das Osmanische Reich erarbeitet werden sollten, die dann den jeweiligen Ländern übergeben und auf einem folgenden Friedenskongress mit allen Beteiligten zu endgültigen Verträgen ausgearbeitet werden würden. Doch die Verhandlungen in Paris zogen sich hin und erwiesen sich als äusserst schwierig, Kompromisse wurden mühsam vereinbart. Als dann die Vertragsfassungen formuliert waren, wollte man sie nicht erneut verhandeln, so dass schliesslich für die Verlierermächte nur noch die Annahme der Verträge übrigblieb. Und war zu Beginn der Konferenz als Entscheidungsgremium noch ein Rat der Zehn, bestehend aus den jeweiligen Regierungschefs und Aussenministern Frankreichs, Grossbritanniens, Italiens, der USA und Japan, gebildet worden, so entschied nach der Rückkehr Wilsons aus den USA Ende März allein der Rat der Vier, neben dem US-Präsidenten Georges Clemenceau, David Lloyd George und Vittorio Emanuele Orlando, nun ohne japanische Beteiligung, über die strittigen Punkte des Vertragswerkes.⁴³

Attentat auf Eisner

In Deutschland schaute man Anfang 1919 nicht nur gebannt nach Paris, sondern war auch mit der Zuspitzung der politischen Konflikte in Berlin konfrontiert. «Schwere Unruhen in Berlin», meldeten die liberal orientierten *Münchener Neuesten Nachrichten* in der Morgenausgabe des 7. Januar. Die Zeitung berichtete von den Besetzungen verschiedener Zeitungsredaktionen und von Strassenkämpfen in Berlin. «Die Anarchie in Berlin» lautete die Überschrift am 8. Januar. Zugleich wurde gemeldet, dass der Vorsitzende der Waffenstillstandskommission der Entente erklärt habe, dass an eine Verlängerung des Waffenstillstands über den 17. Januar hinaus nicht gedacht werden könne, wenn in Berlin eine Regierung Ledebour-Liebknecht ans Ruder käme. Im Leitartikel der Abendausgabe hiess es dann drohend, dass in den letzten Tagen Leute aus Berlin, «dem Herd allen Unheils», aufgetaucht seien, «um mit allen Mitteln der Demagogie es auch hier zu den Zuständen der Anarchie zu treiben». Die Eisner-Regierung müsse diesen Leuten gegenüber rücksichtslos durchgreifen. Man dürfe nicht länger zögern, «gegen diese Elemente mit eiserner Faust zuzugreifen».⁴⁴ Eine Demonstration von Arbeitslosen in München am 7. Januar eskalierte zu einer blutigen Schieserei mit Regierungseinheiten. Eisner liess radikale Wortführer verhaften, musste sie jedoch aufgrund von Protestdemonstrationen wieder freilassen. Kardinal Faulhaber erwartete den spartakistischen Putsch.⁴⁵

Per Plakatanschlag wurde in München am 11. Januar die Meldung verbreitet, dass das Vorwärts-Gebäude von Regierungstruppen zurückerobert worden war.⁴⁶ Am 12. Januar lautete die Schlagzeile der *Münchener Neuesten Nachrichten*: «Die Lage in Berlin gebessert – Erfolge der Regierungstruppen». «Auskehr in Berlin», hiess es am 15. Januar.⁴⁷ Die Abendausgabe des 16. Januar meldete die Verhaftung von Karl Liebkecht und Rosa Luxemburg; per Plakat wurde noch am selben Tag der Drahtbericht der *Münchener Neuesten Nachrichten* verbreitet, dass Liebkecht und Luxemburg erschossen worden seien.⁴⁸

In dieser politisch aufgeladenen Stimmung war das Ergebnis der Landtagswahlen am 12. Januar 1919 für Eisner desaströs. Während die SPD und die BVP mit jeweils über 1,1 Millionen Stimmen gleichauf lagen, erhielt die USPD nur rund 86'000 Stimmen. Und selbst in München lag die Zahl der Wähler für Eisners Par-

tei mit gut 18'000 Stimmen weit unter den über 167'000, die die SPD auf sich vereinigen konnte. Durch das neue Wahlgesetz konnten nun auch Frauen abstimmen und stellten über die Hälfte der Wahlberechtigten; und wegen der Herabsetzung des Wahlalters von 26 auf 21 Jahre gingen auch etliche junge Menschen erstmals zur Wahl. Die Stimmlokale waren buchstäblich überfüllt mit Menschen, die nie zuvor wählen durften. Das Wahlergebnis lief auf eine von der SPD geführte Landesregierung hinaus; das Ende der Regierung Eisner war besiegelt. Auch aus den Wahlen zur Nationalversammlung sieben Tage später gingen in Bayern SPD und Bayerische Volkspartei als Sieger hervor, während die Unabhängigen noch hinter dem Bauernbund und der nationalliberalen Mittelstandspartei weit abgeschlagen waren.⁴⁹

Aber Eisner mochte die Macht nicht einfach abgeben, zumal er nach dem Auszug der Unabhängigen aus dem Rat der Volksbeauftragten in Berlin der einzige verbliebene USPD-Politiker an der Spitze einer Landesregierung war. Eisners Hoffnung, einer «sozialistischen Einheitsfront» aus SPD und USPD unter Einschluss des Bayerischen Bauernbundes scheiterte an der Ablehnung der SPD, die wie auf Reichsebene mit Katholiken und Liberalen koalieren wollte. So setzte Eisner vor allem auf die Räte, denen er eine starke exekutive Rolle, erwachsen aus der Legitimität der Revolution, zusprach. Auf einer Kundgebung auf der Theresienwiese Mitte Februar liess er sich mit seiner Frau in einer Gruppe von Demonstranten fotografieren, die ein Plakat hochhielten: «Die Reaktion marschiert! Hoch das Rätesystem!» Andere Demonstranten trugen Porträts von Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht, Spruchtafeln mit Aufschriften wie «Die Scheidemänner lechzen nach Proletarierblut!» oder «Nieder mit den Brudermördern Ebert, Scheidemann, Noske!»⁵⁰

Wenige Tage später verhaftete eine Gruppe Matrosen den Stadtkommandanten sowie den Polizeipräsidenten und besetzte den Landtag, den Hauptbahnhof und das Haupttelegraphenamt. Oskar Maria Graf, der von Putschgerüchten hörte, erinnerte sich: «Gleich trieb es mich auf die Strasse. In der Stadt herrschte eine eigentümliche aufgewühlte Ruhe, die erst recht nervös machte. Wir rannten ziemlich kopflos herum, wollten Mühsam aufsuchen, wollten die Spartakusgruppe aufmerksam machen. In der Stadt wurden Handzettel verteilt. ‚Landvogt, Deine Uhr ist abgelaufen!‘ lauteten sie.»⁵¹ Zwar konnte die sozialdemokratische Führung die Matrosen zum Abzug überreden, aber das Gerücht hielt sich hartnä-

ckig, dass Auer selbst diesen Putschversuch inszeniert habe.⁵² Die politische Lage in München war überaus unübersichtlich, fragil und bereits von Gewalt beherrscht, als das Attentat auf Kurt Eisner verübt wurde.

Eisner war am Vormittag des 21. Februar zu Fuss zum Landtag unterwegs, um seinen Rücktritt zu erklären, als er auf offener Strasse vom jungen Graf Anton von Arco-Valley mit zwei Schüssen in den Kopf tödlich verletzt wurde. Auf einem Zettel hatte dieser seine Motive notiert: Eisner sei «Bolschewist», «Jude», «kein Deutscher» und ein «Landesverräter». Zwar wurde Arco-Valley sofort überwältigt und abgeführt, doch stürmte eine Stunde später Josef Lindner, ein Mitglied des Münchener Arbeiter- und Soldatenrates, in den Landtag, schoss auf Erhard Auer und verletzte ihn schwer. Zwei weitere Abgeordnete wurden getötet, der Landtag stob auseinander. Die Macht lag bei dem, der sie an sich riss.⁵³

München wird Räterepublik

Die Erregung in München war gross. Nach Luxemburg und Liebknecht nun auch Eisner! Wie ein Lauffeuer ging die Nachricht von Eisners Ermordung durch die Stadt. Oskar Maria Graf erfuhr noch am selben Mittag davon und rannte zum Landtag. «Die Glocken von allen Türmen fingen zu läuten an, die Trambahnen hörten mit einem Male zu fahren auf, da und dort stiess jemand eine rote Fahne mit Trauerflor zum Fenster heraus, und eine schwere, ungewisse Stille brach an. Alle Menschen liefen mit verstörten Gesichtern stadteinwärts. [...] Ich stürmte weiter in die Promenadestrasse, an den Mordplatz. Da hatten sich Hunderte schweigend um die mit Sägespänen bedeckten Blutspuren Eisners zu einem Kreis gestaut. Fast niemand sagte ein lautes Wort, Frauen weinten leis und auch Männer. [...] Plötzlich fuhr vorne am Promenadeplatz ein vollbesetztes Lastauto mit dichten Fahnen und Maschinengewehren vorüber, und laut schrie es herunter: ‚Rache für Eisner!‘ Furchtbar wie ein Sturmsignal klang es, und furchtbar, wie ein gellender, verzweifelter Aufschrei brach es aus den Hunderten: ‚Rache! Rache für Eisner!‘ Mir lief es kalt über den Rücken.»⁵⁴

Noch am 21. Februar rief der Vollzugsausschuss der Münchener Arbeiterräte eine allgemeine Versammlung der Räte ein und verkündete den Belagerungszustand. Ab sieben Uhr abends sollte ein Ausgehverbot herrschen, Plünderer würden auf frischer Tat sogleich erschossen. Ein dreitägiger Generalstreik wurde ver-

kündet, der jedoch, da es Freitag war, ein Wochenende einbegriff. Zugleich verständigten sich die Vorsitzenden der Landes-Arbeiter-, Soldaten- und Bauernräte sowie des im November 1918 gebildeten Revolutionären Arbeiterrates darauf, einen Zentralrat zu bilden, der vom SPD-Mitglied Ernst Niekisch geleitet wurde.⁵⁵ «Wenn solche Zeiten glücklich vorüber sind, kann man sich diese unsicheren Stunden kaum mehr vorstellen», schrieb Faulhaber für dieses Datum in sein Tagebuch. «Diesen Abend wusste kein Mensch, ob die Stadt in der Hand der Spartakisten oder der Regierungstruppen sei. Die Zeitungen erscheinen nicht, weil die Drucker streiken, aber dafür schwirren die tollsten Gerüchte umher, Gerüchte von Massenmord, – das einzige Blatt, das vom Arbeiterzentralrat herausgegeben wurde, ist voller Drohungen: Mit Eisner ging es ohne Blut, ohne Eisner kommt der andere Teil der Revolution.»⁵⁶

Am 25. Februar versammelte sich der Kongress bayerischer Räte im Landtagsgebäude in München, um die weitere Politik zu beraten. Kurt Eisner war mittlerweile zur Ikone, zum «Märtyrer der Revolution» geworden. Ein grosses Bild Eisners stand auf der Rednertribüne, und Niekisch beschwor die Delegierten, «das Vermächtnis des teuren Toten nun zu verwirklichen». Fünf Tage beriet der Kongress, immer wieder unterbrochen durch Demonstrationen, Abordnungen von Versammlungen, die Eingaben, Forderungen an den Kongress richteten. Eine Resolution von Erich Mühsam, die in dem Satz gipfelte: «Bayern wird zur sozialistischen Räterepublik erklärt», wurde mit grosser Mehrheit abgelehnt. Stattdessen wurde eine Entschliessung angenommen, mit der die sofortige Einberufung des Landtages gefordert wurde. Das entsprach den Vereinbarungen, welche die Parteiführungen von SPD, USPD und Bayerischem Bauernbund Anfang März in Nürnberg trafen. Der Landtag sollte sofort zu einer Sitzung einberufen werden, um eine Regierung aus SPD und USPD samt einem dem Bauernbund angehörenden Landwirtschaftsminister zu wählen und eine Notverfassung zu verabschieden. Am 8. März stimmte der Rätekongress dieser Vereinbarung zu; neun Tage später trat der Landtag zusammen, wählte ein Kabinett unter Führung des Sozialdemokraten Johannes Hoffmann, allerdings ohne Vertreter der USPD, und erteilte der Regierung ausserordentliche Kompetenzen wie die Verabschiedung von Gesetzen.⁵⁷

Die sozialen Verhältnisse in der Stadt waren ausgesprochen schwierig. Die Demobilisierung der Soldaten brachte Zehntausende in die Stadt. Die Kommunalverwaltung beschlagnahmte Schulgebäude, Hotels, Brauereien, Kasernen, priva-

te Wohnungen, um die Männer unterzubringen. Zum Jahresende war München an der äussersten Grenze seiner Aufnahmefähigkeit. Zugleich schnellte damit die Arbeitslosigkeit in die Höhe, zumal die auf Kriegsproduktion geeichten Industrien nur langsam auf eine Friedensproduktion umgestellt werden konnten. Anfang Februar gab es in München über 40'000 registrierte Erwerbslose; damit lag die Stadt nach Berlin und Hamburg an absoluten Zahlen an dritter Stelle im Deutschen Reich. Entsprechend stiegen auch die Ausgaben für die Arbeitslosenunterstützung. Im Februar erreichten diese Kosten mit wöchentlich annähernd anderthalb Millionen Mark den Höhepunkt. Die Stadtverwaltung druckte «Notgeld» und befeuerte damit die Teuerungsrate. Der Preis für Milch, Bier, Butter und Eier verdoppelte sich, der für Mehl und Schweinefleisch verdreifachte sich sogar innerhalb weniger Monate. 1919 wurden in den Volksküchen täglich etwa 15'000 Essen für 50 Pfennig ausgegeben. Mitte März gab es zudem einen heftigen Kälteeinbruch, der München empfindlich traf, weil die Kohlevorräte so gut wie erschöpft waren.⁵⁸

Im Reich flammten an vielen Orten im März erneut Streiks auf, weil der Unmut über das Zögern der sozialdemokratisch geführten Reichsregierung in Sachen Demokratisierung der Wirtschaft wuchs. Insbesondere im Ruhrgebiet, wo die Frage der Sozialisierung des Bergbaus und der Schwerindustrie besonders brisant war, kam es im Februar und März immer wieder zu örtlichen Streiks, die von Militär und Polizei zum Teil blutig niedergeschlagen wurden. Anfang April waren über 300'000 Zechenarbeiter, das entsprach nahezu drei Viertel aller Belegschaften, im Ausstand. Auch in Berlin wurde Anfang März gestreikt, wobei es erneut zu blutigen Strassenkämpfen kam, bei denen durch exzessive Gewalt – selbst Flugzeuge und schwere Artillerie wurden gegen Zivilisten eingesetzt – mindestens 1'200 Menschen getötet wurden. Der sozialdemokratische Reichswehrminister Gustav Noske selbst hatte am 9. März den Schiessbefehl ausgegeben: «Jede Person, die mit der Waffe in der Hand gegen Regierungstruppen kämpfend angetroffen wird, ist sofort zu erschiessen», was zu Massakern auch an wehrlosen Menschen führte.⁵⁹

Neuen Auftrieb erhielt die revolutionäre Linke aus Ungarn. Am 22. März dankte der ungarische Regierungschef Graf Michael Károlyi ab und eine Räteregierung unter dem 32-jährigen kommunistischen Politiker Béla Kun übernahm die Macht. Die *Münchner Neuesten Nachrichten* meldeten am 24. März den Umsturz auf der ersten Seite. Die Károlyi-Regierung, die im Oktober 1918 an die Macht gekommen war, hatte sich als zu schwach erwiesen, um die drängenden

wirtschaftlichen und politischen Probleme, vor allem die Abwehr der Annexionswünsche seitens der Tschechoslowakei, Jugoslawiens und insbesondere Rumäniens zu bewältigen. Die neue revolutionäre Regierung wurde aus Kommunisten und Sozialdemokraten gebildet, die sich aus Furcht vor einem Bürgerkrieg beteiligten. Béla Kun übernahm das Amt des Aussenministers, um insbesondere die überlebenswichtige Hilfe und Unterstützung seitens der bolschewistischen Regierung in Moskau zu organisieren.⁶⁰

Gleich nach Errichtung der Räterepublik sandte deren Führung einen Funkpruch an Lenin, den die *Münchener Neuesten Nachrichten* ebenso wie dessen Antwort abdruckten: «Hier Lenin. Meinen aufrichtigsten Gruss der Proletariatregierung der ungarischen Räterepublik, und insbesondere dem Genossen Bela Kun. Ihre Botschaft habe ich in diesem Augenblick dem Kongress der Kommunistenpartei des bolschewistischen Russlands mitgeteilt. Sie wurde mit unendlicher Begeisterung aufgenommen. [...] Es ist unbedingt notwendig, zwischen Budapest und Moskau eine ständige drahtlose Verbindung aufrechtzuerhalten. Mit kommunistischem Gruss und Händedruck. Lenin.» Aber Funk- und Flugverbindungen blieben wacklig und unzuverlässig, und die ersehnte russische materielle, militärische und finanzielle Hilfe traf nicht ein.⁶¹

Die Ausrufung der ungarischen Räterepublik alarmierte indessen die alliierten Grossmächte auf der Friedenskonferenz von Versailles. Das Gespenst des Bolschewismus stand im Raum, der Funke der Weltrevolution schien nach Ungarn und mit der Räterepublik in München auch nach Deutschland überzuspringen. «Mit jedem Tag wird es unwahrscheinlicher», schrieb der britische Diplomat Harold Nicolson in sein Tagebuch, «dass die Deutschen unsere Bedingungen annehmen werden. Sie haben immer den letzten Trumpf in der Hand, das heisst den Bolschewismus – und sie werden bolschewistisch werden in dem Augenblick, wo sie sehen, dass sie keine Hoffnung haben, gute Bedingungen zu bekommen.»⁶² Folgerichtig forderte Lloyd George in einem eindringlichen Memorandum vom 25. März massvolle Friedensbedingungen gegenüber Deutschland und dessen Aufnahme in den Völkerbund, nachdem Grossbritannien schon im Februar dafür gesorgt hatte, dass der Waffenstillstand, der bis dahin monatlich verlängert werden musste, nun unbefristet galt und endlich auch die Blockade ein Ende fand, damit Lebensmittellieferungen nach Deutschland gelangen konnten.⁶³

In München spitzte sich die Lage zu, als entgegen den bisherigen Absprachen

Ministerpräsident Hoffmann am 4. April den Landtag für den folgenden Dienstag, 8. April, einberief und anschliessend nach Berlin abreiste. Der Zentralrat erklärte die Einberufung für nichtig und bestellte für Samstagvormittag, 5. April, sämtliche Arbeiter-, Angestellten- und Beamtenausschüsse, Betriebsräte und die Delegierten aller Verbände zu einer Versammlung über die politische Lage ins Hofbräuhaus ein. In der folgenden Nacht trafen sich etwa hundert politische Aktivisten aller Richtungen von den Anarchisten Erich Mühsam und Gustav Landauer, über den Bauernführer Karl Gandorfer, den Bruder des verstorbenen Ludwig Gandorfer, Ernst Niekisch, den neu in München aus Berlin eingetroffenen Kommunistenführer Eugen Levine bis hin zu den Sozialdemokraten: nämlich der Münchener Polizeipräsident Joseph Staimer, der Stadtkommandant Oskar Dürr und der Minister für militärische Angelegenheiten Ernst Schnepfenhorst. Gemeinsam beschlossen sie, eine bayerische Räterepublik auszurufen. Am Montagmorgen konnte das staunende Münchener Publikum in der Zeitung lesen: «Baiern ist Räterepublik».⁶⁴

Für eine Woche regierten in München die Schriftsteller: Erich Mühsam, 41 Jahre alt, Anarchist und Herausgeber von radikalen Journalen, die er zumeist selbst bestückte; Ernst Toller, mit 25 Jahren der jüngste unter ihnen, der seine Kriegs- und Revolutionserlebnisse zu erfolgreichen Theaterstücken in den 1920er Jahren verarbeiten würde; Gustav Landauer, ein bekannter und geachteter ethischer Anarchist und Sozialist, der am 7. April seinen 49. Geburtstag feierte und dessen 1911 erschienenes Buch «Aufruf zum Sozialismus» auch Eisner beeindruckt hatte. In ihm hatte Landauer vorausgesagt, dass in Zeiten des Umbruchs von Juden und anderen Aussenseitern Geschichte gemacht werden würde, «von den Einsamen, Abgesonderten, die eben darum Abgesonderte sind, weil in ihnen Volk und Gemeinschaft wie zu Hause, wie zu ihnen und mit ihnen geflüchtet sind».⁶⁵ Tatsächlich stammten viele Protagonisten der ersten wie auch der zweiten, kommunistischen Münchener Räterepublik, die unter anderen von Eugen Levine und Towia (Tobias) Axelrod geführt wurde, aus jüdischen Familien. Obwohl bis auf Gustav Landauer, der eng mit Martin Buber befreundet war und das messianisch-prophetische Element des Judentums politisch deutete, für die Übrigen die jüdische Herkunft kaum mehr von Bedeutung war, stellten die Münchener Revolutionäre für die konservative und radikale Rechte geradezu die Personifizierung des «jüdischen Bolschewismus» dar.⁶⁶

Das jüdische Bürgertum in München ahnte die Gefahr. In einem Offenen Brief wandte sich der Vizepräsident der Münchner Industrie- und Handelskammer Sigmund Fraenkel an Erich Mühsam, Ernst Toller und Gustav Landauer: «Wir Münchner Juden haben in all den schweren, leiderfüllten Wochen der Vergangenheit geschwiegen, da Sie und andere landfremde, des bayerischen Volkscharakters unkundige Phantasten und Träumer die bittere Not und die seelische Depression unseres Volkes ausnützten, um Gläubige für Ihre vielleicht wohlgemeinten, aber verhängnisvollen und der menschlichen Natur zuwiderlaufenden Pläne einer zukünftigen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung zu werben. Wir schwiegen, weil wir fürchteten, unsere Glaubensgemeinschaft zu schädigen, wenn wir Sie in der Öffentlichkeit abschüttelten und weil wir von Tag zu Tag hofften, dass das Verantwortungsgefühl für die religiöse Gemeinschaft, der Sie oder Ihre Eltern entstammten, früher oder später in Ihnen erwachen und Ihnen zum Bewusstsein bringen werde, in welches Chaos von Zerstörung und Verwüstung der von Ihnen eingeschlagene Weg münden müsse.»⁶⁷ Und auch die Münchener Ortgruppe des Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens gab ein eigenes Flugblatt heraus, um sich gegen die antisemitische Unterstellung zu wehren, dass der Bolschewismus jüdisch sei und Juden für die Nachkriegsmissstände verantwortlich seien.⁶⁸

Fraenkels Offener Brief wurde nicht mehr von den *Münchner Neuesten Nachrichten* veröffentlicht, da Rätmilizen die Redaktion mittlerweile besetzt hatten. Erst anderthalb Jahre später wurde er in der Zeitung abgedruckt, woraufhin Erich Mühsam aus dem Gefängnis antwortete: «Dass ich Jude bin, betrachte ich weder als Vorzug noch als Mangel; es gehört einfach zu meiner Wesenheit wie mein roter Bart, mein Körpergewicht oder meine Interessen-Veranlagung.» Mühsam kritisierte, dass Fraenkel Begriffe aus dem rechtsradikalen Wortschatz wie «landfremd» verwendet habe und betonte, dass es für den Antisemitismus unerheblich sei, ob es jüdische Revolutionäre gegeben habe. Mittlerweile sei «das Hakenkreuz schon nahezu zur Kokarde der Wohlständigkeit avanciert. Sie sehen, dass der Antisemitismus auch ohne uns fünf Juden, die Sie aus Zehntausenden herausangeln, Material genug findet, um seine trüben Geschäftchen zu treiben.»⁶⁹

München und die Weltrevolution

«Zeitig auf. Die erste Seite der Nachrichten mit der Proklamation der Räte-Republik bedeckt», notierte Thomas Mann am 7. April. «Heute Generalstreik und ‚Nationalfeiertag‘. Anschluss an Ungarn und Russland, Bruch mit Berlin. Rote Garde. Sozialisierung der Presse. Expropriierungspläne. Der Ton ist scharf, und doch ist klar, dass es sich um ein vorbeugendes Werk der Mehrheitssozialisten handelt [...] Doch rechne ich mit einer vierten, ganz radikalen Umwälzung, bevor der Rückschlag kommt.»⁷⁰ Für die *Leipziger Neuesten Nachrichten* beschrieb Victor Klemperer, der seit Februar 1919 als ausserordentlicher Professor für Romanistik an der Universität in München wirkte, seinen Eindruck von der Stadt: «Man muss die schöne Gemütsruhe des Münchener Bürgertums miterlebt haben, um den gelungenen Handstreich der Rätepartei nicht allzusehr zu bewundern. Ahnungslos waren die Bürger und alle Gemässigten diesmal nicht, das tuschelte überall seit Wochen, im April käme ‚es‘. Aber der gute Bürger dachte eben, er habe sich lange genug politisch aufgeregt, und einmal müsse der Mensch auch ‚sei Ruh‘ haben. Also kümmerte man sich um Butter und Eier statt um Mühsam und Landauer. [...] Nun zieht die Münchener Garnison mit roten Fahnen durch die Stadt, um für die Räterepublik zu demonstrieren, nun kann sich die dritte Revolution rühmen, buchstäblich ohne einen einzigen Schuss, ohne einen Tropfen Blutvergiessens gesiegt zu haben. Bisher wenigstens – denn schliesslich kommt es der Mehrheit ja doch allmählich ins Bewusstsein, dass sie nur überrumpelt worden ist.»⁷¹

Levine lehnte für die Kommunisten zunächst eine Beteiligung an der in seiner Sicht blossen «Scheinrepublik» ab, wohingegen Niekisch, Mühsam, Landauer und andere in dem Gefühl lebten, ihre grosse Stunde sei gekommen. «Das ungarische Vorbild lockte», erinnerte sich Ernst Niekisch, «auch Österreich schien sich auf dem Wege zu einer Räterepublik zu befinden. Man träumte davon, über Österreich, Ungarn und Rumänien in unmittelbaren Zusammenhang mit der Sowjetunion zu gelangen.»⁷² Der Volksbeauftragte für Äusseres, Dr. Franz Lipp, der sich jedoch rasch als geistig verwirrt herausstellte, sandte euphorische Telegramme vom Sieg der Revolution in Bayern in alle Welt, an den Vatikan wie nach Moskau und Budapest. Mitte April ernannte die revolutionäre ungarische Regierung einen Botschafter für die Münchener Räterepublik, der sich über Wien nach

München auf dem Weg machte, aber nicht dorthin gelangte, weil das Auswärtige Amt in Berlin erfolgreich die Einreise nach Deutschland verhinderte.⁷³

Während der Vorsitzende der Kommunistischen Internationalen, Grigori Sinowjew, dem bayerischen Proletariat seinen «heissen Gruss» telegrafisch übermittelte und schrieb, dass er überzeugt sei, «dass die Zeit nicht fern ist, wo ganz Deutschland eine Sowjetrepublik sein wird»,⁷⁴ und der Volkskommissar für Auswärtige Angelegenheiten Tschitscherin ein ebenso euphorisches Telegramm nach München sandte, das sogar in der Stadt plakatiert wurde,⁷⁵ antwortete Lenin, wie die *Münchener Neuesten Nachrichten* dokumentierten, mit knappen, nüchternen Fragen: «Bitte geben Sie uns Einzelheiten über die vollzogene Revolution in Bayern. Wir wissen ausser dem kurzen Funkspruch der bayerischen Räteregierung nichts. Bitte teilen Sie uns mit, wie die Ereignisse dort verlaufen und ob die neue Ordnung voll und ganz herrscht. Bitte geben Sie uns auf die von mir gestern erbetenen Informationen über Ihr Nationalitätenprogramm Nachricht. Wie steht es in Bayern, in diesem Lande, mit dem Agrarprogramm der Räteregierung? Lenin.»⁷⁶ Die Münchener Räteregierung konnte durchaus das Gefühl haben, anerkannter Teil einer weltrevolutionären Bewegung zu sein.

Derweil drängte die ungarische Räteregierung in Österreich die radikalen Revolutionäre, ihrem Beispiel zu folgen und die Räteherrschaft zu errichten, stiess aber auf Widerspruch. Die Sozialdemokraten im Wiener Arbeiterrat weigerten sich, eine mit Ungarn verbündete «Räterepublik Österreich» auszurufen. Kommunistische Gruppen stürmten daraufhin am 18. April das Parlamentsgebäude und steckten es in Brand, wurden jedoch umgehend von der Polizei und der sozialdemokratischen Volkswehr zurückgeschlagen.⁷⁷

Die Münchener Räterepublik der Schriftsteller hielt sich nur wenige Tage. In der Nacht zum 13. April versuchte die republikanische Schutzwehr, die Macht in der Stadt für die Sozialdemokratie zurückzuerobern. Sie verhaftete mehrere Mitglieder der Räteregierung, darunter Erich Mühsam, scheiterte aber am Widerstand rasch gebildeter Arbeiterwehren unter dem Kommando des kommunistischen Matrosen Rudolf Egelhofer. Nun übernahmen die Kommunisten mit Max Levien, Eugen Levine und Towia (Tobias) Axelrod die Macht, nachdem sie es noch wenige Tage zuvor abgelehnt hatten, sich an der Räteregierung zu beteiligen. Eugen Leviné-Nissen, 1885 in einer wohlhabenden jüdischen Kaufmannsfamilie in St. Petersburg geboren, wuchs in Deutschland auf. Er studierte Jura in

Heidelberg und Berlin, nahm in Russland an der Revolution 1905 teil, wurde verhaftet, kehrte nach Deutschland zurück, promovierte zum Dr. phil, trat zunächst in die SPD ein, während des Krieges in die USPD und gehörte zu den Gründern des Spartakusbundes. Von der jüdischen Religion hatte er sich längst abgewendet. Leviné nahm an den Januarkämpfen 1919 in Berlin, Braunschweig und im Ruhrgebiet teil und wurde im März dann nach München geschickt mit der klaren Weisung, sich an keinen putschistischen Aktionen zu beteiligen.⁷⁸ Axelrod, 1887 in Moskau geboren, stammte wie Eugen Levine aus einer jüdischen Familie, hatte sich ebenso an der ersten russischen Revolution 1905 beteiligt, war verhaftet und nach Sibirien verbannt worden, schliesslich 1909 in die Schweiz geflohen. 1917 kehrte er ins revolutionäre Russland zurück, war führend im bolschewistischen Presseapparat tätig und traf im Sommer 1918 als Vertreter der Russischen Telegraphen-Agentur ROSTA in Berlin ein, für die auch Leviné arbeitete. Wegen des Verdachts der Verbindungen zu revolutionären Gruppen sollte Axelrod ausgewiesen werden, fand aber in Eisner einen Fürsprecher, der ihm Asyl in München gewährte. Dort fungierte er während der zweiten, kommunistischen Räterepublik als politischer Kommissar im Finanzressort und ordnete sowohl die Verstaatlichung der Banken als auch die Beschlagnahme privater Vermögen an.⁷⁹ Max Levien schliesslich war trotz seines jüdisch klingenden Namens kein Jude, wurde aber stets dafür gehalten. Auch er war in Russland geboren worden, und zwar als Kind einer deutschen Kaufmannsfamilie in Moskau, machte sein Abitur in Meissen, studierte in Halle und beteiligte sich wie Leviné und Axelrod 1905 an der russischen Revolution. Für ein knappes Jahr kam er ins Gefängnis und ging dann nach Zürich, wo er promovierte und sich den Bolschewik! unter Lenin anschloss. Levien wurde deutscher Staatsbürger und diente im Ersten Weltkrieg als Soldat in der deutschen Armee. Im November 1918 gehörte er dem Münchner Soldatenrat an, nahm als bayerischer Delegierter am Gründungskongress der Kommunistischen Partei Deutschlands in Berlin Ende Dezember teil und wurde Leiter der KPD in Bayern.⁸⁰

«Arbeiter!», so lautete der in München plakatierte Aufruf des neu gebildeten Vollzugsrates der Betriebs- und Soldatenräte vom 14. April. «Der Kampf der Bourgeoisie und der Verräter des Proletariats ist in voller Schärfe entbrannt. Wichtige Positionen habt Ihr im ersten Ansturm erobert! Der ganze Sieg kann nur errungen und befestigt werden, wenn der bewaffnete Kampf mit aller Energie ge-

führt wird. Arbeiter, tretet sofort in den Generalstreik! Nehmt die Arbeit nicht früher auf, als bis der volle Sieg gesichert ist! Es geht ums Ganze! Es geht um Eure Zukunft! Es geht um den Sieg der proletarischen Weltrevolution!»

Die Stimmung in München glich einem Tollhaus. «Christenmenschen predigten in Versammlungen, Nacktkultur-Anhänger verteilten ihre Kundgebungen, Individualisten und Bibelforscher, Leute, die den Anbruch des tausendjährigen Reiches verkündeten, und Käuze, die für Vielweiberei eintraten, eigentümliche Darwinisten und Rassentheoretiker, Theosophen und Spiritisten trieben ein harmloses Unwesen», schilderte rückblickend Oskar Maria Graf die Atmosphäre. «Einmal nachts ging ich über den Stachus. Ein magerer Mensch schoss auf mich zu, steckte mir hastig einen Zettel zu und lief eilends in der trüben Dunkelheit weiter. Ich trat unter eine Laterne und besah den Wisch. Nichts weiter stand darauf als: ‚Der Jude spricht dazwischen! Deutsche, besinnt euch!‘»⁸¹ Für Luise Stephan, spätere Solmitz, bot sich von Hamburg aus ein Bild des Chaos dar: «München völlig in der Gewalt der Kommunisten. Es soll ein wahrer Hexenkessel sein. Geiseln aus Bürgerkreisen.»⁸²

Am 15. April sandte der Vollzugsrat einen Bericht über die Machtübernahme und die Versicherung, dass nun eine «neue, wirklich proletarische Räterepublik» in München herrsche, nach Moskau, woraufhin erneut Solidaritätstelegramme als Antwort eintrafen.⁸³ Am 20. April 1919 flog Eugen Leviné mit anderen von München ab, mit Ziel Budapest und Moskau, um Geldmittel für die Räterepublik zu verschaffen. Allerdings scheiterten die hochfliegenden Pläne an der Weigerung des Piloten, die Delegation an ihr Ziel zu bringen. Er täuschte einen Motorschaden vor und landete mitsamt seinen Passagieren in Wasserburg an der Inn.⁸⁴

Lenin indessen, der selbst von Herbst 1900 bis Frühjahr 1902 in München gelebt hatte, entwarf in seinem Grusschreiben an die bayerische Räterepublik ein detailliertes politisches Programm, das er in Frageform fasste: «Haben Sie Arbeiter- und Gesinderäte in den Stadtteilen geschaffen, die Arbeiter bewaffnet, die Bourgeoisie entwaffnet, die Bestände an Kleidung und anderen Erzeugnissen verwendet, um den Arbeitern und besonders den Landarbeitern und Kleinbauern sofortige und umfassende Hilfe zu leisten, haben Sie die Fabriken und die Reichtümer der Kapitalisten in München wie auch die kapitalistischen landwirtschaftlichen Betriebe in seiner Umgebung enteignet, die Hypotheken und Pachtzahlungen für die Kleinbauern aufgehoben, die Löhne für Landarbeiter und ungelernete

Arbeiter verdoppelt und verdreifacht, alles Papier und alle Druckereien zum Druck populärer Flugblätter und Zeitungen für die Massen beschlagnahmt, den Sechsstundentag bei gleichzeitiger zwei- und dreistündiger Beschäftigung in der Verwaltung des Staates eingeführt, den Wohnraum der Bourgeoisie in München beschränkt, um sofort Arbeiter in die Wohnungen der Reichen einzuweisen, alle Banken in Ihre Hände genommen, Geiseln aus der Bourgeoisie festgesetzt, für die Arbeiter grössere Lebensmittelrationen als für die Bourgeoisie eingeführt und die Arbeiter ausnahmslos sowohl für die Verteidigung als auch für die ideologische Propaganda in den umliegenden Dörfern mobilisiert?»⁸⁵

Das Telegramm Lenins vom 27. April 1919 erreichte die Kommunisten in München nicht mehr. Denn inzwischen waren Freikorps im Auftrag der Reichsregierung auf dem Weg nach München. Erneut bildete die Drohung einer alliierten Intervention eine wichtige Legitimation für die Militäraktion: «Da wir Entente-truppen unter keinen Umständen zulassen wollen und Lebensmitteleinfuhr nicht stocken darf», schrieb Reichspräsident Ebert an den Legationsrat Jordan am 11. April, «halte ich für notwendig, dass Wiederherstellung früheren Zustandes in Bayern baldigst erfolgt, zumal da nach mir zugegangenen neueren Nachrichten aus München man dort anfängt, sich an die Regierung zu gewöhnen.»⁸⁶

Die Münchener Räterepublik war längst isoliert. In Ungarn waren am 10. April rumänische Truppen eingefallen, um die Räteregierung von Béla Kun niederzuschlagen und die Schwäche Ungarns für territoriale Annexionen auszunutzen. In Österreich scheiterte der kommunistische Putschversuch in Wien am 18. April. Und wirtschaftlich stand München vor dem Zusammenbruch. Mit der kommunistischen Machtübernahme war erneut ein Generalstreik ausgerufen worden; faktisch wurde in der Stadt im April nicht mehr gearbeitet. Die Industrieproduktion kam zum Stillstand; man hätte aber auch ohne Kohle gar nicht arbeiten können. Um Geld zu bekommen, beschlagnahmte der Vollzugsrat alle privaten Geldschränke und Bankfächer, liess die Stahlkammern der Münchener Banken aufbrechen und gab schliesslich einer Dachauer Druckerei den Auftrag, Geldscheine in Millionenhöhe zu drucken. Das alles half nichts. Der Vollzugsrat bemühte sich, die dramatische Lebensmittelversorgung durch Beschlagnahmungen von Lebensmitteln allerorten zu lösen, konnte allerdings eine Grossstadt damit natürlich nicht ernähren.⁸⁷

Die verzweifelte Lage führte zu heftigen Spannungen in der Führungsriege.

Ernst Toller und andere kritisierten heftig «die Russen», die unbeeindruckt von den sich auftürmenden Problemen am bolschewistischen Weg ohne Kompromiss festhielten. Am Sonntag, 27. April, nahmen die versammelten Delegierten im Hofbräuhaus einen Misstrauensantrag gegen den Vollzugsrat an; Levien und Levine traten mit etlichen anderen zurück; die «Diktatur des Proletariats» war vierzehn Tage nach ihrer Proklamation gescheitert. In den letzten Tagen bis zum Einmarsch der konterrevolutionären Truppen hatte der Kommandant der «Roten Armee» Rudolf Eglhofer in München das Sagen.⁸⁸

Der Gefreite Adolf Hitler war in diesen turbulenten Wochen nicht sonderlich aufgefallen, sondern diente unter anderem als Wachdienst am Hauptbahnhof.⁸⁹ Im Februar war er zum Vertrauensmann seiner Einheit, des Demobilisierungsbataillons des 2. Infanterie-Regiments gewählt worden, was aber keineswegs bedeutete, dass er aktiver Angehöriger eines Soldatenrates war. Auch wenn es an seiner antikommunistischen Einstellung wenig Zweifel gibt, liess er sich doch Mitte April bei einer Neuwahl der Kasernenräte, die nach der Ausrufung der kommunistischen Räterepublik gefordert worden war, um die Loyalität der Garnison zur neuen Räteregierung zu dokumentieren, als Ersatzmitglied des Bataillonsrates wählen.⁹⁰ In «Mein Kampf» gab er an, Ende April, als die konterrevolutionären Truppen auf München marschierten, mit einer Verhaftung bedroht worden zu sein, was indes die meisten Hitler-Biographen für eine erfundene Geschichte halten.⁹¹ Die Kluft zwischen den folgenschweren Ereignissen, die vor Hitlers Augen stattfanden, und seinen Berichten, so Hitler-Biograph Ian Kershaw, habe zu Recht Spekulationen genährt, dass er sein eigenes Handeln zu verschleiern suchte. Welche Rolle er im ersten Halbjahr 1919 in München gespielt habe, bleibe ein dunkler Punkt seiner Lebensgeschichte.⁹²

Die Plakate in der Stadt, die vor den «preussischen Truppen» warnten, die ein Blutbad anrichten wollten, fanden kaum Widerhall, wie Klemperer am 30. April notierte: «Einige lachten, einige schimpften – aber nicht auf die Preussen. ‚Wenn sie nur kämen und uns endlich von dem Gesindel befreien!‘ Es war aber doch auch nicht zu verkennen, dass sich überall halb stumpfer, halb wehmütiger Unglaube in solche Gefühle des Zornes und der Hoffnung mischten. Ja, ich notiere gewiss nach vielem Beobachten das Richtige, wenn ich sage, der Gemütszustand der Münchener Majorität bestehe heute in einer abgespannten Ergebenheit.»⁹³

Sieg der Konterrevolution

Indessen schloss sich der Ring um München. Unter dem Eindruck der brutalen Gewalt beim Vormarsch der Freikorps-Truppen, die bei Puchheim 52 russische Kriegsgefangene töteten und bei Starnberg eine Arbeiter-Sanitäter-Kolonnie erschossen, von der nur ein einziger überlebte, hatte die Münchener Räteführung, wie Lenin geraten hatte, Geiseln genommen, die aus der rechtsradikalen und antisemitischen Thule-Gesellschaft stammten und im Luipold-Gymnasium festgehalten wurden. Am 30. April liess der Kommandant Seidel die Geiseln erschossen – eine Bluttat, die die einmarschierenden Freikorpstruppen ihrerseits zu Gewaltexzessen anfancte.⁹⁴

Manfred v. Killinger, der damals der Marinebrigade Ehrhardt angehörte und später eine verbrecherische NS-Karriere machte, schilderte in seinem Buch «Ernstes und Heiteres aus meinem Putschleben», das etliche Auflagen erfuhr, den Einmarsch der gegenrevolutionären Truppen und liess die sexualisierte Gewalt erkennen, die diese Kämpfe begleitete: «Von Saalfeld kommend, luden wir in Schleissheim aus. Das vierte Regiment hatte bereits gesichert. Wir bekamen Befehle. München war umstellt. Diesmal würde es zu harten Kämpfen kommen. In München hatte die rote Brut das Heft fest in der Hand. Lewin, Levine-Nissen, Mühsam usw., was waren das für Namen. Waren das Bayern? Jüdisches, internationales Gesindel, die Intellektuellen aus Schwabing. [...] Ein Weibsbild wird mir vorgeführt. Das typische Schwabinger Malweibchen. Kurzes, strähniges Haar, verlotterter Anzug, freches, sinnliches Gesicht, wüste Augenringe. ‚Was ist mit der los?‘ Da geifert sie los: ‚Ich bin Bolschewistin! Ihr feige Bande! Fürstenknechte, Speichellecker! Anspucken sollte man euch! Hoch Moskau!‘ und dabei spuckt sie einem Unteroffizier ins Gesicht. ‚Fahrerpeitsche. Dann laufen lassen!‘, sage ich kurz. Zwei Mann packen sie. Sie will beissen. Eine Mauschelle bringt sie zur Räson. Im Hof wird sie über die Wagendeichsel gelegt und so lange mit Fahrerpeitschen bearbeitet, bis kein weisser Fleck mehr auf ihrer Rückseite war.»⁹⁵ In dieser Schilderung bündeln sich sämtliche Männerphantasien, die vor etlichen Jahren Klaus Theweleit erforscht hat: Furcht vor und Hass auf das «rote Flintenweib», auf die Frau, die das «männliche Kriegshandwerk» und die Selbststilisierung als «Kämpfer» störte, und die exzessive, hier eindeutig sadistische Gewalt, die gegen Frauen eingesetzt wurde.⁹⁶

Das Münchener Bürgertum nahm den weissen Terror gleichmütig oder zustimmend zur Kenntnis. So notierte Thomas Mann am 1. Mai in seinem Tagebuch: «Die Münchener kommunistische Episode ist vorüber; es wird wenig Lust vorhanden sein, sie zu erneuern. Eines Gefühls der Befreiung und Erheiterung entschlage auch ich mich nicht. Der Druck war abscheulich. Hoffentlich wird man der gewissenlosen ‚Massen‘-Helden, die auch die verbrecherische Rammeldumtheit des Geiselmords auf dem Gewissen haben, habhaft und hält exemplarisches Gericht.»⁹⁷ Victor Klemperer schrieb am 2. Mai: «Seit dem Nachmittag und die ganze Nacht hindurch und nun den Freitag über, vom Gefecht zur Schlacht anwachsend, tobt ununterbrochen der bitterste Kampf, und beinahe pausenlos schüttern Einschläge der Minen und Granaten und übertönen das wilde Rasseln der Maschinengewehre und den Knall der Schüsse. Es fliesst sehr viel Blut in der inneren Stadt, wo die Spartakisten mit Verzweiflung standhalten, da sie ja von Ergebung nun wohl nichts mehr zu erwarten haben.»⁹⁸ Im Rückblick hielt Oskar Maria Graf die Stimmung in jenen Tagen der konterrevolutionären Gewalt fest: «Das elegante Volk tummelte sich hier und in den Hofgartencafés. Gut gekleidete, beleibte Bürgerwehrlere und Lebemänner mit Monokel unterhielten sich geschäftig mit Soldaten und Offizieren, feine Damen spendeten Zigaretten, Zigarren und Schokolade, kokettierten und schäkerten mit den geschnürten Leutnants. Ein Zug Verhafteter kam daher. Sofort lief alles darauf los, schrie und johlte, spuckte, schimpfte und drohte. Feine Damen verabreichten heldenmütige Ohrfeigen, altmodische Offiziersfrauen feixten entrüstet und schwangen ihre ausgebleichten Sonnenschirme, Bürgerwehrlere versetzten hinterlistige Püffe und die Lebemänner lächelten beifällig. Niemand verwehrte es ihnen.»⁹⁹

Der Einmarsch der weissen Truppen kostete hunderten Menschen das Leben. Offiziell wurde die Zahl der Toten mit 557 angegeben, aber sicherlich waren es doppelt so viele. Gustav Landauer wurde am 1. Mai verhaftet, schwer misshandelt und im Gefängnis einen Tag später erschossen. Ebenso wurde Rudolf Eglhofer aufgegriffen, misshandelt und ohne Gerichtsverfahren erschossen. Das ungezügelte Morden der Freikorps kam erst am 6. Mai zu einem Halt, als 21 Mitglieder des Katholischen Gesellenvereins St. Joseph als angebliche Spartakisten getötet wurden.¹⁰⁰ Im Laufe der darauffolgenden Wochen wurden über zweitausend Menschen als angebliche Unterstützer der Räterepublik vor Gericht gestellt und zu Todesstrafen oder langen Haftstrafen verurteilt, darunter Eugen Leviné, der

am 5. Juni 1919 im Gefängnis München-Stadelheim hingerichtet wurde. Axelrod wurde nach Russland ausgewiesen; Max Levien konnte nach Wien fliehen, wo er zwar festgenommen, aber nicht nach Deutschland ausgeliefert wurde. 1921 übersiedelte er nach Moskau – und wurde dort im stalinistischen Terror 1937 erschossen. Erich Mühsam, der wohl deshalb mit dem Leben davonkam, weil er bereits im Gefängnis sass und sein Prozess nach dem Gesellenmord stattfand, wurde zu 15 Jahren Haft verurteilt.¹⁰¹ Auch Oskar Maria Graf wurde am 14. Mai verhaftet und in Polizeigewahrsam genommen. Rainer Maria Rilke, der gleichfalls kurzfristig festgenommen worden war, bemühte sich um Grafs Freilassung, was dann tatsächlich am 26. Mai geschah. Rilke selbst verliess im Juni Deutschland und lebte von nun an in der Schweiz.¹⁰²

Die *Münchner Neuesten Nachrichten*, die zwei Wochen nicht erschienen waren, brachte sich in ihrer ersten Ausgabe vom 3. Mai gleich politisch in Stellung: «Die Verantwortung für die katastrophale Entwicklung der Dinge in München, für die verbrecherischen Greuelthaten, für Ausschreitungen Einzelner und organisierter Banden, sie trifft in erster Linie die kommunistischen Führer und ihren engeren Anhang, die eingestandenermassen von Anfang an nur das Ziel verfolgten, in München eine verkleinerte Kopie der russischen Sowjetrepublik zu errichten. [...] Das Blut, das während der Herrschaft der Räterepublik in München geflossen ist und das heute noch fliesst, soll auf das Haupt derer kommen, deren Hetze und demagogischer Volksverführung die Münchner Arbeiterschaft ihre Elend verdankt, in das sie sich leider führen liess. Jede Schonung mit diesen Verbrechern wäre eine Versündigung an den Gesetzen der Menschlichkeit und der Gerechtigkeit.»¹⁰³ Selbst Thomas Mann, der in seiner Aversion gegen die Entente zwischendurch sogar Sympathie mit den Räterevolutionären äusserte, geriet in antisemitische Gewaltphantasien und schrieb unter dem Eindruck der Niederschlagung der Räterepublik im Mai 1919 «vom Typus des russischen Juden, des Führers der Weltbewegung, dieser sprengstoffhaften Mischung aus jüdischem Intellektuell-Radikalismus und slawischer Christus-Schwärmerei. Eine Welt, die noch Selbsterhaltungsinstinkt besitzt, muss mit aller aufbietbaren Energie und standrechtlichen Kürze gegen diesen Menschenschlag vorgehen.»¹⁰⁴

Zugleich sprachen die Todesanzeigen auf den hinteren Seiten der *Münchner Neuesten Nachrichten* eine andere Sprache, in denen zum Teil unverhüllt auf die Umstände des Todes eingegangen wurde: «Schmerzerfüllt bringen wir die Trauerkunde, dass am 2. Mai, Vorm. 9 Uhr mein lieber guter und treubesorgter Gatte,

Pflegevater, Bruder, Schwiegersohn, Schwager, Onkel und Vetter Herr Georg Winkler, ehern. Gastwirt, im Alter von 49 Jahren schnell u. unerwartet der Verletzung eines Bauchschusses, welcher ihm am i. Mai Nachmittag auf dem Wege nach seiner Wohnung in der Sonnenstrasse beigebracht wurde, erlegen ist. Marie Winkler nebst Pflegetochter» – «Als Opfer der Revolution verschied am Samstag durch einen Gewehrschuss Fräulein Johanna Hartmann. Wir verlieren an ihr eine liebe, treue Kollegin, der wir ein stetes ehrendes Andenken bewahren werden. Das Personal der Firma S. Eichengrün & Co.»¹⁰⁵

Versailler Diktat

Genau in diese von exzessiver Gewalt dominierten Tage platzte die Nachricht von den Bedingungen des Friedensvertrages. «Vernichtung» lautete die Überschrift des Artikels in den *Münchner Neuesten Nachrichten* vom 8. Mai: «Wir wussten seit den furchtbaren Tagen der Erkenntnis, die in den letzten Septembertagen des verflossenen Jahres für uns heraufdämmerten, dass wir ein geschlagenes Volk sind. [...] Jetzt, nach Umfluss eines halben Jahres seit der Niederlegung der Waffen, erhält endlich die Welt gewisse Kunde von dem, was sich die Feinde Deutschlands unter dem ‚Frieden‘ vorstellen, auf dem die neue Epoche der Weltgeschichte sich aufbauen soll. Und wir Deutsche erfahren, dass wir nicht nur ein geschlagenes, dass wir ein der Vernichtung preisgegebenes Volk sind, wenn der Wille unserer Feinde Gesetz wird.»¹⁰⁶

Deutschland, das von den Verhandlungen in Paris bislang ausgeschlossen war, hatte sich in der Illusion gewiegt, auf der Grundlage der 14 Punkte, die US-Präsident Woodrow Wilson im Januar 1918 verkündet hatte, einen Friedensvertrag zu erreichen. Damals hatte Wilson eine Nachkriegsordnung entworfen, in der das demokratische Selbstbestimmungsrecht der Völker auf der einen Seite und ein neues internationales Organ der Konfliktschlichtung, der Völkerbund, auf der anderen Seite für nachhaltigen Frieden sorgen sollten. Doch waren die Interessen auch unter den Siegerstaaten zu heterogen, als dass sich die Vision Wilsons hätte realisieren lassen. Vor allem darf nicht unterschätzt werden, wie stark die Verhandlungsmächte in ihren jeweiligen Ländern unter dem Druck der öffentlichen Meinung standen. Nachdem so viel Blut geflossen war, so viele Menschen ihr Le-

ben hatten lassen müssen, war die Erwartung hoch, dafür auf Kosten der Verlierer entschädigt zu werden.¹⁰⁷

So hatten die Alliierten der italienischen Regierung grosse territoriale Gewinne versprochen, wenn Italien in den Krieg einträte. Doch mit der Gründung des unabhängigen Königreichs der Serben, Kroaten und Slowenen, später Jugoslawien genannt, musste Italien zurückstehen, was dazu führte, dass der Pariser Vertrag nur als «vittoria mutilata», als verstümmelter Sieg, wahrgenommen wurde. Frankreich, dessen Nordwesten durch den Krieg verwüstet worden war, erhob nicht nur entsprechend hohe Entschädigungsforderungen, sondern verfolgte auch starke Sicherheitsinteressen, verlangte etwa die Entmilitarisierung des Rheinlandes und drohte mit einer Besetzung deutschen Territoriums bis zum Rhein durch französische Truppen, damit Deutschland nie wieder einen Krieg gegen seinen westlichen Nachbarn beginnen könne.

Insbesondere die kleineren Staaten, die erst durch die Friedensverträge 1919 entstanden wie Polen, die Tschechoslowakei oder die baltischen Länder verhandelten intensiv über ihr Territorium. Rumänien schuf mit der militärischen Besetzung vollendete Tatsachen. Schliesslich musste Ungarn etwa 71 Prozent seines Vorkriegsgebietes abtreten, was wenig überraschend zu einer anhaltenden revisionistischen Politik führte. Die Grenzen Polens konnten nicht gezogen werden, weil der russische Bürgerkrieg, der auch in einen polnisch-sowjetischen Krieg mündete, andauerte und Sowjetrussland gar nicht an den Pariser Verhandlungen beteiligt war, da die Westmächte hofften, dass das bolschewistische Regime bald ein Ende haben würde.

In der deutschen Politik hatte man – obwohl die harten Bedingungen des Waffenstillstands vom 11. November bereits anderes ankündigten, zudem eine deutsche Delegation von den Friedensverhandlungen ausgeschlossen war – dennoch geglaubt, dass die Reichsgrenzen erhalten, die Kolonien wiederhergestellt und Deutschland ein gleichberechtigtes Mitglied des Völkerbundes werden würde. Mit einer grossen Delegation, die Diplomaten, Militärs, Politiker, Übersetzer, Juristen, Journalisten umfasste, reisten die deutschen Vertreter Ende April nach Paris. Schon die Hinfahrt war eine Inszenierung der Demütigung. Durch die verwüsteten Landstriche Nordfrankreichs fuhr der Zug extra langsam, bei der Ankunft im Hotel empfing eine johlende Menschenmenge die Delegierten, das Hotel selbst war mit einem Bretterzaun abgesperrt.¹⁰⁸

Erst am 7. Mai wurde die Delegation nach Versailles gebeten, eben an den Ort, wo 1871 das Deutsche Kaiserreich proklamiert worden war. In seiner kurzen Ansprache betonte der französische Ministerpräsident Georges Clemenceau die Verantwortung Deutschlands für den Krieg, der ein Verbrechen an der Menschheit gewesen sei. Ein Frieden könne gewährt werden, aber die Sieger seien einmütig entschlossen, «sämtliche uns zu Gebote stehenden Mittel anzuwenden, um jede uns geschuldete berechnete Genugtuung zu erlangen». Clemenceau machte klar, dass hier nicht gleichberechtigte Akteure über die Friedensbedingungen verhandelten. Die deutsche Seite habe den Vertragsentwurf entgegenzunehmen, eine mündliche Verhandlung finde nicht statt. Alle Einlassungen von deutscher Seite zum Vertrag müssten schriftlich innerhalb von vierzehn Tagen vorgebracht werden. Der deutsche Außenminister Brockdorff-Rantzau fand nicht den angemessenen Ton in seiner Antwortrede, blieb zudem demonstrativ sitzen, während Clemenceau gestanden hatte, und vertiefte das Bild eines uneinsichtigen, nach wie vor überheblichen Deutschen Reiches. Als die Delegation nach ihrer Rückkehr ins Hotel den Vertragstext studierte, war die Erschütterung gross. «Unsere vollkommene Niedergeschlagenheit über die darin enthaltenen Zumutungen lässt sich überhaupt nicht schildern», beschrieb der Hamburger Bankier Max Warburg, der als Finanzexperte mitgereist war, die Szene.¹⁰⁹

Deutschland hatte im Westen die Entmilitarisierung des Rheinlandes zu akzeptieren sowie die französische Besetzung einiger linksrheinischer Städte. Im Osten sollten die einstmals von Preussen annektierten polnischen Gebiete an den neu entstehenden Staat Polen abgetreten werden, wobei in Teilen von Oberschlesien und Ostpreussens noch Volksabstimmungen über die Zugehörigkeit zu Polen oder Deutschland vorgesehen waren. Die Schiffe der Kriegsmarine sollten Grossbritannien übergeben, das Heer auf 100'000 Soldaten beschränkt werden. Alle ehemaligen Kolonien wurden unter alliierte Mandatsregierungen gestellt, was im Übrigen noch einmal den unverändert europäisch-imperialistischen Charakter der Pariser Nachkriegsordnung unterstreicht. Weder Japan noch China wurden als vollwertige Partner akzeptiert, die ehemalige deutsche Kolonie Kiautschou nicht an China zurückgegeben, sondern Japan überlassen, was in China heftige antijapanische und antieuropäische Proteste hervorrief. Das Deutsche Reich wurde als Hauptverantwortlicher für die Schäden, die der Krieg angerichtet hatte, herangezogen, nicht nur die Verwüstungen des Krieges selbst als viel-

mehr – ein Novum in der Geschichte – für die Folgekosten wie zum Beispiel für die Entschädigungen für Invaliden. Da sich die Berechnung dieser Reparationen als ausserordentlich schwierig erwies, wurde in Paris 1919 noch kein Betrag festgelegt, sondern dies nachfolgenden Konferenzen überlassen.¹¹⁰

In einem gemeinsamen Aufruf wandten sich Reichspräsident Ebert und die Reichsregierung am 9. Mai an das deutsche Volk: «Die Zerstückelung und Zerreißung des deutschen Volkes, die Auslieferung der deutschen Arbeiterschaft an den fremden Kapitalismus zu menschenunwürdiger Sklaverei, die dauernde Fesselung der jungen deutschen Republik durch den Imperialismus der Entente ist das Ziel dieses Gewaltfriedens. [...] Angesichts der Gefahr der Vernichtung müssen das deutsche Volk und seine von ihm selbst gewählte Regierung zusammenstehen. Ohne Unterschied der Partei möge Deutschland sich zusammenschließen in dem einmütigen Willen, das deutsche Volkstum und die gewonnene Freiheit zu bewahren.»¹¹¹ Die Nationalversammlung fand sich zu einer ausserordentlichen Sitzung in Berlin am 12. Mai zusammen, auf der Reichskanzler Philipp Scheidemann seine strikte Ablehnung des Vertrages in drastischen Worten ausdrückte: «Das Leben, das nackte, arme Leben müssen wir für Land und Volk retten, heute, wo jeder die erdrosselnde Hand an der Gurgel fühlt. [...] Wer kann als ehrlicher Mann, ich will gar nicht sagen als Deutscher, nur als ehrlicher vertragstreuer Mann solche Bedingungen eingehen? Welche Hand müsste nicht verdorren, die sich und uns in diese Fesseln legt?» Das Protokoll verzeichnete minutenlangen, brausenden Beifall. Nicht zuletzt die Festlegung im Versailler Vertrag, dass allein die Mittelmächte nach Artikel 231 des Versailler Vertrages «als Urheber für alle Verluste und Schäden verantwortlich» seien, löste höchste Empörung aus. Überall in Deutschland fanden Protestkundgebungen statt.¹¹² Wie viele war auch die Hamburgerin Luise Stephan, spätere Solmitz, empört: «Und ob wir oder U-Sozialisten unterzeichnen oder nicht, nie und nimmer kann ich begreifen, dass $\frac{3}{4}$ der Welt entschlossen sind, uns im 20. Jahrhundert im Zeichen von Demokratie und Sozialismus zu versklaven, wie einen Negerstamm, uns, die wir der Welt mehr gaben, als je ein Volk – All unser Hass und Abscheu gilt dem grössten Betrüger der Welt: Wilson.»¹¹³

Auf die deutschen Änderungsvorschläge mochten sich die Alliierten nicht einlassen, woraufhin die Regierung von Philipp Scheidemann zurücktrat. Die neue Regierung unter dem Sozialdemokraten Gustav Bauer verstand sich, in den Wor-

ten Erzbergers, in der Rolle desjenigen, dem der Revolver auf die Brust gesetzt werde und deshalb der Gewalt weichen müsse. Sie stimmte, unterstützt von der Mehrheit der Nationalversammlung, der Unterzeichnung zu, allerdings unter dem Vorbehalt des sogenannten Kriegsschuldparagraphen und der Strafbestimmungen, denen zufolge sich der ehemalige Kaiser Wilhelm II. und andere Verantwortliche alliierten Gerichten zu stellen hätten. Aber auch diese Vorbehalte wiesen die Alliierten zurück, verlangten die bedingungslose Unterzeichnung innerhalb von 24 Stunden und drohten andernfalls mit dem militärischen Einmarsch. Die Nationalversammlung beugte sich dem Druck; am 28. Juni 1919 wurde der Friedensvertrag von Aussenminister Hermann Müller (SPD) und Verkehrsminister Johannes Bell (Zentrum) unterzeichnet, in eben jenem Spiegelsaal im Versailler Schloss, in dem einst die deutschen Fürsten 1871 nach der Niederlage Frankreichs das Deutsche Kaiserreich kürten und nun fünf furchtbar geichtsverletzte französische Soldaten als Ankläger für die Brutalität der deutschen Kriegsführung platziert wurden.¹¹⁴

Eine Woche zuvor war die deutsche Hochseeflotte, die in der Bucht Scapa Flow einer Inselgruppe nördlich von Schottland lag, auf Befehl des kommandierenden Admirals versenkt worden, damit die Schiffe nicht in britische Hände gerieten. Einer der Offiziere dieser Aktion war Hermann Ehrhardt, der wenig später die nach ihm benannte Marinebrigade Ehrhardt gründete, die am rechtsradikalen Kapp-Lüttwitz-Putsch 1920 massgeblich beteiligt war. Ehrhardt baute danach die rechtsradikale Terrorgruppe Organisation Consul auf, die die Morde an Erzberger und Rathenau verübte. Aus Protest gegen die Unterzeichnung hatten sowohl Hindenburg als auch Groener ihren Rücktritt eingereicht; Ebert löste daraufhin die Oberste Heeresleitung auf und übertrug den militärischen Oberbefehl dem Reichswehrminister Noske.¹¹⁵

Für die nationalistische Rechte in Deutschland bedeutete die Unterzeichnung des Versailler Vertrages einen abgrundtiefen Verrat. Die Agitation gegen die «Schmach von Versailles», die Selbststilisierung als in Ketten gefesseltes Opfer, als geknechtetes Volk, die Beschwörung des unveröhnlichen Kampfes gegen die Versklavung und zugleich die Verheissung der Befreiung vom aufgezwungenen Joch gehörten seither zum festen Bestandteil der politischen Auseinandersetzung in der Weimarer Republik. Die turbulenten Wochen der Münchener Räterepublik mögen verdeckt haben, dass es in der Stadt stets auch ein rechtes, nationalistisches Milieu gab. Öffentliche Wortführer wie der Gymnasiallehrer und Essayist

Josef Hofmiller, der Komponist Hans Pfitzner, der Historiker Karl Alexander von Müller, der Verleger Julius E Lehmann, der Herausgeber der einflussreichen *Süd-deutschen Monatshefte* Paul Nikolas Cossmann oder auch der Bauernführer Georg Heim hatten bereits während des Krieges jeden Versuch eines Verständigungsfriedens bekämpft.¹¹⁶

Die annexionistische Rechte hatte sich 1916 zunächst im Volksausschuss zur raschen Niederkämpfung Englands gesammelt, dem nach eigenen Angaben rund 20'000 Mitglieder angehörten, und schloss sich dann zum grossen Teil der 1917 gegründeten Deutschen Vaterlandspartei an, geführt von Grossadmiral Alfred von Tirpitz, der, wenn er in München sprach, die Säle füllte. In der Thule-Gesellschaft, einem der wichtigsten informellen Zirkel auf der Seite der radikalen Rechten, fanden sich der Verleger Julius F. Lehmann, der völkische Ökonom Gottfried Feder, der bekannte antisemitische Publizist Dietrich Eckart und auch die später führenden Nationalsozialisten Rudolf Hess, Hans Frank und Alfred Rosenberg.¹¹⁷

Die Furcht vor dem bolschewistischen Terror steigerte sich für viele, nicht nur im Bürgertum, zur unmittelbaren Gefahr, als im Frühjahr 1919 in Berlin spartakistische Aufstände losbrachen und in München die Räterepublik ausgerufen wurde. Der Geiselmord an Mitgliedern der Thule-Gesellschaft bestätigte das Bild des «asiatischen» bolschewistischen Terrors und legitimierte wiederum extreme Gegengewalt. In der rechten wie bürgerlichen Presse war es üblich, die Münchner Räterevolutionäre als «jüdisch», «vertiert», «viehisch» oder «Ausgeburten der Hölle» zu bezeichnen.¹¹⁸

Nach den antijüdischen Pogromen 1918/19 in Polen, Weissrussland und der Ukraine mit Zehntausenden an Todesopfern begannen auch in Deutschland Antisemiten mit Pogromen zu drohen. Von Seiten des Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens (C. V.) wurde im Februar 1919 gewarnt, dass durch Flugblätter, Gerüchte etc. eine derartig aufgeheizte Stimmung entstanden sei, dass «allen Ernstes mit Pogromen gerechnet werden» müsse.¹¹⁹ Als organisatorisches Zentrum der antisemitischen Kampagnen stach bald der Deutschvölkische Schutz- und Trutzbund heraus, dessen Mitgliederzahl rasant von 5'000 Mitgliedern im Jahr seiner Gründung 1919 auf rund 180'000 bis Mitte 1922 anwuchs. Die Ortsgruppe in München zählte im November 1919 über 1'500 Mitglieder und wuchs im nächsten halben Jahr auf das Zweieinhalbfache.¹²⁰

Kein Geringerer als Gustav Stresemann, nach 1918 Vorsitzender der rechts-

liberalen Deutschen Volkspartei und seit 1923 viel gerühmter Aussenminister der Weimarer Republik, stimmte in diesen Chor mit ein: «Jüdische Führer waren an der revolutionären Bewegung in Deutschland ebenso beteiligt, wie in der bolschewistischen Umwälzung in Russland, Ungarn und Bayern. In den letzten Tagen der Märzereignisse wurde an jeder Strassenecke des Berliner Westens der Bolschewismus von jüdischen Persönlichkeiten galizischen Ursprungs gepredigt.»¹²¹ Im Münchner völkischen Milieu war es unter anderem Dietrich Eckart, ein «gescheiterter Poet» (Margarete Plewnia), der mit 47 Jahren 1915 aus Berlin nach München umgezogen war und dort von Dezember 1918 bis Mai 1921 die Zeitschrift *Auf gut Deutsch* herausbrachte, zu deren Mitarbeitern auch Gottfried Feder und Alfred Rosenberg gehörten und in der die bolschewistischen Revolutionäre in Russland stets mit einem jüdischen Beinamen wie «Trotzki-Braunstein» antisemitisch diffamiert wurden. Für Eckart war klar, dass das Bürgertum schmäählich versagt habe und nur eine tatbereite Arbeiterschaft die Erneuerung Deutschlands betreiben könne. Hinter allem Unheil stand für ihn «der Jude», der sich in seinen Weltherrschaftsplänen sowohl des Kapitalismus wie des Kommunismus bediene. Hitler und Eckart verband bis zu dessen Tod im Dezember 1923 eine enge politische Beziehung. Eckart übernahm die Rolle des ‚väterlichen Freundes‘ und Förderers, der Hitler in die völkische Szene Münchens einführte. Vor allem im Antisemitismus fanden beide zusammen. Eckart war es Ende 1920 auch, der wesentlichen Anteil daran hatte, dass die NSDAP den *Völkischen Beobachter*, die Zeitung der Thule-Gesellschaft, kaufen konnte. Hitler dankte Eckart in einem Brief für die «in letzter Minute gewährte grosse Hilfe». Bis März 1923 sollte nun Dietrich Eckart als Chefredakteur des Blattes fungieren.¹²²

Einflussreich war ebenfalls Alfred Rosenberg, der nach Eckarts Tod die Schriftleitung des *Völkischen Beobachters* übernehmen sollte.¹²³ Rosenberg, 1893 im estnischen Reval, heute Tallinn, geboren, hatte die Revolution und die sowjetische Besatzung Revals miterlebt, war im November 1918 nach München geflohen und hatte dort in der völkischen Szene Fuss gefasst. Ebenso wie der Deutschbalte Max Erwin von Scheubner-Richter, der beim Hitler-Ludendorff-Putsch im November 1923 ums Leben kommen sollte, gehörte Rosenberg zu den Emigranten aus dem revolutionären Russland, die in zahlreichen Artikeln und Broschüren erfolgreich das Gespenst des «jüdischen Bolschewismus» propagierten und mit dieser ideologischen Konstruktion starken Einfluss auf die politische Prägung der

sich bildenden NSDAP nahmen. Die Schilderung bolschewistischer Gräueltaten und Berichte über das Vernichtungswerk der Juden in Russland fehlten bis 1923 in keiner Ausgabe des *Völkischen Beobachters* und dienten als Rechtfertigung des Kampfes gegen die «jüdische-bolschewistische» Novemberrepublik.¹²⁴ «Die Vorstellung», betont Christoph Dieckmann, «dass ‚Judentum‘ und ‚Bolschewismus‘ per se nicht national, sondern kosmopolitisch ausgerichtet seien, war eine grundlegende Bedingung, um das Ideologem vom jüdischen Bolschewismus‘ als zentrale Feindbestimmung ethnischer Nationalisten zu konstruieren.»¹²⁵ In dieser antisemitischen Vorstellungswelt konnte der Versailler Vertrag als «jüdische Verschwörung» erklärt und bekämpft werden.

Hitler war Teil der konterrevolutionären Aktivitäten. Am 9. Mai 1919 wurde er in eine Kommission, der neben ihm ein Oberleutnant und ein Feldwebel angehörten, bei seinem Regiment beordert, um das Verhalten der Soldaten während der Revolutionszeit zu untersuchen. Anschliessend wurde er zur politischen Beobachtung in München eingesetzt. Die Führung der weissen Truppen in München befürchtete nach wie vor linke Unruhen, daher sollten die Truppen in München zusammen mit der Polizei eine «schärfere Überwachung der Bevölkerung» vornehmen, um «voraussichtliche Widerstandpunkte so rechtzeitig kennen zu lernen, dass ein Aufflammen eines neuen Aufstandes frühzeitig erkannt und dadurch im Keim erstickt werden kann».¹²⁶ Für diese Aufgabe, zu der auch die antibolschewistische Propaganda, insbesondere unter den Soldaten, gehörte, wurde unter anderen Hitler benannt. Hauptmann Karl Mayr, der Leiter der Nachrichtenabteilung Ib des Gruppenkommandos 4, ein weit rechtsstehender Mann, von seinen Vorgesetzten unterstützt und mit beträchtlichen Finanzmitteln ausgestattet, erkannte rasch Hitlers Talent und förderte ihn in dieser Zeit nach Kräften. Im September 1920 berichtete er stolz an Kapp, der nach dem gescheiterten Putsch nach Schweden geflüchtet war, um einer Anklage wegen Hochverrat zu entkommen, über die NSDAP: «Ich habe sehr tüchtige junge Leute auf die Beine gebracht. Ein Herr Hitler z.B. ist eine bewegende Kraft geworden, ein Volksredner 1. Ranges. In der Ortsgruppe München haben wir über 2'000 Mitglieder, während es im Sommer 1919 noch keine 100 waren.»¹²⁷

Anfang Juni 1919 war Hitler für einen Schulungskurs als antibolschewistischer Redner an der Universität München eingeteilt und hörte Vorträge von Professor Karl Alexander von Müller zur deutschen Geschichte, von Karl Graf von Bothmer, der auch für *Auf gut Deutsch* Artikel schrieb,¹²⁸ über Theorie und Praxis des So-

zialismus und von Gottfried Feder zur Wirtschaftspolitik. Ende August berichtete Oberleutnant Benth über einen «sehr schönen, klaren und temperamentvollen Vortrag» des Gefreiten Hitler vor deutschen Soldaten im Durchgangslager Lechfeld, in dem dieser so unverblümt von der «Judenfrage» gesprochen habe, dass man leicht die Vorträge als «Judenhetze» bezeichnen könne.¹²⁹ Auch andere Teilnehmer der Lehrgänge äusserten sich sehr positiv über den «Volksredner» Hitler, der die Aufmerksamkeit der Zuhörer fessele.¹³⁰

In dieser Zeit nahm Hitler Kontakt zu einer kleinen völkischen, antisemitischen Gruppe auf, die sich Deutsche Arbeiterpartei nannte, im Januar 1919 gegründet worden war und von dem 34-jährigen Schlosser Anton Drexler sowie dem 27-jährigen Journalisten und Mitglied der Thule-Gesellschaft Karl Harrer geführt wurde. Hitler hatte von Hauptmann Mayr den Auftrag erhalten, sich diesen Verein näher anzuschauen, und fand Gefallen an dieser Splittergruppe, die bis dahin nicht mehr als drei Dutzend Zuhörer für ihre Veranstaltungen gewonnen hatte. «Hier konnte noch der Inhalt, das Ziel und der Weg bestimmt werden, was bei den bestehenden grossen Parteien von Anfang an schon wegfiel», schrieb Hitler in «Mein Kampf». Wenige Tage nach dem ersten Treffen trat er in die Deutsche Arbeiterpartei ein, erhielt die Mitgliedsnummer 555, war aber in Wirklichkeit das 55. Mitglied, da die Zählung damals mit der Mitgliedskartenummer 501 begann, um die Partei stärker erscheinen zu lassen, als sie war. Hitler wurde Werbeobmann im «Ausschuss», der Leitung der Partei.¹³¹

Hitler fiel auch hier als begabter Redner auf, der gegen den Friedensvertrag von Versailles und das Judentum agitierte, wie er es im eingangs zitierten Brief an Gemlich formuliert hatte. «Deutschland vor seiner tiefsten Erniedrigung» hiess ein Vortragsthema von ihm, nun schon mit mehreren hundert Zuhörern. Am 13. November trat er mit einer Rede zu «Brest-Litowsk und Versailles» im Eberlbräukeller vor mehreren hundert Zuhörerinnen und Zuhörern auf: «Solange die Erde steht, hat kein Volk einen solchen Schandvertrag zu unterzeichnen sich bereit erklären müssen [Zwischenruf: Judenmache]. Da heisst man Freistaat, es heisst alles ist frei, einstweilen ist alles Schwindel, Betrug, schämt man sich gar nicht mehr die Judeneinwanderung zu gestatten. Freies Volk wollen wir sein und kein Freistaat (brausender Beifall)», notierte der Polizeibericht Hitlers Worte.¹³² Reden gegen den Versailler Vortrag in Fortbildungskursen der Reichswehr sind für den 26., 31. Januar und 14., 28. Februar 1920 dokumentiert.¹³³

Rasch gewann Hitler Einfluss in der kleinen Gruppe. Auf seine Initiative hin wurde der Name in Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei geändert. Mit Anton Drexler arbeitete er ein Parteiprogramm aus, das am 24. Februar 1920 im Hofbräuhaus vor etwa 2'000 Zuhörern vorgestellt wurde: Schaffung eines Grossdeutschlands, Aufhebung des Versailler Vertrags, Land und Boden für den Bevölkerungüberschuss und Kampf gegen die Juden waren die Kernpunkte des Programms. Die antisemitische Pogromstimmung im Saal bordete über, als Hitler eine Entschliessung vortrug, in der gegen die Zuweisung von 40'000 Zentnern Weizenmehl an die jüdische Gemeinde in München schärfstens protestiert wurde, während Tausende kein Krankenbrot bekämen. «Darauf grosse Unruhe», notierte der Polizeibericht. «Alles steht auf den Stühlen und Tischen. Ungeheurer Tumult. Hinausrufe. Bei der Abstimmung hätte es niemand wagen dürfen, dagegen zu stimmen, da die Haltung der Versammlung zu drohend wurde. Die Entschliessung wurde einstimmig angenommen.»¹³⁴ Hitler war in der völkischen Szene Münchens angekommen.

Staatsstreichversuch von rechts

Gemäss dem Versailler Friedensvertrag musste im Frühjahr 1920 mit der Verringerung des deutschen Heers, das einschliesslich der Freikorps Anfang dieses Jahres noch etwa 250'000 Soldaten umfasste, auf schliesslich 100'000 Mann begonnen werden, was auf heftigen Widerstand, insbesondere bei den Freikorps, stiess. Der seit Dezember 1918 gehegte Putschplan, um die verhasste Republik zu stürzen, nahm nun erneut konkrete Gestalt an. Wolfgang Kapp, deutschnationaler Politiker in Ostpreussen, und der Chef des Reichswehrkommandos in Berlin, General Walther Freiherr von Lüttwitz, unterstützt von Ludendorff, ergriffen die Initiative. Am 10. März verlangte Lüttwitz von Ebert und Noske, die Nationalversammlung sofort aufzulösen, die Einsetzung von «Fachministern» und seine eigene Ernennung zum Oberbefehlshaber der Reichswehr. Als Ebert und Noske ablehnten, liess Lüttwitz die Marinebrigade Ehrhardt am 13. März in Berlin einmarschieren.¹³⁵

Die Reichsregierung war sich nicht sicher, ob sie mit der Unterstützung loyaler Reichswehrtruppen rechnen konnte, und beschloss, sich einer möglichen Verhaftung der Putschisten zu entziehen und nach Stuttgart zu fliehen. Am Morgen des

13. März erklärte sich Kapp selbst zum Reichskanzler und preussischen Ministerpräsidenten und ernannte Lüttwitz zum Reichswehrminister und militärischen Oberbefehlshaber. Die Marinebrigade Erhardt besetzte das Regierungsviertel mit dem Hakenkreuz als Symbol auf ihren Helmen. Etliche Militärbefehlshaber in den Wehrbezirken Deutschlands stellten sich auf die Seite der Putschisten, sogar der sozialdemokratische Oberpräsident in Ostpreussen August Winnig.¹³⁶

Doch regte sich sofort Gegenwehr. Noch am Vormittag des 13. März beschloss der Bundesvorstand des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes, den Generalstreik auszurufen. Einmütig organisierten überall im Reich spontan gebildete Aktionsausschüsse aus Sozialdemokraten, Unabhängigen und Kommunisten den Generalstreik gegen die Putschisten. Sogar die Beamten der Reichsbank verweigerten dem selbst ernannten «Reichskanzler» Kapp irgendwelche Zahlungen. Gestützt wurde der Putsch vor allem von Offizieren, den Freikorps und den ostelbischen Grossgrundbesitzern, während sich die Industriellen bedeckt hielten oder zumindest die offene Zusammenarbeit mit den Putschisten verweigerten. Doch darf nicht unterschätzt werden, wie weit die Sympathien für den Sturz der Republik und die Restaurierung der alten Ordnung bis hinein ins Bürgertum reichten. Am 17. März gaben die Putschisten auf; Lüttwitz, Kapp, Ehrhardt und andere flohen ins Ausland, um einer Strafverfolgung zu entgehen. Die Marinebrigade Ehrhardt schoss bei ihrem Abzug aus Berlin auf Demonstranten und tötete 12 Menschen.¹³⁷

Gegen die alten Gewalten, so Ulrich Herbert, war sich die Arbeiterschaft einig. Aber als der Kapp-Spuk vorbei war, trennten sich die Wege wieder.¹³⁸ Während für die sozialdemokratische Führung der Generalstreik mit der Wiedereinsetzung der rechtmässigen Regierung Bauer seinen Zweck erfüllt hatte, war er für die Gewerkschaften noch nicht vorbei. Sie forderten in einem 9-Punkte-Programm eine «entscheidende Mitwirkung an der Neuordnung der Verhältnisse», die Entlassung und Bestrafung aller Angehörigen in Verwaltung und Armee, die sich am Putsch beteiligt hatten, Ablösung von Reichswehrminister Noske und anderen Politikern, Auflösung der Freikorps und Aufbau eines Sicherheitsdienstes durch die Gewerkschaften, Säuberung der Bürokratie sowie Sozialisierung des Bergbaus und der Energiewirtschaft sowie den Ausbau der Sozialgesetzgebung zugunsten der Arbeitnehmer/innen. Es folgten Tage schwieriger Verhandlungen, bis nach

Zugeständnissen seitens der Regierung die Gewerkschaftsführung und die USPD den Generalstreik zum 23. März für beendet erklärten.¹³⁹

Im Ruhrgebiet war der Streik allerdings keineswegs vorbei. Hier hatten sich Arbeiter bewaffnet und eine «Rote Ruhrarmee» gebildet, die bis zu 50'000 Mann umfasste und fast das gesamte Ruhrgebiet in ihrer Hand hatte. Politisch aber war diese Bewegung zerstritten. Einer eher gemässigten Zentrale unter Führung von Unabhängigen Sozialdemokraten in Hagen stand ein von der KPD dominierter Zentralrat in Essen gegenüber; in Duisburg errangen Anarchisten die Macht; an vielen Orten herrschte ein Willkürregiment. In Verhandlungen mit Vertretern der preussischen und Reichsregierung willigten die betroffenen Städte, Gewerkschaften und politischen Strömungen bis hin zu kommunistischen Delegierten am 24. März in ein Abkommen ein, das den Forderungen der Linken weitgehend entgegenkam. Voraussetzung war die Ablieferung der Waffen und die Beendigung des Streiks. Die Radikalen im Essener Zentralrat wollten indes weiterverhandeln. Die Reichsregierung lehnte jedoch weitere Verhandlungen ab und stellte ein Ultimatum, nach dem bis zum 30. März alle Waffen abgegeben werden müssten. Der regionale Militärbefehlshaber verkürzte eigenmächtig das Ultimatum auf den 29. März, was praktisch nicht zu erfüllen war. Daraufhin rief der Essener Zentralrat erneut zu einem Generalstreik auf, dem zunächst über 300'000 Arbeiterinnen und Arbeiter, d.h. drei Viertel aller Belegschaften im Ruhrgebiet, Folge leisteten, doch sank die Zahl der Streikenden danach rapide. Die Reichsregierung befahl am 2. April den Einsatz von Reichswehrtruppen und Freikorps, was bedeutete, dass Soldaten, die wenige Tage zuvor noch gegen die Regierung geputscht hatten und nur durch den Generalstreik entmachtet worden waren, nun gegen streikende Arbeiterinnen und Arbeiter eingesetzt wurden. «Pardon gibt es überhaupt nicht», schrieb ein Angehöriger der Brigade Epp in einem Brief über die Kämpfe. «Selbst die Verwundeten erschossen wir noch. Die Begeisterung ist grossartig, fast unglaublich.» Als sich die Rote Ruhrarmee am 5. April auflöste, waren auf Seiten der Aufständischen mehr als tausend Tote zu beklagen. Der Staat hatte gesiegt – mit einem hohen Preis.¹⁴⁰

Bei den Reichstagswahlen am 6. Juni 1920 verlor die «Weimarer Koalition» aus SPD, DDP und Zentrum ihre bisherige Mehrheit und gewann sie nie wieder zurück. Der Stimmenanteil der Sozialdemokraten sank dramatisch von 37,9 auf 21,7 Prozent, die DDP halbierte sich von 18,6 auf 8,4 Prozent, während das katholische Zentrum weitgehend stabil blieb. Dagegen stiegen die Stimmen der US-

PD von 7,6 auf 18,8 Prozent; die KPD, die erstmals kandidierte, errang 1,7 Prozent. Auf der Rechten konnte die rechtsliberale Deutsche Volkspartei unter Gustav Stresemann ihren Stimmenanteil auf 13,9 Prozent steigern und die Deutschnationale Volkspartei verbesserte sich von 10,3 auf 14,4 Prozent. Die politische Polarisierung der deutschen Gesellschaft nach der Revolution hatte ihren sichtbaren Ausdruck gefunden.

In Bayern führte der rechtsradikale Putsch, dem sich hier der regionale Kommandeur der Reichswehr General von Möhl, der Leiter der bayerischen Einwohnerwehren Escherich und der Münchner Polizeipräsident Pöhner angeschlossen hatte, zum Rücktritt der Regierung unter dem Sozialdemokraten Hoffmann. Am 16. März 1920 wählte der Landtag den rechtskonservativen, antisemitischen oberbayerischen Regierungspräsidenten Gustav Ritter von Kahr zum neuen Ministerpräsidenten, der in seiner Regierungserklärung davon sprach, dass man in Bayern «die Zelle erblickt, von der aus die Ruhe und Ordnung ihren Weg sich bahnen» werde. – Bayern, ein Jahr zuvor noch imaginiertes Teil der Weltrevolution, wurde nun die rechte «Ordnungszelle» des Deutschen Reiches.¹⁴¹



Eine Rentnerin protestiert gegen die Geldentwertung, Berlin 1923.

3.

1923 – Ausnahmezustand und Volksgemeinschaft

«Das ist ein trauriger Jahresanfang. Gerade vor unserem Haus stehen eine Menge Kanonen und ein endloser Zug von Reitern. Die Franzosen halten Einzug in unsere Stadt. Kein Mensch ist auf der Strasse, und wir haben alle Rolladen als Zeichen des Protestes heruntergelassen.»¹ So hielt die Essener Kaufmannsgattin Elisabeth Böhmer den Jahresbeginn 1923 in ihren Aufzeichnungen fest.

Am Morgen des 11. Januar 1923 begann der Einmarsch französischer Truppen in das Ruhrgebiet. Am späten Vormittag rückten die ersten Soldaten in Essen ein und zogen auf dem Marktplatz vor dem Rathaus auf. Der kommandierende General Guillaume schickte seinen Adjutanten mit der Aufforderung ins Rathaus, der Oberbürgermeister möge ihn am Haupteingang, also protokollarisch wie einen Gast, empfangen. Die Antwort von Luthers Stellvertreter wurde legendär: Der Oberbürgermeister pflege dienstliche Besuche nicht am Eingang, sondern in seinem Dienstzimmer zu empfangen.² Der französische General liess sich auf das protokollarische Spiel ein und erklärte dem Essener Stadtrepräsentanten, dass die Truppen nur zum Schutz einer «Ingenieursmission» einmarschiert seien; alle staatlichen Institutionen und Unternehmen sollte wie gewohnt arbeiten, allerdings dürfe die Essener Polizei nur mit Zustimmung des französischen Militärs tätig sein. Luther erhob schärfsten Protest gegen die Anwesenheit fremder Truppen auf Essener Gebiet, aber Guillaume beschied den Oberbürgermeister, dass er nicht gekommen sei, um Einsprüche entgegenzunehmen. Solange die Stadt in Übereinstimmung mit dem französischen Militär handele, werde alles gutgehen, sonst würden die Dinge eine schlimme Wendung nehmen. Dann verliess er den Raum; das Gespräch hatte nur wenige Minuten gedauert und wurde, so hob Luther im Rückblick hervor, im Stehen geführt.³

Der Einmarsch französischer und belgischer Truppen in das Ruhrgebiet bildete eine Zäsur in vielerlei Hinsicht. Mit ihm demonstrierte Frankreich, dass es notfalls auch militärische Gewalt einsetzen würde, um den Forderungen aus dem Versailler Vertrag Geltung zu verschaffen – und scheiterte letztlich damit, denn die Besatzungskosten standen in keinem Verhältnis zu den erzwungenen Lieferungen an Kohle und Stahl. Danach gab es nur noch den Weg der Verhandlungen um die Modalitäten der Reparationszahlungen. Aber auch die deutsche Seite erhob sich mit der Ausrufung eines passiven Widerstandes massiv. Sie garantierte Lohnfortzahlungen, vergab Kredite an Unternehmen und trieb damit die Inflation in so schwindelerregende Höhen, dass der wirtschaftliche Zusammenbruch nur durch eine Währungsreform vermieden werden konnte. Für Millionen Sparer kam indes die Währungsreform zu spät; ihr Vermögen hatte die Hyperinflation zunichtegemacht. Die sozialen Verwerfungen des Jahres 1923 können nicht unterschätzt werden.

Politisch bedeuteten der passive Widerstand im Ruhrgebiet und seine Unterstützung durch die übrigen deutschen Länder eine Verstärkung der nationalistischen Welle, die schon durch den Versailler Vertrag entfacht worden war. Die völkische Rechte fühlte sich dadurch erneut ermutigt, den Staatsstreich zu planen, der im November von München seinen Ausgang nehmen sollte. Die kommunistische Linke wiederum schätzte die soziale Verelendung durch die Inflation als so radikalierend ein, dass sie ihrerseits glaubte, mit einem Aufstand im Oktober doch noch ihre Revolution in Deutschland auslösen zu können. Beide scheiterten, und in den nachfolgenden Jahren schien auch die wirtschaftliche Entwicklung wieder zu gesunden. Aber das Krisenjahr 1923 verblasste in der Erinnerung nicht. Die Angst vor wirtschaftlicher Not und die Erfahrung, dass die bürgerliche Gesellschaft und der demokratische Staat in existentiellen Krisen keinen Schutz boten, wirkten nach und erlebten später in der Weltwirtschaftskrise erneut Auftrieb. Diese Krisenerfahrungen stehen im Mittelpunkt dieses Jahres.

Reparationsverhandlungen

Der französische Einmarsch ins Ruhrgebiet kam nicht unerwartet. In den interalliierten Friedensverhandlungen nach dem Weltkrieg hatten die Forderungen Frankreichs, dessen nördliche Regionen durch den verheerenden Stellungskrieg verwüstet worden waren, nach umfassenden Reparationszahlungen und nach

schützenden Sicherheitsgarantien vor einem erneuten möglichen Angriff Deutschlands einen hohen Stellenwert besessen. Neben der Begrenzung des Heeres auf 100'000 Mann und dem Verbot einer allgemeinen Wehrpflicht wurde am rechten Rheinufer eine 50 Kilometer breite entmilitarisierte Zone geschaffen; das linke Rheinufer war bereits 1919 von alliierten Truppen besetzt worden und sollte in drei Etappen erst nach fünf, zehn, fünfzehn Jahren wieder geräumt werden. Darüber hinaus spielte die französische Regierung immer wieder mit dem Gedanken, die Einheit des Deutschen Reiches aufzulösen und die Rheinlande als autonomes Gebiet, womöglich sogar als unabhängigen Staat von Deutschland abzutrennen.⁴

Die Festlegung der Reparationszahlungen durch die Alliierten war Ergebnis schwieriger Verhandlungen, mussten doch die jeweiligen Regierungen auch Rücksicht auf die öffentliche Meinung in ihren Ländern nehmen, die eine harte Sühne für den Kriegstreiber Deutschland forderte. Insbesondere Frankreich hatte sich im Laufe des Krieges bei den USA hoch verschulden müssen und war ohne deutsche Reparationszahlungen kaum in der Lage, diese Schulden wieder abzutragen. Hohe Belastungen konnten von Deutschland wiederum nur erbracht werden, wenn die Wirtschaft florierte. Daher hätte einerseits eine zu starke alliierte Knebelungspolitik den wirtschaftlichen Zusammenbruch Deutschlands und erneute revolutionäre Unruhen zur Folge haben können. Andererseits waren die Alliierten misstrauisch, ob sich Deutschland den finanziellen Verpflichtungen, nicht zuletzt begünstigt durch die hohe Inflation, entziehen würde. Schon im März 1921 wirkte ein deutscher Vorschlag, die Reparationszahlungen deutlich zu senken, wie eine Provokation und führte zur alliierten Besetzung von Düsseldorf, Duisburg und Ruhrort und der Herauslösung des gesamten Rheinlandes aus dem deutschen Zollgebiet. Mit dem «Londoner Ultimatum» vom 5. Mai 1921 bestanden die Alliierten auf den festgelegten Zahlungen und drohten mit der Besetzung des Ruhrgebiets. Die Reichsregierung unter dem Zentrumspolitiker Fehrenbach trat demonstrativ zurück, doch blieb dem Reichstag nichts anderes übrig als zuzustimmen. Im August überwies die neue Regierung unter Reichskanzler Joseph Wirth die erste Milliarde Goldmark. Aber als während der Konferenz in Genua im April 1922, auf der über den wirtschaftlichen Wiederaufbau in Europa verhandelt werden sollte, Deutschland in Rapallo einen Separatvertrag mit dem bolschewistischen Russland abschloss, ohne die Westmächte vorher zu informieren, waren alle Befürchtungen vor einem wieder erstarkenden Deutschland erneut geweckt.⁵

Als die deutsche Regierung unter dem Zentrumspolitiker Wirth 1922 erklärte, sie sei nicht in der Lage, die Reparationsschuld in diesem und den kommenden zwei Jahren zu begleichen, und um Stundung der Zahlungen bat, wurde die Forderung vor allem auf französischer Seite nach Realleistungen, insbesondere von Kohle, Stahl und Holz, also den Ressourcen des Ruhrgebiets, lauter. Während Grossbritannien geneigt war, Deutschland einen Zahlungsaufschub zu gewähren, wies die französische Regierung im November 1922 das deutsche Ansinnen scharf zurück und beschloss, das Ruhrgebiet zu besetzen, notfalls auch ohne britisches Einverständnis. Nachdem die alliierte Reparationskommission im Dezember 1922 und Anfang Januar 1923 schuldhaftige Versäumnisse Deutschlands festgestellt hatte, war klar, dass die Besetzung des Ruhrgebiets bevorstand.⁶

Protest

Bereits am Abend des 9. Januar reagierte das Rheinisch-Westfälische Kohlesyndikat auf die Zuspitzung der Lage: Auf einer ausserordentlichen Generalversammlung im Hotel Kaiserhof in Essen fassten die Mitglieder den Beschluss, den Sitz der Gesellschaft sofort nach Hamburg zu verlegen und die Zechen zu ermächtigen, ihre vorhandenen Bestände rasch zu verkaufen. Noch in der Nacht wurden das gesamte Syndikat ausgeräumt und die Unterlagen samt Personal mit einem Sonderzug und mit Lastkraftwagen nach Hamburg geschafft. Als die Franzosen zwei Tage später das Kohlesyndikat übernehmen wollten, fanden sie nur leere Räume vor.⁷

In seinem Aufruf an die Bevölkerung des Ruhrgebiets vom 11. Januar versicherte der französische kommandierende General Dégoutté, dass die Absichten Frankreichs friedlich seien und das alltägliche Leben keiner Störung oder Veränderung ausgesetzt sein sollten. Man hoffe auf die Vernunft und den guten Willen zur Zusammenarbeit. Aber Dégoutté drohte zugleich: «Sollten jedoch die Tätigkeit der Beamten der Mission und die Unterbringung der sie begleitenden Truppen irgendwie gehindert oder gefährdet werden, oder sollten die örtlichen Behörden, sei es durch die Tat oder passiven Widerstand, das materielle und wirtschaftliche Leben des Gebietes stören, so würden sofort alle nötigen Zwangsmassnahmen und Sanktionen ergriffen werden.»⁸

Die deutsche Reichsregierung unter Wirths Nachfolger Wilhelm Cuno, vordem

Generaldirektor der Hamburg-Amerika-Linie, protestierte scharf gegen den französischen Einmarsch. In einem gemeinsamen Aufruf des Reichspräsidenten Ebert und der Reichsregierung hiess es empört: «Ein neuer Gewaltstreich ist auf Deutschland herniedergegangen. Mit wohlberechneter Wucht trifft der Schlag der französischen Faust den ungeschützten Lebenspunkt der deutschen Wirtschaft, längst vorhergesehen und doch unerwartet.»⁹ Die Bevölkerung wurde aufgerufen, «eiserne Selbstbeherrschung» zu halten, denn jede unüberlegte Tat würde dem Gegner in die Hände arbeiten, und am kommenden Sonntag überall in Deutschland Kundgebungen gegen den Einmarsch zu veranstalten. Zugleich wies der Reichskommissar für die Kohlenverteilung alle Zechen des Ruhrgebiets an, keine Kohle mehr an Frankreich und Belgien zu liefern.¹⁰

Auf der Sitzung des Reichstages am 13. Januar kritisierten die bürgerlichen Parteien in einer gemeinsamen Erklärung den Einmarsch als «Vergewaltigung des deutschen Volkes, deutschen Bodens und deutscher Wirtschaft» und forderten nun das Zusammenstehen in der Not mit dem «stolzen Gefühl, Deutscher zu sein und seinem Volkstum die Treue zu halten».¹¹ Auch die Sozialdemokraten protestierten gegen die «Gewaltpolitik des französischen Imperialismus», mahnten aber zugleich Schritte für eine Verständigung an.¹² Paul Fröhlich kennzeichnete im Namen der kommunistischen Fraktion die Militäraktion als Versuch, «den grossen wirtschaftlichen Trust Lothringen-Rheinland-Westfalen unter dem Kommando der französischen Bourgeoisie» zustande zu bringen, gegen den sich das deutsche wie das französische Proletariat erheben müsse.¹³ Mit grosser Mehrheit nahm der Reichstag eine vom Zentrum eingebrachte Protestresolution an.

Die Hamburgerin Luise Solnitz, die diesen Namen allerdings erst nach ihrer Heirat 1925 trug, machte aus ihren aufgewühlten Emotionen keinen Hehl: «[...] wäre unsere Sprache noch 1'000x so reich an Worten des Abscheus, der Entrüstung und des Nichtverstehenkönnens, sie würde nicht hinreichen», schrieb sie am 12. Januar in ihr Tagebuch. «Das einzige, was wenigstens nahezu in Worte zu setzen vermag, was wir an Hass empfinden, ist vielleicht Kleists ‚Schlagt sie tot! – Das Weltgericht fragt nach euren Gründen nicht.‘ » Stets hatte sie Frankreich misstraut und in ihm mehr einen Feind als einen Nachbarn gesehen: «Würde – könnte! – wieder zu den Waffen gerufen werden, ich glaube, nicht ein einziger altgedienter Soldat bliebe zu Hause. Und die Franzosen fürchten uns ja noch in ihrer Feigheit, – uns!»¹⁴

Besatzungsalltag

So stürmisch es sich von aussen protestieren liess, so unsicher und unberechenbar war die Situation vor Ort. Der Zeitungsherausgeber Dr. Theodor Reismann-Grone in Essen, Mitbegründer des radikalnationalistischen und antisemitischen Alldeutschen Verbandes und ein früher Anhänger Adolf Hitlers, erhob sich verächtlich über seine Landsleute: «Das Publikum benimmt sich elend: Tausende rotten sich am Bahnhof zusammen und starren die Fremden an, als wenn ein Zirkus käme. Die Deutschen sind wie neugierige Affen.»¹⁵ Doch war die Bereitschaft, sich gegen die französische Besatzung zu wehren und sich dem Aufruf der Reichsregierung zum passiven Widerstand anzuschliessen, zunächst durchaus gross. Am 22. Januar gaben etliche Bürgermeister, leitende Regierungsbeamte, darunter der Oberpräsident der Rheinprovinz Fuchs, Richter und Staatsanwälte die Erklärung ab, dass sie keine Weisungen der französischen und belgischen Besatzungsmacht ausführen würden, sondern allein der deutschen Regierung verpflichtet seien.¹⁶ Die Franzosen und Belgier reagierten daraufhin mit Verhaftungen und massiven Ausweisungen von Beamten aus dem Besatzungsgebiet.

Wie in anderen Orten wurden auch in Essen deutsche Schutzpolizisten verhaftet, weil sie Offiziere der Besatzungstruppen nicht gegrüsst hatten, und zu Gefängnisstrafen und hohen Geldbussen verurteilt. Bürgermeister Schaefer, der dem französischen General so selbstbewusst geantwortet hatte, kam Mitte Februar ebenso in Haft wie der Direktor des Elektrizitätswerkes und der kaufmännische Leiter der Zeche Zollverein. Schaefer wurde am 16. Februar von einem Militärgericht zu zwei Jahren Gefängnis und fünf Millionen Goldmark Strafe verurteilt, weil er die Lieferung von 72 geforderten Automobilen an die Besatzungsmacht sowie Kohlelieferungen verweigert habe. Ende Februar hielt der Essener Oberbürgermeister fest, dass auch der Präsident der Eisenbahndirektion Essen mit neun Beamten, der Oberpostdirektor mit acht Mitarbeitern, der Polizeipräsident und weitere Beamte aus der Polizei, der Stadtverwaltung, aus Zoll- und Finanzamt festgenommen und nahezu sämtlich aus dem Besatzungsgebiet ausgewiesen worden waren. Nach einer Schiesserei zwischen französischen Soldaten und deutschen Polizisten löste der französische Kommandant die Schutzpolizei in Essen auf und befahl die Abgabe der Waffen. Weil das Postpersonal sich wei-

gerte, Telefonverbindungen herzustellen, legte die Besatzungsmacht den gesamten Telegraf- und Telefonverkehr in Essen für mehrere Wochen still.¹⁷

Der Essener Einzelhandelsverband hatte Anfang Februar beschlossen, dass die Geschäfte der Stadt keine Waren an Franzosen verkaufen sollten, was die Kaufleute im Alltag in arge Bedrängnis brachte, wie Otto Flothmann, Inhaber einer Papierwarenhandlung, berichtete. Zunächst verhielten sich die Franzosen höflich und kooperativ: «Wenn französische Soldaten in unser Geschäft kommen, wird ihnen gesagt, dass wir an sie nichts verkaufen können. In einem Fall ging darauf der Soldat hinter die Theke, öffnete den Schrank und legte seinen Kameraden Briefkassetten vor. Da wir ihnen den Preis für die ausgesuchte Kassette nicht nennen wollten, suchte er die Preisliste, die am selben Schrank befestigt war. Die Franzosen legten den darauf vermerkten Betrag auf die Theke und nahmen die Ware unverpackt.» Mitte März wurde die Situation angesichts der anhaltenden Weigerung, Franzosen Waren zu verkaufen, bedrohlicher: «Um Franzosen nicht ins Geschäft zu bekommen, halten wir die Tür verschlossen und öffnen nur, wenn deutsche Kundschaft eintreten wollte. Wir hatten mehrfach Ruhe behalten. Heute Abend versuchten 3 Soldaten den Eintritt, fanden verschlossen, versuchten es an der Privattüre ohne Erfolg und belagerten uns dann eine ½ Stunde. Wir hatten im Geschäft alle Lampen gelöscht. Erst nach deren Weggang konnte die anwesende Kundschaft das Lokal verlassen.» Am nächsten Tag kamen die drei Soldaten mit Verstärkung wieder, alle bewaffnet mit aufgefanztem Bajonett, und schlugen so heftig mit den Gewehrkolben gegen Tür und Schaufensterscheiben, dass die Angestellte öffnete. Einer der Franzosen sprach deutsch: «Wo ist der Inhaber? Verreist. Wo ist sein Vertreter? Der ist ebenfalls nicht hier. Warum haben Sie die Türe für uns verschlossen, warum wollen Sie uns nichts verkaufen?» Dieses Mal zwangen die französischen Soldaten die Angestellte, ihnen Schreibpapier und Postkarten zu verkaufen – ein Vorfall, der Aufsehen erregte und über den die *Essener Allgemeine Zeitung* berichtete. Als französische Soldaten am darauffolgenden Tag das Inhaberehepaar verhaften wollten, flüchteten diese über das Dach.¹⁸

Als französische Offiziere im Essener Restaurant «Handelshof» nicht bedient wurden, räumten Besatzungssoldaten das gesamte Lokal sowie den Platz zwischen «Handelshof» und Hauptbahnhof. Offiziere schlugen mit ihren Reitpeitschen, die zu ihrer Uniform gehörten, auf Passanten ein; vor dem Restaurant wur-

de sogar ein Maschinengewehr als Drohgebärde aufgebaut. Ebensolches Aufsehen erlangte ein Vorfall von zwei belgischen Soldaten, die sich weigerten, in der Strassenbahn einen Fahrschein zu kaufen. Als der deutsche Schaffner hartnäckig blieb und die beiden aufforderte, die Tram zu verlassen, zogen die Soldaten ihre Pistolen und schossen, wobei ein Fahrgast, der Schuhmachermeister Stockhorst, getötet und der Wagenführer verletzt wurde.¹⁹

Nationale Emotionen

Von grösster Dringlichkeit – darin lag ja der Zweck der Besetzung – war für die Franzosen der Abtransport von Kohle, die von der lothringischen Stahlindustrie benötigt wurde. Die Kontinuität der Arbeit in den Bergwerken war daher oberstes Gebot. Schon am 13. Januar traf sich die Interalliierte Kontrollkommission mit Vertretern der Bergarbeiterverbände im Essener Hotel «Kaiserhof», um der Erwartung Ausdruck zu geben, dass die Bergarbeiter weiterhin ruhig ihrer Arbeit nachgingen. Stattdessen erwiderten die Gewerkschaftsvertreter, dass die französische Reparationspolitik die Hauptschuld an der katastrophalen Lage der Ruhrarbeiterschaft trage und sie allenfalls bereit wären, Kohle unter Aufsicht des Internationalen Bergarbeiterverbandes zu liefern, worauf sich allerdings die Franzosen nicht einlassen mochten. Auch die Eisenbahner lehnten eine Kooperation mit den Besatzungsmächten ab.²⁰

Andererseits wollte sich die Arbeiterschaft keineswegs von den Unternehmern vereinnahmen lassen. Bereits am 9. Januar hatte eine Funktionärskonferenz der Freien Gewerkschaften Rheinland-Westfalens für den Fall einer Besetzung einen halbstündigen Streik am 15. Januar als Protestaktion vereinbart. Zwei Tage später verurteilten der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund, der Allgemeine Freie Angestelltenbund und der Allgemeine Deutsche Beamtenbund die Besetzung als «Ausdruck schlimmster imperialistischer Gewaltpolitik» und riefen «die Arbeiter, Angestellten und Beamten auf, alles Trennende in ihren Reihen zurückzustellen und den ihnen aufgezwungenen Kampf gegen den unersättlichen und kriegerischen Imperialismus geschlossen zu führen». Zwar mochten die Gewerkschaftsführungen in Absprache mit Cuno und Ebert nicht zu einem Streik aufrufen, aber der Schlussappell an die internationale Solidarität zeigte, dass man auf

der Linken auf solidarische Protestaktionen seitens der französischen und belgischen Arbeiterschaft hoffte.²¹

Die Haltung der Ruhrindustriellen war zu Beginn widersprüchlich. Während Hugo Stinnes für eine harte Linie gegenüber den Besatzungsmächten eintrat, waren Thyssen und Krupp bereit, gegen sofortige Bezahlung Kohle zu liefern, und entsprachen damit dem französischen Kalkül, dass die deutschen Unternehmer nach ökonomischen Gesichtspunkten handeln würden. Aber die Reichsregierung bestand auf ihrer Verweigerungshaltung, und die Zechenbesitzer teilten am 15. Januar der französischen Besatzungsmacht mit, dass sie aufgrund der Berliner Weisung die Kohlen- und Kokslieferungen nicht wiederaufnehmen würden.²² Damit waren auf französisch-belgischer Seite die Versuche gescheitert, zu einer Kooperation mit den Unternehmern und Gewerkschaften zu kommen. Die Besatzungsmächte reagierten mit Verhaftungen, woraufhin die ersten Proteststreiks ausbrachen. Am 20. Januar wurden Fritz Thyssen und eine Reihe seiner leitenden Angestellten festgenommen und nach Mainz geschafft, um ihnen dort den Prozess zu machen. Wieder kam es zu Protestaktionen der Belegschaft, die nun, ganz anders als es die KPD forderte, für die Unternehmer kämpfte. Der Thyssen-Betriebsrat forderte von den französischen Behörden die Freilassung des «Volksgenossen Thyssen».²³

Zwar wurden Thyssen und seine Mitangeklagten bloss zu Geldstrafen verurteilt und rasch wieder freigelassen, doch waren mittlerweile die Wellen hochgeschlagen. Noch während der Verhandlung war es in Mainz zu einer Demonstration gekommen, an der rund 20'000 Menschen teilnahmen. Die Rückfahrt der freigelassenen Industriellen von Mainz über Düsseldorf nach Essen geriet zu einem Triumphzug. An den Bahnhöfen versammelten sich tausende Menschen, um die Freigelassenen zu feiern. Dabei waren nationalistische Töne und «Trutzlieder gegen den Erbfeind» (Paul Wentzcke) keine Seltenheit. Den Abschluss bildete der Empfang der Industriellen in Essen, wo Zehntausende die Strassen säumten. General Dégoutté telegrafierte an seinen Ministerpräsidenten, dass sich die Situation durch die heftige Reaktion der Arbeiterschaft völlig verändert habe und er dringend weitere Truppen und französisches Eisenbahnpersonal benötige. Am 29. Januar verhängte die Besatzungsmacht den verschärften Belagerungszustand.²⁴ Der britische Botschafter berichtete am 21. Januar nach London: «Die Franzosen haben durch die Ruhrbesetzung und die Verhaftung der Grubenbesitzer mehr für den Zusammenschluss aller Parteien und Klassen in Deutschland

getan, als es sich durch andere Mittel hätte bewerkstelligen lassen. Die Grubenbesitzer und Betriebsleiter verdienen wohl kaum den Ruhm der nationalen Helden, den ihnen ihre Verhaftung einbrachte, da die von ihnen verfolgte Politik zweifellos eigennützig und wahrscheinlich auch kurzfristig war. [...] Im Augenblick ist jeder Klassenhass der Arbeitnehmer gegen die Arbeitgeber durch die patriotische Welle hinweggeschwemmt worden. Das ganze Land scheint zu einer Einheit verschmolzen.»²⁵

Gegen diese Welle hatten die Kommunisten einen schweren Stand. Wenige Tage vor der Ruhrbesetzung hatten Delegationen der Kommunistischen Parteien aus Frankreich, Belgien, Grossbritannien, Deutschland, den Niederlanden und der Tschechoslowakei die Arbeiter Europas noch zur gemeinsamen Abwehr eines Ruhreinmarsches aufgerufen. Aber als die Besetzung erfolgte, erwiesen sich wie bei den Gewerkschaften die nationalen Rücksichtnahmen als stärker. Ein internationaler Proteststreik kam nicht zustande. In Frankreich, so schrieb der französische Instrukteur der Kommunistischen Internationale Jules Humbert-Droz aus Paris nach Moskau, interessierten sich die Arbeiter nur wenig für die Ruhrbesetzung. Auch der Versuch einer proletarischen Mobilisierung an der Ruhr stiess auf wenig Gegenliebe. Im April bilanzierte der damalige Vorsitzende der KPD, Heinrich Brandler, in der Berliner Parteizentrale: «Wir haben uns geirrt und einen schweren Fehler gemacht. Die rasche Zuspitzung der sozialen Gegensätze im Ruhrgebiet ist nicht eingetreten. Zum ersten Mal bewilligte der Unternehmer dem Ruhrproletarier eine 100-prozentige Lohnerhöhung und erklärte ihm gleichzeitig, geh in den Betrieb, aber mach Dir die Hände nicht schmutzig.»²⁶

In der Tat hatte der passive Widerstand zunächst bewirkt, dass die Belegschaften in den Zechen, Kokereien und der Schwerindustrie mit Aufräumungsarbeiten beschäftigt wurden und dennoch weiter ihren Lohn erhielten, für dessen Auszahlung die Reichsregierung Kredite von mehr als 1'000 Milliarden Mark bis zum Juli gewährte. Die Geldentwertung trieb dadurch im Reich auf schwindelerregende Höhen, wohingegen im Ruhrgebiet sich die Reichsbank in den ersten Monaten der Besetzung noch mit Marktstützungskäufen um Währungsstabilität bemühte.²⁷

Völkische Politik von links

Immer wieder gab es Zusammenstösse mit den Besatzungssoldaten. Als am 10. März im Gelsenkirchener Stadtteil Buer zwei französische Soldaten auf offener Strasse erschossen wurden, stand für die Besatzungsmacht ausser Frage, dass Deutsche für die Tat verantwortlich gewesen seien, obwohl die Täter nicht ermittelt werden konnten. In der Empörung erfolgten gewaltsame Übergriffe gegen die deutschen Bewohner der Stadt mit mehreren Toten und zahlreichen Verletzten.²⁸ Keine zwei Wochen später, am Karsamstag, 31. März, drangen zwei französische Militärkommandos in die Wagenhalle des Krupp-Konzerns in Essen ein, um Fahrzeuge zu beschlagnahmen.²⁹ Zwei Betriebsräte eilten sofort herbei, aber der französische Offizier beharrte darauf, so lange in der Halle zu bleiben, bis eine französische Kommission die Wagen ausgewählt habe. Die Kommission blieb allerdings aus, stattdessen erklangen die Werks sirenen, damit die Belegschaft die Arbeit niederlege und protestiere. Eine grosse Menschenmenge aus Arbeitern, Demonstranten und Neugierigen versammelte sich vor der Halle. Die Situation eskalierte, weil sich die Soldaten weigerten, die Halle zu verlassen und die Menge immer näher rückte. Schliesslich fühlte sich der französische Trupp so bedroht, dass der Offizier den Ausfall befahl: Die Soldaten traten aus der Halle und schossen in die unbewaffnete Menge. Dreizehn Tote und 39 Verletzte waren die Opfer.

Die Empörung war gross über das «entsetzliche Blutbad» (Reichkanzler Cuno), das der «französische Militarismus unter friedlichen wehrlosen Arbeitern angerichtet hat» (Reichspräsident Ebert), «die barbarische Erschiessung unserer Arbeitsbrüder» (die Essener sozialdemokratische *Arbeiter-Zeitung*). Doch statt die Umstände aufzuklären, verhafteten die Franzosen am Ostersonntag alle Mitglieder des Kruppschen Direktoriums, denen die Verantwortung für die Eskalation zugeschoben wurde. Die Beerdigung der Opfer am 10. April geriet zu einer grossen antifranzösischen Manifestation unter starker Beteiligung der Kommunisten, die ihre Mitglieder dazu aufriefen, beim Begräbniszug mitzulaufen. Die vielen roten Fahnen fielen auch dem Korrespondenten des *Manchester Guardian* auf, der am 11. April über das Ereignis berichtete.³⁰

Die nationalistische Welle liess die KPD ihren Kurs wechseln. Am 26. Februar bereits hiess die Überschrift auf der Titelseite der *Roten Fahne*: «Der internatio-

nale Schacher um die Kolonie Deutschland», und im Mai: «Nieder mit der nationalen Regierung der nationalen Schmach und des Volksverrats». Heinrich Brandler forderte, die Partei solle versuchen, die «ehrlich national empfindenden Elemente» aus dem nationalistischen Lager herauszulösen.³¹ Das Todesurteil eines französischen Militärgerichts gegen den jungen nationalsozialistischen Freikorpskämpfer Albert Leo Schlageter, der an der Ermordung angeblicher französischer Spitzel sowie an der Sprengung von Eisenbahngleisen beteiligt und trotz internationaler Proteste am 26. Mai hingerichtet worden war, bot einen willkommenen Anlass, den nationalistisch anbietenden Kurs zu verstärken. Karl Radek, Deutschlandbeauftragter der Kommunistischen Internationalen, hielt im Juni in Moskau eine Rede, die wenige Tage später in der *Roten Fahne* veröffentlicht wurde und in der er ein Bündnis mit der Rechten forderte. «Wenn die Kreise der deutschen Faschisten, die ehrlich dem deutschen Volke dienen wollen, den Sinn des Geschicks Schlageters nicht verstehen werden, so ist Schlageter umsonst gefallen, und dann sollen sie auf sein Denkmal schreiben: der Wanderer ins Nichts.» Dagegen stehe die Frage: «Gegen wen wollen die Deutsch-Völkischen kämpfen: gegen das Entente-Kapital oder das russische Volk? Mit wem wollen sie sich verbinden? Mit den russischen Arbeitern und Bauern zur gemeinsamen Abschüttelung des Joches des Ententekapitals oder mit dem Ententekapital zur Versklavung des deutschen und russischen Volkes?»³²

Dass dieser nationalistische Schwenk durchaus auch von antisemitischen Tönen begleitet war, belegt die Rede von Ruth Fischer, Mitglied der Parteizentrale, auf einer Veranstaltung der KPD in Berlin am 25. Juli 1923 zum Thema «Wofür starb Schlageter?», zu der ausdrücklich auch die völkische Rechte eingeladen worden war. «Wer gegen das Judenkapital aufruft», so Ruth Fischer, «ist schon Klassenkämpfer, auch wenn er es noch nicht weiss. Sie sind gegen das Judenkapital und wollen die Börsenjobber niederkämpfen. Recht so. Tretet die Judenkapitalisten nieder, hängt sie an die Laterne, zertrampelt sie.»³³ Auch für rassistische Äusserungen war sich die *Rote Fahne* in dieser Zeit nicht zu schade, indem sie den Niedergang der Kultur beklagte: «Kultur – das höchste Gut, wie hoch steht sie in Deutschland in Blüte! Auf allen Gassen hörst Du Niggertänze, dafür können die wissenschaftlichen Laboratorien nicht arbeiten; für die ist kein Geld da.»³⁴ Zwar hielt die völkisch-nationalistische Taktik der KPD nur kurz an; im September war es mit dem Schlageter-Kurs schon wieder vorbei, weil nun die

Verhältnisse in Mitteldeutschland die Hoffnung auf eine sozialistische Oktoberrevolution in Deutschland nährten. Aber die Annäherung der KPD an die völkische Rechte zeigt, wie stark damals der nationalistische Diskurs war, dass selbst die Kommunisten, die sonst auf ihre internationalistische Ausrichtung stolz waren, glaubten, auf ihn einschwenken zu müssen.³⁵

Posthum wurde Schlageter berühmter, als er es zu Lebzeiten je war. Die Reichsregierung hatte bei der französischen Besatzungsmacht erwirkt, dass sein Leichnam in seine Geburtsstadt Schönau im Schwarzwald überführt werden konnte. Der Transport geriet zu einer nationalistischen Demonstration. An den Bahnhöfen gab es Kundgebungen; in Freiburg wurden an der Universität die Lehrveranstaltungen abgesagt und Professoren wie Studenten zogen zum Bahnhof, um am Wagen mit der Leiche Schlageters Kränze abzulegen. Zehn Jahre später rühmte Martin Heidegger als Rektor der Freiburger Universität Schlageter als «jungen deutschen Helden», der «Härte des Willens» und «Klarheit des Herzens» bewiesen habe. In Düsseldorf wurde ein Schlageter-Denkmal errichtet, bei dessen Einweihung im Mai 1931 unter den 50'000 Teilnehmerinnen und Teilnehmern auch der ehemalige Reichskanzler Cuno war. Der DVP-Politiker Karl Jarres, von 1914 bis 1933 Duisburger Oberbürgermeister und bürgerlicher Kandidat bei den Reichspräsidentenwahlen 1925, hielt die «Weiherede». In etlichen Büchern wurde Schlageter als helles Vorbild für die deutsche Jugend dargestellt. Selbstredend bemächtigten sich vor allem die Nationalsozialisten des Kults. Der 26. Mai wurde zum «Schlageter-Gedenktag» erhoben; SA-Formationen nannten sich nach ihm; der NS-Dichter Hanns Johst schrieb ein Schauspiel über Schlageter als «ersten Soldaten des Dritten Reiches», das 1933 in über tausend deutschen Städten aufgeführt wurde.³⁶

Rassismus und Misogynie

Die völkische Rechte fand im Widerstand gegen die Besatzung ein breites Betätigungsfeld. Neben antifranzösischen und antisemitischen Ausfällen beherrschte die rassistische Agitation gegen die farbigen Kolonialsoldaten, die in der französischen Besatzungsarmee dienten, ihre Politik. Die Deutschnationale Volkspartei entrüstete sich bereits im April 1920 in einer Anfrage an die Reichsregierung: «Unsere Jugend in Pfalz und Rheinland wird geschändet, unser Volk verseucht, die Würde des Deutschen und der weissen Rasse zertreten.» Die Abgeordneten

aller Parteien in der Nationalversammlung, bis auf die USPD, sprachen in einer gemeinsamen Resolution von der «unauslöschlichen Schmach», welche die Stationierung farbiger Soldaten in Deutschland bedeute, und davon, dass «diese Wilden eine schauerliche Gefahr» für deutsche Frauen und Kinder darstellten.³⁷ Auch Luise Solmitz stimmte schon 1920 in diesen Chor ein: «Wenn man von den Zuständen liest, möchte man Handgranaten zwischen die schwarzen Bestien werfen; – französische Kultur. Vergessen wir es den Franzosen niemals!»³⁸ 1923 erreichte die rassistische Agitation gegen die «schwarze Schmach» einen neuen Höhepunkt.

In Essen waren Ende Februar unter den neuen französischen Truppen «eine grosse Anzahl brauner und schwarzer Soldaten (Marokkaner und Neger)» eingetroffen, wie der Landrat meldete,³⁹ was bei der Bevölkerung, wie der national gesinnte Hans Spethmann zu beobachten glaubte, «eine gewaltige Erregung und Unruhe» hervorriefe.⁴⁰ Laut offiziellen Quellen der deutschen Behörden hat es 1923 im Ruhrgebiet und im Rheinland insgesamt 77 Vergewaltigungen und 39 Vergewaltigungsversuche gegeben; französische Quellen führen 50 bzw. 19 Fälle auf. Sicherlich lag die Dunkelziffer höher, da viele Frauen aus Scham und aus Angst vor der Herabwürdigung durch Nachbarn oder Verwandten eine solche Gewalttat nicht anzeigten. Und auch die Strafverfolgung durch die französischen Besatzungsbehörden war von sexistischen Perspektiven geprägt, mit denen den Frauen Mitschuld zugesprochen oder die Fälle bagatellisiert wurden.⁴¹ Für die deutsche Propaganda waren die gewalttätigen Übergriffe gegen die Zivilbevölkerung wichtiges Material. Die Zeitungen griffen solche Fälle auf, insbesondere wenn es sich um mutmassliche Gewalttaten farbiger Soldaten handelte.

Aber auch Deutsche gingen gegen angebliche «Franzosenliebchen» vor. «Zwei Mädchen aus Remscheid», so meldete ein im Untergrund hergestelltes Nachrichtenblatt im Februar 1923, «die sich in Lennep mit Franzosen amüsiert hatten, mussten infolge der drohenden Haltung der Lenneper Bevölkerung unter militärischem Schutz zum Zuge gebracht werden. Mitglieder des ‚Scherenklubs‘ sind ihnen nach dem unbesetzten Remscheid gefolgt und haben ihnen die Haare abgeschnitten. Von der Bevölkerung wurden sie dann barhäuptig durch die Strassen getrieben.» Die «Scherenklubs» waren Gruppen von meist jungen Männern, die sich zum Ziel gesetzt hatten, eben Frauen, die sich angeblich mit Franzosen oder Belgiern einliessen, zu verfolgen, zu demütigen, öffentlich zu strafen. Sie schnit-

ten Frauen die Haare ab, stellten sie gefesselt öffentlich zur Schau oder publizierten ihre Namen. Zeitungen, die extra für den Ruhrkampf hergestellt wurden, führten Rubriken wie «Am Schandpfahl» oder «Am Pranger».⁴²

Hyperinflation

Der Konflikt zwischen Besatzungsmacht und Reichsregierung liess sich weder von der einen noch von der anderen Seite gewinnen. Zwar gelang es, den Abtransport von Kohle und Stahl weitgehend zu verhindern, aber zu dem immensen Preis, die Haushaltskrise des Deutschen Reiches dramatisch zu verschärfen und die Inflation in ungeahnte Höhen zu treiben. Je länger der passive Widerstand anhielt, desto desaströser wurde die wirtschaftliche Lage. Die französische Besatzungsmacht wiederum war zwar Herr der Region, musste aber immer wieder mit offener Gewalt gegen Arbeiter, Staatsangestellte und Demonstranten vorgehen, was die ohnehin brüchige Loyalität der Bevölkerung, die ja eigentlich auch unter Besatzungsbedingungen ihren Alltag organisieren musste und daher auf einen modus vivendi mit den Besatzern angewiesen war, zerstörte. Wenn nicht nur unbotmässige hohe Regierungsbeamte aus dem Besatzungsgebiet ausgewiesen wurden, sondern auch einfache Eisenbahnarbeiter samt ihren Familien buchstäblich innerhalb weniger Stunden aus ihren Wohnungen getrieben und über die Grenze ins unbesetzte Deutschland transportiert wurden, oder wenn die Franzosen die Geldbestände von Sparkassen vor Ort beschlagnahmten, war es um das Ansehen der Besatzungsmacht geschehen. Rund 140'000 Personen wurden in der Zeit von Januar bis Oktober 1923 ausgewiesen. Doch ebten Gewalt und Gegengewalt nach dem Frühjahr deutlich ab; beide Seiten suchten nach Lösungen, um aus der verfahrenen Situation heraus zu kommen.⁴³

Frankreich musste bald erkennen, dass die erzwungenen Lieferungen aus dem Ruhrgebiet nur einem Bruchteil von dem entsprachen, was vor der Besatzung importiert worden war. Zudem hatte der französische Alleingang zwar die Duldung Londons, aber die deutliche Missbilligung der USA erfahren, und der Regierung Frankreichs drohte die politische Isolation. Deutschland wiederum konnte den vollmundig ausgerufenen passiven Widerstand wirtschaftlich nicht durchstehen und musste realisieren, dass die nationalen Geister, die es rief, keineswegs zu

bändigen waren. Im Gegenteil, die instabile politische Situation ermunterte die antirepublikanische Rechte wie Linke zu Putschversuchen.

Rheinische Separatisten besetzten verschiedene Rathäuser, konnten sie aber trotz französischer Unterstützung nicht halten. Die Kommunisten, die sich in Sachsen und Thüringen an den Regierungen beteiligten und von dort aus die «Bewaffnung des Proletariats» vorantrieben, versuchten im Oktober 1923 mit finanzieller Hilfe und politischer Rückendeckung der Sowjetunion ihre «Oktoberrevolution» nachzuholen. Sie scheiterten allerdings ebenso wie die militanten völkisch-nationalistischen bayrischen Gruppen um Hitler und Ludendorff, die am 9. November in München die Gunst der Stunde vergeblich für eine Machtergreifung nutzen wollten. Trotz und vielleicht gerade wegen ihres Scheiterns gerieten die Erzählungen über den «Hamburger Aufstand» ebenso wie über den Marsch zur Feldherrnhalle rasch zu Mythen der jeweiligen Bewegungen.

Was die Menschen 1923 wirklich bedrückte, war allerdings weniger das Schicksal von Albert Leo Schlageter als vielmehr die rasant steigende Inflation, die den Alltag bestimmte. «Man kann sagen», so Elias Canetti, «dass es in unserer modernen Zivilisation ausser Kriegen und Revolutionen nichts gibt, das sich in seiner Tragweite mit Inflationen vergleichen lässt. Die Erschütterungen, die sie bewirken, sind so tiefer Natur, dass man es vorzieht, sie zu verheimlichen und zu vergessen.»⁴⁴ Die Lebenshaltungskosten einer fünfköpfigen Bergarbeiterfamilie in Essen, die 1914 noch bei 67 Mark monatlich gelegen hatten, waren schon 1920 auf 599 Mark angewachsen.⁴⁵ Bis zum Beginn des Jahres 1923 hatten sich die Lebenshaltungskosten im Ruhrgebiet im Vergleich zur Vorkriegszeit um das über 3'000-fache verteuert.

Der Weltkrieg war in allen beteiligten Ländern mit Schulden finanziert worden und hatte zu einer grassierenden Inflation geführt. Die USA und Grossbritannien setzten auf drastische deflationäre Massnahmen, vor allem Zinserhöhungen und die Reduktion der Staatsausgaben, und konnten damit die Geldentwertung stoppen – allerdings schnellte die Arbeitslosenquote nach oben, und die Agrarpreise brachen ein. Frankreich wiederum erreichte mit Steuererhöhungen und einer Begrenzung des Staatshaushalts eine monetäre Stabilisierung. Die deutsche Regierung hingegen hielt ähnlich wie Österreich, Ungarn und Polen, die ebenfalls eine Hyperinflation erlebten, weiterhin an ihrer Verschuldungspolitik fest. Denn zum einen war die Versuchung zu gross, mittels einer lockeren Geldpolitik billig die Gehälter, Sozialleistungen und Kriegsopferversorgung finanzieren zu können

und damit soziale Einschnitte zu vermeiden. Zum anderen stärkte die Inflation die deutsche Exportindustrie und damit die Hoffnung auf wirtschaftliches Wachstum, das wiederum unerlässlich war, um die Reparationen zu finanzieren, zumal ein kurzfristiger Konjunkturaufschwung nach 1919 eben diese Hoffnung zu nähren schien. Und nicht zuletzt minderte die Geldentwertung den enormen Druck von Seiten der Alliierten bei den Reparationszahlungen – zumindest auf den ersten Blick. Jedoch schon bald geriet die Inflation ausser Kontrolle. Lag der Wechselkurs der Mark zum Dollar 1913 1 zu 1, musste man im Herbst 1921 bereits 35 Mark für einen Dollar bezahlen, im April 1922 70 Dollar und sechs Monate später im Oktober bereits über 750 Dollar. Im Laufe des Jahres 1923 explodierten dann die Preise.⁴⁶ «Dollar 18'000!! Mein Gott, die Rentner! Sie und jeder, der krank und erwerbsunfähig wird!», notierte Luise Solmitz am 17. Januar 1923 in ihrem Tagebuch. Und eine Woche später: «Dollar 36 oder 42.'000 Mü [...] In München hat man zum ersten Mal einen Greis ohne Sarg im Papiersack zur Erde gebracht.»⁴⁷

Eine Inflation zerfrisst die Gesellschaft. Sie macht diejenigen zu Gewinnern, die über Sachwerte, Immobilien, Produktionsanlagen verfügen und damit Kredite aufnehmen können, um weitere Sachwerte zu kaufen, wobei sich die Schulden umso leichter abtragen lassen, weil der Geldwert der Kredite ständig sinkt. Dagegen gehören all diejenigen zu den Verlierern, die auf Geldleistungen angewiesen sind. Die Einkommenssteuerepflichtigen in Deutschland besaßen noch den Vorteil, dass sie erst im Folgejahr veranlagt wurden. Sie konnten von der Inflation profitieren, indem der nominelle Steuerbetrag, den sie zu zahlen hatten, dann real nur noch eine geringfügige Summe ausmachte. Hingegen waren die sozial Schwachen, Rentner oder Kriegsinvaliden, der Hyperinflation, die ihre ohnehin kärglichen Renten radikal dezimierte, ohnmächtig ausgeliefert. Die totale Entwertung des Geldes traf ebenso die lohnabhängig Beschäftigten, deren Entlohnung, zusätzlich um die Steuer dezimiert, kaum mit der Inflation Schritt halten konnte. Schon am Zahltag war der Lohn nur noch einen Bruchteil dessen wert, was einmal vereinbart worden war, und wer sich nicht beeilte, um mit den Millionenscheinen in der Hand Brot, Milch und andere Grundnahrungsmittel zu kaufen, hatte am nächsten Tag das Nachsehen. Da ein Wochenlohn oftmals binnen weniger Tage seine Kaufkraft verlor, gingen zahlreiche Betriebe dazu über, ihre Arbeiter täglich zu entlohnen.⁴⁸

Sebastian Haffner, dessen Vater sich als charakterfester preussischer Beamter

nicht an Aktien- oder sonstigen Spekulationen beteiligen wollte, beschrieb, wie die Familie innerhalb kürzester Zeit das Monatsgehalt ausgeben musste. Sobald er das Geld ausgezahlt bekam, kaufte der Vater eine Monatskarte für die U-Bahn, um auch im kommenden Monat zur Arbeit fahren zu können. Dann wurden Schecks für die Miete und das Schulgeld ausgestellt, und am nächsten Morgen fuhr die ganze Familie um vier oder fünf Uhr mit dem Taxi zum Grossmarkt, um mit dem Rest des Geldes Kartoffeln, Schinken, Käse und andere nicht schnell verderbliche Lebensmittel einzukaufen, die für die nächsten vier Wochen reichen mussten.⁴⁹ Victor Klemperer versuchte wie viele andere, sich mit Aktiengeschäften über Wasser zu halten. Seine «Neptunaktie sei von 438'000 auf 700'000 gestiegen – aber soll noch gehalten werden», notierte er Ende Mai, nachdem er für den Juni 957'000 Mark als Gehalt überwiesen bekommen hatte. «Das sind jetzt alles aufgeblähte kleinste Summen, die nicht aus der Enge helfen [...] Gestern Abend Mutter u. Sohn Kaufmann bei uns, sie erzählten von einem Börsentip; heute wir bei ihnen, u. es wurde überlegt, ob etwas gemeinsam gekauft werden sollte. So füllt das Speculationsdenken jetzt alle Hirne u. Stunden.»⁵⁰

Paul Maik, Jahrgang 1891, Arbeiter in der Kruppischen Gussstahlfabrik führte ein Notizbuch, in dem er 1922/23 die Preise der täglichen Lebensmittel eintrug, unterbrochen von kurzen Hinweisen auf politische und betriebliche Ereignisse. «Donnerstag, 11.1.23 Einmarsch der Franzosen in Essen», heisst es dort. Und gleich am nächsten Tag: «12.1.23 Auszug aus einer französischen Besatzungsanordnung, welche lautet: ‚Grundsätzliches Festhalten am Achtstundentage, begleitet von der Notiz, dass der Dollar am Vortag 10 300 Mark kostete.»⁵¹ Bemerkenswert ist die Parallelität seiner Einträge in den sechs Spalten seines Notizbuches, die, so Alf Lüdtke, die Simultanität der Aufmerksamkeit für verschiedene Felder anzeigt. Aktivitäten in seinem Garten stehen neben kurzen Anzeigen lokaler und nationaler Geschehnisse, familiäre Ereignisse neben Nachrichten von Krupp.⁵²

Schon während des Krieges waren die Reallöhne spürbar zurückgegangen. Bergarbeiter im Ruhrgebiet erhielten 1918 nur noch knapp 64 Prozent ihres Lohns aus der Vorkriegszeit. Zwar stiegen die Löhne in den ersten Nachkriegsjahren wieder an, konnten aber das Vorkriegsniveau nicht mehr erreichen und stürzten ab Mitte 1922 wieder ab. Im Juli 1923 lag der reale Lohn bei weniger als der Hälfte der Vorkriegszeit.⁵³ Selbst in der ungewöhnlichen Situation des passiven Widerstands, die den Arbeitern mehr Zeit liess, um ihren Kleingarten zu be-

stellen oder die Kaninchenzucht zu betreiben und damit die Familie mit eigenen Lebensmitteln zu versorgen, liess sich der massive Geldverlust nicht auffangen.

Bürgerliche Grundsätze wie: «Gutes Geld für gute Arbeit» oder «Sparen heisst das Alter sichern» zerstoben im Wirbel der Hyperinflation, die eben nicht nur die materiellen Sparvermögen vernichtete, sondern auch den Glauben an die Gültigkeit der immateriellen Werte bürgerlicher Gesellschaft. Ängste vor dem sozialen Abstieg verstärkten sich; die Skepsis, ja Abscheu gegenüber den Versprechungen einer liberalen Gesellschaft wuchsen. Zu keiner anderen Zeit, stellt Martin Geyer in seiner Untersuchung über die «verkehrte Welt» 1914 bis 1924 fest, wurde der Kampf aller gegen alle, die Aufforderung, sich selbst zu helfen, so sehr beschworen, wie in den Inflationsjahren. Wer nicht zur Selbsthilfe griff, konnte nicht mithalten und gehörte unweigerlich zu den Verlierern. Und Selbsthilfe bedeutete keineswegs kollektive, solidarische Organisation, sondern Egoismus, Rücksichtslosigkeit und Gewalt.⁵⁴ Die Verheissungen des Liberalismus, einer sozialen Ordnung individueller Freiheit und Selbstentfaltung, eines freien, ungebundenen Marktes und eines Staates, der sich wirtschaftlicher Interventionen enthält, erschienen in dieser Krise als trügerisch und verhängnisvoll. Desto mehr strahlte das Bild einer Volksgemeinschaft, in der jeder an seinem Platz für das Ganze tätig ist, niemand bevorzugt oder benachteiligt wird, ausser denen, die sich am Volksvermögen bereichern – in der antisemitischen Perspektive in erster Linie die Juden. Die Vorstellung einer anti-liberalen, völkischen Gemeinschaftsordnung gewann an Attraktion.

Der «Wucherer», «Profiteur» und «Schieber» erschien als neuer Typus in den Karikaturen und Zeitschriften: gut gekleidet im Smoking, ausgestattet mit Luxus, Champagner, schnellen Autos, begleitet von schönen Frauen mit Bubikopf. Ein Münchener Rentner gab seiner Empörung und seinen Ressentiments in einem Brief an die Wirtschaftsabteilung des Generalkommissariats von Kahrs Ausdruck: Während auf der einen Seite die «Veteranen der ehrlichen Arbeit, durch die Deutschland gross geworden ist, darben, hungern, frieren», prassten auf der anderen Seite die «blutjungen Bürschchen, dickgemästeten Viehhändler, Holzschieber, Lebensmittelwucherer, die noch dazu ihre dunklen Geschäfte jeglicher Steuerkontrolle zu entziehen wissen, Luxusfahrten im eleganten Auto machen und die Nächte mit ihrem faulenzenden, nur auf immer verrücktere Toiletten bedachten Weiberanhang in Cabarets und weindunstigen Nachtlokalen durchschwelgen».⁵⁵

Und selbstredend schürte auch der nationalsozialistische Redner Hitler im Frühjahr 1923 den antisemitischen Hass: «Schieber und Gauner schmarotzen am Marke unseres Volkes. Hängt die Lumpen auf, und ihr habt für die Vaterlandsrettung viel geleistet (stürmischer Beifall)! Aber das wäre Mord an Staatsbürgern, denn alle Wucherer, Schieber und Schwindler werden vom Staate protegiert, sind also ‚geschützte Bürger, obwohl ihre Nähe sehr nach Palästina stinkt. Freien Wettbewerb ohne Unterschied der Konfession verbürgt ja unsere freie Judenverfassung! Es ist bezeichnend für die freieste Republik der Welt, dass einer 800jährigen Tradition unseres Königshauses der polnische Jude mit den Ringlein und Locken in der Regierung folgen musste (gemeint war Eisner – langanhaltender Beifall). Nicht der Politiker, sondern der Jude ist Herr in Deutschland.»⁵⁶

Selbst bei Thomas Mann finden sich antijüdische Ressentiments, wenn er einen Kunsthändler als «blond-jüdisch und elegant, Mitte dreissig, mit Monokel und fetten, weissen, manikürten Händen, in gesteppten Lackhausschuhen, wunderbar als Typus des international-kultur-kapitalistischen Schiebertums» porträtierte.⁵⁷ Seine Kinder Klaus und Erika hingegen waren eben dieser ungewöhnlichen, aufregenden Welt der Variétés und Nachtbars, der Cabarets und «Schieberlokale» verfallen. Mit Theodor Lücke, einem Mittzwanziger, Literaturliebhaber, dilettierenden Poeten und erfolgreichen Devisenspekulanten, zogen die halbwüchsigen Mann-Kinder durch die Münchner Nachtlokale mit Champagner und Gänselebergelagen.⁵⁸ Den Jungen und Flinken ging es gut, über Nacht wurden sie frei, reich und unabhängig. Diese plötzliche Macht der Jugend beobachtete Sebastian Haffner: «Der einundzwanzigjährige Bankdirektor trat auf, wie auch der Primaner, der sich an die Börsenratschläge seiner etwas älteren Freunde hielt. Er trug Oscar-Wilde-Schlipse, organisierte Champagnerfeste, und unterhielt seinen verlegenen Vater.»⁵⁹ So auch Luise Solmitz: «Und so denkt das gesamte Ausland und findet, dass es uns immer noch zu gut geht, wenn es Juden, Schieber – und Ausländer auf dem Jungfernstieg und in den Kaffees sieht. [...] Dass uns, die Bodenständigen, dass uns, das Bürgertum, dass uns, die Gesitteten der tolle, widerliche Wirbel, der manche Kreise ergriffen hat, ekelt und abstösst, ist selbstverständlich. Es sind die Reichgewordenen und es sind die Jugendlichen, besonders die niederen Stände, die gut verdienen.»⁶⁰

Die desaströsen Folgen der Inflation hielt eine Denkschrift, vermutlich aus dem Reichsschatzministerium, Ende Juli 1923 fest. Es mag gelingen, hiess es darin,

mit scharfen Einsätzen von Polizei vorübergehend grössere Revolten zu verhindern. Aber auf längere Zeit sei dies nicht möglich, wenn der Austausch zwischen Stadt und Land aufhöre und in den Städten die nötigen Lebensmittel fehlten. Es sei weniger zu befürchten, dass es zu einer grossen politischen Gegenbewegung der schlechtversorgten städtischen Bevölkerung komme, als dass vielmehr der Kampf Aller gegen Alle um das tägliche Brot in den Städten beginne und zur Aufrechterhaltung der Ordnung einzelne Teile des Reiches selbstständig vorgehen würden und das Reich auseinanderfalle. Ein Staat, der nicht mehr in der Lage sei, den völligen Währungszerfall aufzuhalten und sich in dieser Beziehung bankrott erkläre, der nicht im Stande sei, seinem von ihm herausgegebenen Gelde irgendwelche Kaufkraft zu geben, müsse restlos alle Autorität und letzten Endes seine Existenzberechtigung verlieren.⁶¹

Anfang August 1923 besuchte Luise Solmitz Berlin. «Viele Läden geschlossen – Ladeninhaberstreik – Teils wegen Warenmangels, teils aus Protest gegen behördliche Massnahmen. Wie im Kriege: Butterpolonäsen, leere Schaufenster.» Und sie verfolgte eine Reichstagsitzung mit: «Im Reichstag. Durchaus nicht überwältigt. Auf der Abgeordneten-Tribüne. [...] Es sprach Müller-Franken, zwar gemässigter Sozialist, aber den Kanzler heftig angreifend. – Und dann all die gespielte Entrüstung, die Mätzchen, die die Wähler verlangen können von ihren Kandidaten; all die Anwürfe, die die andern Parteien gar nicht rühren, weil sie genau wissen, was ernst zu nehmen ist, – Auguren unter sich! – und dann wieder das Anschreien wie dumme unerzogene Bengel. – Entzückt vom Parlamentarismus war ich nicht.» Nach Hause zurückgekehrt, wieder Inflationsalltag, die «entsetzliche Geldentwertung. Kaum ist man auf eine eingestellt, kommt schon die neue. – Diese Scheine in der Tasche. Dies Gerechne und Gezähle beim Bezahlen! Beim Wechseln von 5 Millionen Berge von Papier. Keine Butter, keine Margarine, keine Kartoffeln, kein Fett. [...] Die Bank macht, was sie will. Schliesst zweimal die Woche, und nun stiess ich mir die Nase: sie schliesst mal plötzlich um 11 Uhr. Ich brauchte unser Silber notwendig wegen der Kohlen und hatte Glück. Schöne Fahrt über die Alster. – Zu den Goldschmieden. Die Perlmanschettknöpfe verkauft und unserem Spediteur Klingenberg 6 kleine silberne Gabeln. Seit Tagen die Frage: Woher Bargeld kriegen, und nimmt der Kohlenhändler Schecks? Unnötige Sorge, er nahm Schecks und ausserdem gab mein Klingenberg bares Geld. So sicherten wir uns 25 Zentner englische Kohlen für 302 Millionen, ein jetzt lange überholter Preis.»⁶²

Währungsreform

Reichskanzler Cuno war mit seiner Politik gescheitert und ein Neuanfang unvermeidlich. Die SPD rückte von Cuno ab, ebenso wie seine bürgerlichen Unterstützer. Am 12. August trat Cuno zurück. Mit Gustav Stresemann, dem Vorsitzenden der rechtsliberalen Deutschen Volkspartei, an der Spitze bildete sich eine neue Reichsregierung, die von einer grossen Koalition aus SPD, DVP, DDP und Zentrum getragen wurde. Der studierte Nationalökonom Stresemann, 45 Jahre alt, hatte als Funktionär von Unternehmerverbänden Karriere gemacht, im Weltkrieg einen scharf annexionistischen Kurs vertreten, aber nach 1920 sich mehr und mehr zur Republik bekannt und im August 1923 im Reichstag ein ausdrückliches Bekenntnis zur Weimarer Verfassung abgelegt. Doch war eine Grosse Koalition mit ihm und den Rechtsliberalen für etliche sozialdemokratische Abgeordnete unannehmbar wie auch auf Seiten der DVP die gemeinsame Regierung mit den Sozialdemokraten, so dass rund ein Drittel der Abgeordneten der beiden Parteien nicht für die neue Regierung stimmten.⁶³

Stresemann brach den desaströsen passiven Widerstand ab und wurde von der Rechten prompt als «Verzichtspolitiker», «Verräter», «künstlicher Jude» beschimpft. Die bayerische Regierung erklärte den Ausnahmezustand und ernannte den rechtsnationalen Politiker Gustav Ritter von Kahr zum Generalstaatskommissar. Zwar reagierte die Regierung Stresemann darauf, indem sie selbst den Ausnahmezustand über das gesamte Deutsche Reich verhängte, aber der bayerische Alleingang, der keineswegs rückgängig gemacht wurde, offenbarte, wie fragil die politische Einheit der Republik war. Kahr weigerte sich, das von Berlin angeordnete Verbot des *Völkischen Beobachter*, in dem antisemitisch gegen die Regierung Stresemann gehetzt worden war, umzusetzen, ebenso wie der Kommandeur der Reichswehr in Bayern, General von Lossow, in einem klaren Fall von Befehlsverweigerung. Und auch in Berlin standen Männer wie der Chef der Heeresleitung Hans von Seeckt und der Industrielle Hugo Stinnes bereit, eine Diktatur zu errichten, um einem angeblichen kommunistischen Aufstand zu begegnen. An der Forderung seitens der Industrie nach Abschaffung des Acht-Stunden-Tages – eines der wichtigen sozialpolitischen Zugeständnisse, welche die Arbeiterschaft in den revolutionären Novembertagen 1918 den Unternehmern abgetrotzt

hatte – zerbrach die Grosse Koalition Anfang Oktober, da die sozialdemokratische Reichstagsfraktion sich weigerte, einen solchen Rückschritt mitzugehen. Für kurze Zeit hing das Gespenst einer Diktatur über Berlin, bis Reichspräsident Ebert wenige Tage später am 6. Oktober ein erneutes Kabinett Stresemann mit Unterstützung der Sozialdemokraten vereidigen konnte. Auf der Grundlage eines Ermächtigungsgesetzes, das der Reichstag am 13. Oktober verabschiedete, leitete Stresemann gemeinsam mit Hans Luther, jenem vormaligen Essener Oberbürgermeister, der unter Cuno Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft geworden war und nun im Kabinett Stresemann als Finanzminister diente, erste Massnahmen zur wirtschaftlichen und finanziellen Stabilisierung ein.⁶⁴

Putschversuche

«Das Chaos wird immer dunkler», notierte Victor Klemperer Ende September. «Der Ruhrwiderstand ist auf Gnade u. Ungnade aufgegeben, die bayrische Regierung erklärt den Versailler Vertrag für erledigt [...] Es bewegt mich immer wieder, wie absolut hilflos u. unwissend der Mensch ist. Eva u. ich stehen mitten in den Ereignissen, stehen geistig darüber, haben jahrelange Erfahrungen, haben geschichtliche, philosophische Kenntnisse, lesen u. hören, kennen das Ausland – und nicht den ungefähren Verlauf des Allernächsten können wir ahnen, wir tapen im tiefsten Dunkel, wie die ganz dumpfe Plebs u. wie fraglos auch die sogenannten Regierenden. Ich bin überzeugt Kahr u. Ebert u. Hitler u. Stresemann u. auch Poincaré tasten im gleichen Dunkel wie wir.»⁶⁵

Und offenbar ebenso die KPD-Führung, die tatsächlich glaubte, nun sei die Zeit reif für die Machteroberung in Deutschland. In Sachsen hatte sich die SPD im Frühjahr mit der KPD geeinigt, eine rein sozialdemokratische Regierung von den Kommunisten unterstützen zu lassen, wobei die Vereinbarung unter anderem vorsah, dass proletarische Hundertschaften zur Abwehr des Faschismus gebildet werden sollten. Bei den Wahlen in den Gewerkschaften, zu kommunalen und Landesparlamenten gewann die KPD Stimmen hinzu; die Streiks im Sommer 1923, an denen sich in den besetzten Gebieten an Rhein und Ruhr bis zu 300'000 Arbeiterinnen und Arbeiter beteiligten, führten auch zu einem Auftrieb für die radikale Linke. In Sachsen wie auch in Thüringen traten Kommunisten in die

Landesregierungen ein. Bezeichnenderweise wurde in Moskau über die Vorbereitung zur Revolution in Deutschland entschieden. Die Befürworter einer Offensivtheorie setzten sich durch, aber in Deutschland selbst mochte sich die Arbeiterschaft nicht anschliessen. Eine Arbeiterkonferenz in Chemnitz am 21. Oktober folgte nicht dem Antrag, den Generalstreik auszurufen; danach sagte die KPD-Zentrale den «deutschen Oktober» ab. Nur in Hamburg kam es zu Schiessereien von kommunistischen Aufständischen mit der Polizei, bei denen 24 Kommunisten und 17 Polizisten getötet wurden. Aber rasch war die Revolte niedergeschlagen. Ebenso übernahm in Sachsen die Reichswehr die Kontrolle; unter Berliner Aufsicht wurde eine neue sächsische Landesregierung aus SPD und DDP gebildet.⁶⁶ «Seit gestern Unruhen in Hamburg», notierte Luise Solmitz. «Auf dem Barmbecker Marktplatz Barrikaden. – Schüsse von den Dächern und aus den Fenstern. Die Sipo [Sicherheitspolizei, M. W.] hat sich heldenhaft geschlagen und ist heute Herr der Lage. Leider hat sie acht Tote und über 40 Verwundete. Hier in Harvestehude haben wir gottlob nichts gemerkt.»⁶⁷

Bedrohlicher war die Gefahr von rechts. Der Militäreinsatz in Sachsen und die Absetzung der sozialdemokratisch geführten Regierung führten zu heftigem Protest in der SPD und schliesslich dazu, dass die sozialdemokratischen Minister aus dem Kabinett Stresemann Anfang November zurücktraten. Erneut stellte die Rechte die Machtfrage. Heereschef Seeckt forderte ein «Direktorium» mit Ausnahmevollmachten und verständigte sich mit dem bayerischen Generalstaatskommissar von Kahr. In dieser Situation fühlte sich die NSDAP, der in diesen Krisenmonaten über 35'000 neue Mitglieder zuströmten, stark genug, in Anlehnung an Mussolinis erfolgreichen «Marsch auf Rom» im Oktober 1922 nun ihrerseits den «Marsch auf Berlin» zu wagen. In Grosskundgebungen hetzten die Nationalsozialisten und andere Organisationen in München gegen die «Novemberverbrecher» in Berlin. Symbolfigur der völkischen Staatsstreichpläne war General Erich Ludendorff, bei dem sich die Spitzen der paramilitärischen Organisation trafen und der Hitler nunmehr Reputation auch auf Reichsebene verschaffte. Im September entstand unter Ludendorffs Vermittlung der Deutsche Kampfbund, ein Zusammenschluss mehrerer rechtsradikaler Verbände, dessen politische Führung Hitler übertragen wurde. Der kommunistische Revolutionsversuch Ende Oktober fachte die rechtsextreme Propaganda gegen die bolschewistische Gefahr weiter an, und die Ernennung Gustav Ritter v. Kahrs zum Generalstaatskommissar in Bayern mit diktatorischen Vollmachten verbunden mit der Erklä-

rung des Ausnahmezustands Ende September nährten die kursierenden Putschgerüchte zusätzlich.⁶⁸

Hitler stand unter Handlungsdruck, zumal das herrschende Triumvirat aus Kahr, dem bayerischen Kommandeur der Reichswehr Lossow und dem Chef der Landespolizei Seisser seinerseits versuchte, von München aus in Berlin eine nationalistische Diktatur einzusetzen. Bei einem Treffen Lossows mit den paramilitärischen Führern Bayerns sprach sich dieser für einen «Marsch auf Berlin» aus, spielte aber insgeheim auf Zeit, weil der Deutsche Kampfbund nicht mit von der Partie sein sollte. Als immer deutlicher wurde, dass Kahr, Lossow und Seisser entgegen ihren Ankündigungen nicht willens waren, die Reichsregierung in Berlin mit den völkischen Verbänden anzugreifen, entschloss sich Hitler, vollendete Tatsachen zu schaffen. Zusammen mit Ludendorff heckte er den Plan aus, bei der Versammlung am 8. November im Bürgerbräukeller zum fünften Jahrestag der Novemberrevolution, zu dem alle prominenten rechten Politiker erscheinen würden, das Triumvirat Kahr/Lossow/Seisser mit Gewalt zum Mitmachen zu zwingen.⁶⁹

Die SA umstellte den Saal, Hitler stieg auf einen Tisch, schoss mit einem Revolver in die Decke und erklärte die bayerische Regierung für abgesetzt. Während Kahr, Lossow und Seisser in einem Nebenraum festgehalten wurden, harrten die rund dreitausend Zuhörer beim Bier der Dinge, die da kommen sollten. Doch schlossen sich weder das Militär noch die Polizei dem Putsch an. Hitler, der glaubte, in den Kasernen die Soldaten zur Teilnahme bewegen zu können, verliess den Bürgerbräukeller und liess das Triumvirat unter der Aufsicht Ludendorffs zurück – ein schwerer Fehler, wie sich bald herausstellte. Denn Ludendorff liess die drei auf deren Ehrenwort, sich den Putschisten loyal gegenüber zu verhalten, frei, woraufhin diese nichts Eiligeres zu tun hatten, als telefonisch entsprechende Befehle gegen den Putschversuch zu erteilen. Als sich gegen Mittag des 9. November ein Demonstrationmarsch von rund zweitausend Mann auf den Weg zur Innenstadt machte, um trotziger aller Welt den Ausbruch der «nationalen Revolution» unter Beweis zu stellen, wurde die Kolonne an der Feldherrnhalle von einer Polizeitruppe aufgehalten. Welche Seite zuerst schoss, konnte nie geklärt werden. Im anschliessenden heftigen Schusswechsel kamen vier Polizisten und 14 Putschisten ums Leben, darunter Max Erwin v. Scheubner-Richter, der vorne Arm in Arm mit Hitler marschiert war. Hätte die Kugel nur wenige Zentimeter weiter

rechts getroffen, bemerkte der britische Historiker und Hitler-Biograph Ian Kershaw lakonisch, wäre die Weltgeschichte anders verlaufen.⁷⁰

Streicher und Röhm wurden sofort verhaftet; Göring, der verletzt worden war, konnte fliehen; Hitler, der sich die Schulter ausgerenkt hatte, wurde von einem SA-Arzt behandelt und versteckte sich zunächst in einem Haus in der Nähe von München, wo er zwei Tage später von der Polizei aufgespürt und festgenommen wurde. Ludendorff, der die Schüsse unversehrt überstanden hatte, stellte sich freiwillig der Polizei und wurde auf sein Ehrenwort als Offizier hin vorerst wieder freigelassen. Kahr, Lossow und Seisser, die durch ihr Lavieren ihre Glaubwürdigkeit verloren hatten, mussten ihre Ämter Anfang 1924 räumen. An die Stelle eines Generalstaatskommissars trat wieder eine Landesregierung unter dem Ministerpräsidenten Heinrich Held, einem Politiker der Bayrischen Volkspartei. Die NSDAP wurde als Partei verboten.

Luise Solmitz erfuhr am 9. November vom Hitler-Putsch durch einen Bekannten, der «ganz aufgeregt und vergnügt» berichtete, dass die bayerische Regierung durch Hitler und Ludendorff gestürzt sei und es nun gegen Frankreich ginge. «Grossmama und ich sagten: ‚Immerzu! Schlechter kanns nicht werden. Wenn sich ein Mann findet, umso bessern So wie uns geht es den meisten; unser aller Sehnen geht nach dem Retter. Gleichviel, wer er ist. [...] Ich weiss nicht, ich kann mir nicht helfen, wir sollten froh sein, dass wir Deutschtreue, gut ausgebildete, begeisterte Leute wie die Hitlersoldaten haben. Schliesslich wird doch die Tat das Entscheidende sein. »⁷¹

Im Februar 1924 begann der Hochverratsprozess gegen Hitler, Ludendorff und andere Putschisten. Was das endgültige Ende der politischen Karriere Hitlers und der NSDAP hätte bedeuten müssen, geriet indessen zur propagandistischen Umdeutung und Mythologisierung der «Novemberrevolution» von 1923. Die Angeklagten hatten Glück, denn erstens hätte der Hitler-Ludendorff-Putsch als Hochverrat vor dem Staatsgerichtshof in Leipzig verhandelt werden müssen, dessen Autorität Bayern jedoch nicht akzeptierte und entgegen der Auslieferungsanordnung des Reichsgerichts auf der Verhandlung vor einem bayrischen Gericht bestand. Zweitens besass der Richter, der Hitler zwei Jahre zuvor schon einmal wegen Landfriedensbruchs zu einer äusserst milden Strafe verurteilt hatte, offenkundig viel Sympathie für die Motive der Putschisten und liess den Angeklagten breiten Raum für deren propagandistische Verteidigung. Das wusste insbesondere Hitler, den die Anklageschrift zum Hauptverantwortlichen für den Putsch

erklärte, zu nutzen. Offen lehnte er die Grundlagen der Weimarer Verfassung ab, hetzte gegen die rechtmässig gewählte Reichsregierung und verherrlichte den Staatsstreichversuch im Nachhinein.⁷²

Der Prozess fand eine breite öffentliche Resonanz; über die Reden der Angeklagten, insbesondere Ludendorffs und Hitlers, wurde ausführlich in den Zeitungen berichtet; und als am 1. April 1924 das Urteil verkündet wurde, waren die Zuschauerbänke des Gerichtssaals voll besetzt. Ludendorff wurde freigesprochen, Hitler und drei weitere Angeklagte zu fünf Jahren Festungshaft, die Übrigen zu noch geringeren Haftstrafen verurteilt, die sie erst gar nicht anzutreten brauchten, weil die Haft zur Bewährung ausgesetzt war. Und auch Hitler mitsamt den drei anderen Angeklagten sollte nur ein halbes Jahr in Haft sitzen, die restliche Zeit wurde gleichfalls als Bewährungsfrist in Aussicht gestellt. Für Hitlers weitere politische Karriere in Deutschland war insbesondere der Beschluss des Gerichts von ausschlaggebender Bedeutung, ihn als österreichischen Staatsangehörigen nicht auszuweisen, was angesichts seiner Straftat selbstverständlich gewesen wäre. Mit keinem Wort erwähnte das Gericht die vier Polizisten, die in Verteidigung der Republik getötet worden waren.⁷³

Dass die rechten Honoratioren um Kahr, Lossow, Seisser im November 1923 laviert und gezaudert hatten, brachte sie innerhalb der Rechten in den Verruf des Verrats, Hitler schmähdlich hintergangen zu haben. Die Nationalsozialisten dagegen handelten sich den Nimbus der Wagemutigen und Tatkräftigen ein. Obwohl sie Hochverrat begangen hatten, galten sie, wie auch bei Luise Solmitz zu lesen ist, als Patrioten, die aus lauterer Motiven das Vaterland hatten retten wollen. Bei den bayerischen Landtagswahlen im April 1924 erzielte das Wahlbündnis Völkischer Block einen Stimmenanteil von 17 Prozent. Und auch bei den Reichstagswahlen einen Monat später gaben 16 Prozent der bayerischen Wähler ihre Stimme den Völkischen, die reichsweit auf 6,5 Prozent der Stimmen kamen und mit 32 Abgeordneten, darunter zehn Nationalsozialisten, in den Reichstag einzogen. Doch trotz des unerwarteten Triumphes vor Gericht und der durchaus beachtlichen Wahlergebnisse war klar, dass der Weg des Staatsstreiches zumindest vorerst an sein Ende gelangt war und eine neue politische Strategie ausgearbeitet werden musste. Die Festungshaft in Landsberg bot Hitler die Möglichkeit, die Politik des Nationalsozialismus neu zu organisieren.

Wirtschaftliche Konsolidierung

Ende 1923 griffen die wirtschafts- und finanzpolitischen Massnahmen der Regierung Stresemann. Finanzminister Hans Luther setzte einen Plan seines sozialdemokratischen Vorgängers Rudolf Hilferding um und schuf zusammen mit Reichswährungskommissar Hjalmar Schacht, der im Dezember Reichsbankchef wurde, eine vorläufige zweite Währung, die «Rentenmark», die durch eine angenommene Grundschuld von Industrie und Landwirtschaft gedeckt wurde und im August 1924 durch die goldgedeckte Reichsmark ersetzt werden sollte. Am 15. November wurden von der eigens geschaffenen Deutschen Rentenbank auf «Goldmark» lautende Rentenbankscheine als neue Währung ausgegeben; die Reichsbank setzte das Umtauschverhältnis von 1 Billion Papiermark gleich 1 Rentenmark fest.⁷⁴

Die Regierung Stresemann hatte schwere Krisen erfolgreich bestanden: die Aufgabe des «passiven Widerstands», die Umsturzversuche seitens der Kommunisten wie der Nationalsozialisten, den rheinischen wie den bayrischen Separatismus und vor allem die Neuordnung des Währungssystems. Dennoch blieb Stresemanns Politik umstritten. Die sozialdemokratische Linke verübelte ihm, dass er in Bayern nicht ähnlich scharf vorgegangen sei wie in Thüringen und Sachsen, und der rechte Flügel in Stresemanns eigener Partei kritisierte, dass er in Sachsen wieder einem Sozialdemokraten zum Amt des Ministerpräsidenten verhalf. Die sozialdemokratische Reichstagsfraktion brachte gegen den Rat des Reichspräsidenten einen Misstrauensantrag gegen die Regierung Stresemann ein, woraufhin dieser am 23. November die Vertrauensfrage im Parlament stellte. Nur 156 Abgeordnete sprachen sich für Stresemann aus, 231 gegen ihn. Noch am selben Abend erklärte Stresemann seinen Rücktritt. Wieder lag die Drohung einer Diktatur von rechts unter Seeckt in der Luft. Nach mehreren ergebnislosen Versuchen gelang es Ebert, den Partei- und Fraktionsvorsitzenden des katholischen Zentrums Wilhelm Marx mit der Bildung einer Minderheitsregierung der bürgerlichen Mitte aus Zentrum, DDP und DVP zu beauftragen, die von den Sozialdemokraten toleriert wurde. Gustav Stresemann gehörte der neuen Regierung als Aussenminister an und blieb es bis zu seinem Tod im Oktober 1929.⁷⁵

Für Sebastian Haffner bildeten diese Inflationsjahre 1919 bis 1923 den Schlüssel zum Verständnis des Aufstiegs des Nationalsozialismus. Die meisten der nach

1900 geborenen jungen Deutschen waren damit aufgewachsen, ihren Lebensinhalt, allen Stoff für Gefühle, Liebe, Hass, Trauer, alle Sensationen, alle Abenteuer und jeden Nervenkitzel aus der öffentlichen Sphäre geliefert zu bekommen. Als wieder Währungsstabilität herrschte und ein normales Leben beginnen konnte, standen diese Jugendlichen hilflos, verarmt, enttäuscht, gelangweilt da. Das Verschwinden der öffentlichen Spannung und die Wiederkehr der privaten Freiheit empfanden sie nicht als Geschenk, sondern als Beraubung. Sie warteten nur darauf, die Welt der Sensationen und Kriegsspiele, der Grenzenlosigkeit und Verschwendung, des unbedingten Auskostens des Augenblicks wiederaufleben zu lassen. Oberflächlich herrschte Stabilität, Friede, Windstille, Ordnung, aber unterhalb dieser Oberfläche bereitete sich das kommende Unheil vor. Die Erfahrung des radikalen Verlusts der alten Ordnung und die Suche nach einer neuen prägten diese Jahre. Sicherlich, so schränkte Haffner ein, betraf eine solche Beobachtung nicht sämtliche Angehörige dieser jüngeren deutschen Generation. Es gab durchaus welche, die Gefallen am eigenen Leben fanden und sich erfolgreich von den Kriegs- und Spekulationsspielen absetzten. Aber, so Haffner im Rückblick 1939, «tatsächlich bereitete sich damals, vollkommen unsichtbar und unregistriert, jener ungeheure Riss vor, der heute das deutsche Volk in Nazis und Nichtnazis spaltet».⁷⁶

Tatsächlich genügte am 5. November nur ein Funke, um schwere Plünderungen und Ausschreitungen im Berliner Scheunenviertel auszulösen. An diesem Tag wurde der Brotpreis auf 140 Milliarden Reichsmark erhöht, und zugleich kursierte das Gerücht, das Arbeitsamt würde kein Geld auszahlen. Antisemitische Agitatoren sahen ihre Stunde gekommen, zogen nach Bekanntwerden der Unruhen ins Scheunenviertel und machten in hetzerischen Reden in erster Linie Juden für die Inflation und Not verantwortlich. Daraufhin begannen spontane Plünderungen von Bäckereien und Lebensmittelgeschäften, keineswegs nur solche, deren Inhaber als Juden bekannt waren. Zwar griff die Polizei rasch ein, riegelte das Scheunenviertel ab, veranstaltete Razzien und hatte die Lage am folgenden Tage wieder weitgehend unter Kontrolle, aber das Ausmass der Ausschreitungen war beträchtlich. Mindestens ein Toter war zu beklagen, etliche Menschen waren verletzt worden, zum Teil schwer.⁷⁷

Die Ereignisse in Berlin waren nicht singulär. Auch aus anderen Orten des Reiches wurden im Herbst 1923 antisemitische Ausschreitungen gemeldet, insbesondere aus Oberschlesien, das sich nach den gerade erst verebten deutsch-pol-

nischen Grenzkämpfen ohnehin noch in Bürgerkriegsstimmung befand. In Beuthen, wo die grösste jüdische Gemeinde Oberschlesiens lebte, hatte bereits im Sommer 1922 die Ortsgruppe des Centralvereins Deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens (C. V.) in einem Brief an den Bürgermeister vor der «immer bedrohlicher werdenden antisemitischen Bewegung» in der Stadt gewarnt.⁷⁸ Nachdem im September 1923 bei Lebensmittelunruhen bereits organisierte Trupps von meist jugendlichen Schlägern angeblich jüdisch aussehende Passanten angegriffen und zusammengeschlagen hatten und sogar Granaten zur Explosion gebracht worden waren, steigerte sich die Gewalt am 5. Oktober zu einem regelrechten Pogrom. Von etwa 18 Uhr bis Mitternacht wüteten Hunderte von jungen Männern in der Beuthener Innenstadt und schlugen Menschen mit Knüppeln krankenhaushausreif. 20 Opfer erlitten schwere Verletzungen. Die *C. V.-Zeitung* berichtete, dass Rufe wie «Schlagt die Juden tot» oder «Morgen ist Hitler da, dann kaufen wir alles umsonst» laut wurden.⁷⁹

Die zionistische *Jüdische Rundschau* warnte davor, die antisemitische Bewegung, weil in München der Hitler-Putsch gescheitert sei, für erledigt zu halten: «Denn der Verstand, der die traurigen und beschämenden Tatsachen erkennt, vermag wenig gegenüber den entfesselten Leidenschaften, den triebhaften Affekten, die nicht nach wahr und unwahr fragen und nicht irre werden, selbst wenn Dinge geschehen, die die Massen an der Urteilskraft bisher blind verehrter Führer zweifeln lehren müssten. Zu tief hat sich der Antisemitismus in die Seelen eingefressen, er ist eine Volkskrankheit geworden, gegen die apologetische Argumentation wenig auszurichten vermag.»⁸⁰

Volksgemeinschaft

«Volksgemeinschaft», so Hans-Ulrich Thamer, wurde in diesen Jahren zu der «beherrschenden politischen Deutungsformel».⁸¹ Nahezu alle Parteien der Weimarer Republik propagierten die Volksgemeinschaft als politisches Programm – allerdings mit ganz unterschiedlichen Ausdeutungen.

Die Liberaldemokraten in der Deutschen Demokratischen Partei (DDP), die, unter anderen mit Hugo Preuss in ihren Reihen, als die Verfassungspartei par excellence galt, propagierten die Volksgemeinschaftsidee, um den Klassenkampfgedanken zu bekämpfen und die soziale Einheit der Nation herzustellen.

Mit dem Slogan «Demokratie heisst Überwindung des Klassenkampfgedankens durch Volksgemeinschaft» zog die DDP 1924 in den Wahlkampf. Ihre Differenz zu den rechten Propagandisten der Volksgemeinschaft bestand in der Stellung zur Verfassung. Für die Linksliberalen war die Volksgemeinschaft unverzichtbar mit der Demokratie verbunden. Die Weimarer Reichsverfassung, so der Angestelltenfunktionär Gustav Schneider auf dem Parteitag 1924 in Weimar, bilde die Grundlage, «auf der allein echte Volksgemeinschaft möglich ist».⁸²

Die rechtsliberale Deutsche Volkspartei (DVP) verstand sich hingegen von vornherein als bürgerliche Sammlung gegen «links», als Verteidigerin europäischer Kultur gegen «asiatischen Bolschewismus». Während der rechte Parteiflügel zum «scharfen Kampf gegen die marxistische Sozialdemokratie» aufrief, sollte die DVP nach der Vorstellung ihres Vorsitzenden Gustav Stresemann eine Partei der Mitte sein, die «weder radikal nach rechts, noch radikal nach links sein will, sondern bewusst den Ausgleich der Interessen zustrebt»⁸³ und daher sowohl mit der Sozialdemokratie als auch mit den Deutschnationalen Regierungskoalitionen eingehen konnte. «Wenn man diese Politik eine Politik des schwächlichen Kompromisses nennt, » so Gustav Stresemann in einer Rede 1923 vor Parteidelegierten, «so möge man bedenken, dass mehr Charakter zu ihr gehört als zur Kritik und Opposition. Die Politik der Volksgemeinschaft ist kein Idol und keine Phrase. Wer sie dafür hält, der gibt damit den Glauben an die deutsche Zukunft auf.»⁸⁴

Für das Zentrum lag das Konzept der Volksgemeinschaft eher fern, blieb die Partei doch eine auf die katholische, ländliche Bevölkerung bezogene politische Kraft.⁸⁵ Doch auch im Zentrum setzte sich der neue, mächtige Begriff durch: «Die Zentrumspartei ist die christliche Volkspartei, die bewusst zur deutschen Volksgemeinschaft steht und fest entschlossen ist, die Grundsätze des Christentums in Staat und Gesellschaft, in Wirtschaft und Kultur zu verwirklichen», hiess es im Programm 1922.⁸⁶ Den Kandidaten des Zentrums für die Reichspräsidentenwahl 1925, Wilhelm Marx, präsentierte die Partei als «Präsidenten der Volksgemeinschaft».⁸⁷ Das gilt auch für die Basis der Partei in der Region, wie Oded Heilbronner für Baden beobachtet, wo «Volksgemeinschaft» als zentraler Slogan die politische Propaganda des Zentrums durchzog.⁸⁸

Selbst die Sozialdemokraten bündelten mit der Volksgemeinschaft an. Die labile Situation nach dem Zusammenbruch des Kaiserreichs, in der die Sozialde-

mokraten die politische Verantwortung übernahmen und sich von den revolutionären Aufstandsversuchen von links bedroht fühlten, führte zu einer Rhetorik der inneren Geschlossenheit, der Einheit und Abwehr jedweder Spaltung. Konsequenter hiess es im Görlitzer Programm von 1921: «Die Sozialdemokratische Partei Deutschlands ist die Partei des arbeitenden Volkes in Stadt und Land. Sie erstrebt die Zusammenfassung aller körperlich und geistig Schaffenden, die auf den Ertrag eigener Arbeit angewiesen sind, zu gemeinsamen Erkenntnissen und Zielen, zur Kampfgemeinschaft für Demokratie und Sozialismus.»⁸⁹

Zwar verschob sich die Diktion nach der Spaltung der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei 1920, deren einer Teil zu den Kommunisten ging und der andere Teil zwei Jahre später zur SPD zurückkehrte, wieder nach links. Im Heidelberger Programm von 1925 tauchte der Begriff «Volksgemeinschaft» nicht mehr auf. Aber verschwunden war der Terminus damit keineswegs. Friedrich Ebert, im Februar 1919 zum Präsidenten gewählt, appellierte gleich am ersten Amtstag an die Einigkeit der «Volksgenossen». Bis zu seinem Tod 1925 erschien in seinen Reden immer wieder die «Volksgemeinschaft», die nötig sei, um Einheit, Geschlossenheit und Selbstbehauptung zu gewähren.⁹⁰

Nicht zuletzt unter den jungen Sozialdemokraten gab es nicht wenige, für die Sozialismus in erster Linie Gemeinschaft hiess. Gerade für diejenigen, die von der Jugendbewegung her zu den Sozialisten gestossen waren, bedeutete Sozialismus vornehmlich Erlebnis, Erfahrung und Gefühl.⁹¹ Zu Ostern 1923 traf sich eine Gruppe von rund hundert Jungsozialisten, darunter die Hälfte aus den besetzten rheinischen Gebieten, in Hofgeismar bei Kassel, um, wie es einer der Organisatoren formulierte, ein «neues positives Volksbewusstsein» zu gewinnen. Obwohl die Referate fern jedes aggressiven Nationalismus waren, war Volksgemeinschaft doch ein Schlüsselbegriff für die Gefühle, die die Teilnehmer Umtrieben.⁹² Der theoretische Kopf des Hofgeismar-Kreises, der Staatsrechtler Hermann Heller, dessen demokratische Überzeugung nicht in Frage steht, versuchte als sozialdemokratische Antwort auf die nationalistische Herausforderung Sozialismus und Nation zu verbinden: «Sozialismus bedeutet keineswegs das Ende, sondern die Vollendung der nationalen Gemeinschaft, nicht die Vernichtung der nationalen Volksgemeinschaft durch die Klasse, sondern die Vernichtung der Klasse durch eine wahrhaft nationale Volksgemeinschaft.»⁹³ Zwar unterlag der Hofgeismar-Kreis in der politischen Auseinandersetzung innerhalb der Jungsozialisten, aber

etliche seiner Protagonisten wie Theodor Haubach und Carlo Mierendorff, die später zum Widerstand gegen Hitler gehören sollten, blieben engagierte und einflussreiche Sozialdemokraten im Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold, dessen Betonung des nationalen Zusammenstehens und Bereitschaft, mit allen Kräften zur Verteidigung der Republik zusammenzuarbeiten, die Hofgeismarer anzog.⁹⁴

Wolfgang Hardtwig macht zu Recht darauf aufmerksam, dass zu Beginn der Weimarer Republik vor allem Demokraten den Begriff «Volksgemeinschaft» in ihrer politischen Rhetorik verwandten. Nach der Erfahrung des verlorenen Weltkrieges, nach der politischen Gewalt von Revolution und Konterrevolution und nach der empfundenen Demütigung durch die Rheinlandbesetzung sei die Forderung nach Einheit und Grösse der Nation, nach Beendigung von Spaltung und Klassenkampf allzu verständlich gewesen. Noch in der Abwehr der Bedrohung der Republik durch die Nationalsozialisten versuchten die Demokraten, mit dem Begriff der Volksgemeinschaft die verfassungsloyalen Kräfte zu sammeln.⁹⁵

Gespeist aus dem gemeinsamen Fronterlebnis, dass im Schützengraben alle Standes-, Bildungs- und Klassenunterschiede verschwinden, war der Impuls gerade unter den jungen Akademikern, «ins Volk» zu gehen, nach dem Krieg besonders stark, wie überhaupt die Jugendbewegung sich der Idee der Volksgemeinschaft sehr zugeneigt zeigte. So forderte der katholische Sozialreformer und Studentenführer Carl Sonnenschein auf dem Ersten Studententag im Juli 1919: «Wir brauchen Akademiker, die ihr Volk lieben und zu ihrem Volke halten, deren Evangelium nicht die ‚Distanz‘, sondern die Volksgemeinschaft ist. Weg mit der Monokelhaftigkeit und weg mit dem Kastengeist! Wir wollen zu unserem Volke gehören.»⁹⁶ Protagonisten der Volksbildungsbewegung in der Weimarer Republik folgten derselben Intention. Der sozialdemokratische Kultusminister Preussens Konrad Haenisch begründete seine Bemühungen, Volkshochschulen aufzubauen, mit der Notwendigkeit einer «Arbeitsgemeinschaft aller Volkskreise»: «Wir müssen Brücken schlagen zwischen dem kleineren Volksteil, der geistig arbeitet, und dem immer grösser bleibenden Teile unserer Volksgenossen, der mit der Hand schafft, aber geistig hungrig ist.»⁹⁷ Aber auch junge Volksschullehrer und Pfarrer fühlten sich dem Aufbau einer Volksgemeinschaft verpflichtet. Etwa zweitausend Landpfarrer gehörten in der Weimarer Republik der sogenannten Dorfkirchen-Bewegung an, die neues «Volksbewusstsein» in die Dörfer tragen und die Einhei-

mischen aus der Enge des dörflichen Gesichtskreises in das Ganze eines befreiten Volkes führen wollten. Volksgemeinschaft wurde geradezu «eine religiöse Weihe zuteil; eine profane Kategorie wurde zum Hoffnungsträger der Dorfkirche stilisiert». ⁹⁸

Nicht nur in den politischen Parteien, auch in den zahlreichen Vereinen, die seit dem 19. Jahrhundert zu den wichtigsten konstitutiven Elementen der deutschen bürgerlichen Gesellschaft zählten und Millionen von Menschen in Deutschland organisierten, war Volksgemeinschaft eine zentrale Vokabel. Der Fussballsport, der sich in der Weimarer Republik zu einer Massensportbewegung entwickelte, erhob für sich den Anspruch, «Volksgemeinschaft im kleinen» zu sein. Fast in jedem Jahresbericht eines DFB-Landesverbandes war zu lesen, dass nach dem Wegfall des Militärdienstes dem Fussball insbesondere die Aufgabe einer «Neugesundung der Volkskraft» und «Stärkung des Volkskörpers» zukomme. Gerade der Fussball als Mannschaftssport sollte der «Erziehung zur Gemeinschaft» dienen, da sich der Einzelne zum Wohl und zur Leistungsfähigkeit des Ganzen einzuordnen habe. ⁹⁹

Für die Nationalsozialisten war der Begriff der «Volksgemeinschaft» zentral. Die NSDAP präsentierte sich als junge, klassenübergreifende «Volkspartei», und Adolf Hitler vereinigte das Charisma eines «Führers» des gesamten Volkes auf sich, der sich entschlossen gab, die Wünsche nach Kontinuität und Veränderung, nach Einheit und Heil in einer künftigen «Volksgemeinschaft» zu erfüllen. Selbst im liberalen Südwesten Deutschlands gelang es der NSDAP zum Beispiel, die schal gewordene Vereinskultur vor Ort zu übernehmen, indem die Ortsgruppen auf der einen Seite sich in ihren Aktivitäten an den lokalen Vereinen orientierten und auf der anderen Seite deren Honoratiorengelundenheit aufbrachen und alle «Volksgenossinnen und Volksgenossen», ob Katholik oder Protestant, Bauer oder Handwerker, Kaufmann oder Arbeiter, Mann oder Frau ansprachen und einladen mitzuwirken. Insbesondere das katholische Kleinbürgertum, das sich seit der protestantisch-preussischen Reichsgründung und dem Bismarckschen Kirchenkampf im kulturellen Abseits befand, ergriff bereitwillig diese Gelegenheit, der Isolation zu entkommen. In anderen Regionen wie Niedersachsen konnte die NSDAP an die Politik der nationalistischen Vereine wie der Wehrverbände anknüpfen und vom Zerfall der bürgerlichen Parteien vor Ort profitieren, indem die Nationalsozialisten ausdrücklich jedwede Standesschranken von sich

wiesen und ihre Organisationen als kleine Abbilder der «Volksgemeinschaft» priesen, denen jeder Mann und jede Frau, vorausgesetzt sie waren nicht jüdisch, ungeachtet ihres Vermögens, Berufs oder ihrer gesellschaftlichen Stellung beitreten konnten.¹⁰⁰

Bei aller Inklusionsrhetorik auch auf der Seite der völkischen Rechten war bei ihnen die Volksgemeinschaft jedoch vor allem durch Grenzen, durch Exklusion bestimmt. Nicht so sehr die Frage, wer zur Volksgemeinschaft gehörte, beschäftigte die Rechte als vielmehr, wer nicht zu ihr gehören durfte, eben jene bereits sprachlich ausgegrenzten «Gemeinschaftsfremden», allen voran die Juden. Der Antisemitismus spielte dabei die entscheidende Rolle. Denn in der Konstruktion des Volkes als «natürlicher Blutsgemeinschaft», die zu seiner eigenen politischen Ordnung – die eben nicht der bürgerlich-liberale Nationalstaat war – finden müsse, war die rassistische, antisemitische Grenzlinie untrennbar eingelassen. Die nationalsozialistische Volksgemeinschaft war durch den Antisemitismus konstituiert; dieser befeuerte auch ihre Radikalität und ihr Destruktionspotential. «Staatsbürger kann nur sein, wer Volksgenosse ist. Volksgenosse kann nur sein, wer deutschen Blutes ist, ohne Rücksichtnahme auf Konfession. Kein Jude kann daher Volksgenosse sein» – so stand es unmissverständlich im Parteiprogramm der NSDAP aus dem Jahre 1920. Der Antisemitismus bildete das zentrale Differenzkriterium zu jenen Volksgemeinschaftsvorstellungen, die im «Augusterlebnis» ihren Referenzpunkt sahen, denn der «August 1914» schloss ja ausdrücklich alle Deutschen ein, auch Juden und Sozialdemokraten, die sich von ihrem Patriotismus nicht zuletzt Anerkennung in der Mehrheitsgesellschaft erhofften.

Gerade in der anti-pluralen Intention von Volksgemeinschaft, mit der die reale Weimarer Demokratie scharf abgelehnt wurde, steckte eine starke Zukunftsorientierung des Begriffs, denn Volksgemeinschaft existierte demnach noch nicht, sondern musste erst noch hergestellt werden – Volksgemeinschaft als eine «Politik der Verheissung» (Thomas Mergel).¹⁰¹ In der Kritik an den bestehenden Verhältnissen und dem «Willen zur Veränderung», wie er im Begriff der Volksgemeinschaft zum Ausdruck kommt, so Martin Broszat, entfaltete sich eine mächtige «soziale Schubkraft, die der NSDAP zugute kam. [...] Sie äusserte sich bereits in der ‚Kampfzeit‘ in der unerhörten Betriebsamkeit, Improvisationsfähigkeit, Aufopferung und Energie ihrer Mitglieder und Anhänger. Sie erklärt aber vor allem die ausserordentliche Leistungs- und Einsatzbereitschaft grosser Teile der Nation während des Hitler-Regimes.»¹⁰²

Unzweifelhaft lag der Kern einer Volksgemeinschaft, wie die bürgerlichen Parteien und Sozialdemokraten oder auch die zahlreichen Vereine sie verstanden, in einer die sozialen Gegensätze harmonisierenden oder auf eine klassenlose Gesellschaft zielenden Inklusion aller Bevölkerungsteile und in der Herstellung einer politischen Einheit des Volkes auf der Grundlage der Verfassung, nicht gegen sie. Dennoch ist die Distanz zu einem westlich-liberalen Konzept von Demokratie nicht zu übersehen. Über die soziale Utopie der Klassenharmonie hinaus konnte Volksgemeinschaft durchaus auch als die Ausschaltung politischer Pluralität ausgelegt werden. Während die republikanischen Kräfte keine überzeugende integrierende Semantik für eine pluralistische, offene Gesellschaft fanden, wie es beispielsweise nach 1945 mit dem Begriff der Sozialen Marktwirtschaft gelang, sondern sich stattdessen in der Rhetorik von Volksgemeinschaft und Führer verstrickten, vermittelten die Nationalsozialisten durch Propaganda, Auftreten und Organisation den Eindruck, dass sie die Vision der Volksgemeinschaft zur unmissverständlichen Leitlinie ihrer Politik erhoben hatten und bereits über den unumstrittenen Führer verfügten, von dem andere nur redeten.

Luise Solmitz, die sich im November Stresemann als «Führer in einem Direktorium der bürgerlichen Mitte» gewünscht hätte, schaute am Ende des deutschen Katastrophenjahres mit Bewunderung nach Italien: «Mussolini, der Faschist, hat sein erstes Regierungsjahr hinter sich. – Er hat sich bewährt. – Wie Italien überhaupt, – Gertrud Bäumer bestätigt es, – einen glänzenden Aufschwung genommen hat. – Ordnung, Arbeit, Verdienst, Selbstbewusstsein. – Die Glücklichen.» Und resümierte zum Jahresende: «1923 war wirtschaftspolitisch ein Chaos, ein Versinken im Schlamm der Papierflut, bis der November die von allen Nichtschibern sehnlichst erwünschte Festlegung der Mark brachte und uns die Angst vorm Dollar, der nun wieder 4, 20 Mark ist, nahm. 1923 brachte uns das grösste Leid durch die Ungeheuerlichkeit der Ruhrbesetzung, zeigte uns, was im 20. Jahrhundert noch möglich ist an Raubpolitik. Die einzige Hoffnung ist, allmählich auch aussenpolitisch zu erstarken. Und nun heisst es wieder mal, sich ein Herz fassen fürs neue Jahr.»¹⁰³

Für Luise Solmitz waren dies auch privat schwierige Jahre. 1912 hatte sie auf der Überfahrt nach England Friedrich Wilhelm Solmitz kennengelernt, elf Jahre älter als sie, damals Maschinenbau-Student an der Technischen Hochschule in Darm-

stadt. Eine stürmische Affäre begann, die jedoch von einem Familiengeheimnis begleitet war: Friedrichs Eltern waren jüdisch, was er verbarg, zumal seine Mutter mit den Kindern nach dem Tod des Vaters 1881 zum Protestantismus konvertiert war, wie so viele deutsche Juden – auch Victor Klemperer. Friedrich («Fredy»), Major im Ersten Weltkrieg, schwer verwundet und nach dem Krieg Bezieher eines Ruhegehalts, das er durch kleinere Aufträge aufbesserte, von strikt deutschnationaler Gesinnung, weigerte sich jedoch, Luise zu heiraten, um sie nicht mit einem «jüdischen Makel» zu belasten, selbst als sie schwanger wurde und 1920 die Tochter Gisela geboren wurde. Luise fand für ein Jahr Zuflucht bei ihrem Bruder in Berlin, konnte nach ihrer Rückkehr nach Hamburg jedoch als unverheiratete Mutter nicht mehr ihren Lehrerinnenberuf ausüben. Sie ging eine Versorgungsehe ein; doch nun trat Friedrich wieder energisch auf den Plan und reklamierte die Vaterschaft. Luise liess sich Ende 1924 scheiden, und beide heirateten im April 1925. Die Familie bezog eine kleine Stadtvilla in der Kippingstrasse in Hamburg-Harvestehude, die Friedrich von seiner Mutter geerbt hatte. Luise wurde nun ganz Hausfrau und Mutter.¹⁰⁴



*Gustav Stresemann (links) und Hans Luther in Locarno, 1925.
(Ausschnitt)*

4.

Locarno 1925 – Aussenpolitik als Gesellschaftsausflug

«Locarno (205 m), deutsch Luggarus, alte Stadt von 4'600 Einw., im späteren Mittelalter zum Herzogtum Mailand gehörig, seit 1513 schweizerisch, an der Mündung der Maggia in den Langensee, wird als Winterkurort und im Frühjahr und Herbst als Übergangsstation besucht und bildet mit den zugehörigen Nachbarorten eine Kurgemeinde von 8600 Einwohnern. In dem milden Klima gedeihen Feigen-, Oliven- und Granatbäume; in den Gärten blüht im August die Myrte. Bauart und Bevölkerung sind ganz italienisch.»¹ So beschreibt der Baedeker (Aufgabe von 1920) den Ort Locarno. Hier trafen sich vom 5. bis zum 16. Oktober 1925 die Aussenminister Frankreichs, Belgiens, Grossbritanniens, Deutschlands, Polens, der Tschechoslowakei sowie Vertreter Italiens zu einer Konferenz, mit der Deutschland nach einhelliger Auffassung der Zeitgenossen wie der Historiker wieder gleichberechtigt in den Kreis der europäischen Mächte aufgenommen wurde.

Wenn im Folgenden auch die politischen Ergebnisse dargestellt werden, so soll doch, da das Vertragswerk von Locarno in keinem Geschichtsbuch über die Zwischenkriegszeit fehlt, die Konferenz selbst im Mittelpunkt stehen. Denn so festgeschrieben der Vertrag am Ende einer solchen Zusammenkunft erscheint, so unsicher und volatil, begleitet von Erwartungen, Hoffnungen, Enttäuschungen, entfaltete sich die Konferenz, die oft gerade in ihren buchstäblich abseitigen, gleichsam privaten Unterredungen ihre wichtigen Impulse erhielt. Daher richtet sich der Blick dieses Kapitels auf «the making of», die Entstehung des Vertragswerks in Locarno, auf den Konferenzverlauf selbst und die Interaktion wie den zeitgenössischen Horizont der Akteure – gewissermassen wird hier eine Alltagsgeschichte der Diplomatie erzählt.

Annäherungen

Das Scheitern der deutschen Politik des passiven Widerstands und deren Abbruch durch die neue Reichsregierung unter Gustav Stresemann im September 1923 sah nur auf den ersten Blick wie eine alleinige Niederlage Deutschlands aus. Denn auch das französische Kalkül, sich mit der militärischen Besetzung des Ruhrgebiets ein Faustpfand zu verschaffen und die deutschen Reparationsschulden mittels erzwungener Kohle- und Stahllieferungen zu begleichen, war nicht aufgegangen. Die Besetzung kostete weit mehr, als die materiellen Lieferungen einbrachten, politisch hatte sich die französische Regierung in eine Sackgasse manövriert. Mit dem Kurswechsel der deutschen Politik eröffnete sich die Chance, die europäische Zusammenarbeit auf eine neue Grundlage zu stellen, was vor allem Grossbritannien und die USA nicht ungenutzt verstreichen lassen wollten.²

Vier Jahre nach Abschluss des Versailler Vertrages war die behutsame Integration Deutschlands als gleichberechtigtes Mitglied der europäischen Mächte fällig, was angesichts der Wunden, die der Erste Weltkrieg geschlagen hatte, nicht einfach war. Für Frankreich standen die Sicherheit vor einem möglichen erneuten Angriff Deutschlands und die Reparationen für die Verwüstungen, die der Krieg in Frankreich angerichtet hatte, im Mittelpunkt. Die militärische Macht Deutschlands sollte gebrochen oder zumindest begrenzt werden – wie es im Versailler Vertrag festgelegt worden war. Die alliierte Besetzung und teilweise Entmilitarisierung der Rheinlande stellten substantielle Mittel dar, in Sicherheit vor Deutschland leben zu können. Sollte es, wie von Deutschland gefordert, zu einem früheren Abzug der alliierten Truppen und der Wiederherstellung der deutschen Souveränität in den Rheinprovinzen kommen, waren die Garantie der deutsch-französischen Grenze und bindende Sicherheitszusagen Deutschlands unverzichtbar.³

Für Grossbritannien und die USA war eine europäische Sicherheits- und Friedenspolitik eng mit dem 1919 gegründeten Völkerbund verbunden, wobei die USA, deren Präsident Woodrow Wilson die Idee eines Völkerbundes als Schiedsinstanz für internationale Streitigkeiten noch während des Ersten Weltkrieges eingebracht hatte, dem Völkerbund aufgrund der Ablehnung im US-Senat nicht beigetreten war und daher auf die Völkerbundpolitik nur indirekt Einfluss neh-

men konnte. Zwar war ein Krieg zwischen Staaten in der Satzung des Völkerbundes nicht ausgeschlossen worden, aber die Legitimation einer militärischen Auseinandersetzung an etliche Schiedsverfahren gebunden, die den Konflikt vorher entschärfen und beilegen sollten. Letztlich – so die vereinbarte völkerrechtliche Prozedur – hatte der Völkerbundrat, dem die ständigen Mitglieder Frankreich, Grossbritannien und Italien sowie zwölf nichtständige Mitglieder angehörten, einstimmig über Krieg und Frieden zu entscheiden. Die britische Politik zielte deshalb darauf, Deutschland als Vollmitglied in den Völkerbund aufzunehmen und ihm sogar einen Platz als ständiges Mitglied des Völkerbundes einzuräumen. Zwar war das Deutsche Reich durch den Versailler Vertrag an die Satzung des Völkerbundes gebunden worden, ohne indes als Mitglied zugelassen worden zu sein und die Völkerbundregeln mitbestimmen zu können. Nun sollte es als gleichberechtigtes Mitglied konstruktiv an der Beilegung internationaler Konflikte beteiligt werden.⁴

So sehr auch die führenden deutschen Politiker die Rückkehr in den Kreis der europäischen Grossmächte wünschten, so stark waren doch die Hindernisse auf dem Weg in den Völkerbund. Nicht nur, dass er Teil des verhassten Versailler Vertrages war, sondern vor allem, dass mit dem Eintritt die Achtung der territorialen Integrität der europäischen Nachkriegsordnung verbunden war, stellte das Problem aus der deutschen Perspektive dar. So hatte der Völkerbund im Falle von Oberschlesien in den Augen vieler Deutscher deutsche Interessen und internationales Recht missachtet: Trotz des Volksentscheids vom März 1921, in dem sechzig Prozent für einen Anschluss an Deutschland, vierzig Prozent an Polen votiert hatten, beendete der Völkerbund den daraufhin aufgebrochenen gewalttätigen Konflikt zwischen Polen und Deutschen durch einen Teilungsschiedsspruch und sprach Ostoberschlesien Polen zu. Aus deutscher Sicht sollten die territorialen Abtretungen an Polen, insbesondere Westpreussens, ebenso wie die staatlich freie Stellung Danzigs unter Aufsicht des Völkerbundes rückgängig gemacht werden. Für zahlreiche deutsche Politiker, einschliesslich Gustav Stresemann, war die Existenz Polens als eigener Nationalstaat überhaupt von Übel. Sollte Deutschland also in den Völkerbund aufgenommen werden, so durfte nach Ansicht der deutschen Politik damit die Möglichkeit einer Revision der Ostgrenzen nicht versperrt werden.⁵

Pragmatisch und vordringlich musste jedoch zunächst die Frage der Reparationen geklärt werden. Trotz des Abbruchs des «passiven Widerstands» blieb ja das Problem bestehen, dass das Deutsche Reich wirtschaftlich nicht in der Lage

war, die Reparationszahlungen in der geforderten jährlichen Höhe zu leisten. Ohne die Gesamthöhe anzutasten, waren die britische und amerikanische Politik daher bemüht, den Zahlungsmodus zu verändern, Deutschland durch Streckung und Stundung der Zahlungen entgegenzukommen. Im Dezember 1923 hatten die britischen Konservativen bei den Unterhauswahlen eine drastische Niederlage erlitten, und die Labour Party stellte mit Ramsay MacDonald den Premierminister, der als entschiedener Befürworter einer auf Gleichberechtigung Deutschlands beruhenden Friedensordnung in Europa galt.⁶ Auch in Frankreich zeichneten sich nachhaltige politische Veränderungen ab. In den Wahlen im Mai 1924 errang das Mitte-Links-Bündnis unter Édouard Herriot den Sieg und unterstützte, nicht zuletzt verkörpert durch den Aussenminister Aristide Briand, die pragmatische britisch-amerikanische Politik gegenüber Deutschland.⁷

Ein Sachverständigenausschuss unter Leitung des amerikanischen Finanzpolitikers Charles Dawes legte einen neuen Tilgungsplan fest, der für 1924 einen Betrag von 1 Milliarde Reichsmark vorsah, der dann in den folgenden fünf Jahren bis auf 2, 5 Milliarden Reichsmark jährlich ansteigen sollte. Damit war Deutschland deutlich entlastet, wenngleich die Tilgungen nun bis in die 1980er Jahre reichen würden. Im Nachgang dieser Stabilisierung flossen Milliarden amerikanischer Kredite nach Deutschland, die zum Wirtschaftsaufschwung des Landes nach dem desaströsen Jahr 1923 erheblich beitrugen. Nicht zuletzt sagte Frankreich im Zuge des Dawes-Plan zu, das besetzte Ruhrgebiet binnen eines Jahres zu räumen und künftig auf eine Politik der Faustpfänder zu verzichten – eine deutliche Abkehr von der bisherigen Politik gegenüber Deutschland.⁸

Obwohl der Plan von Charles Dawes, der dafür 1925, zusammen mit dem britischen Aussenminister Chamberlain, mit dem Friedensnobelpreis geehrt wurde, den deutschen Interessen sehr weit entgegenkam, war die Ratifizierung des Vertrages im Reichstag keineswegs gewährleistet. Im Wahlkampf zu den Reichstagswahlen am 4. Mai 1924 spielte der Dawes-Plan eine gewichtige Rolle. Während die Reichsregierung unter dem Zentrumspolitiker Wilhelm Marx ebenso wie die Sozialdemokraten den Dawes-Plan befürworteten, kritisierten ihn die Kommunisten und vor allem die völkische Rechte als «Versklavung» und «zweites Versailles».⁹

Erstarken der Rechten

Die Wahlen brachten der Rechten einen grossen Erfolg. Die Deutschnationalen wurde mit 19,5 Prozent nach den Sozialdemokraten zweitstärkste Partei. Die mit den Nationalsozialisten, deren Partei nach dem Putsch 1923 verboten worden war, verbündete Deutschvölkische Freiheitspartei erhielt 1,9 Millionen Stimmen, was einem Anteil von 6,5 Prozent entsprach. Auch die KPD gewann stark hinzu. Hatte sie 1920 noch bei gut 2 Prozent der Stimmen gelegen, errang sie nun über zwölf Prozent, in erster Linie aus den Reihen der einstigen USPD, die sich im Oktober 1920 gespalten hatte. Zwar hielt die SPD mit über 20 Prozent ihren Stimmenanteil, aber angesichts dessen, dass zahlreiche ehemalige USPD-Mitglieder nach der Spaltung wieder zur SPD zurückgekehrt waren, war es de facto ein herber Verlust. Die wiedervereinigte Sozialdemokratie konnte 1924 weniger Stimmen auf sich vereinigen als die Mehrheitssozialdemokraten 1920. Und auch die bürgerlichen Parteien verloren. Die Gegner des Dawes-Plans und der Annäherung an die einstigen alliierten Westmächte gewannen also an Boden.

Dementsprechend gestaltete sich die Bildung einer neuen Reichsregierung schwierig. Stresemann unterstützte eine Regierungsbeteiligung der Deutschnationalen, verlangte aber, dass sie den Dawes-Plan akzeptierten, während diese wiederum die Ablösung Stresemanns als Aussenminister forderten. Heraus kam ein erneutes Kabinett unter Wilhelm Marx mit Zentrum, DDP und DVP, das sich indes nur auf eine Minderheit der Abgeordneten stützen konnte. Zwar konnte sich Marx bei der Verabschiedung der Gesetze zum Dawes-Plan auf die Hilfe der SPD verlassen, aber für ein Teilgesetz dazu war eine Zweidrittelmehrheit im Reichstag, und damit auch die Zustimmung der Deutschnationalen, nötig. Der Industrieverband warb für die Annahme; Reichspräsident und Reichsregierung drohten mit Neuwahlen, falls die Dawes-Gesetze nicht gebilligt würden. Um den Deutschnationalen entgegenzukommen, gab die Reichsregierung noch eine Erklärung zur Kriegsschuldfrage ab, in der sie festhielt, dass die «uns durch den Versailler Vertrag unter dem Druck übermächtiger Gewalt auferlegte Feststellung, dass Deutschland den Weltkrieg durch seinen Angriff entfesselt habe», den «Tatsachen der Geschichte» widerspreche. Solange Deutschland weiterhin als «Verbre-

cher an der Menschheit» stigmatisiert werde, hiess es, könne die «wahre Verständigung und Versöhnung zwischen den Völkern nicht vollendet» werden.¹⁰

Zwar stimmte die Hälfte der deutschnationalen Abgeordneten nun dem Londoner Abkommen zu, aber eine Regierungsbeteiligung erwies sich angesichts der inhaltlichen Differenzen als aussichtslos. So blieb schliesslich nur der Ausweg erneuter Wahlen, die am 7. Dezember 1924 stattfanden, aus denen die Sozialdemokraten und die Deutschnationalen gestärkt hervorgingen. Während Stresemann darauf beharrte, die Deutschnationalen einzubinden, lehnte Marx eine rechte Bürgerblock-Regierung ab und gab Anfang Januar den Auftrag zur Regierungsbildung zurück. Reichspräsident Friedrich Ebert beauftragte daraufhin den parteilosen Finanzminister Hans Luther, der nach dem Krieg Oberbürgermeister von Essen gewesen war, eine Regierung zu bilden, die nun aus Liberalen, dem katholischen Zentrum und den Deutschnationalen bestand – ein deutlich nach rechts verschobenes Kabinett, dem Gustav Stresemann wiederum als Aussenminister angehörte.¹¹

Wenige Wochen später, am 28. Februar, verstarb Ebert mit 54 Jahren an den Folgen einer Blinddarm- und Bauchfellentzündung. Luise Solmitz vermerkte mit Genugtuung die «endlich wieder erwachte internationale Höflichkeit» anlässlich von Eberts Beerdigung. «Herrlichste Kränze aus allen Ländern. Beileidsbezeugungen. Hoftrauer in Italien.»¹² Im ersten Wahlgang für seine Nachfolge Ende März 1925 erhielt der DVP-Kandidat Karl Jarres, ehemaliger Reichsinnenminister und Oberbürgermeister von Duisburg, der auch von den Deutschnationalen unterstützt wurde, mit knapp 39 Prozent die meisten Stimmen, gefolgt von dem Sozialdemokraten Otto Braun, dem Zentrumspolitiker und vormaligen Reichskanzler Wilhelm Marx und dem Kommunisten Ernst Thälmann. Nur 286'000 Stimmen, das entsprach 1,1 Prozent, erhielt der Kandidat der Nationalsozialisten, General Ludendorff, den Hitler absichtlich in diese Position gebracht hatte, damit er als Konkurrent innerhalb der völkischen Rechten aufgrund der erwartbaren Niederlage ausschied.¹³

Die SPD einigte sich mit Zentrum und DDP darauf, im zweiten Wahlgang Marx zu unterstützen; dafür wählten die drei Parteien in Preussen Otto Braun am 3. April zum Ministerpräsidenten. Dagegen bemühten sich Politiker der Rechten, den ehemaligen Feldmarschall Paul von Hindenburg, mittlerweile 78 Jahre alt, zur Kandidatur zu bewegen, was, nachdem Jarres eine erneute Bewerbung abgelehnt hatte, gelang.

Hier zeichnete sich bereits eine Spaltung der deutschen Gesellschaft ab, die sich nicht zuletzt durch die Fahnen, die ausgehängt wurden, deutlich zeigte. Der in der DDP aktive Bruder von Luise Solmitz unterstützte die Farben der Weimarer Republik Schwarz-Rot-Gold, ihr nationalkonservativer Ehemann Schwarz-Weiss-Rot, die alten kaiserlichen Farben. «Die Strassen schon tagelang schwarz weiss rot geflaggt. Im Norden und Osten Berlins soll es anders gewesen sein, aber es scheint doch, dass schwarz weiss rot über wiegt.» Und mit deutlich antisemitischem Unterton klagte sie: «Was hat der Jude Preuss für Unheil über uns gebracht!» und machte damit den Vater der Weimarer Verfassung, den Juristen Hugo Preuss, der die schwarz-rot-goldene Fahne als Staatsflagge vorgeschlagen hatte, für die Spaltung verantwortlich.¹⁴

Da die KPD weiterhin auf ihrem Kandidaten Thälmann beharrte sowie die katholische Bayrische Volkspartei sich von der Haltung des Zentrums absetzte und zur Wahl von Hindenburg aufrief, wurde der einstmalige kaiserliche Feldmarschall am 26. April mit 48,3 Prozent zum Nachfolger des Republikaners Ebert gewählt. Marx unterlag nur knapp, und hätte er die Thälmann-Stimmen erhalten, wäre Hindenburg verhindert worden. Die Wahl fiel Luise Solmitz nicht leicht: «Marx ist einem kulturfremd und Hindenburg so alt. [...] Ich konnte Hindenburg nicht wählen. Es war der Gedanke an den alten, müden Mann, der wahrscheinlich zum Spielball ausersehen war.»¹⁵ So wählte sie doch Marx, obwohl ihr Ehemann sie bedrängte, ihre Stimme Hindenburg zu geben. Aber knapp die Hälfte der wahlberechtigten Deutschen vertraute dem Nimbus eines starken militärischen Führers aus der Vergangenheit mehr als den demokratischen Politikern der Republik.

Vorbereitungen einer Konferenz

Die aussenpolitische Lage blieb trotz des Londoner Abkommens fragil. Obwohl die Räumung der Kölner Zone am 10. Januar 1925 fällig war, zogen sich die französischen Truppen nicht zurück. Die britischen Konservativen hatten in den Wahlen Ende Oktober 1924 einen hohen Sieg infolge der Furcht vor dem Bolschewismus errungen, der von der Labour Regierung angeblich drohte, und liessen erkennen, dass sie mehr einem Sicherheitspakt mit Frankreich zuneigten als einer multilateralen Verständigungspolitik, die Deutschland als gleichberechtigten Partner einschloss.¹⁶

Stresemann unternahm daher zu Beginn des Jahres 1925 eine Reihe von Initiativen, um die Verhandlungen wieder in Gang zu bringen. Unterstützt wurde er dabei massgeblich von Carl von Schubert, der im Dezember 1924 als neuer Staatssekretär im Auswärtigen Amt berufen worden war. Schubert, zu diesem Zeitpunkt 42 Jahre alt, Sohn eines preussischen Generals und der Tochter eines Saarindustriellen, der dem Enkel ein grosses Vermögen vermachte, galt als engagierter Vertreter einer Westorientierung der deutschen Aussenpolitik und begleitete im Oktober Stresemann nach Locarno. In Schuberts Villa in der Margarethenstrasse traf sich die «feine Gesellschaft» Berlins, Politiker, Diplomaten, Wirtschaftsführer, Prominente. Über Schuberts Ehefrau, geborene Gräfin von Harrach, schrieb Harry Graf Kessler, dass sie innerlich wie äusserlich «die schöne, elegante, impertinente Aristokratin geblieben [sei], für die Stresemann, Luther, die Parlamentarier überhaupt noch immer ‚Leute‘ sind, ein groteskes Bürgergesindel, das sich gegen alle Ordnung an die Macht gesetzt hat».¹⁷

Anfang Februar 1925 überreichte die deutsche Seite Frankreich und Grossbritannien ein Memorandum zur Sicherheitsfrage im Westen, das einen Kriegsverzicht zum Ausgangspunkt nahm und friedliche Regelungen von Konflikten durch Schiedsverträge anbot. England und Italien sollten zudem als Garantmächte in das Abkommen mit einbezogen werden. Allerdings war die Frage der Ostgrenzen offengehalten worden. Die Reaktionen aus London und Paris waren durchaus positiv. Der britische Aussenminister Austen Chamberlain begrüsst die deutschen Vorschläge ausdrücklich. Auch in den USA wurden diese Annäherungen zustimmend zur Kenntnis genommen, obgleich sich die Vereinigten Staaten nicht direkt an den Verhandlungen beteiligten. In Polen indes sah man die Entwicklung mit grossem Misstrauen. Aussenminister Skrzynski reiste Anfang März nach Paris, um darauf zu drängen, dass kein Schiedsvertrag abgeschlossen werde, der eine Revision der deutsch-polnischen Grenze zulasse.¹⁸

In den folgenden Gesprächen von Schubert und Luther mit britischen Vertretern stand das Problem des Paragraphen 16 der Völkerbundsatzung im Vordergrund, der auch in den späteren Verhandlungen in Locarno eine grosse Rolle spielen würde. Der Paragraph sah vor, dass sich die Mitgliedsstaaten in einem gegebenen Konfliktfall an wirtschaftlichen Boykottmassnahmen beteiligen, Truppen für einen militärischen Einsatz im Namen des Völkerbundes stellen und anderen Truppen, die im Auftrag des Völkerbundes handelten, den Durchmarsch durch

das eigene Territorium erlauben würden. Für die deutsche Regierung war hingegen unabdingbar, dass sie selbst das Mass ihrer Teilnahme an den Sanktionen bestimmte. Die britische Seite akzeptierte, dass ein entwaffneter Staat wie Deutschland sich nicht an militärischen Einsätzen beteiligen könnte, lehnte aber eine gänzliche Ausnahmeregelung für Deutschland hinsichtlich des Paragraphen 16 ab.¹⁹

Im Reich machten die Deutschnationalen gegen Stresemanns Politik mobil, nicht zuletzt getrieben von den zahlreichen rechtsnationalistischen Verbänden. Die DNVP verlangte Stresemanns Rücktritt, obgleich sich dieser in Gesprächen mit deutschnationalen Reichstagsabgeordneten bemühte, die Wogen zu glätten. Die völkischen Nationalisten setzten auf eine Kooperation mit der Sowjetunion, da sie glaubten, damit einen Hebel in der Hand zu haben, um gegenüber den Alliierten weitreichende Forderungen durchzusetzen. Unterstützung erhielt Stresemann, der selbst vordem ein engagierter Wirtschaftsvertreter gewesen war, aus Wirtschaftskreisen, die sehr deutlich den Zusammenhang von internationaler Wirtschaftsentwicklung, Entspannung und Sicherheit erkannten.²⁰

Im Juni traf die erste französische Stellungnahme zu Stresemanns Sicherheitsinitiative ein, in der zwar die Idee eines Sicherheitspaktes akzeptiert, aber zugleich gefordert wurde, dass es Schiedsverträge, die von Frankreich garantiert würden, auch für Polen und die Tschechoslowakei geben, und Deutschland ohne Vorbedingungen in den Völkerbund eintreten müsse. Im Kabinett musste Stresemann sogar die Vertrauensfrage stellen, um gegen die deutschnationalen Vorbehalte anzukämpfen.²¹ Anfang August brachte die britische Seite eine baldige Ausserministerkonferenz ins Gespräch und regte eine Zusammenkunft von Juristen aus Frankreich, Grossbritannien und Deutschland an, um die Ministerkonferenz vorzubereiten.²²

Ruft man sich die langen Planungen von internationalen Konferenzen sowie die vollen Terminkalender von Ministern heutzutage in Erinnerung, so waren die Vorbereitungen für die Locarno-Konferenz ausgesprochen kurzfristig. Am 15. September schlug Frankreich als Termin Ende September oder Anfang Oktober vor. Als Konferenzort käme ein neutraler, zweckmässigerweise in der Schweiz gelegener Ort in Frage. Kabinettsintern gab Stresemann am 22. September bekannt, dass Locarno im Gespräch sei, damit Mussolini teilnehmen könne, der offenbar, wie aus der deutschen Botschaft in Rom gemeldet wurde, nicht zu einem weit ausserhalb Italiens liegenden Ort reisen würde. Zwar seien von Seiten der Presse Bedenken hinsichtlich der Fernverbindungen und Unterbringungsmöglichkeiten

geäussert worden, er würde dennoch Locarno zustimmen, damit, so das Protokoll wörtlich, «insbesondere Mussolini nicht verschnupfe».²³

Die Bedeutung der bevorstehenden Konferenz spielte Stresemann in der deutschen Ministerrunde herunter. Endgültige Beschlüsse würden in Locarno nicht gefasst, sondern in den jeweiligen nationalen Kabinetten erörtert werden, um dann eine grosse internationale Konferenz folgen zu lassen. Dennoch schossen die deutschnationalen Minister dagegen. Die Kriegsschuldfrage sollte hörbar thematisiert werden, und Vereinbarungen zu den deutschen Ostgrenzen lehnten sie gänzlich ab. Stresemann gab nach und veröffentlichte eine Erklärung zur Kriegsschuldfrage, die sofort auf den Unmut der Westalliierten traf, die darüber in keinem Fall verhandeln wollten. Allerdings wollten die Westmächte die Konferenz nicht schon, bevor sie überhaupt begonnen hatte, scheitern lassen und nahmen die deutsche Erklärung zur Kenntnis, ohne ihr offiziell weitere politische Bedeutung zuzumessen. Tatsächlich war die Frage der Kriegsschuld kein Thema in Locarno. Bezeichnend war die Reaktion des britischen Aussenministers Austen Chamberlain, der dem deutschen Botschafter gegenüber beklagte, so dessen Bericht, «dass wir Deutsche so aussergewöhnlich schwierig zu behandelnde Leute seien, die ausserdem immer glaubten, das letzte Wort behalten zu müssen. Deshalb die Erklärung über die Kriegsschuld jetzt abgegeben wurde, verstehe er nicht. Bislang sei darüber nicht verhandelt worden und nach seiner Meinung sei es überhaupt verkehrt, daran zu rühren. Das Urteil über diese Frage müsse der Geschichte überlassen bleiben.»²⁴

Die Teilnehmer – das alte und das neue Europa

Joseph Austen Chamberlain, 1863 in Birmingham geboren, war die Politik gewissermassen in die Wiege gelegt. Sein Vater war britischer Handels- und Kolonialminister, sein Halbbruder Arthur Neville Chamberlain wurde später Premierminister und handelte mit Hitler 1938 das Münchner Abkommen aus. Austen Chamberlain studierte Geschichte in Oxford, Paris und Berlin, begann seine politische Karriere als Bürgermeister von Birmingham, wurde Finanzsekretär im Schatzamt, Schatzkanzler und Staatssekretär für Indien, seit 1912 sass er für die Konservative Partei im Parlament. Nach dem Ersten Weltkrieg war er Finanzminister und Aussenminister, bis er 1929 aus der Politik ausschied und 1937 in London starb.²⁵

Sein fast gleichaltriger französische Kollege Aristide Briand kam aus bescheideneren Verhältnissen. Seine Eltern führten in der Loire-Hafenstadt Nantes, wo Aristide 1862 geboren wurde, ein kleines Café, in dem vornehmlich Matrosen und Hafendarbeiter verkehrten. Nach dem Umzug der Familie nach Saint-Nazaire besuchte Briand die höhere Bürgerschule und fiel durch seine aussergewöhnliche Intelligenz auf. Der Schulleiter förderte ihn, sorgte für ein Stipendium für das Lycée in Nantes, wo ihn der Schriftsteller Jules Verne entdeckte und unter seine Fittiche nahm. Nach dem Abitur arbeitete Briand zunächst in einer Anwaltskanzlei, ging dann aber nach Paris, um an der Sorbonne Rechtswissenschaft zu studieren. Als Anwalt kehrte er nach Saint-Nazaire zurück und wurde ein linker, sozial engagierter Strafverteidiger. Mehrfach bewarb er sich vergeblich um ein Mandat für die Abgeordnetenkammer, war von 1901 bis 1905 Generalsekretär der Sozialistischen Partei, bis er schliesslich 1902 in das französische Parlament gewählt wurde. Dort setzte er sich für die laizistische Trennung von Staat und katholischer Kirche ein, wurde 1906 Kultusminister und gründete eine eigene bürgerlich-radikale Partei. In den Jahren vor und im Ersten Weltkrieg gehörte er verschiedenen Kabinetten als Justizminister an, war zwischenzeitlich auch immer wieder sogar Premierminister. Er zählte zu den Unterstützern einer Friedenspolitik im Nachkriegseuropa und übte Kritik an den seiner Auffassung zu harten Bedingungen des Versailler Vertrages für Deutschland.²⁶

Auch der belgische Aussenminister Émile Vandervelde war ein Linker. Ebenfalls in den 1860er Jahren geboren, hatte er Rechtswissenschaften studiert und war 1894 als Abgeordneter der sozialdemokratischen Belgischen Arbeiterpartei, die er später von 1928 bis zu seinem Tod 1938 führen sollte, ins Parlament eingezogen. Von 1900 bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges war er Vorsitzender der Zweiten Internationalen, jener Vereinigung von sozialdemokratischen Parteien aus Europa, die den Internationalismus auf ihre Fahnen geschrieben hatten und doch angesichts des Krieges in die jeweiligen Nationalismen ihrer Länder versanken. Während und nach dem Krieg hatte er mehrere Ministerposten inne und war seit 1925 Aussenminister.²⁷

Das war also eine durchaus glückliche Konstellation für eine Konferenz, die den Ausgleich suchen und die Weichen für eine künftige stabile Friedenspolitik in Europa stellen sollte. Alle drei alliierten Aussenminister gehörten derselben Generation an, hatten beachtliche Karrieren gemacht und waren nun in ihren sechziger Lebensjahren erfahrene Politiker. Briand und Vandervelde standen politisch

im selben Lager, alle drei vertraten als Schlussfolgerung aus der Katastrophe des Ersten Weltkrieges eine konsequente Verständigungspolitik. Insbesondere von Chamberlain und Briand, die eine enge Freundschaft verband, gingen entscheidende Impulse für einen Ausgleich mit Deutschland aus; ihnen vor allem ist zu verdanken, dass die Konferenz von Locarno gelang.²⁸

Gustav Stresemann unterschied sich von ihnen nicht nur durch sein Alter. 1878 geboren, war er rund fünfzehn Jahre jünger als seine Kollegen. Seine politische Karriere hatte nicht vor, sondern im Krieg begonnen. Seine Eltern waren kleinbürgerlich, der Vater Bierhändler und Gastwirt in Berlin. Von den insgesamt acht Geschwistern war Gustav der einzige, der das Gymnasium besuchen konnte. Die Familienverhältnisse waren schwierig; die Eltern kämpften um ihre wirtschaftliche Existenz.²⁹ Wegen gesundheitlicher Probleme wurde er vom Militärdienst freigestellt und studierte Literatur und Geschichte, später Nationalökonomie in Berlin und Leipzig. Wie viele andere Studenten seiner Zeit war er Mitglied einer Burschenschaft und schlug sich in einer Mensur, die ihm die erwünschten Narben im Gesicht einbrachte – ein Zeichen männlich-vaterländischer Gesinnung in der wilhelminischen Gesellschaft, gewissermassen die äusserliche Markierung, Teil der Elite des Kaiserreichs zu sein. Stresemanns Biograph Karl Heinrich Pohl unterstreicht dessen beherrschenden Wunsch, «seine soziale kleinbürgerliche Schicht zu verlassen, den Aufstieg zu schaffen, nach ‚oben‘ zu kommen und ein ökonomisch, sozial, kulturell und politisch geachteter Bürger einer bürgerlichen Gesellschaft zu werden»³⁰ – bei gleichzeitiger Unsicherheit und Angst, eben diesen Ansprüchen nicht genügen zu können, nicht wirklich dazuzugehören.

Stresemann entschied sich für eine Karriere als Wirtschaftslobbyist und begann als Geschäftsführer beim Verband deutscher Schokoladenfabrikanten in Dresden. 1903 heiratete er Käthe Kleefeld, evangelisch getaufte Tochter einer vermögenden jüdischen Kaufmannsfamilie in Berlin und Schwester eines Bundesbruders aus der Burschenschaft Suevia.³¹ Stresemanns Haltung gegenüber Juden blieb ambivalent. Zum einen verwahrte er sich gegen jedwede antisemitischen Angriffe gegen die Herkunft seiner Frau. In seiner studentischen Burschenschaft hatte er sich gegen erheblichen Widerstand dafür eingesetzt, dass Juden Mitglied werden konnten, und zählte jüdische Bürger wie den Bankier Warburg, den Industriellen Duisberg, den Reeder Ballin zu seinem privaten Bekanntenkreis. An-

dererseits sind von ihm selbst judenfeindliche Ausfälle wie der zitierte Brief an Berckemeyer überliefert,³² mit denen das Phantasma des «jüdischen Bolschewismus» bedient wurde und die sich vor allem gegen jüdische Migranten aus Osteuropa richteten. Juden, die sich, wie Stresemann selbst, in erster Linie als Bürger und deutsche Patrioten begriffen, waren für ihn wie für viele andere deutsche Bürgerinnen und Bürger in die Volksgemeinschaft integriert, wohingegen die «Ostjuden», die darüber hinaus als Agenten des «jüdischen Bolschewismus» wahrgenommen wurden, ausgegrenzt, vertrieben werden sollten.³³

1903 trat Stresemann in die Nationalliberale Partei ein, jener Teil der Liberalen, die Bismarck und die wilhelminische Politik unterstützten. 1907 zog er mit 29 Jahren als jüngster Abgeordneter in den Reichstag ein – verlor jedoch sein Mandat fünf Jahre später. 1914 gewann er den ostfriesischen Wahlkreis Wittmund-Aurich für sich, den er bis zu seinem Tod im Reichstag vertrat.³⁴

Aussenpolitisch unterstützte Stresemann vorbehaltlos eine Stellung des Deutschen Reiches als globale Grossmacht mit einer deutlich antibritischen Stossrichtung. Er befürwortete als Mitglied des Deutschen Flottenvereins, der 1908 über eine Million Mitglieder besass, die massive Aufrüstung der Kriegsmarine unter Admiral von Tirpitz, sowie als Mitglied der ebenfalls einflussreichen Deutschen Kolonialgesellschaft den Erwerb und Ausbau von deutschen Kolonien in Afrika, Asien und im Pazifik. «Wenn ganze Länder und Erdteile verteilt werden, müssen auch wir unsere Rechte wahren», formulierte er in einer Rede in Gera 1912, «sonst stehen wir am Rande des Abgrunds. Wenn wir uns nicht aufraffen, werden wir für immer unseren Platz an der Sonne einbüßen.»³⁵ Im Weltkrieg reihte er sich sofort in die Phalanx derer ein, die auf Sieg und Eroberung setzten. Bis in den Herbst 1918 hinein glaubte er fest an einen deutschen Sieg.³⁶

Zugleich verfolgte er im Innern seine Volksgemeinschaftspolitik weiter. Die Arbeiterschaft sollte in die nationalen Anstrengungen einbezogen und die Rechte des Parlaments sollten erweitert werden. Als die Sozialdemokraten unter dem Eindruck der Februarrevolution in Russland 1917 und dem Sturz des Zaren nachhaltige Reformen auch in Deutschland forderten, wollte Stresemann ihnen durchaus entgegenkommen, auch wenn er das allgemeine, gleiche Wahlrecht für alle ablehnte. Stresemann, so seine Biographen einhellig, liebte das Kaiserreich. «Für mich», so bekannte Stresemann sogar in einem Brief im Januar 1919, also wenige Tage vor der Wahl zur Nationalversammlung, der ersten frei und gleich gewählten

deutschen Volksvertretung, «war die Zeit des kaiserlichen Deutschlands die Zeit höchster Erhebung und Freude».³⁷

Zu dieser Zeit stand Stresemann vor den Trümmern seines bisherigen politischen Fundaments. Deutschland war besiegt, das Kaiserreich gestürzt, der Monarch geflohen, und die verhassten Sozialdemokraten hatten das Ruder im Staat ergriffen. Allerdings hatten seine innenpolitische Orientierung und seine Erfahrungen als Wirtschaftslobbyist ihn Anpassungsfähigkeit und Flexibilität gelehrt. Dem Versuch, die beiden liberalen Lager, Fortschrittliche und Nationalliberale, zusammenzuführen, widersetzte er sich, zumal er als «Annexionist» keine Unterstützung der Linksliberalen für seine politische Karriere erhalten hätte. Nachdem am 20. November 1918 die Deutsche Demokratische Partei (DDP) gegründet worden war, gehörte Stresemann zwei Tage später zu den Mitbegründern einer rechtsliberalen Konkurrenzpartei, der Deutschen Volkspartei (DVP), deren Vorsitzender er wurde.

In der historischen Forschung der letzten Jahre ist es Konsens, Stresemann als europäischen Verständigungspolitiker zu beschreiben, der sich von seiner kriegsbefürwortenden, annexionistischen Haltung im Ersten Weltkrieg gelöst, seine Skepsis gegenüber der Weimarer Republik überwunden habe, ja zum Befürworter und Unterstützer der Republik mutiert sei und als Aussenpolitik eine europäische Verständigungspolitik betrieben habe – «Weimars grösster Staatsmann», wie Jonathan Wright formuliert.³⁸ Doch darf bei allem Lob für den politischen Pragmatismus und die aussenpolitische Klugheit Stresemanns nicht übersehen werden, dass es eine klare West-Ost-Trennung in seiner Politik gab. Setzte sich Stresemann zweifellos mit grosser Energie für einen Ausgleich mit Frankreich ein, so liess er sich dagegen nicht auf eine Fixierung der Ostgrenzen, insbesondere zu Polen, festlegen. Auch der seither gefeierte Vertrag von Locarno folgte diesem Ansinnen, denn Stresemann gelang es, vor allem die englische Seite zu überzeugen, der französischen Forderung nach einer Garantie für Polens Grenzen nicht nachzugeben, und somit die Revision der Ostgrenzen, allerdings nur mit friedlichen Mitteln, offenzuhalten.

Die italienische Delegation führte Vittorio Scialoja, 1856 in Turin geboren und damit der Älteste unter den Aussenministern. Scialoja stammte aus einer Akademiker- und Politikerfamilie, hatte Jura studiert und war seit 1884 Professor für Römisches Recht an der La Sapienza, der ältesten und grössten Universität in Rom. Seit 1904 war er Mitglied des Senats, gehörte schon vor dem Ersten Welt-

krieg als Justizminister der italienischen Regierung an, wurde nach dem Krieg Aussenminister und war seit 1921 der italienische Delegierte im Völkerbund. Dino Grandi, der zweite italienische Vertreter, war hingegen mit dreissig Jahren der jüngste Teilnehmer der Locarno-Konferenz. Er stammte aus einer Bauernfamilie, hatte Jura studiert, sich 1914 Mussolini angeschlossen und gehörte zu den Mitbegründern der Faschistischen Partei. Seit Mai 1925 war er Unterstaatssekretär im Aussenministerium (und wurde 1929 Aussenminister als Nachfolger von Mussolini). Der Diktator selbst reiste erst am 15. Oktober nach Locarno, um sich noch vom letzten Glanz der Konferenz bescheiden zu lassen, obwohl er seine Hoffnung, dass in Locarno auch die österreichisch-italienische Grenze garantiert und damit die Südtirol-Frage im Sinne Italiens entschieden würde, hatte aufgeben müssen, da die westeuropäischen Grossmächte dieses Problem nicht in Locarno verhandeln wollten.³⁹

Eröffnung der Konferenz

Die deutsche Delegation brach am Freitag, 2. Oktober, von Berlin auf. Zur Verabschiedung waren der britische und der französische Botschafter erschienen, jedoch kein Mitglied des eigenen Kabinetts, wie Stresemann in seinem Tagebuch notierte.⁴⁰ Die Anreise nach Locarno war erschwert durch Hinweise, dass Rechtsradikale offenbar einen Anschlag auf Luther und Stresemann vorbereiteten. Nach den tödlichen Attentaten auf Matthias Erzberger im August 1921 und Aussenminister Walther Rathenau im Juni 1922 durch rechte Terroristen nahm die Berliner Polizei diese Drohbriefe, die Stresemann im Vorfeld der Konferenz erhalten hatte, sehr ernst und sorgte dafür, dass Stresemann und Luther in Bellinzona den Sonderzug der deutschen Delegation verliessen und nach Einbruch der Dunkelheit im Automobil nach Locarno fuhren.⁴¹

Untergebracht war die deutsche Delegation im Hotel «Esplanade», einem prächtigen, eleganten Bau inmitten eines kleinen Parks im östlich gelegenen Stadtteil Minusio, etwa eine halbe Stunde zu Fuss vom Zentrum Locarnos entfernt. Das «Esplanade» war 1913 zunächst durch den italienischen Pharmakonzern Chini gebaut worden, der dort ein Sanatorium einrichtete, das den wohlbetuchten Gästen heilsames Höhenklima mit Blick auf den Lago Maggiore bot. Nachdem der Sanatoriumsbetrieb wegen des Krieges in die Krise geraten und in

Konkurs gegangen war, eröffnete der Locarner Hotelier Alfredo Fanciola das Haus zu Beginn der zwanziger Jahre als reguläres Hotel neu. Mit Absicht hatte die deutsche Delegation das «Esplanade» ausgewählt, um nicht in unmittelbarer Nähe zur britischen und französischen Delegation zu logieren, die im «Grand Hotel Palace» im Zentrum Locarnos wohnten, dem ersten Haus am Platze und mit 200 Betten doppelt so gross wie das Esplanade.⁴²

Chamberlain traf zwei Tage später ein, «kerzengerade. Mit Monokel im Auge. Steinerner Ruhe im Gesicht», wie der Journalist Erich Dombrowski berichtete. Begleitet von Cecil Hurst, Jurist im Foreign Office, «eine freundliche, schlanke Erscheinung. Graumeliertes Haar. Ein jugendliches Gesicht mit lebhaften, freundlichen Augen».⁴³ Auch Briand wohnte dort, ebenso die italienische Delegation. Alle Seiten steckten sogleich mit je eigenen Pressekonferenzen die politischen Felder ab. Luther gelobte den aufrichtigen Willen, positiv an den Verhandlungen teilzunehmen und auf eine befriedigende Lösung hinzuarbeiten. Allerdings könnten die Probleme nicht verschwiegen werden.⁴⁴ Chamberlain hingegen gab sich hoffnungsvoll und optimistisch. Das Treffen in Locarno unterscheidet sich von den vorangegangenen Konferenzen dadurch, dass Deutsche wie Alliierte als «Vertreter von freien und gleichen Nationen» zusammenkämen. Jede Missheelligkeit wegen der deutsch-russischen Verhandlungen wiegelte Chamberlain ab.⁴⁵

In der Tat fand die Locarno-Konferenz ein beachtliches Medienecho. Über 200 Journalisten waren angereist, die meisten aus Deutschland; aus Frankreich waren gut dreissig Journalisten anwesend, aus England und Italien jeweils knapp zwanzig, ebenso aus den USA, Polen, der Tschechoslowakei und anderen Ländern.⁴⁶ Der Sonderkorrespondent des *Berliner Tageblatts* war kein Geringerer als Erich Dombrowski, Leiter des innenpolitischen Ressorts des Blattes, der zugleich unter dem Pseudonym Johannes Fischart politische Porträts für die *Weltbühne* schrieb. Von 1926 bis 1936 war er Chefredakteur des *Frankfurter General-Anzeigers* und gehörte 1949 zu den Gründungsherausgebern der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*.⁴⁷

Am 5. Oktober 1925, 12 Uhr mittags, war es dann so weit: «Die lange, palmen geschmückte Zufahrtsstrasse zum Justizgebäude, in dem die Konferenz stattfindet, war bereits einige Stunden vor Beginn der Verhandlungen polizeilich gesperrt», berichtete Dombrowski. «Zutritt zum Hause selbst erhielt heute niemand ausser den Delegierten und Konferenzteilnehmern. Auch die Presse musste sich damit begnügen, vor dem Gebäude Aufstellung zu nehmen. Die Konferenz-

teilnehmer mussten daher geradezu ein dichtes Spalier von Pressevertretern der ganzen Welt und von Photographen passieren, als sie die grosse Freitreppe zum Eintritt in das Haus selbst hinaufstiegen.»⁴⁸

Entsprechend einvernehmlich verlief die erste Sitzung der Konferenz in einem schmucklosen Sitzungssaal, wie sich der Chefdolmetscher der deutschen Delegation Paul Schmidt erinnerte. «In diesem Raum stand in der Mitte ein grosser viereckiger Tisch, um den herum sich die Hauptdelegierten zwanglos auf recht unbequemen Holzstühlen gruppieren.»⁴⁹ Gleich zu Beginn gab Chamberlain eine Erklärung ab, dass man auf die Formalität, einen Vorsitzenden für die Konferenz zu benennen, verzichten solle, vielmehr auf dem Boden völliger Gleichheit zusammenkomme – ein diplomatisch ungewöhnlicher Schritt, der symbolisch zeigen sollte, wie sehr es dem britischen Aussenminister darauf ankam, dass Deutschland gleichrangig am Tisch sass.⁵⁰ Alle stimmten den Worten zu, ebenso einigte man sich rasch auf das Verfahren der Verhandlungen. Die Ergebnisse der Londoner Juristenbesprechung sollten die Grundlage bilden und es sollte sukzessive entschieden werden, welcher Paragraph unstrittig sei, welcher den Juristen noch einmal zur Klärung übergeben und welcher auf der Vollversammlung debattiert werden müsste.⁵¹ Kurz nach halb eins war die erste Sitzung beendet, in einer Atmosphäre, die Stresemann in seinem Tagebuch als höflich und mit einer gewissen, sich steigernden Wärme charakterisierte.⁵²

Mediale Wirkungen

Vor dem Konferenzgebäude warteten die Journalisten und Fotografen. «Zuerst erschien Briand, nachdenklich nach vorn gebeugt; ihm schlossen sich Mitglieder seiner Delegation im Halbkreis an», berichtete Dombrowski. «Lächelnd kam er die Treppe herunter und liess sich photographieren, die Hände in den Taschen, und blieb sogar einen Augenblick stehen und warf den Photographen einige Scherzworte zu.» Es folgten Vandervelde, Luther und Stresemann. «Durch Zurufe von den Photographen liessen sich sämtliche Herren gruppieren. Schliesslich fragte der Reichskanzler, ob man endlich weitergehen dürfe. Wiederum allgemeines Lächeln. Dann kamen die Engländer an die Reihe.»⁵³

Der Kontakt zur Presse war allen Politikern in Locarno sehr wichtig. Nicht nur in offiziellen Pressekonferenzen, die mit den täglichen Bulletins über den Konfe-

renzverlauf stattfanden, sondern auch in diversen Hintergrundgesprächen waren die Aussenminister bemüht, auf die Berichterstattung Einfluss zu nehmen. Stresemann führte Gespräche mit Journalisten nach politischen Richtungen getrennt, nicht nur mit der, wie er es in seinem Tagebuch nannte, «Zentrums-*presse*», sondern insbesondere mit der «Rechtspresse», um auch die deutschnational orientierten Journalisten in die Konferenzbemühungen einzubinden.⁵⁴

Ebenso wie Erich Dombrowski für das *Berliner Tageblatt* berichteten auch die anderen Korrespondenten oft zweimal täglich über den Verlauf der Konferenz. Mit ihren Artikeln und Geschichten vom Konferenzalltag waren sie keineswegs nur mediale Verstärker der Politiker, sondern sie entwarfen ihrerseits Bilder, Stimmungen, Meldungen, die wiederum als öffentliche Wahrnehmung die Verhandlungen beeinflussen konnten. So sorgte ein plötzliches Fieber Stresemanns am Montagabend dafür, dass sich die Konferenz erst am Dienstagnachmittag wieder traf. Als die Presse von Stresemanns Erkrankung erfuhr, machten die wildesten Gerüchte in Locarno die Runde. Angeblich sei Stresemann von Bakterien in einer Suppe krank geworden, andere wollten genau wissen, dass es sich um eine diplomatische Krankheit handele, weil die deutschnationale Presse die Kriegsschuldfrage so hoch gehängt habe, dass die deutsche Delegation die Verhandlungen in Locarno langsam auslaufen lassen wolle. An all dem, versicherte Dombrowski den Lesern des *Berliner Tageblatts*, sei kein Wort wahr; dennoch galt die Tatsache, dass Stresemann am Dienstagnachmittag zwar noch etwas blass im Gesicht, aber doch leicht und frisch dem Auto entstieg, um in das Konferenzgebäude zu eilen, vielen als «Sensation der Stunde».⁵⁵

Eine italienische Zeitung wiederum sorgte für einen Eklat, da sie gemeldet hatte, Vandervelde habe die Eigenständigkeit von Belgien gegenüber Frankreich so stark betont, dass fast ein Ende der französisch-belgischen Allianz in Sicht sei. Tatsächlich hatte der belgische Aussenminister tags zuvor einen leichten sprachlichen Veränderungsvorschlag gemacht, der die staatliche Selbstständigkeit Belgiens deutlich machen sollte. Dass nicht nur dieses Detail an die Presse dringen konnte, sondern auch noch aufgebauscht wurde, irritierte die Konferenzteilnehmer sehr. Scialoja bedauerte die Veröffentlichung, konnte sich aber auch nicht erklären, wie *Popolo d'Italia* an diese Information gelangen konnte. Alle Teilnehmer vereinbarten daraufhin strengste Verschwiegenheit. Die Presse sollte ausschliesslich durch die gemeinsamen Pressekommuniqués informiert werden.⁵⁶

Eine Nachricht sorgte noch in der Dienstagnacht für Aufregung unter den Journalisten und Delegierten, als bekannt wurde, dass die römische Zeitung *Epoca* den Paktentwurf, den die Juristen in London ausgearbeitet hatten, veröffentlichen würde. Spät in der Nacht versuchten Journalisten daraufhin, den französischen Aussenminister Briand zu erreichen, der sich allerdings nicht in seinem Hotel befand, sondern ins Kino gegangen war. Dorthin wurde ein Bote entsandt, um den Minister zu informieren, der seinen Filmabend abbrach und noch in der Nacht mit Scialoja sprach. Zwar legte sich die Aufregung, als klar wurde, dass *Epoca* nur eine Rekonstruktion des Londoner Papiers veröffentlichte, die der tatsächlichen Diskussion auf der Locarner Konferenz nicht entsprach, aber erneut wurde deutlich, wie stark die Medien auf die Verhandlungen Einfluss nehmen konnten.⁵⁷

Persönliche Gespräche

Abseits der Vollversammlungen erlangten die bilateralen Gespräche entscheidende Bedeutung. Den Auftakt machten Reichskanzler Luther und Briand, die sich für Mittwoch auf ein Gespräch verabredet hatten. Ursprünglich hatte Luther zugesagt, Briand in dessen «Grand Hotel Palace» zu besuchen, aber innerhalb der deutschen Delegation kamen Bedenken auf, ob dies nicht den deutschnationalen Stimmungsmachern in Berlin Gelegenheit für neue Angriffe bieten würde. Auch kam kurz die Frage auf, ob es nicht angemessener sei, wenn Stresemann als Aussenminister mit Briand rede, aber Luther sprach eben sehr gut Französisch und konnte sich daher besser mit Briand verständigen als Stresemann.⁵⁸

Tatsächlich trafen sich Luther und Briand am Mittwochmittag in einem Café im nahegelegenen Ascona ohne Begleitung. Dieses Gespräch, darin sind sich die Historiker einig, brachte eine wichtige Annäherung zwischen der deutschen und der französischen Seite. So begründete Luther laut seiner Aufzeichnung des Gesprächs noch einmal, warum für Deutschland eine französische Garantie für Polen unannehmbar sei, weil diese einseitig gegen Deutschland gerichtet wäre. Briand erklärte wiederum, warum für Frankreich die Bündnisverpflichtungen gegenüber Polen wichtig seien, gab aber zu erkennen, dass die Frage der Garantie auf der Grundlage des Völkerbunds gelöst werden könne.⁵⁹ Einem französischen Journalisten gelang es, im Nachhinein noch etwas von der Atmosphäre des Ge-

sprächs einzufangen. Er sprach mit der Wirtin der «Albergo Elvezia», in der sich Luther und Briand getroffen hatten. Sie erzählte, die beiden hätten sehr freundlich miteinander gesprochen. Erst hätte sie die prominenten Gäste gar nicht erkannt, aber dann sei der Groschen gefallen. Der Ehemann der Wirtin habe vorgeschlagen, den beiden eine Flasche Champagner zu bringen, aber das habe sie sich nicht getraut. So sei es bei Mineralwasser, Kaffee und Trauben geblieben. «Als die Herren fortgingen, machten sie mir ein Kompliment. Es wäre alles sehr schön gewesen, und sie hätten eine angenehme Stunde bei mir gehabt. – Wer hat denn bezahlt? – Ich glaube, es war der Franzose.»⁶⁰

Dem Gespräch zwischen Luther und Briand folgte am Donnerstagvormittag eine Unterredung zwischen Stresemann und Chamberlain, bevor sich die Vollversammlung der Konferenz am Nachmittag wieder zusammensetzte, um das zweite heisse Eisen der Konferenz zu besprechen: die Frage der Mitgliedschaft Deutschlands im Völkerbund. Grundsätzlich stand dem nichts entgegen; im Gegenteil, die Mitglieder des Völkerbundes hatten einstimmig nicht nur eine Mitgliedschaft Deutschlands begrüßt, sondern ihm auch einen Sitz im Völkerbundrat zugestanden. Wieder ging es den Deutschen um die Gleichheit aller Nationen, die sie durch die Entwaffnung Deutschlands und dessen besondere geographische Lage in Frage gestellt sahen. Wenn Deutschland dem Völkerbund beiträte und damit dessen Satzung akzeptiere, wäre es vor das Problem gestellt, gegebenenfalls militärische Hilfe zu leisten, wozu es gar nicht in der Lage sei. Deutschland müsse den Durchmarsch ausländischer Truppen gestatten, was angesichts der jüngsten Geschichte, nicht zuletzt der nach wie vor existierenden Besatzung des Rheinlandes, von der Bevölkerung keinesfalls hingenommen werden würde.⁶¹

Für die Alliierten hatte der Beitritt Deutschlands prinzipielle Bedeutung. «Der Abschluss eines Paktvertrages», so Chamberlain gleich zu Beginn der Sitzung, «könne ohne den gleichzeitigen Eintritt Deutschlands in den Völkerbund nicht in Betracht gezogen werden.»⁶² Entsprechend enttäuscht waren Chamberlain, Briand, Vandervelde, Scialoja von den deutschen Vorbehalten. Den Schutz des Völkerbunds in Anspruch zu nehmen, ohne zugleich seine Verpflichtungen zu erfüllen, ginge nicht. Der Ton wurde durchaus schärfer. Stresemann und Luther wanden sich in ihren Antworten. Deutlich war ihnen anzumerken, dass ihnen die deutschnationale Opposition im Nacken sass und sie keinesfalls in den Ruf geraten wollten, etwaige Souveränitätsansprüche Deutschlands aufzugeben.

Stresemann und Luther stritten um eine Sonderinterpretation des Artikels für Deutschland, um damit dann den Eintritt zu legitimieren. Bemerkenswert war, dass ihre Szenarien, mit denen sie eine Sonderstellung begründeten, stets mit Russland zu tun hatten. Würde sich Deutschland trotz der bestehenden Handelsverträge an wirtschaftlichen Sanktionen gegen Russland beteiligen, könnte oder müsste sogar die Sowjetunion dies als Kriegserklärung auffassen, und der russisch-polnische Krieg habe ja gezeigt, wie rasch die Rote Armee der deutschen Grenze nahekäme, also bolschewistische Truppen das entwaffnete Deutschland überfluten und beherrschen würden. Schon eine Drohung gegen die Sowjetunion würde kommunistische Aufstände provozieren, die niederzuschlagen kaum Truppen genug in Deutschland wären. Damit appellierten Stresemann und Luther an die antibolschewistische Haltung Englands, um für ihre Argumentation Verständnis zu erlangen. Das Gespenst des Kommunismus, die Furcht vor dem Bolschewismus als Konstante im bürgerlichen Bewusstsein ging auch hier im idyllischen Locarno umher.⁶³

Die Konferenz war festgefahren, auch wenn Frankreichs Vertreter gegenüber der Presse Optimismus verbreiteten.⁶⁴ Erneut gab es eine Serie von Zweiergesprächen, um wieder Fahrt für die Verhandlungen aufzunehmen. Der Durchbruch gelang jedoch am Samstagnachmittag, als sich Chamberlain, Briand, Luther und Stresemann, begleitet von ihren Juristen Gaus, Fromageot und Hurst, zu einer gemeinsamen Motorbootsfahrt auf dem Lago Maggiore trafen – der Vorschlag war von Briand am Vormittag gemacht worden. Nicht zuletzt war der Geburtstag der Ehefrau von Chamberlain ein willkommener Anlass für die Dampferfahrt. Erst nach Einbruch der Dunkelheit kehrte die «Orangenblüte», wie das Boot hiess, nach Locarno zurück.⁶⁵ Der Ausflug hatte sich gelohnt, eine Formulierung war gefunden: «Die deutsche Delegation hat um eine genaue Erläuterung des Artikels 16 der Völkerbundsatzung ersucht. Wir sind nicht berechtigt, im Namen des Bundes zu sprechen: in Anbetracht der bereits in der Versammlung und den Kommissionen des Völkerbundes stattgefundenen Beratungen und den zwischen uns ausgetauschten Erläuterungen zögern wir jedoch nicht, Ihnen die Auslegung mitzuteilen, die wir unsererseits dem Artikel 16 geben. Wir verstehen die sich aus diesem Artikel für die Mitglieder des Völkerbundes ergebenden Pflichten so, dass jeder Mitgliedsstaat des Völkerbundes verpflichtet ist, loyal und wirksam mitzuarbeiten, um der Satzung Achtung zu verleihen und jeder Angriffshandlung in

dem Masse entgegenzutreten, wie das seiner militärischen Situation und geographischen Lage entspricht.»⁶⁶ Diese alliierte Note wurde offizieller Bestandteil des Locarno-Vertragswerks.

Das zweite Problem, das auf dem Dampfer besprochen wurde, verrät uns Stresemanns Tagebuch, war die Frage der Abrüstung. Deutschland hatte ein eminentes Interesse daran, dass, wenn es schon selbst nicht aufrüsten durfte, die anderen Nationen entsprechend abrüsten sollten. Briand hielt dagegen, dass der Völkerbund vor allem dazu dienen sollte, Kriege zu verhindern und daher über eine starke militärische Option verfügen müsse. Abrüstung sei gut, aber der Völkerbund dürfe sich nicht schwächen. Die Deutschen jedoch bestanden darauf, dass es in irgendeiner Form eine verbindliche Erklärung geben müsse, dass allgemeine Abrüstung ein Ziel des Völkerbundes sei. So geschah es dann auch im Schlussprotokoll, in dem es heisst, dass die hier versammelten Vertreter der deutschen, belgischen, britischen, französischen, italienischen, polnischen und tschechoslowakischen Regierung sich verpflichten, «an den vom Völkerbund bereits aufgenommenen Arbeiten hinsichtlich der Entwaffnung aufrichtig mitzuwirken und die Verwirklichung der Entwaffnung in einer allgemeinen Verständigung anzustreben».⁶⁷

Der dritte Teil der Besprechung auf dem Dampfer galt der Garantiefrage im Osten. Dabei sei es zu einem Rededuell zwischen Fromageot und Gaus gekommen, aber ehe der offenbar erschöpfte Briand zu rasch einlenken konnte, sorgte sein Begleiter Philippe Bertholot dafür, dass der Dampfer anlegte.⁶⁸ Das Eis war durch diese gemeinsame Bootsfahrt endgültig gebrochen. Es fanden nun keine Rededuelle mehr im Konferenzsaal des Locarner Rathauses statt. Vielmehr wurden die noch offenen Fragen von den Aussenministern in Besprechungen zu dritt oder zu viert in ihren Hotels geregelt.

Garantieverträge für Polen und die Tschechoslowakei

Während die Frage garantierter Grenzen im Westen rasch geklärt werden konnte, obwohl die Deutschnationalen in Berlin nicht von ihrem Anspruch auf das Elsass und Lothringen lassen mochten, war die Frage der Ostgrenze weit schwieriger. Denn einerseits bestanden Polen und die Tschechoslowakei darauf, dass ihre Grenzen unangetastet bleiben müssten, sollte der Locarno-Vertrag als Friedensordnung in Europa überhaupt Sinn machen.

Andererseits wollte die deutsche Seite in keinem Fall die derzeitigen Ostgrenzen festschreiben, sondern weiterhin für eine Revision offenhalten.

Mit Edvard Benes, 41 Jahre alt, kam ein junger, im tschechischen Unabhängigkeitskampf gross gewordener Politiker nach Locarno. Er hatte in Prag, Paris und Dijon studiert, war Professor für Soziologie an der Karls-Universität in Prag gewesen und hatte sich während des Ersten Weltkrieges für die Unabhängigkeit Tschechiens eingesetzt. Benes war Mitbegründer und Generalsekretär des 1916 ins Leben gerufenen Tschechoslowakischen Nationalausschusses, der als autorisierter Vertreter an den Friedensverhandlungen in Versailles beteiligt war. Nach der Unabhängigkeit der Tschechoslowakei bekleidete er von 1918 bis 1935 den Posten als Aussenminister des neuen Staates und folgte dann dem bisherigen Staatspräsidenten Masaryk in dieses Amt. Für Polen war der konservative Aussenminister Aleksander Skrzyziski nach Locarno gereist, etwa gleichaltrig mit Benes, promovierter Jurist, der in Wien und Krakau studiert hatte. Seit 1909 im diplomatischen Dienst, machte er schon im habsburgischen Reich Karriere. Nach Polens Unabhängigkeit wurde er 1918 zunächst Gesandter in Rumänien und war, mit kurzer Unterbrechung, seit 1922 polnischer Aussenminister.⁶⁹

Schon gleich am Donnerstag, 8. Oktober, hatten sich Briand und Skrzyziski sowie Chamberlain und Benes getroffen, um das Problem der Ostverträge in den Locarner Verhandlungen zu diskutieren.⁷⁰ Auch in den folgenden Tagen, während die Juristen an dem Vertragstext für den Westpakt feilten, fanden etliche solche bilateralen Gespräche statt, um die Frage der Garantie für die Schiedsverträge zwischen Deutschland einerseits sowie Polen und Tschechoslowakei auf der anderen Seite zu verhandeln. Am 13. Oktober konnte Erich Dombrowski den Lesern des *Berliner Tageblatts* mitteilen, «dass der Westpakt, das heisst der Pakt als solcher, und der Eintritt Deutschlands in den Völkerbund nunmehr als abgeschlossen gelten können».⁷¹

Dass die Konferenz sich ihrem Ende zu nähern schien, machte nicht zuletzt die Ankündigung deutlich, dass Mussolini am Mittwoch nach Locarno kommen werde, um an den abschliessenden Verhandlungen teilzunehmen und die Verträge persönlich zu unterzeichnen. Auch reiste aus der deutschen Delegation Staatssekretär Kempner am Montagabend nach Berlin, um dem Kabinett und dem Reichspräsidenten Bericht über die Verhandlungen zu erstatten. Nicht zuletzt ging das Gerücht um, dass Chamberlain bis Freitag die Konferenz abschlies-

sen möchte, da er an diesem Tag Geburtstag habe und er das Wochenende zu Hause in England verbringen wolle.⁷²

Tatsächlich jedoch stand die Einigung noch aus, denn Stresemann hatte auf dem Treffen hinsichtlich der Rheinlandbesetzung, den sogenannten «Nebenfragen», starke Forderungen vorgetragen: Verkürzung der Besatzungsfristen, Reduzierung der Besatzungsarmee, Rückzug der schwarzen Soldaten, Räumung der Kölner Zone, 35'000 statt 25'000 kasernierte Polizeibeamte, Freiheit in der Ausbildung der Reichswehr – «Briand sei beinahe vom Sofa gefallen», als er Stresemanns Ausführungen hörte, beklagte sich Chamberlain tags darauf. Er habe nichts dagegen, wenn die Verträge in diese Richtung sich auswirkten. Aber die Deutschen könnten unmöglich verlangen, dass alles sofort geschehe.⁷³

Als die Konferenzteilnehmer am späten Dienstagnachmittag zusammentrafen, konnten die Juristen über den Westvertrag Bericht erstatten. Mit kleinen Änderungen einigten sich die Aussenminister auf den Vertragstext – der Sicherheits- und Friedenspakt Deutschlands mit seinen westlichen Nachbarn Frankreich und Belgien wurde sieben Jahre nach dem Ende des Weltkrieges Realität. Mit ihm wurde die Unverletzlichkeit der Grenzen zwischen Deutschland und Frankreich wie Belgien festgeschrieben, garantiert von diesen Staaten sowie Grossbritannien und Italien. Zugleich verpflichteten sich die Vertragspartner, in keinem Fall zu einem Angriff oder zum Krieg gegeneinander zu schreiten. Im Konfliktfall würden sich Deutschland, Frankreich, Belgien einem vom Völkerbund beaufsichtigten Schiedsverfahren unterwerfen – also einem Mechanismus, den es vor dem Ersten Weltkrieg nicht gegeben hatte, was, folgt man Christopher Clarks Analyse, erheblich zur Eskalation und zum Kriegsausbruch im Sommer 1914 beigetragen hatte.⁷⁴

Da die Aussenminister ohne die Zustimmung der jeweiligen nationalen Parlamente keinen Vertrag rechtsverbindlich abschliessen konnten, schlug Chamberlain vor, den Vertragstext zusammen mit einer Resolution anzunehmen, die klarstelle, dass kein Land die Möglichkeit habe, Änderungen des Textes zu verlangen. Nach den nationalen Entscheidungsprozessen würde der Vertrag dann in London völkerrechtlich bindend gezeichnet werden. Scialojas Vorschlag, den Vertrag, auch wenn er in London geschlossen würde, Locarno-Vertrag zu nennen, fand allgemeine Zustimmung – zur Erinnerung, so Chamberlain, an die gemeinschaftliche und erfolgreiche Zusammenarbeit der Konferenz.⁷⁵

Die Gegner des Vertrages sassen in der Tat nicht am Konferenztisch in Locarno, sondern in Berlin. Wie würden die Verhandlungsergebnisse im Reichskabinett aufgenommen werden, vor allem von den Deutschnationalen? Bis spät in die Nacht dauerte die Kabinettsitzung. Kempner informierte ausführlich über die Verhandlungsergebnisse und stiess sogleich auf Widerstand der deutschnationalen Minister. Der Chef der Heeresleitung, General Hans von Seeckt, der an der Ministerbesprechung teilnahm, hielt die von den Westalliierten gegebene Interpretation des Artikels 16 für keineswegs ausreichend. Und der DDP-Politiker Otto Gessler, Reichswehrminister, unterstrich, dass die Rheinlandfragen entscheidende Bedeutung hätten. Ohne Erfolg in den Nebenfragen habe der ganze Pakt für Deutschland keinen Sinn. Als Kempner am Abend des 14. Oktober wieder nach Locarno zurückfuhr, hatte er, was die Zustimmung zum Vertragswerk betraf, wenig Ermutigendes im Gepäck.⁷⁶

Luther, Stresemann, Chamberlain, Briand und Vandervelde trafen noch einmal zusammen, um in den «Nebenfragen» eine Einigung zu erzielen, vor allem hinsichtlich eines definitiven Zeitpunkts für die Räumung der Kölner Zone. Für die deutsche Seite besass dieser Termin zu Recht eine ausserordentlich wichtige Dimension, da sich an ihm in der deutschen Öffentlichkeit symbolisch der Sinn eines Westpacts entzündete. Das sah die Gegenseite offenkundig ein, hatte aber kein Mandat, um Zusicherungen hinsichtlich der Räumungsfrage zu machen. Immer kleinteiliger wurden die deutschen Forderungen zur Rheinlandbesetzung, immer genervter die Antworten von Briand und Chamberlain, der erklärte, er habe nicht erwartet, dass es im letzten Moment noch Schwierigkeiten gebe. Schliesslich trat eine Pause ein, in der sich beide Seiten, so Luther in seiner Aufzeichnung, längere Zeit schweigend gegenüber sass. Dann brachten Briand und Chamberlain das Gespräch wieder in Gang, um sachliche Lösungen zu finden.⁷⁷

Für die heikle Frage der Garantie der Ostgrenzen fand sich schliesslich ein Kompromiss. Benes und Skrzynski hoben auf der Vollversammlung der Konferenz am Freitagnachmittag hervor, dass in beiden Schiedsverträgen Deutschland seine friedlichen Absichten unterstrichen habe und Streitigkeiten nur im Rahmen des festgelegten Schiedsverfahrens unter Aufsicht des Völkerbundes gelöst werden durften – was indes eine friedliche Revision der deutschen Ostgrenzen, insbesondere zu Polen, nicht ausschloss. Dieser Punkt war ein zentraler Moment der deutschen Aussenpolitik, insbesondere Stresemanns. Und Frankreich hatte dar-

auf verzichtet, als Garantiemacht für die Schiedsverträge installiert zu werden, was bedeutet hätte, dass es eigenständig gegen Deutschland militärisch vorgehen könnte, falls das Schiedsabkommen verletzt werden würde – der zweite wichtige Punkt, den die deutsche Delegation in keinem Fall akzeptieren wollte. So kompromissbereit die deutsche Verhandlungsposition gegenüber den Westmächten war, so unnachgiebig war sie gegenüber ihren östlichen Nachbarn.⁷⁸

Schlussitzung

An der letzten Sitzung nahm nun auch Mussolini teil. Seine Ankunft war für Donnerstagnachmittag angekündigt; Quartier nahm er in der Villa des Sekretärs der italienischen faschistischen Partei in Locarno, Farinelli. «Kurz nach 4 Uhr», berichtete Dombrowski, «kam das Automobil der Zuschauermenge, die den Eingang der Villa umlagerte, in Sicht. Mussolini in Begleitung des Unterstaatssekretärs Grandi stieg aus. Im schwarzen Überzieher und schwarzem steifen Hut machte er einen schlichten, bürgerlichen Eindruck. Er hob den Arm, um den Fascistengruss einiger vor dem Haus stehender Italiener zu erwidern, und lächelte den Getreuen freundlich zu. Im Hauseingang begrüßten ihn Scialoja und der hiesige italienische Konsul. Bald darauf erschienen zwei Vertreter der Regierung des Kantons Tessin, um ihn zu begrüßen. Die Schar der Neugierigen umlagerte noch lange das Haus, von dem die italienische Fahne weht.»⁷⁹ Allerdings erhielt Mussolini nicht die erhoffte öffentliche Aufmerksamkeit, die er sich mit seinem Auftritt erhofft hatte. Seine Pressekonferenz wurden von nahezu allen Journalisten boykottiert, woraufhin der Diktator missgelaunt den Raum verliess und die faschistischen Milizen, die ihn begleiteten, einen Journalisten, dessen sie habhaft wurden, verprügelten.⁸⁰ Auf der Konferenz meldete sich Mussolini nur dergestalt zu Wort, dass er seiner Freude Ausdruck gab, sich an dem Vertragswerk beteiligen zu können. Dennoch war seine tatsächliche Freude an der Locarno-Konferenz gering, denn bislang spielte Italien in der Feindschaft zwischen Deutschland und Frankreich die Rolle des vermittelnden und gewinnenden Dritten, die nun mit dem Ausgleich an Bedeutung verlor. Und Mussolinis Ziel, die österreichisch-italienische Grenze gleichfalls garantieren zu lassen, hatte er nicht erreicht. Zur Unterzeichnung des Vertrages am 1. Dezember reiste er nicht nach London; es war überhaupt die letzte internationale Konferenz ausserhalb Italiens, an der Mussolini teilnahm.⁸¹

Die Schlussitzung der Konferenz war für den deutschen Konferenzdolmetscher Paul Schmidt das Eindrucksvollste, was er in seiner langen Laufbahn erlebt hatte. «Seit mittags war der ganze Ort auf den Beinen, denn bereits am Tage vorher war die endgültige Einigung bekanntgeworden, und die kleine Stadt hatte zur Feier dieses Ereignisses ihren schönsten Festschmuck angelegt. Die Fahnen der beteiligten Länder prangten an vielen Häusern. Girlanden zogen sich durch die Strassen, an Transparenten war allenthalben das Wort ‚Pace‘ zu lesen. Gegen Abend schon war die Stadt auf eine primitive, aber gerade deshalb umso überzeugender wirkende Weise illuminiert worden. Auf den Hotels erschien, aus elektrischen Glühbirnen gebildet, an vielen Stellen auch wieder das Wort ‚Pace‘, das wie ein grosses Lösungswort in diesen Schlusstagen über der Konferenz und über Europa zu stehen schien.»⁸²

Dann wurden das Schlussprotokoll feierlich unterzeichnet und die Vertragstexte als Anlage paraphiert: «Die Vertreter der Deutschen, Belgischen, Britischen, Französischen, Italienischen, Polnischen und Tschechoslowakischen Regierung, die vom 5. bis zum 16. Oktober 1925 in Locarno versammelt waren, um gemeinsam die Mittel zum Schutze ihrer Völker von der Geissel des Krieges zu suchen und für die friedliche Regelung von Streitigkeiten jeglicher Art, die etwa zwischen einigen von ihnen entstehen könnten, zu sorgen, haben ihre Zustimmung zu den Entwürfen der sie betreffenden Verträge und Abkommen gegeben, die im Laufe der gegenwärtigen Konferenz ausgearbeitet worden sind und sich aufeinander beziehen.»⁸³ Durch die geöffneten Fenster, so schilderte es Paul Schmidt, drang vom Vorplatz grosser Applaus der dort wartenden Menge herein. Die Glocken von Madonna del Sasso begannen zu läuten, und am Ufer des Sees stiegen die ersten Raketen eines grossartigen Friedensfeuerwerkes auf.⁸⁴

Und noch etwas Ungewöhnliches geschah in Locarno: Die dort versammelten Journalisten, die knapp zwei Wochen das Verhandlungsgeschehen verfolgt und in ihren Zeitungen darüber berichtet hatten, luden die Politiker zu einem «Frühstück» am Donnerstagmittag im «Grand Hotel Palace» ein. Und alle kamen: Chamberlain, Briand, Scialoja, Benes, Skrzynski, Luther, Stresemann und an die zweihundert Zeitungleute. Der Korrespondent der argentinischen *Prensa* begrüßte die Anwesenden. Und Chamberlain hielt im Namen der Politiker eine launige Rede über die sprachlichen Schwierigkeiten, die ihm internationale Zusammenkünfte bereiteten, und die Vielzahl der Sprachen, die er in Locarno hät-

te eigentlich sprechen müssen. Nähme man die Idee dieser Konferenz ernst, so müssten alle alle Sprachen sprechen und zwar in vollkommener Gleichberechtigung. Diese Übereinkunft, von der alle überrascht gewesen seien, wie schnell alle Schwierigkeiten verschwanden, sei nicht nur das Werk der Politiker gewesen, sondern auch das der Presse, die die Arbeit der Konferenz mutig unterstützt hätte. Das gemeinsame Essen bekam, so notierte Stresemann in seinem Tagebuch, eine besondere Note durch die Menükarte, auf der die Politiker als Engel karikiert wurden, dazu die passenden Speisen: Œufs froids de toute sécurité, Sauce communiqué, Salade d'arbitrage, Vacherin désarmement. Die anwesenden Politiker, so Stresemann, seien förmlich belagert worden, um diese Menükarte mit ihrem Autogramm zu zeichnen.⁸⁵

Nachwirkungen

Auf der Locarno-Konferenz hatte Deutschland zum ersten Mal seit dem Ende des Weltkrieges gleichberechtigt mit den übrigen europäischen Grossmächten verhandeln können. Die Konferenz war von einer Atmosphäre geprägt, in der einvernehmlich nach Lösungen gesucht wurde und alle Seiten Kompromisse eingingen, also einen Verhandlungsstil wählten, den Peter Krüger als Ausdruck einer «liberal-demokratischen politischen Kultur und Grundvorstellungen, die man gemeinhin als westlich bezeichnet», charakterisiert.⁸⁶ Winston S. Churchill, der Mitglied der britischen Delegation war, pries das Vertragswerk als «the greatest measure of self-preservation yet taken by Europeans».⁸⁷ Für Deutschland bedeutete die Rückkehr in den Kreis der europäischen Grossmächte die Eingliederung in das Nachkriegssystem völkerrechtlicher Sicherheiten, d.h. in erster Linie in den Völkerbund. Sie zog die Verpflichtung nach sich, an dessen Regelungen konstruktiv mitzuarbeiten. Dafür war dem Deutschen Reich sogar ein Sitz im Völkerbundrat in Aussicht gestellt worden. Der Eintritt in den Völkerbund hiess aber auch, die Nachkriegsverhältnisse, wie sie durch den Versailler Vertrag geschaffen worden waren, im Prinzip zu akzeptieren. Im Gegenzug hatte Deutschland durch die Locarno-Verträge zum einen eine gesicherte Westgrenze und den Abzug der französisch-belgischen Besatzungstruppen erreicht und damit das Verhältnis zu Frankreich auf eine zukunftsfähige Basis gestellt. Zum anderen hatte Deutschland eine französische Garantie der Ost-Schiedsverträge verhindern können, also

eine mögliche Rolle Frankreichs als Schiedsrichter bei Streitigkeiten zwischen Deutschland und Polen. Eine Revision der Grenze zu Polen war durch die Locarno-Verträge nicht ausgeschlossen, allerdings durfte sie nicht mehr mit Gewalt erzwungen, sondern musste einem komplexen Schiedsverfahren unterworfen werden.

Deutlich äusserte sich Stresemann in einem internen Runderlass vom 20. Oktober an etliche deutsche Botschaften über die Locarno-Ergebnisse: «Ostgarantie hat im Vertragswerk keine Aufnahme gefunden [...] Starke Versuche der Oststaaten, in Schiedsvertrag einen Nichtangriffspakt und eine Anerkennung der Grenzen hineinzubringen, sind restlos vereitelt worden.»⁸⁸ Gegenüber Polen blieb es auch unter Stresemann bei einer unversöhnlichen Linie. Statt militärischer Gewalt sollte wirtschaftlicher Druck die polnische Regierung zermürben und zu Zugeständnissen zwingen. In einem geheimen Schreiben des deutschen Aussenministers an die britische Botschaft hiess es unverblümt, dass eine friedliche Revision der Grenze nur zu erreichen sei, wenn «die wirtschaftliche und finanzielle Notlage Polens den äussersten Grad erreicht» habe und das Land ohnmächtig sei. «Es wird also, in der grossen Linie gesehen, unser Ziel sein müssen, eine endgültige und dauerhafte Sanierung Polens so lange hinauszuschieben, bis das Land für eine unseren Wünschen entsprechende Regelung der Grenzfrage reif und bis unsere Machtstellung genügend gekräftigt ist.»⁸⁹

Dennoch liefen Deutschnationale und Nationalsozialisten gegen die Locarno-Verträge Sturm. Der völkische Abgeordnete Graf von Reventlow denunzierte in antisemitischer Weise den Geist von Locarno als jüdischen «internationalen Finanzgeist»; der Nationalsozialist Gregor Strasser bezichtigte die Regierung Luther/Stresemann des Verrats. Zwar hatten die drei deutschnationalen Minister im Kabinett die Verhandlungsergebnisse gebilligt, aber noch am selben Tag erklärte die deutschnationale Reichstagsfraktion, dass sie die Verträge nicht akzeptiere. Einem «deutschen Verzicht auf deutsches Land und Volk», womit Eupen-Malmedy und Elsass-Lothringen gemeint waren, wolle man keinesfalls zustimmen. Am nächsten Tag erklärten auch der Parteivorstand der DNVP und die Landesdelegierten der Partei, dass die Locarno-Verträge «unannehmbar» seien, und zwangen die deutschnationalen Minister zum Rücktritt.⁹⁰ Die Regierungsmehrheit war dahin, und die Locarno-Verträge konnten nur mit Hilfe der oppositionellen SPD ratifiziert werden. Am 27. November stimmte der Reichstag mit 291 gegen 174 Stimmen von Deutschnationalen, Kommunisten, Völkischen und Natio-

nalsozialisten den Locarno-Verträgen zu und ermächtigte die Regierung, dem Völkerbund beizutreten. Am 30. November begannen die Besatzungsmächte, wie mündlich in Locarno zugesichert, die «Kölner Zone» zu räumen; am 1. Dezember wurden die Locarno-Verträge in London unterzeichnet.⁹¹

Luise Solmitz war zwiegespalten: «Der Vertrag von Locarno unterzeichnet. Die letzten Wochen beherrschte er in Wort und Bild die Zeitungen. – Luther, Stresemann, Chamberlain, Briand, die gemeinsame friedliche Fahrt auf dem See mit der ‚Orangenblüte‘. Die deutschnationalen Minister [...] traten zurück, Ministerkrise. Ich hatte weder Zeit noch Sinn, mich viel damit zu beschäftigen. Wir sind ja nun wohl in der Schwindelfirma, die sich ‚Völkerbund‘ nennt, drin, und dass der Paragraph 16: Durchmarschrecht der Entente durch Deutschland, und wenn auch zehnmal verklausuliert, überhaupt zur Sprache kommen kann, fasse ich nicht. – Deutschland wird wie im 30jährigen Krieg Tummelplatz von zügellosen fremden Soldatenhorden aus allen Himmelsrichtungen, gesundheitlich und sittlich verseucht, verkommen, versklavt. Nun ist die ganze Politik unseres gefesselten Volkes notwendigerweise darauf eingestellt, Zeit zu gewinnen, mit Erfolg, denn welcher anderer Geist in Locarno als in Versailles; in 6½ Jahren, und das sind nicht viele in der Geschichte unseres Volkes.»⁹²

In Grossbritannien fanden die Locarno-Verträge ein sehr positives Echo, auch die vormaligen Premierminister David Lloyd George, liberal, und Ramsay MacDonald, Labour, lobten die Vereinbarungen. Für die britische Presse war es vor allem Chamberlain, der für den Erfolg von Locarno gesorgt hatte. Ebenso wurde Briand in Frankreich ein triumphaler Empfang bereitet. Deutschland habe, so erklärte er, jetzt freiwillig angenommen, was ihm der Versailler Vertrag auferlegt habe.⁹³

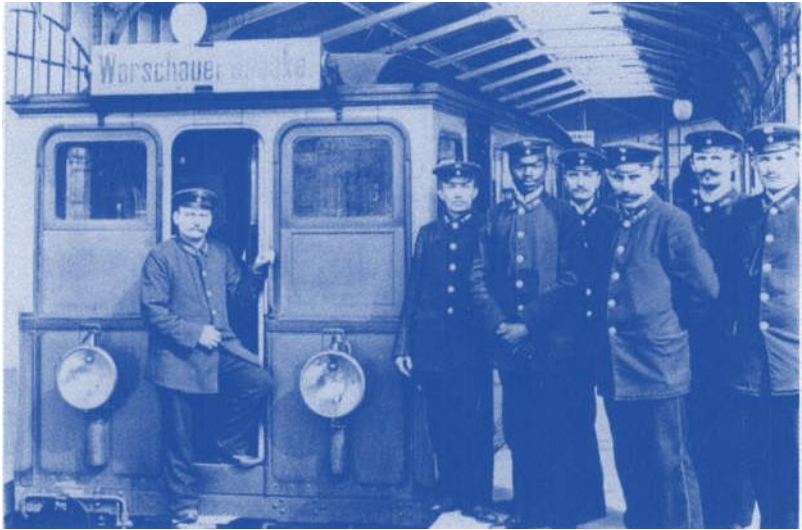
Dennoch verlief der Beitritt Deutschlands zum Völkerbund nicht reibungslos. Nur widerstrebend fand sich Reichspräsident v. Hindenburg, der sich die deutschnationale Argumentation zu eigen gemacht hatte, bereit, das offizielle Beitrittsgesuch zu unterzeichnen, das schliesslich am 10. Februar 1926 dem Generalsekretär des Völkerbunds Drummond übergeben wurde, der sogleich eine Sondersitzung des Völkerbunds für März einberief.⁹⁴ Hatten Luther und Stresemann auf eine rasche Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund sowie in den Völkerbundsrat gehofft, so brachen mit Deutschlands Antrag schwelende Konflikte im Völkerbund auf. Denn Polen wollte gleichfalls einen Sitz im Rat und da-

mit im Kreis der Grossmächte mitspielen und hatte für diese Initiative Briand gewonnen. Ebenfalls stellten Spanien und Brasilien Ansprüche auf einen Ratssitz und drohten mit einem Veto gegen die Aufnahme Deutschlands. Schweden wiederum, das als Sprecher der kleinen und mittleren Staaten der polnischen Ambition widersprach, verwies auf sein Vetorecht. Schliesslich konnte Polen mit einem nicht-ständigen Sitz, den Schweden freimachte, besänftigt werden.⁹⁵ In der feierlichen Aufnahmezeremonie am 10. September im Genfer Völkerbundpalast wurde die deutsche Delegation mit Stresemann an der Spitze mit grossem Beifall begrüsst. «Tücherwinken, Hüteschwenken, ‚bravo Stresemann‘, Zurufe mit fremdländischen Akzentuierungen», erinnerte sich Paul Schmidt. «Eine Szene, wie sie sich im Völkerbund noch nie abgespielt hatte, und wie ich sie selbst in einem so internationalen Kreise auch nie wieder erleben sollte.»⁹⁶

Gustav Stresemann und Aristide Briand wurden für ihre Verständigungspolitik zusammen 1926 mit dem Friedensnobelpreis geehrt. Briand blieb bis kurz vor seinem Tod im März 1932 Aussenminister und initiierte gemeinsam mit dem US-Aussenminister Frank Billings Kellogg 1928 den nach ihnen benannten Briand-Kellogg-Pakt, mit dem damals über ein Dutzend Staaten, darunter die USA, die Sowjetunion, Deutschland, Grossbritannien, Italien, Frankreich, Japan, sich völkerrechtlich verpflichteten, Krieg zu ächten.

Auch Gustav Stresemann blieb bis zu seinem Tod Aussenminister. Er starb am 3. Oktober 1929 an den Folgen eines Schlaganfalls. Harry Graf Kessler, der zu diesem Zeitpunkt in Paris weilte, beobachtete, wie sehr Stresemanns Tod die Franzosen bewegte. «Meine Zeitungsfrau, der Mann an der Kasse des Grandhotels, die Kellner im Café de la Paix sprechen mir ihre Trauer über Stresemanns Tod aus. ‚C'est terrible cette disparition ist der allgemeine Refrain. Ganz Paris empfindet seinen Tod wie ein fast nationales Unglück. Ich befürchte von Stresemanns Tod in erster Linie sehr ernste innenpolitische Folgen, das Abrücken der Volkspartei nach rechts, einen Bruch der Koalition, Erleichterung der Diktatur Bestrebungen.»⁹⁷ Kesslers Befürchtungen traten ein: Die Deutsche Volkspartei rückte nach Stresemanns Tod deutlich nach rechts und suchte nach einem Anlass, die Zusammenarbeit mit den Sozialdemokraten zu beenden. Ende März 1930 platzte die letzte parlamentarische Mehrheitsregierung von Hermann Müller (SPD); ihr folgte die Regierung unter Heinrich Brüning, die nun mit präsidialen Notverordnungen regierte.

Die Nationalsozialisten gaben nach ihrem Machtantritt rasch zu erkennen, dass sie die in Locarno geschaffene Friedensordnung nicht akzeptierten. Der Einmarsch in die entmilitarisierten Rheinlande im März 1936 war ein eklatanter Bruch des Locarno-Vertrages und zerstörte die Sicherheitsgarantien für Frankreich. Und an eine Schiedsregelung durch den Völkerbund im Falle eines Konflikts hinsichtlich der Grenzen zu Polen und der Tschechoslowakei dachte in der NS-Führung niemand. Ihr Ziel war eindeutig: Krieg um deutsche Herrschaft in Europa.



Martin Dibobe mit Kollegen von der Berliner Hochbahn, 1902.

5.

1926 – Josephine Baker und People of Color in Deutschland

Am 2. Januar 1926 erschien im *Berliner Tageblatt* eine Anzeige, die auf eine neue Show im Nelson-Theater am Kurfürstendamm 217 hinwies: «9 Uhr Neger-Revue vom Théâtre des Champs-Élysées, Paris, mit Louis Douglas, Josephine Baker. Vorher ‚Rundfunk‘. Einakter von Zerlett mit Willi Schaeffers, Musik: Rudolph Nelson. Vorverkauf täglich ab 11 Uhr ununterbrochen Bismarck 1450». ¹ Rudolph Nelson (1878-1960), geboren als Rudolph Lewysohn, erzielte als Komponist und Pianist im Berlin der Vorkriegszeit beachtliche Erfolge. Zusammen mit dem Schauspieler Paul Schneider-Duncker gründete er ein Varietétheater in der Potsdamer Strasse, trennte sich 1907 von seinem Kompagnon und eröffnete an der Ecke Unter den Linden/ Friedrichstrasse sein erstes eigenes Lokal, das «Chat noir». 1914 gab er es auf und eröffnete am Kurfürstendamm «Nelsons Künstler spiele», das ab 1920 «Nelson-Theater» hiess. Hier traten Marlene Dietrich, Hans Albers, Claire Waldorff auf; Kurt Tucholsky schrieb Texte für die Aufführungen; Nelson selbst komponierte rund 30 Revuen. ²

Unter der Überschrift «Negergastspiel im Nelson-Theater» brachte das *Berliner Tageblatt* eine Besprechung der Aufführung von Feuilletonchef Fred Hildebrandt persönlich, die jene rassistische Mischung aus Stigmatisierung und Faszination von schwarzen Menschen exemplarisch zum Ausdruck bringt: «Seit dem Siege nigritischer Tanzkultur über den Wiener Walzer hat das Niggertum der Beine rasenden Fortschritt gemacht. Über dem Wege New York – Paris ist nun eine neue Negertruppe zu uns gekommen, die an der Seine Triumphe feierte. Wir kennen den wilden Rhythmus dieser Naturkinder schon, können deshalb auch vergleichsweise sagen, dass andere schwarze Truppen (nicht die in der Pfalz!) besser waren als die Negerrevue des Mister Douglas, die jetzt im Nelson-Theater

ihr geräuschvolles Gastspiel absolviert. Immerhin kann man – trotz mancherlei innerem Widerstreben – feststellen, dass auch unter diesen Douglas-Negern Leutchen sind, die den Namen ‚Künstler‘ verdienen. Der Regisseur, Tänzer und Karikaturist Louis Douglas selbst besitzt wirklichen Humor; er steppt uns unter anderem mit Füßen, Armen und Oberkörper seine ganze Lebensgeschichte vor. Die Managerin der Truppe, Maud de Forest, hat, wenn sie Chansons singt, einen Montmartreton, der nicht übel ist; Tommy Woods, klein, untersetzt, aber unglaublich behende, exzelliert im Phantasietanz, und die Primadonna Josephine Baker ist ein hochbegabtes, bildhübsches Geschöpf. In ihr ist die Wildheit der Väter, die vom Kongobecken nach Mississippi verpflanzt wurden, am echtsten erhalten: da atmet alles Leben, Naturkraft, kaum zu zügelnden Übermut. Selbst wenn sie in der Schlusszene nur noch mit ihrer eigenen Schönheit bekleidet, im ‚Excentric Dance‘ vortanzte, wirkt das keinen Augenblick unkünstlerisch oder gar abstoßend. Auch die Dancingmaiden der Truppe erscheinen am vorteilhaftesten, wenn sie, von aller lästigen Kultur befreit, ihre ansehnliche Ursprünglichkeit zeigen, von der hellen Milkschokolade bis zum dunkelsten Kaffeegrund variiert.»³

Dass Menschen mit dunkler Hautfarbe in Deutschland als «Neger» bezeichnet wurden, war in den 1920er-Jahren durchweg üblich. Verwies «Neger» auf einen von Kolonialismus und Rassismus geprägten Kontext, stellte der Begriff «Nigger» in besonderer Weise die spezifische Stellung von dunkelhäutigen Menschen im rassistischen Herrschaftssystem heraus und kennzeichnete sie in verächtlich herabsetzender Weise als «Minderwertige». Auch sonst ist Hildebrandts Text mit all jenen überheblichen Markierungen gespickt, mit denen weiße Menschen auf andere herabblicken – und zugleich ihre Faszination für das «Wilde» und «Ursprüngliche» ausdrücken. Diese «Naturkinder» mit ihrem «wildem Rhythmus» tanzten den zivilisierten Europäern – so nehmen diese es wahr – eine Welt vor, aus der sie sich verloren glauben. Die seit Rousseau immer wieder geweckte Sehnsucht des Europäers nach der vermeintlichen «Ursprünglichkeit», die dem Zivilisationsprozess geopfert werden musste, klingt in dieser Besprechung ebenso an wie die Reduktion der «Wilden» auf ihre Körperlichkeit, die in der Nacktheit «am echtsten» zu sehen sei. Die Attraktion und das Mitreisende der tanzenden Josephine Baker wird benannt: «Leben», «Naturkraft», «kaum zu zügelnder Übermut»; ihre Sexualität wird angedeutet, aber es ist ebenso die Angst vor der Ekstase, vor dem Kontrollverlust, der Aufgabe der Selbstbeherrschung zu spüren.

Nacktheit darf nicht «unkünstlerisch» oder gar «abstossend» sein, was immer der Verfasser des Artikels darunter versteht. Über die Herkunft der «Naturkinder» gibt Hildebrandts Artikel vermeintlich auch gleich Auskunft, wobei Sklaverei und Kolonialismus geflissentlich unerwähnt bleiben: Aus dem «Kongobeken» seien die Väter nach Mississippi «verpflanzt» worden.

In diesem Kapitel richtet sich der Blick auf deutsche Geschichte mit einem ungewöhnlichen Fokus: Im Mittelpunkt stehen schwarze Menschen in Deutschland. Die Debatten um die koloniale Vergangenheit Deutschlands, die Verbindungen zwischen Kolonialismus und Nationalsozialismus und um das koloniale Erbe in der Gegenwart haben einen Teil deutscher Geschichte wieder sichtbar gemacht, der lange Zeit ausgeblendet war. An der verflochtenen wie gewalttätigen Geschichte Europas mit dem afrikanischen Kontinent über etliche Jahrhunderte hinweg war Deutschland nicht nur in der kurzen Zeit als Kolonialmacht beteiligt. Auch vor 1871 und nach 1919, selbst nach 1945, bestimmte Deutschland als europäische Grossmacht die Politik gegenüber Afrika mit und hielt die ökonomische wie politische Asymmetrie zwischen den Kontinenten aufrecht. Doch auch innerhalb Deutschlands gehörten schwarze Menschen zur Gesellschaft, wurden bestaunt, verlacht, ausgebeutet und zur Schau gestellt – Josephine Baker, die 1926 und 1928 in Berlin zu Gast war, machte keine Ausnahme. Mit ihr lässt sich jenes komplexe Verhältnis weisser Europäer gegenüber Afrikanerinnen und Afrikanern exemplarisch schildern, die, wie der Artikel von Fred Hildebrandt offenbart, zu einem Kristallisationspunkt rassistischer Abwehr wie Begehrlichkeit wurde.

St. Louis

Über Josephine Bakers frühe Biographie ist nur wenig bekannt, weil sie selbst an ihrer eigenen Legende arbeitete, in ihren verschiedenen Autobiographien unterschiedliche, selbst widersprüchliche Versionen ihres Lebens präsentierte. Soweit wir wissen, ist Josephine Baker unter dem Namen Freda Josephine 1906 in einem der ärmsten Stadtteile von St. Louis im Süden der USA geboren worden. Ihre Mutter Carrie MacDonald war Wäscherin und ihr Vater Eddie Carson meist arbeitslos. Aber beide Eltern waren leidenschaftliche Varietätänzer, die den damals beliebten *Cakewalk* beherrschten. «Mama was the most popular girl at the dance

hall on Sundays», erzählte Josephines Schwester Margaret. «No one could dance like she could, with a glass of water balanced on her head, never spilling a drop.»⁴

Das Variété, in den USA Vaudeville genannt, entstand Ende des 19. Jahrhunderts als neue Bühne zwischen bürgerlichem Theater und fahrendem Zirkus. Es war ein Ort der Unterhaltung, an dem geredet, gegessen und getrunken werden konnte. Anders als im bürgerlichen Theater, dessen Vorstellungen man schweigend verfolgen und nur zum Schluss mit zustimmendem Beifall oder Missfallensäusserungen kommentieren durfte, war die Atmosphäre des Variétés viel lebendiger und vom Publikum mitbestimmt, das aktiver Teil der Inszenierung war. Der *Cakewalk* entstand um dieselbe Zeit, galt den Weissen als «Negertanz» und war doch sowohl Ausdruck afroamerikanischer Rhythmik und Körperpraxis wie Nachahmung und Parodie auf die Gesellschaftstänze der weissen Sklavenhalter. Wo in den Herrenhäusern steife Quadrille getanzt wurde, schoben die schwarzen, aber später auch weissen Tänzerinnen und Tänzer die Hüften und Beine nach vorne und lehnten den Oberkörper weit nach hinten. Im *Cakewalk* eilen die Füße dem Kopf voraus, ganz im Unterschied zur kopfgesteuerten Tanzhaltung in Europa. Dennoch galt es, aufrecht zu bleiben und sich bewegend unbewegt zu bleiben, dass eben ein Glas Wasser auf dem Kopf oben blieb. Der *Cakewalk* erforderte ein hohes Mass an tänzerischer Flexibilität und Kreativität und hielt die Balance zwischen Parodie, Eigen-Sinn und Eleganz.⁵

Nach der Geburt des zweiten Kindes, Richard, trennten sich die Eltern, und Carrie heiratete Arthur Martin, einen Tagelöhner, der ebenfalls meist keine Arbeit hatte, so dass Carrie den Lebensunterhalt der Familie verdienen musste. Mit Arthur bekam sie noch zwei Kinder, Margaret und Willie Mae. Josephine besuchte die Lincoln Elementary School, allerdings nicht sehr häufig. In ihrer eigenen Lebensgeschichte erzählte Baker, dass sie sich nicht darum scherte, was sie gesagt bekam, sondern immer tat, was sie wollte. Sie versuchte, dem tristen und ärmlichen Zuhause zu entfliehen, lief mehrmals weg und fand in ihrer Grossmutter und ihrer Tante Unterstützung, die sich um die Jugendliche kümmerten.⁶

Neben der Armut, aus der sie stammte, und dem Drang nach Freiheit und Unabhängigkeit war es die Erfahrung des Rassismus, die Josephine Baker in all ihren Lebensgeschichten immer wieder betonte. In ihrer Autobiographie, die sie mit Jo Bouillon verfasste, erzählte sie vom rassistischen Pogrom in St. Louis 1917, den sie als Elfjährige voller Entsetzen miterlebt habe. Das schwarze Wohnviertel

wurde in Brand gesteckt, die Menschen rannten voller Panik durch die Strassen, während Weisse mit Knüppeln auf wehrlose farbige Menschen einschlugen, die blutend am Boden lagen. Die Luft war voller Asche, und die Mutter zog die Kinder zu Boden und schützte sie mit dem eigenen Körper. Nur durch Zufall blieben sie unverletzt und das Haus unbeschädigt.⁷

Zuvor hatten sich die sozialen Konflikte in der Stadt angestaut. Die Zahl schwarzer Migrant*innen aus dem Süden hatte stark zugenommen, da die Männer hofften, in den Fabriken Arbeit zu finden. Die ansässige, überwiegend weisse Arbeiterschaft fürchtete, dass die Zugewanderten ihre Jobs wegnehmen würden, und die Angst entlud sich rassistisch an der *Color line*. Politiker der in den Südstaaten verankerten Demokratischen Partei beschuldigten die Republikaner, die als Partei des abolitionistischen Nordens galten, eine «Kolonisierung durch Neger» zu betreiben. Ende Mai 1917 war es bereits im Anschluss an eine Versammlung weisser Arbeiter zu gewalttätigen Ausschreitungen gegen Schwarze gekommen. Als Gerüchte aufkamen, dass die Schwarzen in der Stadt ein Massaker planen würden, flammte die Gewalt auf. In der Nacht vom 1. auf den 2. Juli brach ein weisser Mob in den von Schwarzen bewohnte Stadtteil East St. Louis ein, zündete Häuser an, misshandelte, schlug und tötete Menschen auf offener Strasse. Ein Untersuchungsausschuss des Kongresses stellte im Nachhinein fest, dass acht Weisse und 39 Schwarze ums Leben gekommen waren, wobei die National Association for the Advancement of Colored People (NAACP) von deutlich über hundert Toten ausging.⁸ Etliche Jahrzehnte später, 1974, verknüpfte Josephine Baker in einem Interview mit der Zeitschrift *Esquire* ihre eigene Lebensgeschichte mit den Geschehnissen in bezeichnender Weise: «East St. Louis was a most horrible place, yes, worse than the deep South. I was a little girl and all I remember is people they ran across the bridge from East St. Louis to escape the red-necks, the whites killing and beating them. I never forget my people screaming, pushing to get to the bridge, a friend of my father's face shot off, a pregnant woman cut open. I see them running to get to the bridge. I have been running ever since.»⁹

Josephine heiratete mit 13 Jahren – Baker selbst behauptete in der Autobiographie, sie sei 15 Jahre alt gewesen – Willie Wells, einen Arbeiter, der sie aber schon bald wieder verliess. Josephine arbeitete als Kellnerin in einem Nachtclub, hörte und lernte von den Musikern und Tänzerinnen. Sonntags schaute sie sich die Revuen im Booker T. Washington Theater an, wo sie vermutlich auf die Jones

Family Band traf, eine lokale Vaudeville-Truppe, die sie aufnahm und mit der sie kleinere Auftritte in St. Louis hatte. Rasch lernte Josephine Trompete und Banjo spielen und mit ihrer komischen Art, die Nase zu verdrehen, mit den Augen zu rollen oder die Zunge bis an die Wangen zu strecken, fand sie ein lachendes Publikum. Der Leiter des Booker T. Washington Theater holte sie auf die Bühne, als eine bekannte Vaudeville-Band, die Dixie Steppers, ein Gastspiel in St. Louis gab. Josephine gelang ein überzeugender Auftritt, und die Dixie Steppers engagierten gleich die ganze Jones Family Band. Mit den Dixie Steppers spielte Josephine überall im Süden, aber sie traten auch in Chicago und Philadelphia auf. Das Einkommen war kärglich, die Shows anstrengend, aber Josephine lernte ihr Metier kennen und arbeitete an ihrem Können. Die Vaudeville Shows besaßen auch *Minstrel-Einlagen*, das heisst Auftritte weisser Schauspieler, die sich schwarz anmalten und auf der Bühne darbrachten, was sie für schwarze Kultur hielten, um sich mit ihrem weissen Publikum rassistisch darüber lustig zu machen – Pöbeleien, die Josephine Baker, wie sie später schrieb, nie vergass.¹⁰

In Philadelphia heiratete sie zum zweiten Mal; auch diese Ehe mit William Howard Baker dauerte nur kurze Zeit, doch behielt sie den Nachnamen. Mittlerweile verfügte sie über ein beachtliches Repertoire an Vaudeville-Tanz- und Singtechniken und hatte einen eigenen komischen Stil entwickelt, aber es fehlte ihr ein grosses und länger dauerndes Engagement. Ihr Traum, nach New York zu kommen, erfüllte sich 1922. Eubie Blake und Noble Sissle, zwei bekannte schwarze Künstler, hatten eine Musicalshow «Shuffle Along» zusammengestellt und planten, das Stück an den Broadway zu bringen. Josephine kaufte sich ein Ticket von Philadelphia nach New York – so erzählte sie es den Leserinnen der *Dame* 1926 –, sprach immer wieder am Broadway vor, wurde abgewiesen, weil sie angeblich zu hässlich sei, durfte auf einer kleinen Tournee mitreisen, wurde beschimpft als «Affe» – aber endlich schaffte sie es, für die Rolle des komischen «end girl», der Tänzerin, die am Ende der Reihe des Chors ihren Platz hat, engagiert zu werden, für 30 Dollar die Woche. «Shuffle Along' hat mich gemacht.»¹¹

Auch «Shuffle Along» spielte mit *Minstrel*, wobei Blake und Sissle farbige Schauspieler mit *Blackface* auftreten liessen, die damit jene Rollen adaptierten, die ansonsten den Weissen vorbehalten waren. «Sissies hoping», so ein Mitglied der Truppe, «to beat the whites at their own game. Since they prefer blackface shows to real black performers, he's decided to give them white black folks.»¹²

Blackface, das in den *Minstrel Shows* den Weissen dazu diente, die rassistische *Color line* aufrechtzuerhalten, konnten schwarze Menschen nutzen, um eben diese rassistische Differenz in Frage zu stellen, zu unterlaufen, mit ihr zu spielen. *Blacking* und *Lightening* blieben Performance-Techniken, die Josephine Baker in ihren späteren Auftritten einsetzte, gerade wenn das europäische Publikum glaubte, eine «echte» Schwarze auf der Bühne zu sehen.

Sie ging, nachdem die Saison in New York vorüber war, mit der Musicalgruppe auf Tour, spielte 1922/23 in Boston, Chicago und anderen grossen Städten. Als Sissle und Blakes neue Show «In Bamville» im März 1924 in New York Premiere hatte, gehörte Josephine bereits zu den Stars der Show und war mit 125 Dollar wöchentlich eines der bestbezahlten *Chorus Girls*. Ein neues Tanzelement wurde in die Show, nun «Chocolate Dandies» benannt, integriert: der Charleston, der Tanzhit dieser Jahre, den Josephine parodierte, keineswegs glamourös wie die übrigen Tänzerinnen gekleidet, sondern exzentrisch. Der Dichter E. E. Cummings notierte über ihren Auftritt: «She resembled some tall, vital, incomparably fluid nightmare which crossed its eyes and warped its limbs in a purely unearthly manner – some vision which opened new avenues of fear, which suggested nothing but itself and which, consequently, was strictly aesthetic.»¹³

Paris

Im Frühjahr 1925 lief «Chocolate Dandies» aus, aber Josephine Baker musste sich jetzt keine Sorgen mehr um ein neues Engagement machen. Sie trat in Clubs auf dem Broadway auf, wo sie von dem Jazzmusiker Spencer Williams, der mit hunderten von Ragtime-Stücken, Boogies und Jazz-Songs berühmt geworden war, entdeckt wurde. Zusammen mit der Produzentin Caroline Dudley Reagan stellte Williams gerade eine neue Show «La Revue Nègre» zusammen, die nur aus schwarzen Künstlerinnen und Künstlern bestehen und auf Europa-Tournee gehen sollte. Josephine Baker akzeptierte das Angebot von 250 Dollar die Woche, und am 21. September 1925 legte das Schiff von New York in Richtung Frankreich ab.¹⁴

Dort machte Baker eine ungewohnte Erfahrung: Es gab keine rassistische Segregation in der Öffentlichkeit. Auf dem Weg von Le Havre nach Paris mit dem Zug konnte sie überall Platz nehmen. «Wenn in Amerika ein paar Weisse im Speise-

wagen sitzen», so Josephine Baker in ihrem autobiographischen Gespräch mit Joe Bouillon, «so erklärt man den Farbigen stets, es sei alles besetzt. Hier werden wir freundlich empfangen.» Zu ihrem Hotel bemerkte sie: «Das Zimmermädchen ist WEISS, und ein WEISSER Etagenkellner bringt mir morgens das Frühstück, während ich in meinen WEISSEN Kissen lehne und den Duft der Croissants einschnuppere.»¹⁵

Paris war zu dieser Zeit das europäische Zentrum für Jazz und afrikanisch inspirierte Musik. Die Faszination für afrikanische Kunst hatte Maler und Bildhauer schon seit der Jahrhundertwende in den Bann gezogen. Musiker wie Debussy, Ravel, Strawinsky hatten afroamerikanische Rhythmen in ihre Musik aufgenommen, französische Jazzbands spielten die neuen schwarzen Tänze aus Amerika, die schwarzen Bands der amerikanischen Regimenter, die im Ersten Weltkrieg in Paris stationiert waren, brachten den Jazz in die Stadt. «La Revue Nègre» war für eine Saison gebucht im berühmten Théâtre des Champs-Élysées, in dem 1913 die berühmte Premiere von Strawinkys «Le Sacre du Printemps» stattgefunden hatte.¹⁶

Neben Rolf de Maré, dem Generaldirektor des Theaters, der noch einmal die Choreographie der Show umarbeitete und für den Schluss einen «*danse sauvage*» entwarf, den Josephine Baker mit Joe Alex, einem Tänzer aus Martinique, beide nahezu nackt, tanzen sollte, war der Graphiker und Maler Paul Colin für den Erfolg wichtig. Er zeichnete das Werbeplakat für die Revue – drei Farben: schwarz, rot, weiss, drei Personen: zwei lachende Schwarze in *Blackface*-Anmuthung mit grossen roten Lippen, grossen Augen und weissen Zähnen, und mit Josephine Baker in einem kurzen weissen Kleid, ihre Arme in die Hüften gestemmt, die sie im Takt der Musik schwingt. Die Botschaft des Plakats war klar: neue, energiegeladene, rhythmische, schwarze Musiker und Tänzerinnen sind in Paris – mit Josephine Baker als Blickfang! Für Baker war die Arbeit mit Colin von besonderer Bedeutung. Ihr fiel es schwer, nackt Modell zu stehen. Doch im Laufe der Arbeit fühlte sie sich immer gelöster: «Ich weiss», formulierte sie in ihren Erinnerungen, «wie lieb mir seine schweigende oder fast schweigende Gegenwart ist, die Zeit, die ich in der Stille seines Ateliers zubringe. Er begleitet mich ins Theater und bringt mich ins Hotel zurück; er flösst mir Vertrauen ein. Unter seinem Blick fühle ich mich zum erstenmal im Leben schön.»¹⁷

Als «La Revue Nègre» am 2. Oktober Premiere hatte, war der Erfolg überwältigend, vor allem wegen Josephine Baker. Sie, die in den Shows der vergangenen Jahre vorwiegend den Clown, das Comedy Girl spielen, sich hässlich machen

musste, erwarb nun eine neue Ausstrahlung von berückender Schönheit. Es war, wie die amerikanische, feministische Schriftstellerin Janet Flanner, die die Premiere in Paris miterlebt hatte, schrieb, ein signifikanter Moment: «her magnificent dark body, a new model that to French proved for the first time that black was beautiful, and the acute response of the white masculine public in the capital of hedonism of all Europe – Paris.»¹⁸ «Black Venus» war geboren.

Aber es meldete sich auch lautstarke Abwehr. Zuschauer, so ein zeitgenössischer Bericht, erhoben sich nach zwei Nummern, stürmten aus dem Theater, schlugen die Türen krachend zu und nannten die Vorführung eine Schande, denn sie appelliere an die niederen Instinkte. Der einflussreiche Theaterkritiker des *Figaros*, Robert de Fiers, erklärte, «La Revue Nègre» sei ein direkter Anschlag auf den französischen Geschmack, so dreist wie noch nie zuvor. Den Erfolg der Show jedoch konnte die Kritik nicht mindern.¹⁹

Bis in die intellektuelle Szene Frankreichs gab es Verbindungen. 1925 etablierten Marcel Mauss, Lucien Lévy-Bruhl und Paul Rivet das Institut d’Ethnologie und planten das Musée de Trocadero in ein neues anthropologisches Museum zu verwandeln. Unterstützung erhofften sie sich dabei von Georges-Henri Revière, der die erste Ausstellung in Frankreich zur vorkolumbianischen Kunst organisiert hatte und seither im Musée de Trocadero als Kurator beschäftigt war. Revière wiederum war ein Jazzfan und Bewunderer von Josephine Baker, schrieb sogar einen Song für sie, den sie im Casino de Paris tatsächlich sang.²⁰ Fotografen verknüpften Bakers Körperlichkeit mit afrikanischer Kunst, wie in dem berühmten Foto von Madame d’Ora, i. e. Dora Kallmus, das Baker mit der Skulptur eines Elefanten zeigt. Als das Engagement im Théâtre des Champs-Élysées zu Ende war, wurde «La Revue Nègre» im unweit gelegenen Théâtre de l’Étoile weiter aufgeführt. Ein weiteres, sechswöchiges Gastspiel gab die Truppe im Cirque Royal in Brüssel, und dann folgte der Auftritt im Nelson Theater in Berlin.

Cakewalk in Berlin

Auch in Berlin waren afroamerikanische Musik und Variétés mit farbigen Künstlern seit der Jahrhundertwende bekannt. Rudolph Nelson war einer der ersten Komponisten in Berlin, der *Ragtime*, *Cakewalk* und *Two Step* komponieren konnte.²¹ Berliner Zeitschriften berichteten 1903 über den *Cakewalk* als den neu-

ersten Modetanz in Paris, zwei Jahre zuvor waren das berühmte New Yorker *Cakewalk Duo* Charles Johnson und Dora Dean im «Wintergarten» aufgetreten. Davor war die «Louisiana Amazon Guard» in Berlin zu Gast gewesen, eine Tanzgruppe mit ausschliesslich schwarzen Tänzerinnen, von der deutschen Agentin Paula Kohn-Woellner in New York zusammengestellt. Als angebliche Kämpferinnen, die im westafrikanischen Königreich Dahomey, das in den 1890er-Jahren von Frankreich erobert und kolonisiert worden war, die Palastwache stellten, mussten die Tänzerinnen in europäischen Fantasieuniformen in einer kolonialistisch-sexualisierten Phantasmagorie auf der Bühne militärisch exerzieren.²² Komponisten wie Paul Lincke nahmen afroamerikanische Rhythmen in ihr Unterhaltungsrepertoire auf; Linckes Frau trat unter dem Künstlernamen Annie Miller über etliche Jahre hinweg in Varietes in *Black Face* auf. 1910 spielte sie in einem kurzen Film als angebliche schwarze Köchin mit.²³

Nicht nur auf der Bühne, auch als Ballhaustanz fand der *Cakewalk* in Berlin Verbreitung. Der kulturhistorisch interessierte Schriftsteller Hans Ostwald beobachtete 1905, wie nachts um eins in einem Ballsaal in der Behrensstrasse, «eine laut kostümierte Schar einen Cake Walk durch den halbleeren Saal» wie rasend aufführte.²⁴ Selbst der «Rixdorfer», ein beliebter Tanz im Berlin dieser Zeit, wurde mit vorgeschobenen Schultern, geknickten Knien und hochoberhobenen Armen getanzt, also mit Elementen, die durchaus an den *Cakewalk* erinnerten. Der *Cakewalk* passte zu einer sich entfaltenden urbanen Kultur, in der, wie die Zeitschrift *Elegante Welt* 1912 feststellte, keine «saubere Trennung» zwischen den verschiedenen Gesellschaftsschichten mehr möglich sei.²⁵ Auch er war nicht eindeutig zuzuordnen, war ja eben kein «Negertanz», sondern eine eigensinnige Aneignung und Umformung des europäischen Tanzens, die von Schwarzen wie Weissen getanzt wurde und einer Kultur der Maskierung und Verwandlung entsprach, die in der Grossstadt Berlin bisherige bürgerliche Konventionen zu durchbrechen begann.

Die Revue «Und der Teufel lacht dazu» im Herbst 1906 im Berliner Metropol-Theater liess die Ereignisse des vergangenen Jahres als koloniales Welttheater passieren, das vom Teufel regiert wird. Aus Paris tanzte «Madame Chauvin» mit einem *Cakewalk* herein und erzählte, wie sie die Marokkokrise geschürt habe. Fritz Massary schlüpfte in die Rolle der frivolen «Cousine» in Anspielung an den deutschen Gouverneur von Kamerun, der seine Geliebte als Cousine ausgegeben hatte; und Henry Bender spielte in *Blackface* «König Akwa» – ein komödianti-

scher Schwank, der sich über eine reale Geschichte rassistisch lächerlich machte. Der Kameruner Mpundu Akwa, der in Deutschland die Schule besucht hatte, war mit einer Delegation unter Leitung seines Vaters nach Berlin gekommen, um eine Protestresolution gegen die deutsche koloniale Unterdrückung dem Kaiser Wilhelm II. zu übergeben, der allerdings jede Audienz verweigerte. Die deutschen Behörden versuchten zunächst vergeblich, Mpundu Akwa auszuweisen, und beschuldigten ihn schliesslich der Hochstapelei, weil er sich angeblich als Prinz ausgegeben habe. Sein Anwalt schaffte es jedoch, einen Freispruch zu erlangen, indem er erfolgreich argumentierte, dass Akwa nicht dafür verantwortlich sei, wenn die wilhelminische Öffentlichkeit ihn teils kolonial-exotisch überhöhe, teils kolonial-rassistisch verlache. Bender stelle Akwa als «Hosenneger» dar, also als Witzfigur mit viel zu grosser kariierter Hose, geblümter Weste, übergrossem Hemdkragen und überdimensionierter Fliege, «halb civilisiert, halb afrikanisch», wie es in der Regieanweisung hiess, und verwandelte den antikolonialen Widerstand der Kolonisierten in ein kolonialistisches Gelächter der Kolonialherren. So bemüht weisse Komödianten auch waren, die *Color line* aufrechtzuerhalten, so zeigt doch Benders Darbietung, wie geläufig dem Publikum der Fall von Mpundu Akwa war.²⁶

Afrikanerinnen und Afrikaner in Deutschland

Kontakte zu afrikanischen Menschen hat es in Europa stets gegeben. Handel, Reisen und schliesslich das gewalttätige Sklavengeschäft, an dem sich nicht zuletzt Brandenburg-Preussen beteiligte, sorgten dafür, dass auch in deutschen Landen schwarze Menschen lebten: als sogenannte Hofmohren an den Fürstenhöfen, als Trommler im preussischen Militär, als exotische Diener in reichen Kaufmannshäusern. Als nach dem amerikanischen Unabhängigkeitskrieg die hessischen Soldaten, die der Landgraf an die unterlegene britische Seite als Söldner verkauft hatte, zurückkehrten, brachten sie auch afroamerikanische Soldaten mit, die in Amerika rekrutiert worden waren und nun als hessische Untertanen in Kassel eine schwarze Community bildeten. Lebensberichte von afroamerikanischen Autoren wie dem ehemaligen Sklaven und später bekannten Schriftsteller Frederick Douglass wurden ins Deutsche übersetzt ebenso wie Harriet Beecher Stowes Er-

folgsroman *Uncle Toms Cabin*, 1852 auf Deutsch erschienen, der hierzulande weite Verbreitung fand.²⁷

Schwarze stellten in der Gesellschaft des Deutschen Kaiserreichs eine zahlenmässig kleine Minderheit, aber in der populärkulturellen Öffentlichkeit sichtbare Gruppe dar. Sie wurden im Zuge der sogenannten Völkerschauen ausgestellt, im Hamburger Hagenbecks Tierpark wie in etlichen anderen Städten – allein in Düsseldorf gab es zwischen 1876 und 1938 mindestens 25 afrikanische Völkerschauen. Vor allem die Missionsgesellschaften organisierten Kolonialausstellungen wie 1896 in Berlin-Treptow und 1987 die Transvaal-Ausstellung auf dem Berliner Kurfürstendamm. Afrikanerinnen und Afrikaner wurden als «Eingeborene» extra nach Deutschland gebracht, um sich von Weissen abschätzig oder raunend ob ihrer Wildheit bemustern zu lassen. Laut den Organisatoren sollte die Kolonialausstellung 1896 «dem Publikum Gelegenheit bieten, sich durch eigene Anschauung mit dem Leben und Treiben fremder Völker und Menschenrassen, mit der Gewerbetätigkeit, den Culturverhältnissen, den industriellen und Agrar-Verhältnissen, der landwirtschaftlichen Szenerie, der Pflanzen- und Thierwelt vertraut zu machen».²⁸ Diese Veranstaltungen waren pure Massenunterhaltung. An Sonn- und Feiertagen besuchten oft Zehntausende die Hagenbeck'schen Völkerschauen; die Besucherzahl der Sioux-Schau von 1910 überstieg sogar eine Million.²⁹

Andere Schwarze kamen aus den ehemaligen Kolonien, weil sie eine Arbeit suchten wie der Sprachlehrer Amur bin Nasur ilOmeiri, der Ende des 19. Jahrhunderts als Swahili-Lektor am Seminar für Orientalische Sprachen tätig war.³⁰ Manche landeten in Deutschland, um ausgebildet zu werden, wie zum Beispiel Pedro Olympio, der 1898 in der damaligen deutschen Kolonie Togo geboren und von seinem Vater in die Niederlande geschickt worden war, wegen des Weltkrieges jedoch nach Deutschland übersiedeln musste. In Bonn studierte er Medizin und arbeitete dann bei Sauerbruch in Berlin, bis er nach der Promotion nach Togo zurückkehrte und in Lomé eine Klinik gründete. Nach dem Zweiten Weltkrieg war er für einige Jahre Botschafter Togos in der Bundesrepublik.³¹ Viele aber kamen als Schauobjekte wie Martin Dibobe, der 1876 in Duala-Priso im heutigen Kamerun geboren worden war und als Zwanzigjähriger mit der Deutschen Kolonialausstellung 1896 nach Berlin gelangte.³²

Über Dibobe und andere Afrikaner berichtete 1902 die *Berliner Illustrierte Zeitung* unter dem Titel: «Dunkle Existenzen. Aus dem Berufsleben der Berliner Ne-

ger». Darin war zu lesen, dass vierzig Jahre nach Ende der Sklaverei in den USA dort sich zwar etliche Schwarze emporgearbeitet hätten, aber immer noch unter der «unfreundlichen und ungerechten Behandlung» litten und deshalb immer mehr nach Europa kämen. Tatsächlich stammten viele Schwarze aus den deutschen Kolonien. «Martin Dibobe», hiess es in dem Artikel, «ist einer von den Kamerun-Negern der 1896er Kolonial-Ausstellung. Es gefiel ihm so gut in Berlin, dass er darum bat, hier bleiben zu dürfen, und so brachte man ihn zu einem Schlosser in die Lehre. Nun hat der 28jährige Schwarze Anstellung als Zugführer bei der Hochbahn gefunden.»³³ Der vermittelte Eindruck, dass Afrikaner in Deutschland willkommen geheissen und gefördert würden, trägt selbstverständlich. Auch hier herrschte jener rassistische Blick auf Menschen mit nicht-weissen Hautfarben, der zwischen Faszination und Verachtung schwankte. Die Suprematie der Weissen durfte in keinem Fall angetastet werden. «Wir sind Deutsche, wir sind Weisse und wollen Weisse bleiben», rief der Kolonialstaatssekretär Wilhelm Solf 1912 im Reichstag aus, als dort über die «Mischlingsfrage» debattiert wurde. Wie in allen rassistischen Debatten war die Frage der «Vermischung» eine höchst bedrohliche. Die *Deutsche Kolonialzeitung* forderte 1909, dass «die unbedingte weisse Vorherrschaft gegenüber den Eingeborenen erhalten bleiben» und dem «Aufkommen einer den deutschen Volksbestand zersetzenden Mischlingsrasse mit allen Mitteln entgegengewirkt werden» müsse.³⁴

Martin Dibobe hielt sich nicht an diese Vorgaben, sondern heiratete eine weisse Berlinerin und orientierte sich sozialdemokratisch. Während eines Arbeitseinsatzes beim Eisenbahnbau in Kamerun 1907 trat er offenbar so engagiert politisch auf, dass das deutsche Kolonialamt ihm jedwede Agitation verbot und seine Rückkehr nach Deutschland veranlasste. Dibobe gab dennoch seine gesammelten Informationen über die Kolonialverwaltung in Ostafrika an den bekannten Journalisten Hellmut von Gerlach und sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete weiter.³⁵ Mit anderen Migranten aus Ostafrika wie Mdachi bin Sharifu, der wie Amur bin Nasur ilOmeiri als Swahili-Lehrer am Seminar für Orientalische Sprachen an der Berliner Universität arbeitete, wurde Dibobe 1919 während des revolutionären Umbruchs aktiv. Sie verfassten im Juni 1919, als die Frage, ob Deutschland seine Kolonien in den Verhandlungen über den Versailler Vertrag noch würde behalten können, eine Petition, in der für die Menschen in den deutschen Kolonien «Selbständigkeit und Gleichberechtigung, wie es jetzt in der neu-

en sozialen Republik in Deutschland eingeführt ist», gefordert wurde. In 32 detaillierten Punkten verlangten die Deutsch-Afrikaner unter anderem die Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches in den Kolonien sowie eines unabhängigen Gerichtswesens mit gleichberechtigten weissen und schwarzen Richtern, die Abschaffung der Prügelstrafe, Misshandlungen, Beschimpfungen und der Ehediskriminierungen, sowie Gewerbefreiheit, Schulpflicht, gerechte Entlohnung und Respekt für die afrikanische Kultur.³⁶ Selbstredend sah das Reichskolonialamt keinerlei Veranlassung, auf die Forderungen der Deutsch-Afrikaner einzugehen. Martin Dibobe wurde beschieden, dass man die Petition zur Kenntnis genommen habe und ansonsten in den regierungsamtlichen Stellungnahmen bereits alles gesagt sei. Von Friedrich Ebert, Gustav Noske und Hermann Müller, an die Dibobe gleichfalls geschrieben hatte, erhielt er gar keine Antwort.³⁷

Mit ihrer Initiative standen Martin Dibobe und seine Mitunterzeichner keineswegs allein. In seinen 14 Punkten vom Januar 1918 hatte US-Präsident Wilson gefordert, dass auf der künftigen Friedenskonferenz alle kolonialen Angelegenheiten unter strikter Beachtung des Prinzips behandelt werden müssten, «that in determining all such questions of sovereignty the interests of the populations concerned must have equal weight with the equitable claims of the government whose title is to be determined».³⁸ Daraufhin reisten 1919 auch etliche Vertreter und Vertreterinnen aus den Kolonien nach Versailles, um dort für die Belange ihrer Länder und Bevölkerungen einzutreten. William E. B. Du Bois, afroamerikanischer Soziologe und Mitbegründer der NAACP in den USA, der Ende des 19. Jahrhunderts unter anderem in Berlin und Heidelberg studiert hatte, als erster Schwarzer in den USA promoviert und eine Professur an der schwarzen University of Atlanta innehatte, war ebenfalls nach Paris gekommen, um einen Panafrikanischen Kongress zu organisieren und der Stimme schwarzer Menschen auf der Friedenskonferenz Gehör zu verschaffen. An seiner Seite stand Blaise Diagne aus dem Senegal, der 1914 als erster afrikanischer Abgeordneter ins französische Parlament gewählt worden war und 1918 als Generalbevollmächtigter für die afrikanischen Kolonien in der Regierung fungierte.³⁹

57 Delegierte aus sechzehn Ländern, zumeist aus den USA und den französischen Kolonien, tagten vom 19. bis zum 21. Februar 1919 in Paris, forderten einen rechtlich definierten Status der kolonisierten afrikanischen Bevölkerung, Massnahmen gegen Ausbeutung, Zwangsarbeit und Abschaffung der Prügelstrafen.

Die Kolonialmächte sollten als Treuhänder unter der Aufsicht des Völkerbundes für die Einführung einer Selbstverwaltung in den Kolonien sorgen. Die Zeit für eine politische Unabhängigkeit sahen die Delegierten noch nicht gekommen; ihnen ging es vor allem um die gleichberechtigte Beteiligung der Kolonisierten an der Regierung der Kolonialterritorien.

Politischer Erfolg war den Forderungen nicht beschieden. Zwar hatte Diagne erreicht, dass die französische Regierung den Kongress offiziell anerkannte; auch wurde Du Bois von Edward House, dem engsten Berater Wilsons, empfangen, aber in der Kolonialfrage bewegten sich die europäischen Mächte kaum. Die ehemaligen osmanisch regierten Gebiete im Nahen Osten hatten schon 1916 Frankreich und Grossbritannien im Sykes-Picot-Abkommen untereinander aufgeteilt, obwohl den arabischen Volksgruppen im Ersten Weltkrieg für die Unterstützung im Kampf gegen das Osmanische Reich die Unabhängigkeit versprochen worden war. Die ehemaligen deutschen Kolonien in Afrika gingen in britische, französische und belgische Verwaltung über, die pazifischen Kolonien Deutschlands an Australien und Japan. Südafrika annektierte de facto die einstige deutsche Kolonie Südwestafrika, die erst 1990 unter dem Namen Namibia unabhängig werden konnte. Zwar galten die Kolonialmächte nun als Mandatsträger, die laut Völkerbundsatzung für das «Wohlergehen und die Entwicklung» der Völker verantwortlich waren. Aber in der Praxis der Kolonialherrschaft änderte sich wenig.

Berlin blieb ein Zentrum für politische Initiativen von Afrikanerinnen und Afrikanern gegen den Kolonialismus. 1926 wurde mit massgeblicher Beteiligung von Willi Münzenberg die «Liga gegen koloniale Unterdrückung» gegründet, drei Jahre später die «Liga zur Verteidigung der Negerrasse», die beide zusammen ihre Büros in der Friedrichstrasse 24 hatten. Zum Vorstand gehörte auch Martin Dibobe.⁴⁰ Er selbst wollte mit seiner Familie nach Kamerun zurückkehren, aber die französische Kolonialbehörde verweigerte ihm offenbar die Einreise. Vermutlich musste er in Liberia verbleiben; über sein weiteres Schicksal ist nichts bekannt.⁴¹

Josephine Baker in Berlin

Vom Ende des Ersten Weltkrieges bis in den Nationalsozialismus hinein lebten etwa 2'500 bis 3'000 Schwarze in Deutschland. Es waren Migrantinnen und Migranten aus den einstigen deutschen Kolonien – Zöglinge von Missionaren, kriegsgefangene Soldaten der alliierten Mächte, Seeleute, Studenten, Geschäftsleute, Artisten, Schausteller, Komparsen in deutschen Filmproduktionen und eben auch Musikerinnen und Musiker, insbesondere aus den USA, die in Europa und Deutschland auftreten und Geld verdienen wollten.

Wenige Monate vor der Premiere von «La Revue Nègre» im Nelson-Theater waren die «Chocolate Kiddies» im Mai 1925 in Hermann Hallers Admiralspalast aufgetreten, die erste Revue mit ausschliesslich schwarzen Künstlern und Künstlerinnen seit dem Ende des Weltkrieges. Das Jazz-Orchester bestand ebenfalls aus schwarzen Musikern. Auch die «Chocolate Kiddies» spielten mit rassifizierten Zuschreibungen, traten ganz «europäisch» mit Reifröcken und sogar mit weissen Perücken auf, wie der renommierte Kulturkritiker Alfred Polgar tadelnd in der «Weltbühne» notierte. «Das widerspricht ganz dem Sinn, Geist und Stil des Unternehmens, das doch mit dem Naturhaften und Elementaren dieser schwärzlichen Hüpf-Genies seinen besonderen Trumpf ausspielen will.»⁴²

Der Boden war also bereitet, als Josephine Baker, Louis Douglas und die anderen Tänzer Ende 1925 in Berlin eintrafen. «La Révue Nègre» bestand aus sieben Teilen: Mississippi Steam Boat Race, New York Skyscraper, Louisiana Camp-Meeting und anderen mit dem Höhepunkt *Danse sauvage*, getanzt von Joe Alex und Josephine Baker, der sie berühmt machte. Wichtigster Mann der Unternehmung war Louis Douglas, der für «Revue Nègre» als Dolmetscher, Manager, Choreograph, Darsteller und Sänger fungierte.⁴³

Revuen waren in den europäischen und nordamerikanischen Grossstädten in den 1920er Jahren eine äusserst beliebte Unterhaltungsform. In Berlin gab es zahlreiche Theater, die Revuen präsentierten, wie ein Blick in die Anzeigen des *8-Uhr-Abendblatts* des Jahres 1926 zeigt: «Die einzige Berliner Theater-Sensation – Grosse Revue, 200 Mitwirkende. Kleine Preise» (Komische Oper, 29. August); «150 Girls. 400 Mitwirkende. Sonntag nachmittag 3 Uhr – Ungekürzte Vorstellung zu ermässigten Preisen» (Grosses Schauspielhaus, 19. Oktober); «Oft

kopiert – nie erreicht! 2 Sonntagsvorstellungen, 3 und 8 Uhr. Nachmittags die ganze Vorstellung zu halben Preisen» (Admiralspalast, 22. Oktober).⁴⁴

Selbstverständlich ging es um Sexualität und männliche Schaulust. Revuetitel wie «1'000 nackte Frauen», «Zieh dich aus» oder «Berlin ohne Hemd» sprachen unverblümt an, was die Zuschauer erwarteten. Zwar verstieß völlige Nacktheit auf der Bühne noch gegen Vorschriften und zog gegebenenfalls sogar polizeiliches Eingreifen nach sich, aber die Theater waren findig genug, um die voyeuristischen Wünsche ihres Publikums zu erfüllen. Doch gingen die Ambitionen der Regisseure und Darsteller darüber hinaus. Erik Charell entwarf im Grossen Schauspielhaus, in dem 3'000 Zuschauer Platz finden konnten, zusammen mit den Bühnenbildnern Ernst Stern, der auch für Max Reinhardt arbeitete, und Walter Trier raffinierte Inszenierungen mit faszinierenden optischen Effekten, die durch den Rhythmus der Jazzmusik – Charell hatte eigens den amerikanischen Komponisten Paul Whitman verpflichtet – ergänzt und verstärkt wurden. Über eine Million Zuschauerinnen und Zuschauer sahen jährlich die Charell-Revuen. Täglich besuchten Tausende die Revuetheater Berlins.⁴⁵

Dem Tanz kam in den Revuen eine besondere Rolle zu, da er Körperlichkeit und Ausdruck miteinander verband. In Gegensatz zum klassischen Ballett mit seinem Regelkodex entwickelten Tänzerinnen wie Isodora Duncan, Mary Wigman oder Valeska Gert freie, neue Tanzformen, mit denen sie weibliches Selbstbewusstsein und ein verändertes Körpergefühl zum Ausdruck brachten. Mary Wigman, die in Dresden eine eigene Tanzschule gründete, wollte in ihren ekstatischen Tänzen elementare Gefühle wie Schmerz, Leidenschaft, Trauer ausdrücken und archetypischen Gestalten wie Hexen eine Form geben. Oskar Kokoschka sagte über sie, dass Wigman Expressionismus in Bewegung umsetze.⁴⁶ Valeska Gert hingegen tanzte die Nachtseiten der Grossstadt, Sexualität, Prostitution, überschritt bewusst in ihren Aufführungen die damaligen Grenzen des Schamgefühls.⁴⁷ Ganz anders die berühmten englischen Tiller Girls, sechzehn junge Frauen, die sich körperlich ähnelten und mit äusserster Präzision gleichförmig bewegten, so dass Siegfried Kracauer sich an den maschinellen Takt einer Fabrik erinnert fühlte. Etliche andere Girlformationen eiferten dem Vorbild der Tiller Girls nach. Hier stand das entindividualisierte Bild eines Typus junger moderner Frauen Pate, die als Stenotypistinnen in Büros nach dem Zeittakt technischer Rationalität arbeiteten.⁴⁸

«La Revue Nègre» brachte ein anderes Element ins Spiel: Natur, vielmehr: die

weisse, europäische Vorstellung von Natur. Gleich am 7. Januar 1926 schrieb die *Berliner Börsenzeitung* über Josephine Baker: «Sie ist die echtste. In ihr ist das Negertum am reinsten. Sie gibt den Rhythmus. Kommt aus dem Blute. Aus dem Urwald.»⁴⁹ Alles Imagination und Projektion – schwarze Menschen wurden «im Blute» als Afrikaner identifiziert; dass Josephine Baker US-amerikanische Staatsbürgerin war, spielte keine Rolle; und Afrika bedeutete Ur-Wald und Rhythmus, archaischer Ursprung und elementare Körperlichkeit als Gegenbild zur rationalisierten weissen Zivilisation, Abwertung und Sehnsucht zugleich. Dem jüdischen Schriftsteller Yvan Goll war dies wohlbewusst, als er im Januar 1926 in «Die literarische Welt» schrieb: «Diese Neger kommen aus dem dunkelsten New York. Sie waren da verachtet, geächtet, aus einem miserablen Ghetto mögen diese schönen Frauen gerettet worden sein. Diese prachtvollen Glieder badeten in Abspülwasser. Sie kommen gar nicht aus dem Urwald. Wir wollen uns nichts vormachen. Aber sie sind doch ein neues, unverbrauchtes Geschlecht. Sie tanzen mit ihrem Blut, mit ihrem Leben. [...] Brauchen die Neger uns? Oder brauchen nicht eher wir sie?»⁵⁰ Josephine Baker wusste mit diesen Ambivalenzen umzugehen. Als schwarze Jazztänzerin verkörperte sie den körperlichen Rhythmus, dessen steife Weisse ermangelten; sie entwarf von sich ein Bild, das die europäischen Projektionen erfüllte, und zugleich spielte sie mit den Ängsten vor den «Wilden» und den rassistischen Phantasien über schwarze Menschen. Sie war eine junge, moderne, selbstbewusste Amerikanerin, die als Schwarze und Frau weder rassistische Diskriminierung noch sexistische Normierung zuließ.⁵¹

Dieses Unvermögen, Josephine Baker eindeutig zuzuordnen, dieses Schwan-ken zwischen Modernität und Projektion einer schwarzen «Natur» und «Wildheit» ist deutlich den Tagebuchnotizen von Harry Graf Kessler anzumerken, der Josephine Baker als «ein Mittelprodukt zwischen Urwald und Wolkenkratzer» beschrieb, «ebenso ihre Musik, der Jazz, in Färbung und Rhythmus. Ultramodern und ultraprimitiv».⁵² Auf Einladung von Theaterintendant Max Reinhardt erlebte Kessler Josephine Baker auch privat, auf einer nächtlichen Party in der Wohnung des Schriftstellers und Bühnenautors Karl Gustav Vollmoeller am Pariser Platz: «Die Baker tanzte mit äusserster Grotteskkunst und Stilreinheit; wie eine ägyptische oder archaische Figur, die Akrobatik triebe, ohne je aus ihrem Stil herauszufallen. So müssen die Tänzerinnen Salomos und Tutankhamons getanzt haben. Sie tut das stundenlang scheinbar ohne Ermüdung, immer neue Figuren

erfindend, wie im Spiel, wie ein glückliches Kind. Sie wird dabei nicht einmal warm, sondern behält eine frische, kühle, trockene Haut. Ein bezauberndes Wesen, aber fast ganz unerotisch.»⁵³

Mit zur Party gehörte auch Ruth Landshoff, eine Nichte des Verlegers Samuel Fischer und damals Freundin von Vollmoeller, die 1930 ihren ersten Roman «Die Vielen und der Eine» veröffentlichen sollte und an diesem Abend als junger Mann im Smoking maskiert mit Josephine Baker umschlungen tanzte. Vollmoeller wollte noch in der Nacht ein Ballett mit Baker in der Hauptrolle schreiben; Kessler selbst entwarf auf der Stelle eine Pantomime nach den Motiven des Hohen Liedes aus dem Buch Salomon für Josephine Baker als Sulamith und Ruth Landshoff als Salomo, «die Baker im Kostüm (oder Nicht-Kostüm) orientalisches-antik, Salomo im Smoking, eine ganz willkürliche, modern-antike Phantasie nach halb Jazzhalb orientalischer Musik, vielleicht von Richard Strauss».⁵⁴ Max Reinhardt wie Vollmoeller waren, Kessler zufolge, von der Idee begeistert, und man verabredete sich für den 24. Februar, um das Projekt weiter zu besprechen.

An diesem Abend kam Josephine Baker erst nach Mitternacht zu Kessler, wo schon eine illustre Abendgesellschaft versammelt war. Kessler hatte sein Bibliothekszimmer für Josephine Bakers Auftritt freigeräumt, aber sie mochte nicht auf eine Aufforderung hin tanzen. Doch die Plastik «La Méditerranée» von Aristide Maillol, eine sitzende, nackte Frauengestalt, zog Bakers Aufmerksamkeit auf sich. Sie machte «einige Bewegungen, stark u. ausdrucksvoll grotesk, vor der grossen Maillol-Figur. Offenbar setzte sie sich mit dieser auseinander; sah sie lange an; machte ihre Stellung nach, lehnte sich in grotesken Stellungen an sie an, sprach mit ihr, sichtbar beunruhigt von der ungeheuren Starre und Wucht des Ausdrucks, tanzte um sie in grotesk grandiosen Bewegungen herum wie eine kindlich spielende, über sich selbst und ihre Göttin sich lustig machende Priesterin. Man sah: der Maillol war für sie viel interessanter und lebendiger als die Menschen, als Max Reinhardt, Vollmoeller, Harden, ich. Genie (denn sie ist ein Genie der Grotesk-Bewegung) sprach zu Genie. Dann brach sie plötzlich ab und tanzte ihre Negertänze u. Karikaturen von allerlei Bewegungen. Den Höhepunkt erreichte sie, als Fried versuchte, sich in ihre Pantomime einzufügen und sie jede Bewegung, die er machte, immer toller, immer gesteigerter karikierte. Was bei Fried hilflos war, wurde bei ihr grosser Stil, Ur-Groteske, Figur, die die Mitte hielt zwischen ägyptischem Reliefstreifen und mechanisierter Puppe von George Grosz.»⁵⁵

Auffallend ist, wie häufig selbst ein so wortgewandter Schriftsteller wie Harry Graf Kessler den Begriff «grotesk» hier gebraucht, um Bakers Tanzfiguren zu beschreiben, als gäbe es, wie Peter Jelavich in Bezug auf die Verwendung von «grotesk» vermutet, eine konzeptionelle Hilflosigkeit, das neue Tanzen angemessen zu beschreiben, als erwiesen sich die Worte aus der europäischen Körper- und Bewegungspraxis als inadäquat. Wie liessen sich sonst «the distorted and exaggerated, paradoxical and hybrid, sometimes even ugly and obscene images» (Peter Jelavich) schildern?⁵⁶ Vielleicht war es in den europäischen Augen, die vornehmlich «Negertänze» wahrnahmen und die Bezüge, Verflechtungen afroamerikanischer Tanzformen mit der europäischen Tanzpraxis gar nicht bemerkten, unmöglich, neben dem «Grotesken», dem Komischen das Elegante zu sehen, das zum Beispiel dem *Cakewalk* neben der Parodie gleichfalls eigen war. Die *Cakewalk-Tänzerin* Ida Forsyne betonte in einem Interview, dass das Wichtigste darin bestanden habe, sich möglichst locker zu bewegen. Egal wie kompliziert die Tanzfiguren aussahen, egal wie anstrengend es war, die Körper in Schiefelage zu halten, es sollte ganz leicht und gar nicht angestrengt aussehen.⁵⁷

Aus der geplanten Pantomime wurde nichts, aber Max Reinhardt war von Baker so angetan, dass er ihr ein Engagement im Deutschen Theater anbot. «Bleiben Sie in Berlin», habe Reinhardt zu ihr gesagt, «studieren Sie drei Jahre, dann werden Sie eine grosse Schauspielerin sein.» Josephine Baker wusste um die Bedeutung dieser Einladung, überlegte offenbar auch ernsthaft, ob sie annehmen soll. Aber sie hatte bereits einen Vertrag für das Varietetheater «Folies-Bergère», eines der renommiertesten Häuser in Paris, unterschrieben, der nicht einfach aufgelöst werden konnte. «Ich möchte am liebsten nach allen Seiten auskeilen», schrieb sie viele Jahre später. «Jeder mischt sich in mein Leben ein. Wenn ich irgendwo bleiben sollte, dann nur bei Max Reinhardt. Aber ich habe nicht einmal Zeit zum Überlegen.» Ein paar Tage später tauchte ein Abgesandter von Monsieur Derval, dem Direktor des «Folies-Bergère», in Berlin auf, setzte Josephine Baker unter Druck, den Vertrag einzuhalten, und lockte sie nicht nur mit der üppigen Ausstattung, die das «Folies-Bergère» zu bieten habe, sondern auch mit dem Komponisten Irving Berlin. «Ich überlege. Nicht lange. Max Reinhardt hat kein Wort von Irving Berlin gesagt, und ich schwärme für Irving Berlin!»⁵⁸ Die Entscheidung fiel für Paris.

Doch bevor sie Berlin verliess, hatte sie noch eine Verpflichtung, die sie nicht absagen mochte. In der Neuen Kunsthandlung in der Tauentzien-Strasse wurde

ein grosses Kostümfest veranstaltet, bei dem alle als «Neger» verkleidet waren. Baker hatte die Aufgabe, wie sie schrieb, «die schönste falsche Negerin» auszuwählen! Erneut bewies sie, wie leicht sie mit den weiss-schwarzen Zuschreibungen spielen und mit dem Oszillieren zwischen Authentizität und Künstlichkeit umgehen konnte. «Dans les revues et journaux de Berlin», schrieb sie unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg, «on a écrit que j'étais une figure de l'expressionnisme contemporain allemand, du primitivisme allemand, etc [...] Ils sont drôles.»⁵⁹

Ikone der Neuen Frau

Im «Folies Bergère» trat Josephine Baker in einer neuen Show «La Folie du Jour» auf, in der sie erstmals jenes Bananenröckchen trug, das von nun an zu ihrem medialen Bild gehören wird, wobei die Bananen selbstredend aus Gummi waren und die europäische Projektion des «Afrikanischen» wie des Sexuellen mehr parodierten als dass sie ihr entsprachen. Vielleicht lachte Josephine Baker mit diesem Kostüm eher ihr europäisches Publikum aus, als dass dieses sich über sie lustig machen konnte. Neben Irving Berlin gehörten berühmte Songschreiber wie Vincent Scotto, Jean Boyer, Borel Clerc und Spencer Williams, der mit Baker nach Paris zurückgekehrt war, zu den Beiträgern der Show.⁶⁰

1927 erschien in Berlin ein neues Tanzbrevier, das ausschliesslich dem Charleston gewidmet war, auf der ersten Seite eine Fotografie von Josephine Baker, auf der letzten die Chocolate Kiddies. Baker wurde als «geniale Negertänzerin» vorgestellt, das «oft kopierte, nie erreichte Vorbild für den grotesken Bühnen-Charleston». Hier wurde auf einen Charleston angespielt, der in einer weissen Gesellschaft akzeptabel schien, ruhig wie ein Tango, nicht wie «Tanzjungen», die das «negerige Geschlenker missverstehen».⁶¹ Abgegrenzt gegen sein schwarzes Vorbild, fungierte afroamerikanische Kultur, wie Astrid Kusser betont, als Ressource und Rohstoff, um sich ihrer in festabgesteckten Grenzen zu bedienen.⁶²

Der Einfluss, den das neue Tanzen, das von Josephine Baker massgeblich mitgeprägt wurde, auf die Sehgewohnheiten des Alltags nahm, lässt sich vielleicht an einer kleinen Beobachtung der Umschlagabbildungen der *Vogue* ablesen. Bis zum Frühjahr 1927 reichten die Röcke stets bis über das Knie, danach waren die Knie frei. Tanzkleidung war angesagt, und über den neuesten Modeschnitt zu

sprechen, hiess, über das Tanzen zu reden. Paul Poiret, der als Modedesigner 1926 auf dem Höhepunkt seiner Karriere stand, entwarf Kleider für Josephine Baker. Georges Simenon arbeitete zeitweise für sie; Ernest Hemingway traf sich mit ihr; Gertrud Stein zollte Bakers Tanzkunst ihre Anerkennung in ihrem 1928 erschienenen Buch «Useful Knowledge». Alexander Calder schuf Drahtplastiken von ihr; Henri Laurens, Georges Rouault und Marie Laurencin malten sie; bei Picasso stand sie Modell, auch wenn ein Bild oder eine Zeichnung von ihr nicht überliefert ist. Der berühmte Architekt Adolf Loos entwarf sogar ein – allerdings nie gebautes – schwarz-weiss gestreiftes Haus für sie.⁶³

1926 lernte sie Pepito Abatino kennen, einen nicht sehr vermögenden, aber gutaussehenden Adligen aus Sizilien, der ihr Liebhaber und Manager wurde. Sie eröffneten ein eigenes Theater, «Chez Josephine» in der rue Fontaine, und Abatino sorgte für ein erfolgreiches Baker-Marketing. Bald gab es Baker-Puppen, ein Baker-Parfüm und ein Baker-Fix, um ähnlich glänzend schwarze, glatte, enganliegende Haare zu bekommen. Der erste Baker-Film entstand: eine Aufzeichnung von «Folie du Jour» als kolorierter Stummfilm. Weitere Spielfilme mit Josephine Baker wie «La Sirène des tropiques» (1927), an dem Luis Bunuel als Regieassistent mitwirkte, «Zou-Zou» (1934), «Princess Tam-Tam» (1935) folgten. Im Sommer 1927 veröffentlichte sie ihre ersten «Memoiren», aufgeschrieben von dem jungen Journalisten Marcel Sauvage. Im Januar war bereits die Mappe «Le Tumulte noir» mit handkolorierten Lithographien, die überwiegend Baker als Tänzerin darstellten, von Paul Colin mit grossem Erfolg in Paris erschienen.⁶⁴ Kurz, Josephine Baker wurde ein Star.

Bis heute wirken vor allem die Fotografien nach, die Dora Kallmus, die sich den Künstlernamen «d'Ora» gab, von Josephine Baker in Paris machte. Dora Kallmus stammte aus einer grossbürgerlichen jüdischen Wiener Familie. Sie entschloss sich, Fotografin zu werden, lernte das fotografische Handwerk in der Graphischen Lehr- und Versuchsanstalt in Wien, die vor allem jungen Frauen eine Berufsausbildung vermitteln wollte, absolvierte ein kurzes Praktikum in einem renommierten Berliner Fotoatelier und avancierte in Wien zu einer gefragten Porträtfotografin. Prominente Künstler, Schauspielerinnen, Schriftsteller wie Fritzi Massary, Anita Berber, Alban Berg, Gustav Klimt, Max Liebermann, Max Reinhardt, Karl Kraus, Marlene Dietrich und viele andere liessen sich von ihr ablichten. Ihre Fotografien wurden in zahlreichen internationalen Zeitschriften und

Modeblättern wie *Vogue*, *Berliner Illustrierte Zeitung*, *Dame*, *Moderne Welt*, *Die Bühne* abgedruckt.⁶⁵

1925 siedelte Kallmus, die von sich selbst als eine «self-made woman» sprach, nach Paris über, in die rue Henri Rochefort 10, und setzte ihren Erfolg in der Stadt der Mode und Kunst fort. Dort traf sie auf Josephine Baker. «Alle warnten mich», schrieb Kallmus zu ihrer Fotoserie, die in der *Dame* 1926 erschien. «Sie werden doch nicht zu der Baker gehen! Sie wird sie nicht vorlassen! Sie wird überhaupt nicht verstehen, was Sie von ihr wollen! – Ich ging dennoch zu ihr»⁶⁶ – und in der Folge entstanden jene ikonischen Fotografien von der Tänzerin, die bis heute ihr Bild prägen: eine schöne, junge, schwarze Frau, unbekleidet, auf den Knien sitzend, in einer Profilaufnahme fotografiert, der Hintergrund weiss, in ein Grau an den Rändern übergehend, so dass die dunkelhäutige Frau von einem hellen Schein umgeben ist. Die Haare, kurz geschnitten, glänzend und enganliegend; der Rücken leicht gebeugt, die Arme angewinkelt, die Fingerspitzen halten ein schimmerndes Tuch, das auf den Knien aufliegt und im Seitenlicht aufglänzt ebenso wie der Armreif und die beiden Ringe an ihren Fingern. Wie so häufig bei den Porträtaufnahmen von Dora Kallmus sind die Konturen weichgezeichnet, Josephine Baker ist in ein sanftes Licht gehüllt, voller körperlicher Zartheit, fast Verletzlichkeit, ihr Gesicht den Betrachtern abgewandt, mit dem Blick konzentriert auf das Tuch schauend. Diese Fotografie liefert Josephine Baker keinen begehrliehen Blicken aus, im Gegenteil sie ist ganz bei sich, ihr Körper gehört ihr allein, ja, Dora Kallmus schafft es, trotz der Nähe und Intimität der Aufnahme Distanz herzustellen, Josephine Baker in ihrer ruhigen Konzentration ein Stück zu entrücken.⁶⁷

Auf einem anderen Foto dieser Serie spielt Josephine Baker mit der Figur eines Elefanten, beschwört ihn geradezu, als verfüge sie über magische Kräfte. Der Elefant bringt Baker ikonisch in Verbindung mit Afrika, als Schwarze ist sie nicht Amerikanerin, sondern Afrikanerin. Und doch ist auch viel Ironie in diesen Fotografien: Das Spiel mit dem Elefanten mit gespreizten Fingern ist offensichtlich übertrieben, um eben die Eindeutigkeit zu konterkarieren – Josephine Baker, die den Betrachtern eine Zauberin vormacht und damit Blicke spiegelt und bricht.⁶⁸

Das Publikum der 1920er Jahre, so Sabina Lessmann, «verstand Josephine Baker als Sinnbild einer sich frei empfindenden und bewegenden Weiblichkeit». Ihre Nacktheit symbolisierte Entkleidung als Befreiung.⁶⁹ Baker überschritt bürgerliche Frauenrollen, ohne dass sie auf Skandal aus war; sie verkörperte buch-

stäblich ein verändertes Bild und Selbstverständnis, das in den Begriff der «Neuen Frau» gefasst werden konnte. Darüber hinaus durchbrach sie ebenso die rassifizierten Zuschreibungen von schwarz und weiss. Sie hatte selbst rassistische Gewalt erfahren, musste sich auf ihrem Karriereweg immer wieder gegen rassistische Ressentiments und Diskriminierungen wehren und sie spielte zugleich mit rassistischen Markierungen, wenn sie ironisch das Bananenröckchen trug oder in «*Blackface*» auftrat. Schon als junge Frau war sie selbstbewusst genug, um sich nicht in weiss-schwarze Schubladen einsortieren zu lassen. Vielleicht war dies ein wichtiger Grund, warum die völkische Rechte gerade Josephine Baker angriff.

Rassistische Attacken

Im Jahr 1928 führte sie eine neue Europatournee über Wien, Budapest, Zagreb, Basel, Luzern, Amsterdam, Stockholm, Oslo, Kopenhagen schliesslich wieder nach Berlin. Doch anders als zwei Jahr zuvor war die Kritik an ihren Auftritten nun lauter und offen rassistisch. In Wien protestierte die rechte Presse gegen die «Unmoral» ihrer Darbietung, unterstützt von der katholischen Kirche, die Bussgottesdienste abhielt wegen der angeblich schweren Verstösse gegen die öffentliche Moral durch die «Negertänzer aus Paris». Sogar im Parlament wurde über Bakers Auftritt gestritten: Abgeordnete der antisemitischen christlich-sozialen Partei forderten ein Verbot von Bakers Vorführung.⁷⁰ Im niederösterreichischen Stein schlug ein Journalist im März 1928 die Scheiben eines Kinoschaukastens ein, nahm Fotos von Bakers Show aus dem «Folies-Bergère» heraus und zerriss sie. Das Kreisgericht Krems sprach ihn vom Vorwurf der Sachbeschädigung frei, zumal er mittlerweile den Schaden erstattet hatte, und bestätigte, dass er in einem verständlichen Akt der «moralischen Notwehr» gehandelt habe.⁷¹ In Kroatien störte ein Student auf der Bühne die Vorstellung; in Kopenhagen zog ein dänischer Pastor gegen die «unmoralische» Baker zu Felde. In Polen wurde ein Gastspiel in Warschau von der Polizei mit der Begründung untersagt, dass ihr Auftreten in anderen europäischen Städten zu Protesten und Zwischenfällen geführt habe.⁷²

Der Aufenthalt in Berlin, für sechs Monate geplant, war sorgfältig vorbereitet worden. Friedrich Hollaender hatte die Baker-Revue «Bitte einsteigen!» im Theater des Westens komponiert mit Texten von Günther Bibo und Charlie Roelling-

hoff. Der später immer wieder abgebildete Bühnenvorhang, der Josephine Baker mit grossen Ohrringen, nackten Brüsten und Bananenröckchen zeigte, stammte von Benno von Arent, der im Nationalsozialismus eine Karriere als «Reichsbühnenbildner» und «Reichsbeauftragter für die Mode» machen und zahlreiche offizielle Dekorationen sowie Orden und Uniformen gestalten wird.⁷³ Für die Premiere wurde kräftig die Werbetrommel gerührt. Waren die Anzeigen in den Berliner Zeitungen 1926 für «La Revue Nègre» noch recht klein gewesen, prangten sie nun gross und auffällig.⁷⁴

Doch schon bei der Premiere gab es Pfiffe und, so der *Berliner Lokal-Anzeiger* vom 5. November, lange vor Schluss setzte eine Massenflucht des Publikums ein. Die Zeitung schrieb von der «grössten Niederlage der Negertänzerin». Das *Berliner Tageblatt* verriss die «noch unfertige Premiere», die «mit viel Claque und zügelloser Geschäftsreklame» ausgestattet sei. «Was aber die Poeten Günther Bibo und Charlie Roellinghoff als Sprechtext verüben, gequält und quälend, hat den Faulduft sprühender Geistlosigkeit. Man kann darüber nichts sagen; nicht einmal schimpfen; man kann nur einschlafen.» Selbst Komponist Friedrich Hollaender, «obschon er musikalisch auch diesmal noch Witziges und Schmissiges bringt, ist in Gefahr, mit zu verflachen». Die Revue habe nicht die Mittel und den Mut zur «grossen blinkenden Weltstadt- und Fremdenverkehrsvereinsrevue». Die Kritiker verbanden hier auf besonderer Weise rassistischen Dünkel, Ressentiments gegen «Ostjuden» und Chaplin-Kult miteinander: «Wenn die Baker nicht wäre! Allerdings kommt sie zu häufig. Aber wenn sie nicht wäre, diese Frau, die der Natursehnsucht des sozusagen kultivierten Europas den Affen, die Schlange, die Lianen des Urwalds darbringt! Und wenn der für uns neue Tanzkomiker Hall Sherman nicht mittäte! Allerdings, er leiht von Chaplin. Aber dem Aussehen nach halb Chaplin, halb ein verhungertes Ghattostudent mit Kräuselhaar und Hornbrille, hat er in den Beinen, Blick und Schnauze einen grossen Humor!»⁷⁵

Die Revue fiel auch bei dem Kritiker der *Vossischen Zeitung* glatt durch. Nur der Lammesgeduld des Publikums sei es zu danken, dass es nicht zum Theaterskandal gekommen sei, weil es vier Stunden lang eine schlecht vorbereitete Revue ertrug. «Es wurstelt alles durcheinander: Sentimentalität, Parodie, Karikatur, Satire, Rassenressentiment. Das Chaos ist nicht zu lichten.»⁷⁶ Josephine Baker, die in einer konstruierten Handlung als mittellose Königin von Bali von

zwei konkurrierenden Berliner Modefirmen als Mannequin engagiert wird, habe besonders in ihren Songs gewirkt. «Hier legt sie einmal die Maske des Clowns ab, so dass in Augenblicken – jenseits der Paradoxie auch, dass sie sich zum Neger schminkt – etwas Liebes, Trauriges, ja Kultisches zum Vorschein kommt.»⁷⁷

Selbst der liberale Kulturkritiker Alfred Polgar fand, dass der Star verblasste: «Josefine Baker, leider, ist nicht mehr, die sie war, da sie, Erste unter Gleichen, ihres dunklen Stammes holder lichterer Spross, tanzte, übersprudelnd von Bewegung und närrischer Freude an der Bewegung, als müsse sie so tanzen, mit der Anmut ihres entfesselten Gliederspiels übertraf und verhöhnnte, was in unseren Klimaten Tanz-Anmut heisst, ein schönes Geschöpf aus heisserer Zone, das da seine Naturwesen trieb, der würdigen Welt ein Gesicht schneidend, das wie eine sehr populäre Aufforderung erschien. (Welche Aufforderung im Antlitz durch lebhaft Mimik der Gegenpartie unterstützt wurde.) Seitdem ist Josefine Baker ihrer Art sehr bewusst, zielbewusst geworden. Sie spielt jetzt die Ungebundenheit, die sie früher hatte. Sie malt ihrem Wesen die heitern Farben auf, in denen es früher blühte. Sie beehrt sich darzubieten, dass sie vor Temperament aus der braunen Haut fahren möchte. Sie verrenkt so graziös, geschmeidig, grotesk den schönen Leib wie dazumal... aber es wirkt jetzt, als wenn einer seinen eigenen Naturlaut imitiere. Oder sind wir hinter Afrikas übertünchte Wildheit gekommen?»⁷⁸

Als könnten die Kritiker nicht ertragen, dass Josephine Baker sich nicht ihren Vorstellungen entsprechend verhält. Sie war nur «echt» und überzeugend, wenn ihr weisses Publikum die «naturhaft Schwarze» in ihr zu erkennen glaubte, wenn sie die gewünschte Projektionsfläche für Abwehr, Dünkel wie Faszination und Sehnsucht nach «Natürlichkeit» bot. In dem Moment, in dem offenbar auch für das Publikum sichtbar wurde, dass Josephine Baker mit Zuschreibungen auch spielte und damit mit ihrer Aufführung eben jene Projektionen dem Publikum spiegelte, erlosch das Interesse, ja, mit Alfred Polgar wurde ihr sogar der Vorwurf gemacht, das Publikum zu täuschen – als sei sie es und nicht die Zuschauer selbst, die getäuscht werden wollten, um ihr Gefühl der zivilisatorischen Überlegenheit ebenso wie ihre projizierten Wünsche nach Natürlichkeit und Wildheit behalten zu können. Gerade die liberale *Vossische Zeitung* brachte wenige Tage nach der Premiere in ihrer Wochenendbeilage «Zeitbilder» eine Seite mit Karikaturen zur Künstlerin, in denen sie als verzerrter, verrenkter Körper, als Clown mit verdrehten Augen, eher als gelenkiges Tier dargestellt wurde denn als Tänzerin.⁷⁹ Wo-

möglich zeigt der Umschlag der Publikumsmeinung auch an, dass die Zeit des Aufbruchs in der Kultur der Weimarer Republik zu Ende ging. Zwar war der Aufstieg der NSDAP zur Jahreswende 1928/29 kaum zu erkennen, erst der Erfolg der Nationalsozialisten bei den Reichstagswahlen im September 1930 öffnete vielen die Augen, aber der völkische Zulauf war bereits zu spüren, wie nicht zuletzt der Umgang mit Josephine Baker zeigt.⁸⁰

Doch dessen ungeachtet hatte sie offensichtlich vor, länger in Berlin zu bleiben. Sie eröffnete ein Nachtlokal «Bei Josephine Baker» in der Behrensstrasse und kaufte sogar ein Haus in Grunewald.⁸¹ Aber der völkisch-rassistische Wind blies ihr in Berlin ins Gesicht. Es gab Pfiffe im Theater des Westens – gegen die Juden, die an der Produktion beteiligt waren, aber auch gegen die «Negerin» Josephine Baker.⁸² Vor allem in München protestierten die Völkischen. Der Präsident der Vaterländischen Verbände legte Verwahrung gegen ein Auftreten von Josephine Baker bei den städtischen Behörden ein. Die Münchner Polizei verbot schliesslich den Auftritt mit der Begründung, dass durch das Auftreten Bakers als «Typ der Neger-Nackttänzerin» eine «Verletzung des öffentlichen Anstandes und damit der öffentlichen Ordnung zu erwarten» sei.⁸³ Der Protest des Direktors des Deutschen Theaters Hans Gruss, dass ein Nackttanz gar nicht vorgesehen sei, sondern Baker ausschliesslich einige Lieder singen werde, richtete nichts aus. Es blieb beim Verbot.

Baker gab Berlin auf und ging nach Paris zurück, wo sie neben ihrer Karriere als Tänzerin als Sängerin reüssierte. Sie drehte mehrere Filme wie «Zou-Zou» (1934) mit Jean Gabin als Partner, «Princesse Tam-Tam» (1935) und «Fausse Alerte» (1940). Eine Tournee in die USA geriet zum Misserfolg aufgrund der dort immer noch herrschenden Segregation zwischen Schwarzen und Weissen. 1937 erhielt Baker durch die Heirat mit dem jüdischen Industriellen Jean Lion die französische Staatsbürgerschaft.

Bakers Revue-Partner Louis Douglas blieb in Berlin und arbeitete als Tanzlehrer, Tänzer, Musiker, trat unter anderem in der Bar «Biguine» auf, die für sich warb, Deutschlands erste «Neger-Bar» zu sein.⁸⁴ Zudem organisierte Louis eigene Revuen wie «Black People» oder «Louisiana», war im Radio zu hören oder war Schauspieler in Tonfilmen, darunter im pazifistischen Film «Niemandland» (1931) von Victor Trivas mit Musik von Hanns Eisler, in dem Douglas einen französischen Kolonialsoldaten spielte, der sich im Ersten Weltkrieg mit seinen Geg-

nern verbündete. Nach dem Machtantritt der Nationalsozialisten verließ er Deutschland, choreographierte in Paris noch bis 1936 Revuen, kehrte dann in die USA zurück und starb 1939 in New York.⁸⁵

Schwarze im Nationalsozialismus

Die rassistische Politik des NS-Regimes richtete sich gegen jüdische wie auch gegen schwarze Menschen. Das Rassenpolitische Amt der NSDAP führte eine «Farbigen-Karthotek», deren erfasste Personen über die Hälfte in Berlin wohnten und zumeist ihren familiären Hintergrund in den ehemaligen deutschen Kolonien besaßen.⁸⁶ Die antisemitischen Nürnberger Rassegesetze vom September 1935 hatten ebenso Schwarze im Visier. In ihrem Gesetzeskommentar aus dem Jahr 1936 wiesen Wilhelm Stuckart und Hans Globke, der spätere Chef des Bundeskanzleramtes unter Adenauer, ausdrücklich im Zusammenhang mit «artfremdem Blut» auf das «Negerblut» hin und erinnerten warnend an die «Negerbastarde» aus der Zeit der Rheinlandbesetzung.⁸⁷ Bereits im April 1933 ordnete Göring als preussischer Innenminister an, dass alle «Rheinlandbastarde» von den Gesundheitsbehörden zu registrieren seien. Offenbar auf Anordnung Hitlers wurden 385 dieser Kinder aus Verbindungen von deutschen Frauen und französischen Soldaten aus den Kolonialgebieten 1937 zwangssterilisiert.⁸⁸

In der Zeitschrift *Neues Volk*, die auf die Propagierung der «rassischen Reinhaltung» des deutschen Volkes zielte, wurde immer wieder auf die Gefahr hingewiesen, die durch schwarze Menschen entstehe, nicht zuletzt mit Hinweisen auf die USA, wo Schwarze angeblich die «weisse» Kultur bedrohten. Dabei ging es auch um Josephine Baker. In der Ausgabe vom 5. August 1933 erschien eine Fotografie von einer Revueaufführung mit ihr und Louis Douglas in Paris mit der Bildunterschrift: «Nein! Nicht dekadente, rassenfremde Aufzwingung sogenannter mondäner Vergnügungen, nicht Breitmachen volksfremder ‚Kultureinflüsse‘», um dann zum nächsten Bild eines hellhäutigen Knabenchors überzuleiten: «Sondern aus dem Seelischen kommende Kulturbetätigung, die zum Genuss aller wahren Kunst und zur unendlichen Bereicherung des Herzens führt.»⁸⁹ In der Ausgabe vom Juni 1938 wurde im *Neuen Volk* ein Foto von Louis Douglas mit seiner Band in der Bar «Biguine» abgebildet, dazu der verunglimpfende Kommentar: «In der Systemzeit spielten Niggerkapellen zum Tanz.»⁹⁰

Vererbungslehre und «Rassenkunde» waren an den Schulen im Deutschen Reich ab 1935 obligatorisch. Schülerinnen und Schüler sollten angebliche Unterschiede zwischen «Ariern», «Juden», «Negern» erlernen. Entsprechend wurden Kinder aus Familien, die zum Teil oder ganz schwarz waren, in der Schule diskriminiert. Gut dokumentiert ist der Fall von Gert Schramm, unehelicher Sohn einer deutschen Frau und eines Schwarzen, der anfangs gute Zeugnisse in der Schule erhielt. Als er aber einen neuen Lehrer bekam, der zugleich NSDAP-Ortsgruppenleiter war, wurde der Junge schikaniert und ausgegrenzt. Der Schulrat bemühte sich darum, Gert Schramm in ein geschlossenes Heim einzuweisen. «Um den Negermischling Gert Schramm [...] aus dem Orte zu entfernen und so die Schuljugend (daselbst) seinem schädlichen Einfluss zu entziehen, ist seine Unterbringung in eine Fürsorgeerziehungsanstalt ins Auge zu fassen», hiess es im Juni 1941. Doch da sich verschiedene Heime weigerten, den Bub aufzunehmen, weil er als «rassefremder Mischling» die anderen Zöglinge verderben könnte, wies ihn die Gestapo Weimar schliesslich im Juli 1944, gerade einmal 15 Jahre alt, in das Konzentrationslager Buchenwald ein. Dort wurde er als «Negermischling 1. Grades» unter der Häftlingsnummer 49489 geführt.⁹¹

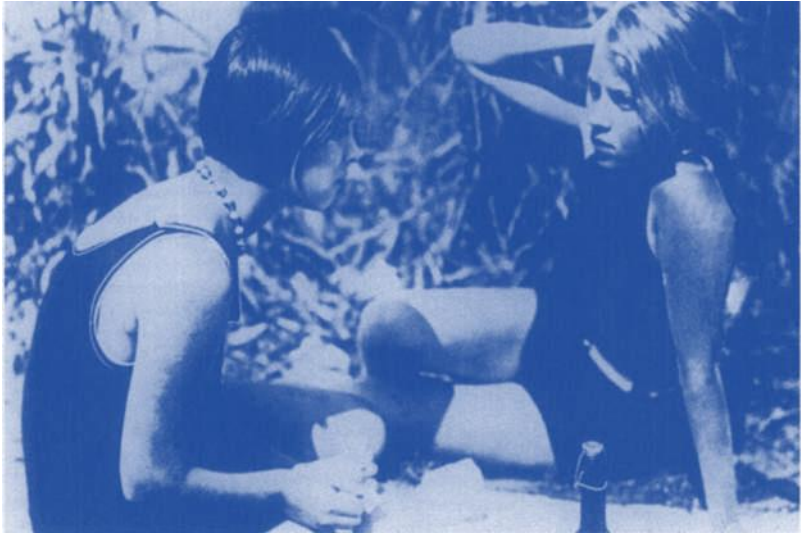
Der Kameruner Alexander Ndoki, 1901 in Duala geboren, 1920 nach Deutschland gekommen, der als Steward zur See fuhr, als Artist und Tänzer arbeitete, sich während des Nationalsozialismus als Lagerarbeiter und Filmstatist durchschlug, wurde 1941 vom Sondergericht Hamburg wegen angeblicher versuchter Notzucht zum Tode verurteilt und im Juni 1942 hingerichtet.⁹² Bayume Mohammed Husen (Hussein), 1904 in Daressalam geboren, dessen Vater als Askari im Ersten Weltkrieg auf der Seite der deutschen Kolonialmacht gegen die britische Armee kämpfte, kam ebenfalls in den 1920er Jahren nach Deutschland, arbeitete als Kellner, Übersetzer, Artist, trat unter anderem auch als Statist in Kolonialfilmen wie «Carl Peters» oder «Die Reiter von Deutsch-Ostafrika» auf, verarmte jedoch mehr und mehr und wurde 1941 wegen «Rassenschande» verurteilt und ins KZ Sachsenhausen verschleppt, wo er 1944 an den Folgen seiner Haft starb.⁹³

Auch in den Häftlingslisten anderer Konzentrationslager und in Erinnerungsberichten finden sich immer wieder Spuren von schwarzen Häftlingen, nicht zuletzt schwarzen Kriegsgefangenen der französischen Armee.⁹⁴ Eine Fotografie vom 29. April 1945 nach der Befreiung des Konzentrationslagers Dachau durch die US-Armee zeigt zwei Häftlinge, hockend vor einigen Konservenbüchsen und

einem Teller mit Löffel, im Hintergrund Häftlingsbaracken mit kleinen Gruppen von Männern, die offenbar ebenfalls assen; der linke Häftling, weiss, in der gestreiften Kleidung, rechts mit Ballonmütze und Militärjacke Jean (Johnny) Vbste, 1924 in Belgisch-Kongo als Sohn eines Afrikaners und einer Belgierin geboren, im Juli 1944 ins KZ Dachau eingeliefert, und nun, noch ungläubig-abwesend schauend, befreit.⁹⁵

Josephine Baker engagierte sich in Frankreich zunehmend politisch und trat Ende 1938 nach den Novemberpogromen in Deutschland in die International League against Racism and Anti-Semitism ein. Über ihren Manager Felix Marouani erhielt sie Kontakt zum französischen Widerstand, lernte Jacques Abtey kennen, der für den Geheimdienst der französischen Exilregierung in London tätig war und in dessen Begleitung sie in den kommenden Jahren reiste. Als die Wehrmacht Paris besetzte, verliess sie die Stadt, zunächst in den noch unbesetzten Süden Frankreichs. In ihrem Palais im Périgord versteckte sie ein jüdisches Ehepaar vor den Nationalsozialisten; ihr Schloss wurde zu einem Stützpunkt der Resistance. Der Plan jedoch, mit Abtey über Portugal nach London zu emigrieren, stiess bei der Exilregierung auf Widerspruch. Baker sei in Frankreich vonnöten und solle zunächst nach Marseille reisen. Anfang 1941 erhielten dann Abtey und Baker die Order, nach Nordafrika zu gehen und dort für das Freie Frankreich zu arbeiten. Zwar unterstanden die französischen Kolonialgebiete Algerien, Tunesien und Marokko dem offiziell mit den Deutschen kollaborierenden Vichy-Regime, aber hier gelang es den Kräften der französischen Exilregierung unter General Charles de Gaulle mehr und mehr Fuss zu fassen, zumal nach der Landung alliierter Truppen in Nordafrika im November 1942. Josephine Baker trat nicht nur in Casablanca auf, sondern im Auftrag des Roten Kreuzes 1943/44 auf einer Vielzahl von Konzerten für die alliierten Truppen in Algerien, Libyen, Ägypten und Syrien. «Ihr mutiger Einsatz und ihre Leistungen», so ihre Biographin Mona Horncastle, «stehen der als Kriegsheldin gefeierten Marlene Dietrich in nichts nach.» 1944 wurde sie offiziell zum Sous-Lieutenant der Freien Französischen Armee ernannt und nach dem Krieg mit dem «Croix de Guerre» und der «Médaille de la Resistance» ausgezeichnet. 1942 hatte sie sich von Lion getrennt und heiratete 1947 den französischen Musiker Jo Bouillon, mit dem sie ihre berühmte «Regenbogenfamilie» gründete, indem sie zwölf Kinder unterschiedlichster Herkunft adoptierte. Sie engagierte sich gegen die Diskriminierung von Schwarzen

in den USA, weigerte sich 1951 vor einem nach «Rasse» getrennten Publikum in den USA aufzutreten und nahm im August 1963 an der Grossdemonstration für die Bürgerrechte von Afroamerikanerinnen und Afroamerikanern in Washington teil. Sie sprach dort neben Martin Luther King als Hauptrednerin. 1975 starb sie nach der umjubelten Premiere der Show «Joséphine» in Paris, die noch einmal die Stationen ihrer tänzerischen Karriere Revue passieren liess.⁹⁶



*Still aus «Menschen am Sonntag», Berlin 1929, Drehbuch:
Curt Siodmak und Billy Wilder, Regie: Robert Siodmak und Edgar Ulmer.*

6.

«Menschen am Sonntag» Arbeit, Freizeit, Politik um 1930

Ihr Treffpunkt war das berühmte Romanische Café am Auguste-Viktoria-Platz in Berlin, heute Breitscheidplatz, an der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, ein legendärer Ort für Intellektuelle, Künstlerinnen, Schriftstellerinnen, Schauspielerinnen, Regisseurinnen in den ersten zwei Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts. Über ihn sagte Samuel Wilder, den seine Mutter «Billie» rief, später: «Es war ein Refugium. Wir lebten hier, besonders die Jungesellen. Da gab es Schriftsteller, die hier arbeiteten, Zeitungsleute, Schach- und Kartenspieler. Ob es regnete oder die Sonne schien, hier fand man eine Bleibe. Wir lebten hier mehr als in unseren Wohnungen. Das war unser zweites, eigentlich unser erstes Zuhause.»¹

Wir, das waren Curt und Robert Siodmak, Edgar G. Ulmer, Moritz Seeler und eben Billy Wilder, sämtlich damals unter dreissig Jahre alt, nahezu alle aus jüdischen, ost- oder mittelosteuropäischen Familien. Der Vater von Robert und Curt Siodmak war ein Kaufmann, der aus Krakau stammte und mit jungen Jahren in die USA auswanderte, dort zu Vermögen und zur amerikanischen Staatsbürgerschaft gekommen war, 1899 nach Deutschland kam, sich in Dresden niederliess, eine Eiergrosshandlung gründete und eine Frau aus einer Leipziger jüdischen Familie heiratete. 1900 kam Robert zur Welt, zwei Jahre später Curt. Robert überwarf sich mit seinem Vater, nahm Schauspielunterricht in Dresden, zog mit einer Wanderbühne durch Norddeutschland, wurde Bankier und Börsenspekulant, was die Hyperinflation bald beendete. Er folgte seinem Bruder Curt nach Berlin, der Physik, Mathematik und Ingenieurwissenschaften studierte, aber nebenher phantastische Erzählungen schrieb. In der Illustrierten *Das Magazin*, die Robert 1924 in Berlin gründete, veröffentlichte auch Curt kleinere Geschichten. Doch auch das Zeitschriftenprojekt hielt Robert nicht lange in seinem Bann, lieber ori-

enterte er sich an der aufstrebenden Filmbranche. Für seinen Onkel Heinrich Nebenzahl, einen Berliner Filmproduzenten, übersetzte er Zwischentitel, arbeitete als Cutter und Regieassistent.²

Billy Wilder wurde 1906 in Galizien geboren, sein Vater betrieb in Krakau ein Hotel und ein paar Bahnhofrestaurants in der Umgebung. 1916 wanderte die Familie aus Angst vor der heranrückenden russischen Armee nach Wien aus, wo Samuel/Billie unter anderen mit dem später berühmten Kameramann Fred Zinnemann zur Schule ging, der ihm 1928 nach Berlin folgte. Wilder schrieb Reportagen und ging 1926 nach Berlin, wohnte in einem winzigen Zimmer zur Untermiete. Auch erhielt er die Gelegenheit, an Drehbüchern mitzuarbeiten.³ Edgar Ulmer stammte aus einer jüdischen Familie aus dem mährischen Olmütz und wollte Bühnenbildner werden. Zunächst studierte er in Wien und konnte als Szenenbildner an Filmen wie «Der Golem, wie er in die Welt kam» (1920) mitwirken. Er durfte Max Reinhardt in die USA begleiten und als Assistent von Friedrich Wilhelm Murnau in Hollywood arbeiten. Im Jahr 1929 kehrte er wieder nach Berlin zurück und gehörte zur jungen Filmclique im Romanischen Café, ebenso wie Moriz Seeler, mit 33 Jahren der Älteste, der aus einer jüdischen Familie aus Pommern stammte und sich in Berlin mit Gedichten und Sketchen über Wasser hielt. Seeler gründete und leitete die sogenannte Junge Bühne, die in etablierten Theatern in Sonntagsmatineen Stücke von Nachwuchsautoren aufführte, unter anderem das Skandalstück «Vatermord» von Arnolt Bronnen. Zugleich führte Seeler die Produktionsfirma «Filmstudio 1929».

Die Idee zum Film «Menschen am Sonntag» stammte von Curt Siodmak, der zusammen mit Billie Wilder auch das Drehbuch verfasste: Robert Siodmak und Edgar Ulmer führten Regie; Seeler übernahm die Produktion. Hinzu kam noch Eugen Schüfftan, ein Maler, den die Faszination für Kamera und Kameratechniken zum Kameramann werden liess. Schüfftan war der einzige Profi im Team, wie Billy Wilder später zugab, jemand, der wusste, wie man die Kamera einstellte und welche Linse man verwendete.⁴ Es sollte ein Film werden, der ganz alltägliche junge Menschen zeigt, die ein Wochenende zusammen verbringen – «eine ganz, ganz einfache Geschichte», wie Billie Wilder im *Tempo* im Juli 1929 über die Filmproduktion schrieb, «leise und doch voller Melodien, die uns allen täglich im Ohr klingen. Ohne Gags und ohne ausgetüftelte Pointen.»⁵

Geld gab es kaum, insgesamt kostete der Film nicht mehr als 9'000 Reichsmark, die von Roberts Onkel Heinrich Nebenzahl, zum Teil auch von Curt Siodmak und Edgar Ulmer stammten. Nicht professionelle Schauspieler waren erwünscht, sondern Laiendarsteller, die buchstäblich auf der Strasse gefunden wurden: der Taxifahrer Erwin Splettstösser; Annie Schreyer, die im Film Erwins Freundin, ein Mannequin, spielte; die Verkäuferin Brigitte Borchert aus dem Schallplattengeschäft «Electrola» am Kurfürstendamm, bei den Dreharbeiten noch keine 19 Jahre alt; Wolfgang von Waltershausen, der den Weinverkäufer Wolfgang spielte und später Bergbau studierte und Referent in der Reichsgruppe Industrie wurde; und Christina, «Christl», Ehlers, im Film eine Komparsin, die 1933 als sogenannte «Halbjüdin» aus Deutschland fliehen wird. Die Dreharbeiten begannen im Juli 1929 und zogen sich über ein halbes Jahr hin, nicht zuletzt, weil die Darstellerinnen und Darsteller nur am Wochenende spielen konnten.⁶

Keine Dramatik. Keine ‚Handlung‘. «Sommer 29» oder «Junge Leute wie alle» sollte der Film zunächst heissen. Bilder aus Berlin, von Mietskasernen, Strassen, Bahnhöfen. Ein Sonntag im Sommer. Männer beim Hockeyspiel, Mütter mit ihren Kindern im Park, eine Parade von Reichwehrsoldaten Unter den Linden, Menschen, die sich fotografieren lassen, Blaskonzert im Biergarten, Baden und Bootsfahren im Wannsee. Während Annie zu Hause im Bett bleibt, nachdem sie und Erwin sich abends zuvor zerstritten haben, treffen sich Erwin und Wolfgang mit Christl, die Wolfgang am Sonnabend vor dem Bahnhof Zoo angesprochen, mit ihr Kaffee getrunken und sich zum Picknick am Wannsee verabredet hat, und Brigitte, ihrer besten Freundin. Natürlich geht es bei den Neckereien im Wasser um Flirt und Sexualität. «Was ist das Besondere?», fragte Herbert Ihering, einer der wichtigsten Theater- und Filmkritiker der Weimarer Republik, in seiner Besprechung nach der Uraufführung des Films am 4. Februar 1930 im Ufa-Theater am Kurfürstendamm. «Die zauberhafte Leichtigkeit des Bildflusses, musikalischer als in allen Tonfilmen? Der Humor, die Einfälle, die Frische, die Unbekümmertheit, die Spielfreude? Das Besondere ist, dass – vielleicht von selbst, vielleicht unbeabsichtigt – dieser Film zur ursprünglichen Geste zurückkehrt. Umso besser, wenn unbeabsichtigt. Die Geste kehrt an ihren Ursprung zurück, weil die Vorgänge selbstverständlich sind. Ein Ruder ist ins Wasser gefallen. Es muss herausgeholt werden. Eine Zigarette wird durchgebrochen. Geld wird auf den Tisch gelegt. Ein Mädchen blickt einen Jungen an. Eine Hand fährt übers Haar. Tau-

send Gebärden, tausendmal durch die Routine der Berufsschauspieler ihrer Ursprünglichkeit beraubt, ausnuanciert, verdorben und verkitscht.»⁷

Obwohl ein Stummfilm in einem sich bereits etablierenden Tonfilmmarkt – zwei Monate später, am 1. April 1930, wurde «Der blaue Engel» mit Marlene Dietrich und Emil Jannings im Berliner Gloria-Palast uraufgeführt –, geriet «Menschen am Sonntag» zu einem grossen Erfolg. Es war auch der Startschuss für die internationalen Karrieren seiner Macher. «Eine kleinbürgerliche Tendenz: die Sonntagsruhe, das Wochenende als Ersatz für die Arbeit und die Plage der Wochentage», nörgelte die kommunistische *Rote Fahne*.⁸ Aber vielleicht erkannten zahlreiche Stadtbewohnerinnen und -bewohner gerade darin eine treffende Beschreibung ihres Alltags und ihrer Wünsche, ihm zu entfliehen. «Und dann am Montag», so lauten die Zwischentitel am Ende, während der Film Menschen zeigt, die zur Arbeit eilen, «wieder Arbeit, wieder Alltag, wieder Woche. 4 Millionen warten auf den nächsten Sonntag.»

Dieses Kapitel beschäftigt sich mit den Arbeits- und Freizeitverhältnissen in Deutschland um 1930, mit den Veränderungen im Alltag der Arbeitswelt, der Entstehung neuer Berufsgruppen, neuer Lebensentwürfe, dem sich verändernden Selbstbild und dem wachsenden Selbstbewusstsein von Frauen, insbesondere junge Frauen, mit Träumen, Hoffnungen – aber auch mit Enttäuschungen und Erfahrungen der Verarmung, Prekarität und Ohnmacht in der weltweiten tiefen Wirtschaftskrise, die Ende der 1920er Jahre einsetzte und in Deutschland in den Jahren 1931/32 ihren Höhepunkt erlebte. Nicht zufällig war der arme, aber gutherzige und liebenswerte Tramp, den Charlie Chaplin spielte, ein so immenser Kinoerfolg bereits in den Inflationsjahren nach dem Ersten Weltkrieg. Zehn Jahre nach seinem ersten Besuch kam er 1931 erneut nach Berlin.

Obwohl der Aufstieg der Nationalsozialisten bereits vor der Wirtschaftskrise einsetzte, war die Erfahrung von Arbeitslosigkeit und Pauperisierung zweifellos ein wichtiger Faktor für den Widerhall, den die nationalsozialistische Propaganda in der deutschen Gesellschaft fand. Vor allem bildete die giftige völkische Kritik am demokratischen Rechtsstaat, am Parlamentarismus und der «kalten» kapitalistischen Marktwirtschaft einen Nährboden für die Verheissung einer Volksgemeinschaft, die als Gegenmodell zur Weimarer Wirklichkeit erschien. Nicht zuletzt brachte die antisemitische Agitation der Nationalsozialisten immer wieder die Juden als die angeblich Schuldigen an der Misere ins Spiel und befeu-

erte damit bereits vor der Machteroberung 1933 Hass und Neid als Emotionen und die Spaltung der Gesellschaft, die dann unter der Herrschaft des Nationalsozialismus zu gewalttätiger Exklusion, Vertreibung und schliesslich Ermordung führen sollten.⁹

Weibliche Angestellte

Verkäuferin, Schauspielerin, Mannequin, Taxifahrer, Weinverkäufer – «Menschen am Sonntag» verkörperte das urbane Leben der zwanziger Jahre und die neue Schicht, die die veränderte Arbeits- und Freizeitkultur lebte: die Angestellten. Mit der Entwicklung zu industriellen Grossbetrieben samt einer entsprechend umfangreichen Verwaltung und der Ausweitung des Dienstleistungssektors entstand eine neue Gruppe von Arbeitnehmern, die in Büros, Geschäften, Warenhäusern arbeiteten und sich von den Arbeitern abgrenzten: Sie mussten keine Handarbeit in schmutzigen Fabrikhallen leisten, sondern arbeiteten in sauberen Büros; und statt eines Wochen- oder gar Tageslohns wie die Arbeiterinnen und Arbeiter erhielten Angestellte ihr Gehalt monatlich. Zudem kam Angestellten ein höheres Sozialprestige zu, was die Unternehmer förderten, um Keile in die Belegschaften zu treiben. Nicht zuletzt waren Angestellte durch eine eigene, 1911 geschaffene Sozialversicherung von Arbeitern versicherungsrechtlich getrennt, ja, ihr Status als Angestellte definierte sich über die Zugehörigkeit zur Angestelltenversicherung. Die Angestellten, so der Sozialhistoriker Hans-Ulrich Wehler, «verteidigten die in Deutschland scharf durchgezogene ‚Kragenlinie‘, die sie von der Arbeiterschaft trennte, pflegten ihr höheres Prestige und achteten argwöhnisch auf die soziale Distanz nach unten. Dem entsprach die Entscheidung, sich dezidiert am Vorbild des gehobenen bürgerlichen Lebensstils zu orientieren. Nach Möglichkeit bevorzugten sie kleinbürgerliche Wohnquartiere und folgten mit eigenen Lebenszielen einem eigenen Konsumverhalten.»¹⁰

Während Arbeiterhaushalte den meisten Teil ihres Budgets für Nahrungsmittel ausgeben mussten, lag dieser Anteil bei den Angestelltenhaushalten geringer. «Verausgabung» war die Signatur von Arbeiterhaushalten auch noch im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts gewesen. So wie Arbeiter gezwungen waren, sich bei der Arbeit körperlich zu verausgaben, so beharrlich versuchten sie, ein «nahrhaf-

tes» Essen zu gewährleisten, was vor allem Fett, ob Margarine, Schmalz oder sogar Butter, beinhaltete. Aber es gehörten zum Alltag auch Genussmittel wie Tabak oder Alkohol dazu. Angestellte hingegen gaben mehr Geld für die Wohnungseinrichtung aus, für Sport und andere Freizeitaktivitäten wie Film, Variete, Tanzveranstaltungen. Sie sparten weniger als Arbeiter und Beamte, sondern nutzten ihr Einkommen, das in den Jahren zwischen 1925 und 1929 im Durchschnitt merklich anstieg, für die Erfüllung ihrer Konsumwünsche.¹¹

Die Zahl der Angestellten im Deutschen Reich wuchs rasant. Waren zu Beginn der achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts rund 500'000 Angestellte registriert, waren es zu Beginn des 20. Jahrhunderts schon annähernd zwei Millionen, das entsprach über 7 Prozent der Erwerbstätigen. Davon entfiel ein Drittel auf die Industrie, die anderen zwei Drittel waren in kaufmännischen Betrieben oder in der staatlichen Verwaltung beschäftigt. Vor allem verbarg sich hinter diesem Anstieg eine nachhaltige Veränderung weiblicher Erwerbstätigkeit. Gab es 1892 etwa 92'800 weibliche Angestellte im Deutschen Reich, war deren Zahl bis 1907 auf über 450'000 gestiegen. Das entsprach einem Viertel aller Angestellten – und bis Mitte der zwanziger Jahre sollte die Zahl der weiblichen Angestellten in Industrie und Handel auf knapp 844'000 steigen. Im Handel stellten Frauen 45 Prozent aller Angestellten.¹² «Wer morgens kurz vor 8 Uhr oder abends nach Büro- und Geschäftsschluss durch das Geschäftsviertel einer Grossstadt geht», so schrieb die Sozialdemokratin Susanne Suhr 1930, «dem begegnet als charakteristischer Eindruck ein Heer von jungen Mädchen und Frauen, die eilig zur Arbeit in die grossen Geschäftshäuser streben oder müde von der Arbeit kommen – es sind die Massen der weiblichen Angestellten. Sie geben der Grossstadtstrasse das beherrschende Bild, sie geben dem Warenhaus, dem Schreibbüro des Betriebes die charakteristische Prägung – mehr noch: sie sind heute eigentlich zum Typus der berufstätigen Frau geworden: die weibliche Angestellte ist die typische erwerbstätige Frau der Masse.»¹³

Susanne Suhr, studierte Historikerin und Germanistin, wertete 1930 im Auftrag des Zentralverbandes der Angestellten (ZdA) über 5700 Fragebögen aus, auf denen weibliche Mitglieder des Verbandes Auskunft über ihre Arbeits- und Lebensverhältnisse gegeben hatten. Wie in der Berufszählung 1925 waren auch in der ZdA-Umfrage die meisten der weiblichen Angestellten (69 Prozent) jünger als 25 Jahre, unter den Verkäuferinnen im Einzelhandel waren es sogar 83 Prozent. Deutlich sei das Bestreben der Handelsunternehmen, so Suhr, «mit jugend-

lichen und hübsch aussehenden Verkäuferinnen zu arbeiten»; ‚ältere‘ Frauen, also ab 25 Jahren, fanden dagegen nur noch in Büros als Kontoristin oder Stenotypistin eine Anstellung. Nahezu alle waren ledig, das heisst mit der Heirat hörte auch die Berufstätigkeit der Frauen auf.¹⁴

Die Arbeitszeit war lang; fast die Hälfte der befragten Frauen arbeiteten regelmässig mehr als die normale Arbeitszeit von 48 Stunden. «Die offizielle Arbeitszeit beträgt 8 Stunden», schrieb eine Verkäuferin, «Geschäftszeit beträgt 9 Stunden, auch steht uns morgens und mittags eine halbe Stunde Vesper zu, aber das ist in einem öffentlichen Geschäft meist nicht durchzuführen, abends wird es dann $\frac{1}{2}$ 8 bis $\frac{3}{4}$ 8, so dass wir in Wirklichkeit 9 bis $9\frac{1}{2}$ Stunden arbeiten.»¹⁵ Und während die Büroangestellten in der Regel am Samstagmittag ins Wochenende gehen konnten, waren die Verkäuferinnen an die Ladenöffnungszeiten gebunden. Urlaub gab es wenig; zwei Drittel der befragten Frauen hatten weniger als zwölf Tage Urlaub im Jahr, ein Zehntel sogar gar keinen.

Der Verdienst war grösstenteils miserabel und lag, selbst wenn nach Tarif bezahlt wurde, immer noch 10 bis 15 Prozent unter den Gehältern der männlichen Kollegen. Durchschnittlich erhielten die weiblichen Angestellten rund 146 Mark Gehalt, wobei nahezu die Hälfte mit weniger als 125 Mark im Monat auskommen mussten und die niedrigsten Gehälter sich wiederum im Einzelhandel finden liessen. Kein Wunder, dass über 80 Prozent der befragten Frauen bei ihren Eltern oder Verwandten wohnten, weil sie sich keine eigene Wohnung leisten konnten. Nur ein knappes Drittel besass ein eigenes Zimmer, die anderen mussten sich ihr Zimmer mit bis zu vier anderen Personen teilen. Der Traum von einer eigenen Wohnung, so die Sozialforscherin, sei oft der Anreiz zu einer übereilten Heirat, um endlich in den eigenen vier Wänden leben zu können.¹⁶

Die Arbeit an der Schreibmaschine war repetitiv und wenig qualifiziert. An Karriere war nicht zu denken. «Ich finde es bedauerlich», schrieb eine 31-jährige Stenotypistin, «dass man in meinem Beruf für gewöhnlich keine Aufstiegschancen hat. Man bleibt dadurch nicht nur im Gehalt stecken, man sieht auch, dass dieser Beruf zuletzt in einer Sackgasse endet.»¹⁷ Und dennoch bot die Arbeit als Verkäuferin, Kontoristin oder Stenotypistin die Möglichkeit, eigenes Geld zu verdienen, unabhängig zu sein und einen individuellen Lebensstil zu verwirklichen. Und auch wenn die meisten der jungen Frauen der damaligen konventionellen Norm folgten, mit der Heirat aus dem Berufsleben auszuschneiden und nur für die

Familie da zu sein, war die kurze Erfahrung eines selbstständigen Lebens, materiell bescheiden, aber unabhängig und «modern», überaus bedeutsam.

Neue junge Frauen

«Neue Frau» war das Schlagwort, mit dem dieser Stiltypus bezeichnet wurde, der «Bubikopf» der Ausdruck dieses Lebensgefühls, das mit dem Kurzhaarschnitt sich von der bürgerlich-konventionellen Haarmode der langen, hochgesteckten Frisuren demonstrativ absetzte. Das Frauenwahlrecht, die erweiterten Zugänge zu Bildung, die Ausweitung der Berufstätigkeit, nicht zuletzt die Frauenbewegung haben dazu beigetragen, dass eine «Neue Frau» entstehen konnte – allerdings weniger als politische Person, die um Frauenrechte und Gleichberechtigung kämpft, vielmehr als Individuum, das ihr persönliches Leben selbst gestalten will. Vor allem verband sich mit der «Neuen Frau» eine spezifische Medialität. Fotografen, Werbeanzeigen, Illustrierte formten eine visuelle Ikone: Kurzhaarschnitt, Hut, Hängekleid, Seidenstrümpfe, Zigarette, kesse Gesten, ‚schlanke Linie‘, jung, konsumorientiert und modebewusst. Die «Neue Frau» war eine der ersten Pop-Ikonen moderner Massenkultur.¹⁸

«Sie hält es fest in der Hand, ihr kleines Leben, das Mädchen Gilgi. Gilgi nennt sie sich, Gisela heisst sie. Zu schlanken Beinen und kinderschmalen Hüften, zu winzigen Modekappchen, die auf dem äussersten Ende des Kopfes geheimnisvollen Halt finden, passt ein Name mit zwei i. Wenn sie fünfundzwanzig ist, wird sie sich Gisela nennen. Vorläufig ist es noch nicht so weit.» So beginnt der Roman «Gilgi – eine von uns», den Irmgard Keun 1931 veröffentlichte. Keun, damals selbst Mitte zwanzig, hatte als Stenotypistin, später als Schauspielerin gearbeitet, bevor sie zu schreiben begann, erzielte mit diesem Buch und 1932 mit «Das kunstseidene Mädchen» grosse Erfolge. Offenkundig trafen ihre Romanheldinnen, ihr Schreibstil und die erzählten Probleme das Lebensgefühl vieler Leserinnen – vielleicht gerade, weil die jungen Frauen in Keuns Romanen keine Glamour Girls sind, nicht das Klischee der «goldenen Zwanziger» bedienen. Vielmehr haben sie mit kargen Löhnen, beengten Wohnverhältnissen, sexuellen Übergriffen zu kämpfen und bleiben doch zuversichtlich, auf Selbstständigkeit und ihr Recht, einen eigenen Lebensweg zu gehen, bedacht. «Nein, sie hat keine Zeit zu verlieren, keine Minute», denkt die Stenotypistin Gilgi ganz im Stil der Neuen Sach-

lichkeit über sich. «Sie will weiter, muss arbeiten. Ihr Tag ist vollgepfropft mit Arbeiten aller Arten. Eine drängt hart an die andere. Kaum, dass hier und da eine winzige Lücke zum Atemholen bleibt. Arbeit. Ein hartes Wort. Gilgi liebt es um seiner Härte willen. Und wenn sie einmal nicht arbeitet, wenn sie sich einmal Zeit zum Jungsein, zum Hübschsein, zur Freude schenkt – dann eben um der Freude, um des Vergnügens willen.»¹⁹

Aber auch unter jungen Arbeiterinnen fand das neue Rollenbild für Frauen Anklang; den Bubikopf trugen nicht nur junge Verkäuferinnen und Stenotypistinnen in Berlin.²⁰ Obwohl nach dem Krieg die rückgekehrten Soldaten wieder an die Arbeitsplätze drängten, nachdem Frauen während des Krieges nicht nur die Versorgung der Familie bewältigen mussten, sondern auch die Industrieproduktion am Laufen hielten, waren Mitte der zwanziger Jahre über elf Millionen Frauen erwerbstätig. Zwar war der grösste Teil von ihnen in der Landwirtschaft als sogenannte «mithelfende Familienangehörige» beschäftigt, aber knapp drei Millionen Frauen arbeiteten 1925 in Industrie und Handwerk, das entsprach einem Viertel aller weiblichen Beschäftigten. Die Domäne der Frauenarbeit war die Textilindustrie. Um die Jahrhundertwende waren dort bereits 50 Prozent aller Beschäftigten Frauen, und bis Mitte der zwanziger Jahre erhöhte sich deren Anteil auf rund zwei Drittel.²¹

«Frühmorgens habe ich nicht so viel Arbeit wie manche andere Arbeiterin, die verheiratet oder Mutter ist», schilderte 1928 eine 26-jährige Textilarbeiterin ihren Arbeitstag. «Mein Weg zur Fabrik dauert ungefähr 7 Minuten. Meine Arbeitszeit beginnt um 1/2 8 Uhr. Ich bin Aufstosserin für Seide. Ich habe jeweils 12 Längen aufzustossen (Maschen über den Kamm zu ziehen), dann diese mit auf die Maschine zu machen. Immer dieses ewige Einerlei. Immer das Maschinengeräusch. Eigentlich hören wir ja diese Maschinen gar nicht mehr. Es ist bald, als ob wir taub wären. Wie oft sagen wir Mädels zueinander: ‚Wenns doch erst 1/2 6 Uhr wäre, ich habe es richtig satt.‘ Und ich bin dann heilfroh, wenn die Signallupe den Schluss der Arbeitszeit ankündigt. Ja aber, ist denn das Aufstossen meine einzige Tagesarbeit? O nein, wenn ich nach Hause komme, wird meist gleich Abendbrot gemacht. Dann aufgewaschen oder die Mutter tuts und ich suche mir Wäsche und Strümpfe zum Ausbessern. Dann ist auch mal grosse Wäsche und jeden Abend ist was anderes los. Einmal ist Versammlung, dann Samariterübung. Freitags ist Grossreinemachen, da ist es meist 1/2 12 Uhr, ehe ich zur Ruhe komme.»²²

Die wenigsten Arbeiterinnen während der Weimarer Zeit besaßen eine handwerkliche Ausbildung. Bildungschancen für Frauen, insbesondere für Arbeiterinnen, entwickelten sich gerade erst nach der Revolution 1918/19. Die meisten Textilarbeiterinnen begannen als Hilfskraft in der Fabrik und verrichteten entweder ungelernete Arbeit oder wurden von einer älteren Arbeiterin angelernt. Laut Berufszählung von 1925 fielen über 50 Prozent aller Arbeiterinnen in Industrie und Handwerk unter die Kategorie «übrige Arbeiter», was ungelerten oder «minderqualifiziert angelernten» Arbeitskräften entsprach. Dementsprechend gering war der Lohn, der deutlich unter den Löhnen für die Männer lag. Trotz gewerkschaftlicher Forderungen nach gleichem Lohn für gleiche Arbeit lagen die Einkommen für Frauen in der Regel nur bei etwa 60 bis höchstens 80 Prozent der Männer.²³

Die Ungleichheit in der Entlohnung setzte sich in der Hausarbeit fort, die ausschliesslich von den Frauen geleistet wurde. Um 5 Uhr morgens begann der Arbeitstag für die verheiratete Spinnerin E. R., 27 Jahre: «Nun rasch aufstehen, für den Mann das Brot zurichten, der um ½ 7 Uhr mit dem Rad eine halbe Stunde zur Arbeitsstätte fahren muss und erst abends um 6 Uhr wieder zurückkehrt, weil er nur eine Stunde Mittagspause hat. Nur wenige Minuten können wir gemeinsam plaudern, und möchten uns doch so vieles erzählen. Die Tür geht auf: Mama! – Mein kleiner Bub Hansel ist aufgestanden. [...] Während ich ihn anziehe, sage ich ihm, dass er noch zweimal schlafen muss, dann ist Sonntag, er kennt den Begriff morgen und übermorgen noch nicht. Wie gern möchte ich mit ihm jetzt mal Spazierengehen und mit ihm spielen, doch die wenigen Stunden des Vormittags sind rasch vorüber. Muss noch einkaufen, das Essen kochen, Hansels Strümpfe müssen gestopft werden, Schürze und Höschen gewaschen und so vieles mehr. ½ 12 Uhr essen wir Mittag, nun schnell noch das Zimmer aufräumen, für den Vati das Essen hinstellen, Hansel zu den Leuten schaffen, die ihn, während ich auf Arbeit bin, besorgen. [...] Denn ich arbeite von 2 bis 10 Uhr abends während der einen Woche und von 6 bis 2 Uhr die andere Woche mit einer Viertelstunde Pause.»²⁴

Nach Berechnungen des Deutschen Textilarbeiterverbands (DTAV) hatten etwa 57 Prozent der verheirateten Textilarbeiterinnen Kinder unter 14 Jahren. Betriebskrippen gab es fast gar nicht; ein gutes Drittel der Mütter liess ihre Kinder unbeaufsichtigt, jeweils nahezu ein Viertel gab sie zu den Grosseltern oder anderen Familienangehörigen oder zu Bekannten. Entsprechend forderte das Arbeite-

rinnensekretariat des Deutschen Textilarbeiterverbands nicht nur gleichen Lohn, sondern auch eine spezifische Sozialpolitik für Mütter, die Schwangerschaft und Sorge für die Kinder unterstützt.²⁵

Um die alltäglichen Arbeits- und Lebensbedingungen von Textilarbeiterinnen zu dokumentieren, hatte das Arbeiterinnensekretariat des DTAV Ende Juli 1928 in der Verbandszeitschrift *Textil-Arbeiter* zu einem Preisausschreiben aufgerufen. Die Kolleginnen sollten «wahrheitsgetreu und ausführlich den Verlauf eines Arbeitstages und eines Wochenendes (Sonnabendnachmittag und Sonntag) beschreiben» und Einzelheiten über die Verpflichtungen als Hausfrau, Mutter und Arbeiterin mitteilen. Als Anreiz winkten Geldpreise; doch offenbar war die Aussicht, einen Preis zu erringen, nicht so ermunternd, dass viele Arbeiterinnen in ihrer Freizeit einen Bericht aufgeschrieben hätten. Schliesslich kamen 158 Einsendungen zusammen. Das Arbeiterinnensekretariat verbarg seine Enttäuschung nicht; dennoch waren die Berichte aussagekräftig genug, dass 150 von ihnen im Sommer 1930 in einer Broschüre «Mein Arbeitstag – mein Wochenende» gedruckt wurden.²⁶

Geschrieben hatten vor allem Arbeiterinnen, die sich gewerkschaftlich engagierten, deren Berichte nach ledigen Arbeiterinnen, kinderlosen Ehefrauen, Müttern und Frauen von Mitte Vierzig bis Sechzig unterteilt wurden. Deutlich trennten die Schreiberinnen die monotone, anstrengende Fabrikarbeit wie die mühselige Hausarbeit von der Freizeit am Wochenende. Die meisten Frauen arbeiteten im Akkord und beklagten die Hetze, das Eiltempo, das Geratter der Maschinen, den schlecht gelüfteten Arbeitssaal. «...das Schiffchen fliegt herüber und hinüber, 2'000 mal am Tage, 2'000 mal also dieselben Bewegungen, um den Mindestlohn zu verdienen» – «6 Uhr. Die Sirene heult. Jetzt beginnt der Lärm. Stühle klappern, Riemen klatschen, der Meister schnauzt. Das ist die tägliche Unterhaltungsmusik der Arbeit. Ein trauriges Kapitel ist die Akkordarbeit. Ein Schuften, Hetzen und Jagen, bis zum Weissbluten ausgepowert; das ist der Fluch der Arbeit. Für dieses alles erhält man am Zahltag den fürstlichen Lohn von 12 bis 15 Mk. Für den geringsten Fehler, wo die Arbeiterin noch schuldlos daran ist, wird auch noch Geld abgezogen.»²⁷

Dagegen bedeutete das Wochenende, das am Samstagmittag begann, die Welt der Freiheit. «Der Sonnabendnachmittag ist ja noch häuslicher Arbeit gewidmet, da gibt es in der Wohnung allerlei zu säubern und zu putzen», schrieb eine 25-

jährige ledige Textilarbeiterin. «Aber dann kommt der Sonntag und der gehört mir, mir ganz allein. Da gibt es denn auch kein Halten mehr. Kaum graut der Morgen, da trägt mich schon die Bahn, zusammen mit einigen Gleichgesinnten hinaus, weit weg vom lärmenden Getriebe der Grossstadt. [...] Wenn dann später die Sonne am Himmel höher steigt und in der Natur das Leben erwacht, dann wandern wir fröhlich singend oder scherzend, bald still versonnen durch die grünen Wälder, durch blumige Wiesen und wogende, reife Felder. Um die Mittagszeit streben wir dem Flüsschen zu, das aus dem Tale drunten silbern heraufglänzt. Schnell entledigen wir uns der Kleider, schlüpfen in das Badetrikot und hinein geht es in die kühle Flut. Hier spüle ich mir allen Staub und alle Unrast des Alltags ab, und die Wasser des Flusses tragen sie weit mit sich fort. Schnell, nur allzu schnell entfliehen die Stunden goldener Freiheit und mit der scheidenden Sonne kehren wir zurück in das Häusermeer der Grossstadt, noch erfüllt von all dem Erlebten und Geschauten.»²⁸

Das Naturerlebnis am Wochenende als Kontrast- und Erholungsprogramm zum Lärm und zur Monotonie der Maschinen, zu den stickigen, staubigen Fabrikhallen, zu Hetze und Anstrengung findet sich in zahlreichen Berichten der Textilarbeiterinnen, vor allem bei den nicht verheirateten jungen Frauen. Immer wieder – vielleicht auch geschuldet dem Zeitpunkt des Preisausschreibens, das im Sommer 1928 ausgelobt worden war – wurden die Wanderungen, oftmals gemeinschaftlich in den Jugendgruppen der Arbeiterinnenbewegung, ebenso die Paddelfahrten, Schwimmausflüge, Sportfeste geschildert. Sie alle galten als Momente der Freiheit und Selbstbestimmung, auch der Körperlichkeit, ganz im Unterschied zur physischen Anstrengung in der Fabrik. «Dann wird geplantscht und gespielt bis zur Ausgelassenheit, ja warum sollen wir Frauen und Mädchen nicht fröhlich sein? Weil eine falsche Erziehung uns jahrhundertlang davon abgehalten hat, weil sie lehrte, es sei unsittlich, wenn ein Mädchen sich bei Spiel und Scherz austollt?»²⁹ – «Vergessen ist für einen Tag all das Hasten und Jagen und Schinden in der Fabrik, vergessen ist, dass wir arme Arbeitsmenschen sind, denn das kann uns niemand nehmen, auch nicht die mit dem Gelde, dass wir uns ein paar Stunden ausruhen am Herzen der Natur, dass wir unseren Körper von der Sonne bestrahlen lassen, dass wir uns wie Kinder ergötzen an Spielen in der Natur, den Körper und die Muskeln ein wenig straffen und spannen.»³⁰ Unverhohlen ist hier von Sexualität die Rede, von der Erfahrung wie dem Wunsch nach

selbstbestimmter, freier Körperlichkeit, die in den Zeitschriften, Filmen, Romanen der Weimarer Republik breiten Raum einnahm.

Für andere Schreiberinnen war es am Wochenende das Wichtigste, endlich einmal ausschlafen zu können, zu lesen, auch Radio zu hören – was belegt, dass es 1928 in Arbeiterhaushalten durchaus auch schon, wenn auch nur vereinzelt, Rundfunkgeräte gab. Viele freuten sich einfach darauf, mit der Familie gemeinsam zu essen und spazieren zu gehen. Aber auch muss oftmals, wie etliche Arbeiterinnen schreiben, die grosse Wäsche am Sonntag gemacht werden, weil werktags dazu keine Zeit blieb.

Kino

Am Kino schieden sich ein wenig die Geister. Für jene Arbeiterinnen, die sehr stark in der Arbeiterinnenbewegung engagiert waren, bedeutete das Kino vornehmlich Ablenkung von der wahrhaften Bildung, die es anzustreben gelte. «Die Textilarbeiterversammlungen sind sehr lehrreich und Kollege M. M. gibt gute Vorschläge», schrieb eine 28-Jährige. «Leider sind die Versammlungen sehr schlecht besucht. Aber dafür sind die Kinos voll. Die Menschen haben eins noch nicht begriffen: das wahrhaft Schöne, das Gute, das Menschliche. Sonst würden sie doch nicht ins Kino gehen.» Doch schliesst sie selbst gleich an: «Als die Filme liefen ‚Die Schmiede‘, ‚Potemkin‘, ‚Die Weben, da bin ich auch gewesen, das habe ich nicht bereut, das war fein.»³¹ Für andere war das Kino vergnügliche Unterhaltung. «Dann [am Sonntagabend, M. W.] sahen wir uns einen Lustfilm mit Pat und Patachon an und lachten uns das Herz frei. Mag sagen wer da will, dass das Kino Kitsch ist. Sorgenbrecher ist es jedenfalls und ich lache ja so gerne.»³²

Das dänische Komiker-Duo Carl Schenstrom und Harald Madsen drehte in den zwanziger und dreissiger Jahren mehrere Dutzend zumeist Stummfilme als Vagabundenpaar Pat und Patachon, die in den europäischen wie deutschen Kinos grosse Erfolge feierten. In Oldenburg, wo «Er, sie und Hamlet» im März 1923 aufgeführt wurde, war der Ansturm gross. «Das Haus war vor Beginn schon ausverkauft, so dass viele wieder umkehren mussten. Der Film: ein Bombenerfolg! Das Volk tobte vor Vergnügen, unaufhörlich rollten die Lachsalven fünf Akte lang

durch die Menge», war in den *Oldenburger Nachrichten* zu lesen.³³ Eva und Victor Klemperer sahen sich im Januar 1924 «Sommer, Sonne und Studentinnen» an: «Wir haben das Komikerpaar Pat und Patachon schon einmal gesehen. Sie treten immer Hand in Hand als zerlumpte u. ängstliche, bei allen Bewegungen toternste Vagabunden auf, der eine lang u. hager, der andere klein u. dick. Der lange als der tyrannisch dirigierende. Das erstmal stahlen sie die Kleider Badender u. liessen sich die Beute von einem Kind abjagen. Diesmal treiben sie wieder am Meer ihr Unwesen, werden schliesslich aufs Närrischste verfolgt, entkommen, werden gefangen, entkommen wieder, alles sehr närrisch u. sehr witzig, mit gelegentlichen Anleihen bei Chaplin.»³⁴ Auch in den kommenden Jahren schauten sich die Klemperers mit grossem Vergnügen Pat-und-Patachon-Filme an, selbst wenn sie, wie im November 1925, wegen des Andrangs erst im dritten Anlauf Kinokarten bekommen konnten.³⁵ Irgendwann allerdings lief bei Victor Klemperer die Begeisterung aus: «Ich lachte sehr viel», notierte er im Mai 1927 über «Die lustigen Vagabunden». «Aber wirklich befriedigt ging ich doch nicht nach Hause. Es ist eben doch nur Unsinn.»³⁶

Mit Stummfilmen erzielte das Komiker-Duo seine grossen Erfolge; in der Tonfilm-Ära sank ihre Popularität rapide. Ihr erster Tonfilm «1'000 Worte Deutsch», der 1930 in die Kinos kam, zeigte, dass sich ihre Komik nicht in das neue Genre übertragen liess. Schenstrom und Madsen drehten weiter Stummfilme, die nun aber für ein Publikum, das sich mit Begeisterung dem neuen Tonfilm zuwandte, an Reiz verloren. «Man glaubt es nicht, dass vor wenig mehr als zwei Jahren noch alle Filme so waren! Nun wirkt diese stumme Munterkeit auf einen fast gespenstisch, wie eine Welt armer Taubstummer, die dennoch krampfhaft versuchen, den Humor nicht zu verlieren», so der Filmkritiker Siegfried Kracauer.³⁷

Ein anderer Vagabund war zu dieser Zeit längst weltberühmt: Charlie Chaplin. Seit 1914 experimentierte er in etlichen kurzen Filmen von nur 15 Minuten Länge mit seiner Figur des «Tramps» und erzielte 1915 mit «Work» und «The Tramp» seine ersten grossen Erfolge.³⁸ Chaplin spielte die Verlierer in der modernen Gesellschaft, sein Tramp litt Armut und Hunger, schlug sich mit Mühe durchs Leben; doch behielt er seine Würde und gewann nicht nur die Herzen der jungen Frauen im Film, sondern auch der Zuschauerinnen und Zuschauer. Wenn Chaplin auf seiner zerschlissenen Kleidung mit eleganter Handbewegung ein Stäubchen entfernte, als trüge er einen feinen Smoking, dann beharrte er eigensinnig

in der kalten Welt der Moderne, des Fortschritts und des Kapitalismus darauf, ein Mensch mit Selbstachtung zu sein, keine disponible Ware.

Obwohl Chaplins Kunst schon während des Krieges auch im wilhelminischen Kaiserreich bekannt wurde und nach 1919 über seine Filme in zahlreichen Artikeln berichtet wurde, dauerte es bis ins Jahr 1921, bevor der erste Chaplin-Film in deutschen Kinos zu sehen war.³⁹ «Über vieles können wir hier gar nicht lachen», schrieb der bekennende Chaplin-Fan Kurt Tucholsky über «Chaplin läuft Rollschuh», «der Film ist eine Unmöglichkeit an Primitivität –, aber was an ihm entzückt ist eben das, was schon an Mark Twain entzückte: dass auf das tollste Tohuwabohu noch zarte Lichter gesetzt werden; es ist, wie wenn jemand nach einem wilden Jazz, der mit einem Paukenbums endet, leise: juhu' sänge.»⁴⁰

Im September 1921 reiste Chaplin sogar zum ersten Mal nach Berlin und stieg im noblen Hotel Adlon ab, ohne dass allerdings die Presse davon besondere Notiz nahm.⁴¹ Zum Jahreswechsel 1921/22 kam «Chaplin auf der Walz» («The Vagabond») in die Kinos, und in Berlin begann man, eine ganze «Chaplin-Woche» zu veranstalten – ein Modell, das bald auch andernorts Schule machte. Mit «The Kid» erzielte er einen Welterfolg. In Deutschland startete der Film unter dem deutschen Titel «Der Vagabund und das Kind» am 9. November 1923 gleichzeitig in mehreren Berliner Kinopalästen und spielte in den folgenden Monaten auch in München, Leipzig, Hamburg, Frankfurt a.M., Breslau und anderen Städten vor ausverkauften Kinosälen.⁴²

Film und Kino, so der Kulturwissenschaftler Kaspar Maase, eröffneten endgültig das Zeitalter der Massenkultur.⁴³ Die Anfänge des Films reichten bis zum Ende des 19. Jahrhunderts, als die Brüder Lumière in Paris, die Brüder Skladanowsky in Berlin und Thomas Edison in New York bewegte Bilder präsentierten. Was als technisches Spektakel noch vornehmlich für das Bildungsbürgertum begann, verbreitete sich rasch. Ortsfeste Filmvorführstätten entstanden, Filmunternehmen finanzierten die angewachsenen Produktionskosten, spezifische Narrative für das neue Medium Film wurden entwickelt, ein neuer Produktionsbereich mit Regisseuren, Kameraleuten, Drehbuchschreibern, Dekorateurs, Cuttern, Tricktechnikern, Schauspielerinnen und Schauspielern, Kopierwerken und Kinos bildete sich in rasanter Geschwindigkeit dank der grossen Nachfrage seitens des Publikums heraus. In den USA entstanden ab 1912 die grossen Filmimperien wie Twentieth Century Fox, Metro-Goldwyn-Mayer oder Warner Brothers.⁴⁴

Im Weltkrieg waren jeweils «vaterländische» Filme gefragt, die der Mobilisierung der Bevölkerung dienten, die eigenen Anstrengungen als heldenhaft darstellen beziehungsweise den Gegner herabsetzen und verächtlich machen sollten. Die Universum-Film A. G. (UFA), die 1917 auf Betreiben der Obersten Heeresleitung gemeinsam von Industrie und Banken gegründet worden war, zeigte das propagandistische Interesse des Staates an dem neuen Medium unverkennbar an. Zugleich trat eine Filmzensur in Kraft, die in Deutschland nach 1918 für kurze Zeit liberalisiert, dann aber mit dem Reichslichtspielgesetz von 1920 wieder eingeführt wurde.⁴⁵

Nach dem Krieg trat der Film seinen Siegeszug als Unterhaltungsmassenmedium an. «Madame Dubarry», ein von Ernst Lubitsch 1919 gedrehter Film über die Französische Revolution, fand nicht nur in Deutschland, sondern in Europa, selbst in Frankreich und England, wo die antideutschen Ressentiments noch virulent waren, ein grosses Publikum. Mit der Premiere des Films feierte am 18. September 1919 der neu erbaute Ufa-Palast am Zoo, ein Kino mit 1740 Plätzen im Neuen Westen Berlins, seine Eröffnung.⁴⁶ Neben monumentalen Historienfilmen entstanden expressionistisch-phantastische Filme wie «Das Cabinet des Dr. Caligari» (1920), «Nosferatu, eine Symphonie des Grauens» (1922) oder «Dr. Mabuse, der Spieler» (1922).

Aber auch das Milieu des ängstlichen Kleinbürgers, der in der Grossstadt zwischen Verführung, erotischen Verlockungen und seelischen Abgründen wie Verbrechen hin und her getrieben wird, wie es in Filmen wie «Die freudlose Gasse» (1925), «Asphalt» (1929) oder «Tagebuch einer Verlorenen» (1929) geschildert wird, waren Themen des deutschen Kinos in der frühen Weimarer Republik. Schauspielerinnen wie Asta Nielsen oder Henny Porten wurden Stars der Stummfilmära.⁴⁷ Seine Faszination, so Kaspar Maase, entfaltete der Film, wenn er Geschichten erzählte und sich einstellte auf «ein abgespanntes, buntgemischtes Publikum, das aus der Hektik, Reizflut und Enge des modernen Lebens heraus das ganz Andere suchte: sinnliche Erregung und starke Gefühle, unbekanntes Milieu und exotische Umgebung, Abenteuer und Spannung, bewegte Handlung und einprägsame Bilder, Witz, Komik und Drastik, nicht zuletzt die Bekräftigung elementarer Prinzipien von menschlichem Anstand und Gerechtigkeit».⁴⁸

1928 gab es in Deutschland über 5'000 Kinos mit bis zu fünf Vorstellungen am Tag. Im Durchschnitt gingen rund eine Million Menschen täglich ins Kino. Allein

in Berlin gab es 400 Lichtspielhäuser, davon 25 mit über tausend Sitzplätzen und insgesamt etwa 100'000 Besucherinnen und Besuchern täglich. Zweifellos besass Berlin als Filmstadt eine besondere Stellung, aber Kino war durchaus kein ausschliesslich grossstädtisches Vergnügen. Rund die Hälfte aller Lichtspielhäuser in Deutschland befand sich in Orten mit weniger als 10'000 Einwohnern. Gemessen an der Zahl der Kinos lag Deutschland in Europa an der Spitze, vor England, Frankreich und Italien.⁴⁹

Hollywood war das Zentrum der Filmwelt und beherrschte auch das europäische Kino. Die Filme von und mit Charlie Chaplin und Buster Keaton waren internationale Erfolge. Der Anteil der US-amerikanischen Filme in Deutschland lag in der Weimarer Republik zwischen 25 und 44 Prozent; das Kontingentgesetz von 1925 bestimmte allerdings, um das Übergewicht einzudämmen, dass nur so viele ausländische Filme zugelassen werden dürften wie zur gleichen Zeit deutsche produziert würden.⁵⁰ Zugleich brachte der Stummfilm eine spezifische Ästhetik mit Lichteffekten, Montagen und Rhythmisierung hervor, wie sie beispielhaft in den Filmen russischer Regisseure wie «Panzerkreuzer Potemkin» (1925) von Sergej Eisenstein, «Streik» (1924/25) oder «Oktober» (1927/28) zu bewundern war. Diese Filme fanden auch in Deutschland ihr Publikum, wie der zitierte Bericht der Textilarbeiterin zeigt. Walther Ruttmanns Film «Berlin – Die Sinfonie der Grossstadt» (1927) gab im Filmschnitt visuell den urbanen Rhythmus wider – und inszenierte ihn zugleich. Ebenso spielte «Menschen am Sonntag» mit wechselnden, gegeneinander geschnittenen Handlungsorten und Kameraperspektiven.

Die einschneidende Zäsur in der Entwicklung des Films brachte jedoch der Tonfilm. Zwar waren die technischen Voraussetzungen zur Herstellung schon seit längerem bekannt, aber es dauerte bis 1926, als Warner Brothers einen Tonfilm produzierte, um das Unternehmen aus der Krise zu führen. Der Erfolg war durchschlagend. Binnen weniger Jahre verdrängte der Tonfilm den Stummfilm. Gleichzeitig führte der Tonfilm zu einer erneuten ökonomischen Konzentration. Nur wenige, kapitalkräftige Filmunternehmen konnten die teuren Tonfilme herstellen, und nur wenige Kinos konnten die neue, notwendige Ausrüstung zur Vorführung von Tonfilmen finanzieren.⁵¹

Luise Solmitz haderte anfangs noch mit der neuen Entwicklung. «Ein Problem ist der Ton- und Geräuschfilm», notierte sie 1929 in ihr Tagebuch. «Schon kehren

all die ‚stimmlosen‘ Grössen reumütig von Hollywood zu uns zurück, – man kann sie nicht mehr gebrauchen. Stimmbegabte gehen über Spielbegabte, und wie mögen die Abertausende von Kinomusikern bangen! Technisch mag der Tonfilm interessant sein, überdies steckt er noch in den allerersten Kinderschuhen, aber sich Belanglosigkeiten anhören und störende, unnötige Geräusche, die mich in der Grindelallee in natura ärgern!»⁵² Hinsichtlich der Sorge um die Kinomusiker hatte Luise Solmitz durchaus recht. Mitte der zwanziger Jahre verfügten beispielsweise über 30 Filmpaläste in Berlin über ein Orchester mit jeweils gut 50 Musikerinnen und Musikern, die nun mit dem Tonfilm ihre Aufgabe verloren.⁵³

Ihre erste Erfahrung mit dem Tonfilm Ende November 1929 liess allerdings Solmitz' Abwehr bröckeln: «Zum ersten Mal im Tonfilm ‚Atlantic‘, den Titanic Untergang nachgespielt, der Tonfilm ist schon weit besser, als ich dachte, aber beileibe kein Theaterersatz. Der Film erschütternd, ohne Kitsch; – unendlich ergreifend, dieser stille Heldenmut, die schlichte Grösse des Skeptikers, des frohen Geniessers, des Lebejünglings vorm unabwendbaren, grausigen Ende.»⁵⁴ Noch immer galten ihre Vorbehalte: «Das Schlimmste ist, dass die Technik des Tonfilms die Entfaltung schauspielerischer Kraft hemmt, jede Entfaltung unmöglich macht, die grössten Künstler zu Schmierenschauspielern degradiert, die sich befangen gegenüberstehen, auf ihre Bewegung, den Klang ihrer Stimme achthaben müssen und ihren Part leiern, wie Kleinstadtdilettanten.»⁵⁵ Entziehen konnte sie sich der Magie des Tonfilms jedoch nicht. Im Mai 1930, sechs Wochen nach der Uraufführung in Berlin, sahen Luise und ihr Mann Fredy den «Blauen Engel» mit Emil Jannings und der damals noch unbekanntenen Marlene Dietrich, die mit diesem Film, der offen mit ‚verruchter‘ Sexualität spielt, ihren Durchbruch feiern sollte: «ein unerquicklicher aber ausgezeichnete Tonfilm. Aber nun möglichst Schluss damit.»⁵⁶

Doch natürlich ging es weiter. Den Ufa-Film «Die letzte Kompanie», ein Melodram, in dem eine Müllerstochter und dreizehn preussische Soldaten die napoleonischen Truppen so lange aufhalten, bis die letzten Preussen die Saalebrücke überschritten haben, und dabei selbst den Tod finden, kommentierte sie noch ambivalent: «Ergreifend. Glänzend gespielt. – Ohne Töne und ohne das unnötige, schlecht spielende Mädchen wäre es noch besser gewesen.» Schliesslich aber dann doch: «Sahen in der ‚Ufa‘ den Tonfilm ‚Der Schuss im Tonfilmatelier‘. Ganz ausgezeichnet und mit dem Tonfilm versöhnend. Es war alles gut und überaus spannend.»⁵⁷

Am liebsten sah das Ehepaar Solmitz preussische Fridericus-Filme wie «Das Flötenkonzert von Sanssouci» mit Otto Gebühr in der Hauptrolle und einer der erfolgreichsten Filme der Spielzeit 1930/31: «[...] furchtbarer Andrang. – Hände klatschen bei den alten Preussenmärschen, ein sehr feiner Film. – Gebühr zuerst im Sprechfilm, natürlich Fridericus Rex.»⁵⁸ Der Filmkritiker der *Frankfurter Zeitung* Siegfried Kracauer hat die Uraufführung des Films am 21. Dezember – zwei Monate nach dem erdrutschartigen Erfolg der Nationalsozialisten bei der Reichstagswahl im September 1930 – in Berlin erlebt. Für Kracauer war der Film ein «Gemisch aus Gartenlaube und Parade, Pose und Sentimentalität», ganz anders für die grosse Mehrheit der Zuschauerinnen und Zuschauer, denn Kracauer beobachtete einen «Tumel des Entzückens», einen Enthusiasmus, wie er ihn selten erlebt hatte. Nicht nur Männer, sondern auch Frauen klatschten den Marschtakt mit und jubelten frenetisch. «Diese Begeisterung ist ja nicht nur künstlich gemacht», konstatierte Kracauer, «das echte Verlangen nach ihr sucht vielmehr einen Gegenstand, an den es sich zu klammern vermag. [...] Die Massen sind irregeleitet und möchten doch richtig geführt werden. Wenn es nicht gelingt, ihrem Sehnen gute, menschenwürdige Ziele zu geben, werden ihre Explosionen fürchterlich sein.»⁵⁹

Chaplin in Berlin

Nicht zu versöhnen war Luise Solmitz mit dem amerikanischen Film. Die Comic-Figuren «Felix the Cat» und «Mickey Mouse», die in den dreissiger Jahren auch in Europa bekannt und berühmt wurden, seien von einer «krankhaften grotesken und geschmacklosen Art, wie sie nur ein amerikanisches Hirn ersinnen» könne. Und als Charlie Chaplin 1931 zum zweiten Mal Berlin besuchte, empörte sie sich, dass er vom katholischen Zentrumspolitiker und Reichsinnenminister Joseph Wirth empfangen wurde.⁶⁰ Chaplin, der von London kommend am 9. März 1931 im von Polizei abgesperrten Bahnhof Friedrichstrasse eintraf, wurde von einer grossen Menge und hunderten Journalisten erwartet, darunter auch Siegfried Kracauer. «Da also ist er – dieser kleine Herr mit dem grauen Haar, der ohne Hut aus dem Wagen heraustritt und lacht. Auf tausend Photographien habe ich ihn gesehen, und dennoch sehe ich ihn in diesem Augenblick zum ersten Mal. Er lacht mit offenem Mund, und was ich nach den Abbildungen nie begriffen habe, wird

mir mit einem Schlag klar: dass der wirkliche Chaplin genau übereinstimmt mit dem Vagabunden im Film. Das ist das Lachen, das ich aus dem Zirkusfilm kenne, dieses aufgelöste Glückslachen des Hilflosen, der wider jede Regel einmal das grosse Los zieht.»⁶¹ Im Hotel Adlon, vor dem ebenfalls unzählige Menschen auf ihn warteten, empfing er Marlene Dietrich, mit der er für ein berühmt gewordenes Pressefoto posierte. Und er sprach mit Journalisten, die vor allem wissen wollten, ob und wann er Tonfilme drehen würde. Zwar wich Chaplin ein wenig aus, aber in Bezug auf den «Vagabunden» war die Antwort eindeutig: «Mein Typ kann nicht sprechen, er muss stumm sein.»⁶²

Da die deutsche Fassung von «Lichter der Grossstadt» noch nicht fertiggestellt war, besuchte er Varietes und Theater, liess sich durch das alte Berlin rund um dem Molkenmarkt fahren, dinierte mit dem britischen Botschafter, tanzte in Vollmoellers Palais am Pariser Platz, traf neben Innenminister Wirth auch den sozialdemokratischen Berliner Polizeipräsidenten Grzesinski.⁶³ Der rechten Presse hingegen war die Popularität Chaplins ein Gräuel; dessen Figur des Tramps fand sie lächerlich, unheldisch; sein Humor wurde als Verblödung der Massen denunziert. In der Stahlhelm-Zeitung *Fridericus*, die auch im Hause Solmitz gelesen wurde, war zu lesen: «Die Berliner Judenpresse liegt in hysterischen Verzückungen, die bei gesunden Menschen Ekel aufsteigen lassen», und kolportierte die damals verbreitete Falschmeldung, dass Chaplin Jude sei.⁶⁴ Julius Streicher bezeichnete Chaplin in seinem antisemitischen Hetzblatt *Der Stürmer* als «amerikanisches Filmjüdlein [...] mit pechschwarzem Kraushaar, mit dünnen krummen Beinen, einem schmierigen steifen Hütlein, einem kleinen, schwarzen Schnurrbartlein im Gesicht», dem die «urteilslose, trottelhafte Masse» nachlaufen würde.⁶⁵

Ebenso hetzte Goebbels Blatt *Der Angriff* gegen den «Chaplin-Rummel», der das Ungeheuerlichste darstelle, was sich je ein Volk an Würdelosigkeit geleistet habe. Die Leute «krochen vor einem hergelaufenen Juden auf dem Bauch und leckten ihm die Stiefel, einem Juden, der seine Laufbahn in Amerika mit einem wüsten deutschfeindlichen Hetzfilm begann, einem Film, der die deutschen Soldaten in gemeinster und viehischster Weise beschimpfte und besudelte».⁶⁶ Tatsächlich war Chaplins antimilitaristischer Film «Shoulder Arms» aus dem Jahr 1918, der die Not der einfachen Soldaten auf allen Kriegsseiten in den Mittelpunkt stellt, nie in Deutschland gezeigt worden, sondern blieb Objekt deutschnationaler

Angriffe, ohne dass die Leserinnen und Leser selbst Gelegenheit erhalten hätten, sich ein eigenes Urteil zu bilden. Auch Luise Solmitz glaubte ihren Zeitungen, dass «Shoulder Arms» deutsche Soldaten verunglimpfen würde.

Als Chaplin in seinem Hotelzimmer vier kommunistische Gewerkschafter empfing und angeblich, wie in der *Roten Fahne* berichtet wurde, den Kapitalismus verdammt, Sowjetrussland gepriesen und «tiefste Grüsse an die kämpfenden Arbeiter und Erwerbslosen» übermittelt habe, triumphierte Goebbels' *Angriff*: «Niedlich blamiert haben sich auch die Kommunisten mit ihrem Chaplin-Rummel. Nicht nur, dass sie es fertig brachten, ihrem ‚Charlie‘, dem mehrfachen Millionär, auf Schritt und Tritt nachzukriechen und um Interviews zu betteln; sie gaben ihn dann noch als treuen Vorkämpfer für die Sache des Proletariats aus.»⁶⁷ In seinem Dementi, das der sozialdemokratische *Vorwärts* abdruckte, bestätigte Chaplin, dass er mit den Vieren gesprochen, aber berichtet habe, dass die Verhältnisse in den USA fast schlimmer seien als in Deutschland. Chaplin betonte, wie sehr ihn das Problem der Arbeitslosigkeit beschäftige. Daher sei er für die Fünftagewoche und den Sechstudentag, dann würde sich die «augenblickliche ungeheuerliche Situation der Welt verbessern». Die Arbeitslosigkeit sei ein Problem der ganzen Welt.⁶⁸

Doch war ein Schatten auf Chaplins Besuch in Berlin gefallen. Er besuchte noch Albert Einstein, mit dem er seit Längerem befreundet war, in dessen Berliner Wohnung und reiste am Sonntag, 15. März, am späten Abend vom Anhalter Bahnhof nach Wien ab. Dieses Mal war keine Menschenmenge da, die ihn hätten verabschieden wollen.⁶⁹

«Lichter der Grossstadt» hatte nach Chaplins Abreise am 26. März in Berlin Premiere. Die deutschen Verleihrechte hatte die Südfilm AG für horrenden 210'000 US-Dollar gekauft, was etwa 850'000 Reichsmark entsprach. Doch in Zeiten der Wirtschaftskrise, in der die meisten Haushalte mit jedem Pfennig rechnen mussten, ging auch die Zahl der Kinobesucher zurück. Selbst mit sinkenden Preisen konnten die Lichtspielhäuser nicht mehr die Säle füllen, die Bruttoeinnahmen der Kinos gingen 1931 gegenüber 1930 um 20 Prozent zurück. Weltweit spielte «Lichter der Grossstadt» weniger Geld ein als beispielsweise «Zirkus»; und auch in Deutschland geriet die Südfilm AG schliesslich in Konkurs, was nicht zuletzt auf die enttäuschenden Zahlen von «Lichter der Grossstadt» zurückzuführen war.⁷⁰

Ökonomischer Zusammenbruch

Die weltweite Wirtschaftskrise hatte Deutschland im Frühjahr 1931 spürbar erreicht, Ende April zählten die Landesarbeitsämter 4,3 Millionen Arbeitslose, was einem Prozentsatz von 22,5 entsprach, wobei die grosse Zahl der Kurzarbeiter hier statistisch unberücksichtigt blieb.⁷¹ Der Weltkrieg hatte die Weltwirtschaft grundlegend verändert. Die internationalen Handelsströme hatten sich verlagert, indem die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen den Kriegsparteien abbrachen und Rohstoffe aus anderen Ländern bezogen werden mussten. Die kriegführenden Länder schränkten ihre landwirtschaftliche Produktion zugunsten der Rüstungswirtschaft ein und waren auf Lebensmittelimporte angewiesen. Argentinien, Australien, Kanada und die USA stiegen zu grossen Agrarexportländern auf, die ihre Marktanteile halten wollten, auch als die jeweiligen Importländer nach dem Krieg wieder darangingen, die eigene landwirtschaftliche Produktion anzukurbeln. Enorme Überkapazitäten und ein rapider Preisverfall waren die Folge, was die Bauern in den Ruin trieb. Aber auch in der Eisen- und Stahlindustrie existierten, nachdem der Bedarf an Rüstungsgütern nach dem Krieg erheblich abnahm, drastische Überkapazitäten, die auf die Preise drückten.⁷²

Für Deutschland bildeten die hohen Reparationsforderungen ein gravierendes Problem, die nur bezahlt werden konnten, indem Kredite im Ausland, vor allem in den USA, aufgenommen wurden. Angesichts einer industriellen Erholung konnte dies durchaus sinnvoll sein, wenn die Schulden mittels wachsender Erträge zurückbezahlt werden konnten. In der tiefen Finanzkrise, die durch den Börsencrash in den USA im Oktober 1929 ihren Ausgang nahm, zogen jedoch die Gläubiger ihre Kredite ab und verschärften das Finanzproblem der Reparationen. Als die Konjunktur spürbar nachliess und das Bruttoinlandsprodukt deutlich zurückging, verlangten die Arbeitgeber Steuererleichterungen und eine Befreiung von der Abgabenlast, was vor allem auf Kosten der Löhne erfolgen sollte. Für die Reichsregierung unter dem Sozialdemokraten Hermann Müller, der eine grosse Koalition aus Zentrum, DDP, DVP und SPD führte, bestand jedoch kein finanzieller Spielraum. Im Gegenteil, die Defizite im Reichshaushalt machten entweder drastische Kürzung der Ausgaben oder Erhöhung von Steuern und Beiträgen notwendig. An dieser Frage zerbrach die Grosse Koalition. Am 27. März 1930 trat Müller zurück, drei Tage später rückte an seine Stelle der Zentrumspolitiker

Heinrich Brüning, der mit einem Minderheitskabinett aus Zentrum, DDP, DVP regierte, aber auf die Tolerierung durch die SPD hoffte und vor allem darauf vertrauen konnte, dass Reichspräsident Hindenburg seine Politik mit präsidentialen Notverordnungen stützte.⁷³

Brüning setzte eine rigorose Sparpolitik durch und senkte Löhne, Gehälter, Pensionen im Öffentlichen Dienst, kürzte Gebühren und Abgaben, nicht nur um die Schulden bewältigen zu können, sondern auch um zu demonstrieren, dass selbst bei striktester Sparpolitik die Reparationsauflagen nicht zu erfüllen seien und deshalb ausgesetzt werden müssten. Nicht zuletzt wusste sich Brüning auch hinsichtlich der Wirtschaftskrise mit den meisten Ökonomen im Einklang, die anders als später Keynes, der eben die Weltwirtschaftskrise studiert hatte und neue Vorschläge für das staatliche Handeln unterbreitete, der Auffassung waren, dass eine Senkung der öffentlichen Ausgaben, von Löhnen, Gehältern und Steuern die Ertragslage der Unternehmen verbesserte und damit wieder Investitionen ermöglichte, die zu einem neuen Wirtschaftsaufschwung führen würden. Diese zuversichtliche, gleichwohl, wie sich herausstellte, trügerische Sicht auf die Zukunft wurde 1930 von politischer Seite erschüttert. Nachdem die Sozialdemokraten Brünings Lohnsenkungspolitik nicht mehr mittragen wollten, waren Neuwahlen zum Reichstag Ende September 1930 unvermeidlich, die mit einem Paukenschlag endeten: Die NSDAP wurde die Gewinnerin der Wahl und landete mit 18,3 Prozent der Stimmen als zweitstärkste Partei hinter der SPD.

Erfolge der Nationalsozialisten

So überrascht etliche politische Beobachter von dem Wahlausgang waren, so hatte er sich doch in den vorangegangenen Monaten abgezeichnet. Bei den Landtagswahlen in Sachsen im Mai 1929 stieg der Anteil der NSDAP-Stimmen von 1,6 auf 5 Prozent, bei den badischen Landtagswahlen im Oktober 1929 erreichte sie 7 Prozent und hatte die Zahl ihrer Wähler versiebenfacht. In Berlin zogen einen Monat später erstmals 13 NSDAP-Abgeordnete in die Stadtverordnetenversammlung ein. Und im Dezember 1929 gewann die Partei in Thüringen über 11 Prozent der Stimmen, was dazu führte, dass ein Nationalsozialist, Wilhelm Frick,

Minister in einer Landesregierung wurde. Als im Juni 1930 erneut Landtagswahlen in Sachsen notwendig wurden, verdreifachte die NSDAP ihr Vorjahresergebnis nahezu auf nunmehr über 14 Prozent.⁷⁴

Im Wahlkampf für die Reichstagswahlen im September 1930, der von Joseph Goebbels als frisch ernanntem Reichspropagandaleiter geführt wurden, waren die Nationalsozialisten überaus aktiv. Im Sommer fanden bis hin in die entlegensten Orte Wahlveranstaltungen statt. Allein in den letzten vier Wochen vor dem Wahltermin waren nicht weniger als 34'000 Versammlungen angesetzt. In seinen Reden griff Hitler die parlamentarische Demokratie und die Parteien scharf an, die allesamt nur Interessen vertreten würden, während die NSDAP für die ganze Volksgemeinschaft stünde. «Was wir versprechen», so Hitler im Berliner Sportpalast vor 16'000 Zuhörern, «ist nicht materielle Besserung für einen einzelnen Stand, sondern die Mehrung der Kraft der Nation, weil nur diese den Weg zur Macht und damit zur Befreiung des ganzen Volkes weist.»⁷⁵

Auch Luise und Friedrich Solmitz liebäugelten 1930 mit den Nationalsozialisten. «Was wir nun eigentlich wählen wollen, ist uns selbst noch schleierhaft. Deutschnational? Volkskonservativ? Wir spielten sogar schon mit dem Gedanken an die Nationalsozialisten; vorausgesetzt, dass sie die starke Partei werden, denn Splitterungen sind furchtbar.» Vorbehalte gegen die Braunen bestanden durchaus, denn sie seien «kapitalfeindlich». Aber ohne Kapital funktioniere die Wirtschaft nicht, und worauf wollten die Nationalsozialisten aufbauen! «Kein Bürgerlicher will auf sein Privateigentum verzichten. Und, was uns angeht: Was wirds mit dem Ruhegehalt? Wir wählen keine Leute, die uns das nehmen und uns dadurch entbürgerlichen.» Und vielleicht waren sie ja wirklich nicht mehr als «Radaubröder»? Andererseits bestachen die Nationalsozialisten die Hamburger Beobachterin durch ihre Stärke und Einheit, während die Rechte sich unheilvoll zersplitterte. «Wir neigen mehr und mehr den Nationalsozialisten, den ‚Nazis‘ zu, weil sie stark zu werden versprechen, und das ist das Wesentliche.» Mit ihrem Ehemann besuchte sie eine NSDAP-Wahlveranstaltung mit Frick und Göring – «Übrigens: Juden haben keinen Zutritt» – und war von Göring sehr beeindruckt. Als «Magenreinigung» empfand sie seine Rede, in der er unter anderem den Schiebern und Wucherern des Weltkrieges den gerechten Lohn, sprich den Tod, wünschte, den 1921 von Rechtsterroristen ermordeten «Schandbuben» Erzberger angriff, ebenso Stresemann, der die Versöhnung mit dem Westen mit 500

Millionen Reichsmark erkauft hätte, und so weiter. Göring habe mit einer Begeisterung, einem Zorn gesprochen, der die Zuhörerinnen und Zuhörer mitriss. «Ich fühlte mich über den Alltag hinausgehoben, all die Gedanken, die Eindrücke. – Endlich eine Betonung des Deutschtums, alles nur mit deutschen Augen gesehen.» Bis zuletzt war sie unschlüssig, aber entschied sich am 14. September dann doch für die NSDAP, «obschon mir nicht ganz wohl zu Sinn war dabei, es ist ein gefährliches Experiment. Für sie spricht, dass sie von links so ungeheuerlich gehasst werden.»⁷⁶

Die bürgerlichen Parteien erlitten dramatische Verluste. Die Deutschnationalen und die Deutsche Volkspartei verloren die Hälfte ihrer Wählerschaft und kamen nur noch auf 7 bzw. 4 Prozent; die Deutsche Demokratische Partei, die sich mit dem rechtskonservativen Jungdeutschen Orden zur Deutschen Staatspartei zusammengeschlossen hatte, erreichte gerade 3,8 Prozent. Auch die Sozialdemokraten mussten Federn lassen und gewannen nur noch 24,5 Prozent der abgegebenen Stimmen. Der Erfolg der NSDAP übertraf hingegen selbst die eigenen Erwartungen. Ihre Stimmzahl stieg von rund 800'000 bei den Reichstagswahlen 1928 auf nunmehr 6,4 Millionen. Damit zog die NSDAP als zweitstärkste Partei mit 107 Abgeordneten in den Reichstag ein – ein politischer Erdbeben, wie es ihn in der Geschichte der parlamentarischen Wahlen in Deutschland bis dahin noch nicht gegeben hatte.

Den Tag der Eröffnung des neuen Reichstages am 13. Oktober begingen die Nationalsozialisten in Berlin auf ihre Weise. SA-Trupps zogen durch die Innenstadt, randalierten, zertrümmerten die Schaufenster des Kaufhauses Wertheim am Kurfürstendamm und weitere Geschäfte mit vermeintlich jüdischen Inhabern in der Berliner Innenstadt. Hatte die Polizei in Preussen, dem grössten Flächenstaat des Deutschen Reiches, für das Jahr davor 579 gewalttätige Zusammenstöße bei politischen Versammlungen registriert, schnellte diese Zahl 1930 sprunghaft auf 2'494 an, blieb 1931 mit 2'904 Fällen auf einem ähnlich hohen Niveau und erhöhte sich für das Jahr 1932 noch einmal auf 5'296 registrierte Zusammenstöße allein in Preussen.⁷⁷ Politische Gewalt wurde, so der britische Historiker Richard Bessel, zu einem ubiquitären Phänomen im Deutschen Reich.⁷⁸

Es ist bemerkenswert, dass Luise Solmitz ihre Entscheidung, NSDAP zu wählen, nicht mit der wirtschaftlichen Krise begründete, sondern mit der Zersplitterung der rechten Parteien, denen gegenüber die Nationalsozialisten als geschlossene und machtvolle Kraft erschienen. Victor Klemperer, der in diesem Jahr 1930

zutiefst deprimiert war, weil seine Ambition auf einen Lehrstuhl in Leipzig enttäuscht wurde, kommentierte den Wahlausgang resigniert: «107 Nationalsozialisten – welche Schmach, u. wie nahe steht man jetzt eigentlich dem Bürgerkrieg! Aber wir sind politisch abgestumpft. Es hat Krieg gegeben, Revolution, Inflation, u. wir leben noch immer. Also werden auch die 107 Hakenkreuze u. 76 Sowjetsterne vorüber gehen. Und wenn sie uns doch treffen – irgendwie muss man schliesslich enden. Ich glaube: dies ist nicht nur meine Stimmung.»⁷⁹

Wer wählte die Nationalsozialisten?⁸⁰ Erstens konnten die Nationalsozialisten stärker als andere Parteien bisherige Nichtwähler, vor allem in den ländlichen Wahlkreisen, mobilisieren und profitierten vom generellen Anstieg der Wahlbeteiligung, insbesondere bei der Reichstagswahl im Juli 1932. Rund ein Viertel derjenigen, die 1930 für die NSDAP votierten, waren zwei Jahre zuvor nicht zur Wahl gegangen. Zweitens konnten die Nationalsozialisten in hohem Masse Stimmen aus dem deutschnationalen und rechtsbürgerlichen Lager abziehen, wie die drastischen Verluste der DNVP und der DVP zeigten. Überall dort, wo diese Parteien Stimmen verloren, gewannen die Nationalsozialisten überdurchschnittlich hinzu. Neben den bisherigen Nichtwählern speiste sich der Erfolg der NSDAP vor allem aus diesem Wählerreservoir. Die Fragmentierung des bürgerlich-protestantischen Lagers, das nicht mehr in der Lage war, kontinuierliche politische Bindungen herzustellen, begünstigte das Image der NSDAP als eine junge «Volkspartei des Protests» (Jürgen W. Falter), die klassen- und schichtenübergreifend die deutsche Volksgemeinschaft schaffen wollte.⁸¹

Entgegen einer immer noch landläufigen Meinung waren es keineswegs die Frauen, die Hitler und der NSDAP zum Aufstieg verhalfen. Zwar erzielten die Nationalsozialisten bei den weiblichen Wählern einen überdurchschnittlichen Stimmenzuwachs. Aber, wie der Historiker und Wahlforscher Jürgen Falter belegt, gehörten Frauen, obwohl sie deutlich mehr Wahlberechtigte stellten als die Männer, eher zu den Nichtwählern. Und wenn sie zur Wahl gingen, stimmten sie eher für die konservativen Parteien der Mitte als für die Radikalen auf der rechten oder linken Seite. Zwischen 1924 und 1930 wurde die NSDAP deutlich weniger von Frauen gewählt als von Männern. Nach 1932 jedoch gaben viele Wählerinnen diese Resistenz auf, und der Zustrom weiblicher Stimmen für die Nationalsozialisten vor allem bei den Reichstagswahlen im März 1933 trug ohne Zweifel zur nochmaligen Steigerung der nationalsozialistischen Stimmen bei.⁸²

Sehr schwer tat sich die NSDAP in den katholischen Gegenden. Deutschland war zu gut zwei Dritteln protestantisch und einem Drittel katholisch geprägt. Im Vergleich zur Bundesrepublik zeichnete sich die Weimarer Republik noch durch eine hohe konfessionelle Homogenität in den jeweiligen Regionen aus. Landkreise mit jeweils über 90 Prozent der einen oder anderen Konfession stellten durchaus keine Seltenheit dar, sondern eher die Regel. Aufgrund der Minderheitsposition, die durch die staatlich-protestantische Diskriminierungspolitik von Bismarck Ende des 19. Jahrhunderts verstärkt worden war, hatte sich ein eigenes katholisches Milieu mit Vereinen, Wertnormen und nicht zuletzt einer eigenen politischen Partei, dem Zentrum, gebildet. So war es auch noch in der Weimarer Republik für einen deutschen Katholiken geboten, nicht nach Schicht, Klasse oder Region, sondern nach konfessioneller Zugehörigkeit zu wählen. Keine andere Partei hatte eine solche Stabilität ihrer Wähler vorzuweisen wie das Zentrum und deren regionale Abspaltung, die Bayrische Volkspartei. Noch bei den letzten Wahlen der Weimarer Republik im März 1933 konnten diese beiden Parteien über 40 Prozent der katholischen Wähler an sich binden. Allerdings war der Zenit der Stabilität des katholischen Milieus damit bereits überschritten, und nach 1933 erodierte die konfessionelle Bindungskraft des politischen Katholizismus.⁸³

Weit mehr Erfolg hatten die Nationalsozialisten dagegen in den protestantisch geprägten Gegenden. Bei allen Wahlen nach 1928 ist ein starker statistischer Zusammenhang zwischen dem Anteil evangelischer Wähler und den Wahlerfolgen der NSDAP zu beobachten. Bei der Reichstagswahl 1930 stimmten doppelt so viele Protestanten wie Katholiken für die Nationalsozialisten. Auch wenn die Trennung von Staat und Kirche, die in der Weimarer Verfassung erstmals verankert war, eine neue Freiheit des deutschen Protestantismus bedeutete, die sich nicht zuletzt in einem liberalen Aufbruch der evangelischen Theologie niederschlug, so darf doch nicht übersehen werden, dass die grosse Mehrheit der Protestanten deutschnational geprägt war. Die Gründung des Deutschen Reiches 1871 war preussischprotestantisch geprägt. Während Katholiken in der Minderheit blieben und verdächtigt wurden, mehr mit dem Vatikan als mit Deutschland verbunden zu sein, bildeten Protestantismus und deutscher Nationalismus eine enge Einheit.⁸⁴

Protestantische Pastoren wie Ludwig Münchmeyer auf Borkum zeigten sich öffentlich als Antisemiten und engagierten sich als nationalsozialistische Redner.

Zwar musste Münchmeyer später seinen Kirchendienst quittieren, aber die Verbindung von Protestantismus, Antisemitismus und Nationalsozialismus blieb deshalb keineswegs auf einen solchen Einzelfall beschränkt. Auch angesehene Theologen wie der Bonner Kirchenhistoriker Emanuel Hirsch bekannten sich in Schriften und Vorträgen zum völkischen Gedanken. Der greise Pfarrer Wilhelm Laible, Herausgeber des grössten kirchlichen Publikationsorgans des evangelischen Deutschlands, der *Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung* pries in einem Artikel 1931 den Nationalsozialismus als «Erhebung des deutschen Jungvolkes, das die Schmach des Vaterlandes tief empfindet, die Vergiftung deutschen Denkens durch Fremde hasst und verabscheut, das die alten Tugenden, Wahrhaftigkeit, Ehre und Treue auf seine Fahnen geschrieben hat».⁸⁵

Die wichtigste Gruppe der NSDAP-Wähler schienen nach zeitgenössischer Ansicht die Mittelschichten zu sein. Nach der Septemberwahl 1930 prägte der Soziologe Theodor Geiger das Schlagwort von der «Panik im Mittelstand». Dagegen seien die Arbeiter, so die Zeitgenossen ebenso einhellig, wenig anfällig für den Nationalsozialismus. Jürgen Falter kommt jedoch zu differenzierten Aussagen. So ist zunächst festzuhalten, dass keineswegs alle Arbeiter in der Weimarer Republik links wählten. Die Arbeiterschaft stellte zwar die grösste soziale Gruppe der Wahlberechtigten, aber zu ihr zählten die ostelbischen Landarbeiter ebenso wie Heimarbeiter aus dem Erzgebirge und Arbeiter in kleinen Handwerksbetrieben. Nur eine Minderheit gehörte zur klassischen Industriearbeiterschaft. Laut der Betriebszählung 1933 arbeiteten nur ein Zehntel in Grossbetrieben mit mehr als tausend Beschäftigten.⁸⁶

Doch trugen nicht die Arbeiterstimmen zum Erfolg der NSDAP in den Wahlen 1930 und 1932 entscheidend bei, sondern der Zugewinn der Stimmen aus der Arbeiterklasse entsprach dem durchschnittlichen Zuwachs, den die NDSAP erreichte. Auch waren es nicht die Arbeitslosen, die zum grossen Teil nationalsozialistisch wählten. Anders ist es bei den Landarbeitern. Die Wahlerfolge der Nationalsozialisten in den agrarischen Regionen Deutschlands wurden nämlich nicht nur von den Bauern, sondern auch von den Landarbeitern ermöglicht, wobei auch in den zwanziger und dreissiger Jahren die Abhängigkeit der Beschäftigten vom Grossgrundbesitzer, der vielfach die Wahlen überwachte, nicht unterschätzt werden darf. Den stärksten Anstieg zwischen 1928 und 1933 erzielte die NSDAP

demnach in den protestantischen ländlichen Gebieten, in denen sie auch hinsichtlich der absoluten Stimmenzahl die höchsten Wähleranteile mobilisieren konnte.

Höhepunkt der Krise 1931/32

Die Verschärfung der Wirtschaftskrise 1931/32, die «Höllenfahrt in den Abgrund einer beispiellosen Depression» (Hans-Ulrich Wehler),⁸⁷ trieb den Nationalsozialisten zweifellos weitere Stimmen zu. Im Juli 1931 brach die Darmstädter und Nationalbank (Danat) zusammen – sie war nach der Deutschen Bank das zweitgrösste deutsche Finanzinstitut. Auch die Dresdner Bank drohte zu kollabieren. Die Regierung Brüning liess daraufhin alle Banken und Sparkassen für zwei Tage schliessen, stellte 250 Millionen Reichsmark als Sanierungsvorschuss bereit und übernahm drei Viertel des Aktienkapitals der Dresdner Bank, verstaatlichte sie de facto. Doch war die fatale Abhängigkeit der deutschen Finanzen von ausländischen Krediten damit nicht grundsätzlich zu ändern, weitere Banken und Sparkassen gingen bankrott, Tausende Sparer mussten die Verluste tragen.⁸⁸

Das Bruttosozialprodukt, gemessen am Stand 1928 (= 100), ging 1931 auf 79, 1932 auf 65 zurück; die durchschnittlichen Lohn- und Gehaltseinkommen verringerten sich, ebenfalls am Stand von 1928 gemessen, auf 80 im Jahr 1931 und 67 im Jahr 1932. Offiziell stieg die Zahl der Arbeitslosen auf 5,3 Millionen 1932, wobei Hans-Ulrich Wehler schätzt, dass die tatsächliche Zahl der Arbeitslosen 1932 bei acht Millionen lag, was einer Arbeitslosenquote von 37 Prozent insgesamt entsprach. Es gab kaum einen Arbeiterhaushalt, der nicht unter der Krise litt, in dem nicht das eine oder andere Familienmitglied von Arbeitslosigkeit oder Kurzarbeit betroffen gewesen wäre.⁸⁹

Verschärfend kam hinzu, dass das sozialstaatliche System der Arbeitslosenunterstützung durch die Wirtschaftskrise zusammenbrach. Eine Beihilfe, die maximal ein halbes Jahr geleistet wurde, bekam nur derjenige, der mindestens zwei Jahre zuvor mit 52 Wochenstunden beschäftigt war. Zusätzlich gab es eine Krisenunterstützung, auf die es aber keinen Rechtsanspruch gab und die auch nur nach einer strengen Bedürftigkeitsprüfung gezahlt wurde. Wer diese beiden Hilfsmassnahmen nicht (mehr) in Anspruch nehmen konnte, war auf die kommunale Wohlfahrtsunterstützung angewiesen, die gleichfalls scharf von den Für-

sorgeämtern kontrolliert wurde. Bis September 1932 erhielten rund 2,4 Millionen Arbeitslose Wohlfahrtshilfe, über 25 Millionen hatten gar keine Hilfen, weil sie in keine der Unterstützungskategorien passten. Zudem wurden die Hilfen, die die Empfänger erhielten, im Verlauf der Krise abgesenkt und zu einem grossen Teil auf das Niveau der Armenpflegesätze vor 1914 gedrückt. Dennoch waren insbesondere die Kommunen mit der Zahlung von Wohlfahrtsunterstützung völlig überfordert.⁹⁰

Der amerikanische Journalist Hubert R. Knickerbocker, der Anfang der 1920-er Jahre in München Psychologie studiert hatte und nach seinem Abschluss als Korrespondent für US-amerikanische Medien in Deutschland blieb, reiste im Winter 1930/31 im Auftrag der *New York Evening Post* durch Deutschland und fand ein Land, das durch die Arbeitslosigkeit schwer gezeichnet war. Im tiefsten Berliner Wedding, in der Kneipe «Zum Ollen Fritz» in der Kösliner Strasse, sassen etwa vierzig Menschen, auf dem Büfett hinter einem eisernen Gitter waren «eine von Fliegen beschmutzte Schüssel mit abgebratenem Pferdefleisch und ein Paar Pferdewurstchen zu sehen. Die Gäste im Lokal hatten Hunger, sie sassen an ihren Tischen und starrten auf das Pferdefleisch hinter den Eisenstäben. Es war Essenszeit, aber niemand bestellte etwas.»⁹¹

Knickerbocker lernte im Lokal den etwa fünfzigjährigen Max kennen, Bauarbeiter, Kommunist, seit 1924 arbeitslos, und begleitete ihn nach Hause. Max' Frau erzählte, wie sie fünf Kinder, den Ehemann und sich mit einer Unterstützung von 15 Mark und 85 Pfennig in der Woche durchbringt. «Zu allererst, bevor ich ans Essen denke, muss ich 85 Pfennig vorne wegnehmen, die Max in der Woche für Tabak kriegt. Für die Miete müssen wir 3 Mark wöchentlich bezahlen; Gas 70 Pfennig; 50 Pfennig in der Woche Ratenzahlung für den Sweater von Max und 30 Pfennig in der Woche Handtuchmiete; 1 Mark 30 für Zeitungen und 1 Mark Parteibeitrag. Das macht 6 Mark 80, übrig bleiben 8 Mark 20, und davon müssen sieben Menschen essen.» Als Knickerbocker einwandte, warum denn Geld für Zeitungen ausgegeben werde, antwortete sie, dass sie als gute Kommunisten die Parteiorgane lesen müssten. Und was könne man für 8 Mark 20 kaufen, um sieben Menschen satt zu bekommen, fragte Knickerbocker. «Brot und Kartoffeln», antwortete sie. «Zum grössten Teil Brot. An dem Tag, an dem wir das Geld kriegen kaufen wir uns Wurst. Einmal in der Woche will doch der Mensch ein bisschen Fleisch haben. Dafür hungern wir aber die letzten beiden Tage von der Woche.»⁹²

Alf Lüttke macht darauf aufmerksam, dass Ernährung nicht in Mengen und Kalorienzahlen ausgedrückt werden kann, sondern es auf die «Mischung» ankäme. Darum war es selbst in Zeiten des Hungers wichtig, dass auch Fleisch auf den Tisch kam oder manchmal statt Margarine Butter gegessen werden konnte, wobei in der Regel der Mann als «Ernährer» der Familie bevorzugt wurde und das Fleisch bekam, während die Ehefrau und die Kinder sich mit Kartoffeln begnügen mussten. «Für die Hungernden», so Lüttke, «mag also die nicht nur von akademisch-distanzierten Medizinerinnen und Physiologen, sondern auch von Sympathisanten der ‚Arbeitersache‘ kritisierte und beklagte Fehl- oder Unterernährung sehr wohl anders geschmeckt haben: Ihnen stand der Sinn nicht nach Kalorien, sondern nach ‚Sattessen‘ – aber auch nach einem Genuss, wenigstens einer kleinen Gaumenfreude.»⁹³

In der Provinz war die Arbeitslosigkeit laut Knickerbocker noch drückender. Im sächsischen Falkenstein, einer Gemeinde mit etwa 15'000 Einwohnern und Textilindustrie, war die Hälfte der Bevölkerung von Arbeitslosigkeit betroffen. In den Ortschaften des Thüringer Waldes, einer bekannten Glasbläsergegend, waren mehr als 90 Prozent arbeitslos. Der Bürgermeister von Fehrenbach berichtete, von den 285 Familien, die in dem Ort lebten, seien 276 arbeitslos. Am besten gehe es noch den 170 Familien, die eine reguläre Arbeitslosenunterstützung von 13, 50 Mark wöchentlich erhielten. Viel schlimmer seien die 106 Familien dran, die auf die kommunale Fürsorgezahlung angewiesen waren. Diese betrage in Fehrenbach für eine vierköpfige Familie nicht mehr als 6, 50 Mark in der Woche.⁹⁴

Superwahljahr 1932

Vor dem Hintergrund solch angespannter sozialer Verhältnisse ging es in das Superwahljahr 1932. Es begann im Frühjahr mit der Wahl des Reichspräsidenten, dessen siebenjährige Amtszeit auslief. Neben Hindenburg gab es auf der Rechten mit dem zweiten Bundesvorsitzenden des Stahlhelms, Theodor Duesterberg, und Adolf Hitler noch weitere Bewerber. Die Nationalsozialisten stilisierten Hitler zum «Führer des jungen Deutschlands» gegen das «sterbende System» von Weimar und den greisen Hindenburg. Ganz entgegen seiner ursprünglichen Intention, ein Kandidat der geeinten Rechten zu sein, war Hindenburg damit auf das

Votum der von ihm ungeliebten Sozialdemokraten und Liberalen angewiesen. Auf der Linken nominierte die KPD ihren Vorsitzenden Ernst Thälmann.⁹⁵

Tatsächlich entschied sich die SPD-Führung, Hindenburg zu unterstützen, um Hitler zu verhindern. «Setzt alle Kräfte ein», appellierte der Parteivorstand an die Mitglieder, «damit der entscheidende Schlag schon im ersten Wahlgang fällt! Befreit mit diesem einen Schlag das deutsche Volk von der faschistischen Bedrohung! Schlagt Hitler! Darum wählt Hindenburg!» Der sozialdemokratische preussische Ministerpräsident Otto Braun ging sogar noch einen Schritt weiter und pries Hindenburg als die «Verkörperung von Ruhe und Stetigkeit, von Mannes-treue und hingebender Pflichterfüllung für das Volksganze».⁹⁶ Der 38-jährige katholische Gastwirt Joseph Mehs im kleinen Eifelort Wittlich, ein strikter Gegner der Nationalsozialisten, hörte Hindenburg im Radio, «eines echten Soldaten Stimme, schlicht, rau, kernig, ohne Schwall. Er fasst seine Kandidatur als vaterländische Pflicht auf. Manchmal spürte man, wie dieser ergraute Mann sich wie ein Riese aufbäumte gegen die Falschheiten und Unwahrheiten, deren sich seine politischen Gegner im Wahlkampf bedienen.»⁹⁷

Dennoch verfehlte Hindenburg bei der Wahl am 17. März mit 49,6 Prozent der Stimmen die absolute Mehrheit; Hitler landete mit 30,1 Prozent auf dem zweiten Platz, gefolgt von Thälmann mit 13,2 Prozent, und Duesterberg kam abgeschlagen auf 6,8 Prozent. Damit war ein zweiter Wahlgang am 10. April nötig, zu dem Duesterberg nicht mehr antrat. Luise Solmitz war von Brüning enttäuscht, er sei der «kleinliche Jesuit», hinter dem nichts Grosses stecke. Und es sei klar, dass man mit der Stimme für Hindenburg Brüning wähle. «Nun können wir 1932 Hindenburg als Kandidat der Linken, bekämpft von der Rechten erleben! Was sind das für Zeiten. Wenn nur Hitler festbleibt, – Hitler bleibt!»⁹⁸ Victor Klemperer wählte Hindenburg und hörte bei Bekannten im Radio die Wahlergebnisse: «Wir hatten mit der Möglichkeit eines glatten Hitlersieges gerechnet. Über die Verhetzung u. Lügen mit denen die Nationalsozialisten arbeiten, hörten wir in letzter Zeit viel.»⁹⁹ Im zweiten Wahlgang erhielt Hindenburg 53 Prozent, Hitler steigerte seinen Anteil auf 36,8 Prozent, Thälmann bekam nur noch 10,2 Prozent der Stimmen. Die Wahlbeteiligung lag bei über 83 Prozent, was die enorme Politisierung in der Bevölkerung anzeigt. Für den Katholiken Mehs bedeutete das Ergebnis «eine grosse Beruhigung»: «Nach meiner Meinung steht er [Hitler, M. W] heute auf der Höhe seiner Macht, von heute ab wird sie abnehmen, wenigstens hoffe ich es.»¹⁰⁰

Zwei Wochen später waren die meisten Deutschen erneut zur Wahl aufgerufen. Am 24. April fanden Landtagswahlen in Preussen, Bayern, Württemberg, Hamburg und Anhalt statt, aus denen die NSDAP bis auf Bayern als stärkste Partei hervorging, wohingegen die Sozialdemokraten, die liberalen Parteien und die Deutschnationalen Stimmen verloren. In Preussen, dem grössten und bevölkerungsreichsten Land des Deutschen Reiches, erzielten die Nationalsozialisten, die 1928 nur auf 1,8 Prozent der Stimmen gekommen waren, nun 36,3 Prozent, in Bayern erhielt die NSDAP 32,5 Prozent und lag damit nur knapp hinter der katholischen Bayerischen Volkspartei.¹⁰¹

Nationalsozialistische Propaganda stand im Zeichen von Gewalt, Aufmärschen und dem medialen Einsatz von Reden und Bildern. Nicht um politische Aufklärung ging es als vielmehr um Emotionen und Unterwerfung. Die Rednerveranstaltung bildete die Basis der politischen Arbeit. 1928 verfügte die NSDAP über reichsweit 300 Redner, die in diesem Jahr allein 20'000 Veranstaltungen bestritten. Noch im selben Jahr wurde eine zentrale Rednerschule geschaffen, mit deren Hilfe es in den nächsten beiden Jahren gelang, die Zahl der Redner bis zur Reichstagswahl 1930 auf etwa tausend zu verdreifachen. Seither führte die NSDAP, was die Versammlungsdichte betraf, die Statistik vor den Kommunisten und Sozialdemokraten an. Gerade in der Provinz traten nationalsozialistische Redner auf. Eine Denkschrift des Preussischen Innenministeriums aus dem Mai 1930 konstatierte, dass kaum ein Tag vergehe, an dem nicht selbst in den entlegenen Bezirken mehrere nationalsozialistische Versammlungen stattfänden. Die Redner seien gut geschult, gingen geschickt mit ihren Themen auf die Zuhörer ein und sorgten nach den Beobachtungen der Polizei für fast durchweg überfüllte Säle und Beifall des Publikums.¹⁰²

Die zweite wichtige Propagandaform waren die Strassendemonstrationen in den Städten und Werbemärsche in der Provinz durch die SA. «Die einzige Form, in der sich die SA an die Öffentlichkeit wendet», hiess es im SA-Befehl «SA und Öffentlichkeit (Propaganda)» vom November 1926, «ist das geschlossene Auftreten. Dieses ist zugleich eine der stärksten Propagandaformen.»¹⁰³ Durch die Wahlerfolge in den ländlichen Gebieten ermuntert, ging die NSDAP verstärkt dazu über, in den kleinen und mittleren Orten Präsenz zu zeigen und Stärke zu demonstrieren. Dazu wurden regional SA-Einheiten zusammengezogen, die dann in geschlossener Formation durch die Dörfer marschierten. Sicherlich bedeutete

ein solches Spektakel für die Dorfbevölkerung auch eine willkommene Abwechslung, vergleichbar mit dem Jahrmarkt, einer Filmvorführung oder einem Zirkusbesuch. Zugleich aber sorgte der stereotype Ablauf dafür, dass der jeweilige Ort für Stunden von der SA regelrecht beherrscht wurde und die normale Ordnung des Dorfes ausser Kraft gesetzt war: Gefallenenehrung vor dem örtlichen Kriegerdenkmal, Propagandamarsch durch die Kleinstadt, öffentliche Kundgebung, Standkonzert der SA-Kapelle, abendliche Saalveranstaltung und schliesslich nächtlicher Fackelmarsch und Zapfenstreich. Das Begleitprogramm war nicht selten die gezielte Gewalttat.¹⁰⁴

Massenveranstaltungen und Demonstrationen waren nicht bloss politische Manifestationen, sondern überlegte und organisierte Inszenierungen, die Macht und Überlegenheit vermitteln sollten. Komplexe Sachverhalte wurden auf einfache Slogans und eindeutige Symbole reduziert. Nicht nur bei der NSDAP, die gesamte politische Auseinandersetzung in der Weimarer Republik war ganz wesentlich von einem neuen Bildmedium geprägt: dem Plakat, das, in hoher Auflage gedruckt, massenhaft vor allem in den Städten verbreitet werden konnte. Auf einem Plakat konnten Bild und Text, Slogan und Symbol, Form und Farbe in wirksamer Weise konzentriert werden. «Unser Krieg wird in der Hauptsache mit Plakaten und Reden geführt», schrieb Goebbels am 1. März 1932 in sein Tagebuch.¹⁰⁵ Gewalttätige Parolen wie «Zerschmettert den Weltfeind» oder «Haut sie zusammen!», die durch die Darstellung von kraftstrotzenden Männern mit zum Schlag erhobenen Hämmern gegen die angeblich jüdische «internationale Hochfinanz» oder die bürgerlichen Parteien bekräftigt wurden, dominierten die Wahlkämpfe 1928 und 1930, während danach die Forderung nach «Arbeit und Brot» im Mittelpunkt der Propaganda stand. In der Rückschau beschrieb ein damaliger Bäckerlehrling seine Eindrücke: «Die Losung ‚Arbeit und Brot für alle!‘ trug denn auch sehr dazu bei, dass auch meine Generation eigentlich sehr Hitler-Jungens wurden; wir glaubten jetzt, endlich ist dieses ganze Böse einmal beendet, dass jeder Mensch wieder satt wird.»¹⁰⁶

Ein zunehmend wichtiger werdendes Element in der Propaganda der Partei bildete die Person Adolf Hitler. Mochte es auch noch weiterhin politische Richtungskämpfe und Machtauseinandersetzungen zwischen Partei- und SA-Führern geben, an der Rolle Hitlers als «Führer», der das divergierende völkische Spektrum als Symbol der Einheit verkörperte, mochte niemand mehr rütteln. Joseph

Goebbels und Rudolf Hess bemühten sich ihrerseits, den «Führer-Mythos» (Ian Kershaw) zu festigen und auszubauen. Seit 1926 wurde innerhalb der NSDAP der Gruss «Heil Hitler» obligatorisch, der bis dahin eher sporadisch gebraucht worden war.¹⁰⁷

Dass es eine lange deutsche Tradition des «heroischen Führertums» gab und nach der Katastrophe des Ersten Weltkriegs erst recht nach einem Willensstärken, weitsichtigen, tatkräftigen «Führer» verlangt wurde, kam der Inszenierung des Hitlerbildes durchaus entgegen. Zudem besass er im Unterschied beispielsweise zum greisen Reichspräsidenten Hindenburg nicht nur den Vorteil, jung zu sein, sondern vor allem als ein «Mann aus dem Volk» zu gelten, «einer von uns» zu sein, der zeigt, was «in uns steckt», ein Aussenseiter jenseits des politischen «kompromisslerischen» Alltagsbetriebes, jemand, der aus der Routine ausbricht und das Unvorhergesehene tut, «instinktiv» Entscheidungen trifft und etwas wagt.¹⁰⁸

Die politischen Verwerfungen, nicht zuletzt in Preussen, wo der langjährige sozialdemokratische Ministerpräsident Otto Braun nach den Landtagswahlen resigniert zurücktrat, sowie die anhaltende wirtschaftliche Krise sorgten dafür, dass das Vertrauen in die Kompetenz Brünings schwand und die Intrigen gegen ihn im Umkreis des Reichspräsidenten zunahmen. Anfang Juni 1932 wurde der deutschnationale Franz v. Papen neuer Reichskanzler, löste sogleich den Reichstag auf und setzte Neuwahlen für den 31. Juli an. Diese Wahlen, erklärte Hitler vor den Gauleitern der NSDAP, müssten «eine Generalabrechnung des deutschen Volkes mit der Politik der letzten 14 Jahre» werden. Gegenüber der «marxistischen Klassenkampfhetze und der Zerrissenheit des bürgerlichen Parteienlagers», so Goebbels, solle die anzustrebende «Einheit des Volkes in der nationalsozialistischen Volksgemeinschaft klar und deutlich herausgestellt werden».¹⁰⁹

Unter dem Motto «Hitler über Deutschland» organisierte die Partei Deutschlandflüge Hitlers, mit denen er jeweils zu Grosskundgebungen buchstäblich eingeflogen wurde. Diese Flüge, die geradezu das Bild eines über den Klassen schwebenden Heilsbringers inszenierten, trugen, wie Ian Kershaw festhält, entscheidend dazu bei, dass Hitler die Massen erreichte, wie kein deutscher Politiker vor ihm. Mit den Flügen zwischen April und November 1932 hielt er insgesamt 148 Massenkundgebungen ab, durchschnittlich drei am Tag, meistens vor einem Publikum von 20'000 bis 30'000 Menschen, so dass ihn tatsächlich Millionen Deutsche in diesem Jahr unmittelbar erlebten und hörten.¹¹⁰

Wie stark diese Erfahrungen empfunden wurden, zeigen die Notizen von Luise

Solnitz, die eine dieser Kundgebungen am 23. April 1932 in Hamburg, einen Tag vor den Wahlen in Preussen, Hamburg, Bayern und anderen Ländern, erlebte: «Um 11 fuhren wir nach Lokstedt auf die stillgelegte Aschenbahn von riesigen Ausmassen.[...] Sommerlich heiss strahlte die Sonne u. gestaltete alles zu einem Bild fröhlichster Erwartung; es war wundervoll. Tadellose Ordnung u. Disziplin, obwohl die Polizei den ganzen Platz den Ordnern überliess u. sich am Rande aufhielt. [...] Es ging auf drei Uhr. ‚Der Führer kommt!‘ Ein Ruck ging durch die Massen. Auf der Rednertribüne sah man Hände zum Hitlergruss ausgestreckt. Ein Redner eröffnete die Versammlung, schalt aufs ‚Sischem‘, keiner hörte auf ihn, Hitler, Hitler flog es durch alle Herzen. [...] Da stand Hitler, im einfachen schwarzen Rock, ein männlicher Mann, nicht weiblicher, aber hinreissend u. blickte wartend über die Menge. Ein Wald von Hakenkreuzfähnlein rauschte empor, in brausendem Heilruf machte sich der Jubel über diesen Augenblick Luft. Freundlich wartend stand Hitler. Dann sprach er. Hauptgedanke: Aus Parteien soll ein Volk werden, das deutsche Volk. [...] Als die Rede beendet war, erhob sich brausender Jubel u. Zuruf. Hitler grüsste dankte, das Deutschlandlied tönte über die Bahn. [...] So wie wir alle zu Hitler aufsehen, in ergreifender Gläubigkeit, wie zu dem Helfer, Erretter, zu dem Erlöser aus so übergrosser Not. Zu ihm, der den preussischen Prinzen, den Gelehrten, den Geistlichen, den Bauern, den Arbeiter, den Erwerbslosen aus der Partei rettet ins Volk hinein. Auf, Hitler, bleibe dir selbst treu!»¹¹¹

Bestimmt wurde der Wahlkampf auch durch exzessive Gewalt. Papen hatte, um eine von Hitlers Bedingungen für die Tolerierung der Regierung durch die NSDAP zu erfüllen, im Juni 1932 das Verbot von SA und SS wieder aufgehoben, das die Regierung Brüning im April durchgesetzt hatte. Nun konnten die nationalsozialistischen Gewaltmilizen wieder ungehindert agieren. Allein in den zehn Tagen vor der Wahl wurden in Preussen 24 Menschen getötet und über 280 verletzt. Als am Sonntag, dem 17. Juli, in Altona ein nationalsozialistischer Demonstrationzug provozierend durch die Arbeiterviertel marschierte, fielen Schüsse, die dann zu einer regelrechten Schiesserei zwischen Polizei, Demonstranten und Einwohnern führten, bei der 18 Menschen, zumeist unbeteiligte Anwohner und Passanten, getötet wurden. Der sogenannte «Altonaer Blutsonntag» bildete den äusseren Anlass für die Reichsregierung unter von Papen, mit einer von Hindenburg unterzeichneten Notverordnung am 20. Juli die geschäftsführende preussische Regierung für abgesetzt zu erklären und sich selbst als kommissarischen Mi-

nisterpräsidenten einzusetzen – ein kalter Staatsstreich von oben gegen die Sozialdemokratie.¹¹²

Als am Abend des 31. Juli die Wahllokale schlossen, war, wie Hans Mommsen schreibt, einer der erbittertsten Wahlkämpfe der Weimarer Jahre zu Ende gegangen.¹¹³ Die liberal-konservative bürgerliche Mitte war die entscheidende Verliererin der Wahl, ihre Stimmen schwanden dahin, auch die Deutschnationalen verbuchten Verluste; die Sozialdemokraten verloren zehn Sitze und errangen nur noch 21,6 Prozent der Stimmen; die KPD gewann zwölf Mandate hinzu und kam auf 14,3 Prozent. Die NSDAP dagegen war die herausragende Gewinnerin: 37,3 Prozent der Stimmen und 230 Reichstagsmandate hiessen, dass die Nationalsozialisten zur weitaus grössten Partei in Deutschland geworden waren. Victor Klemperer, der dieses Jahr 1932 ebenso wie seine Ehefrau Eva in tiefer Depression und Erschöpfung erlebte, notierte zum Wahlausgang: «Ich bin halb abgestossen, halb voller Angst, der ich mich nicht überlassen will, ganz ohne Enthusiasmus für irgendeine Partei. Das Ganze ist sinnlos, unwürdig, jämmerlich – niemand spielt das Stück, alle sind Marionetten. [...] Hitler ante portas – oder wer sonst? Und was wird aus mir, dem jüdischen Professor?»¹¹⁴

Hitler machte sich berechnete Hoffnungen, von Hindenburg zum Reichskanzler ernannt zu werden. Aber dieser war noch nicht gewillt, den «böhmischen Gefreiten», wie er ihn nannte, an die Spitze einer Reichsregierung zu stellen. Eine Unterredung mit Hindenburg am 13. August verlief ergebnislos, da auf der einen Seite Hitler es ablehnte, in eine Regierung Papen einzutreten, Hindenburg sich auf der anderen Seite weigerte, dem NSDAP-Führer die Regierungsmacht zu übertragen.¹¹⁵

Innerhalb der NSDAP machte sich nach der gescheiterten Machtübernahme im August 1932 Enttäuschung breit. «Ich sprach mit vielen Pgn. [Parteigenossen, M. W] Grosse Hoffnungslosigkeit», schrieb Goebbels in sein Tagebuch. «Die SA hat zu stark die Hoffnung genährt. Ein Fehler.»¹¹⁶ Gerade die SA, die die Erringung der Macht schon vor Augen gesehen hatte, liess ihrem Hass freien Lauf. In Königsberg überfielen Nazitrupps Privathäuser, steckten Tankstellen in Brand, warfen eine Bombe auf die Zentrale der SPD und zerstörten jüdische Geschäfte. Dabei wurde ein kommunistischer Stadtverordneter ermordet, andere sozialdemokratische und liberale Politiker durch Schüsse schwer verletzt. Ebenso gab es Bomben- und Revolverattentate in Schlesien und Schleswig-Holstein.¹¹⁷

Ein besonders brutaler Mord geschah am 10. August im schlesischen Potempa, wo betrunkene SA-Leute einen Arbeiter, der mit den Kommunisten sympathisierte, in dessen Wohnung buchstäblich zu Tode trampelten. In dem nachfolgenden Prozess verurteilte das Sondergericht Beuthen die Täter zum Tode, was Hitler zu einem pathetischen Solidaritätstelegramm veranlasste. Goebbels hetzte im «Angriff» unter der Überschrift «Die Juden sind schuld», dass die Nationalsozialisten keine Ruhe lassen würden, bis diese Regierung aus der Macht verjagt worden sei.¹¹⁸

Die aufgeflammete Gewalt und der Hass konnten indes nicht über die politische Sackgasse hinwegtäuschen, in die sich die NS-Führung unter Hitler mit ihrer Weigerung, in ein Kabinett unter einem Kanzler von Papen einzutreten, manövriert hatte. Neuwahlen wurden unvermeidlich und die Enttäuschung in der Bevölkerung über die Unfähigkeit der Parteien, eine Lösung der politischen Krise zu finden, drückte sich nicht zuletzt in dem Anstieg der Nichtwähler von sieben Millionen im Juli auf 8,6 Millionen bei den Reichstagswahlen am 6. November aus. Die NSDAP verlor gegenüber der Juli-Wahl zwei Millionen Stimmen und sank von 37,3 auf 33,1 Prozent, blieb aber deutlich stärkste Partei. Demgegenüber stiegen die Stimmen für die Deutschnationalen erstmals wieder, was nicht zuletzt auf die gemeinsame Unterstützung von Kommunisten und Nationalsozialisten des Streiks bei den Berliner Verkehrsbetrieben wenige Tage vor der Wahl zurückzuführen war, mit dem die mittelständische Angst vor dem Revolutionswillen und der Proletarität des Nationalsozialismus neu geschürt worden war. Die SPD verlor gleichfalls an Stimmen, während die Kommunisten hinzugewannen und nun bei knapp 17 Prozent lagen.¹¹⁹

Die politisch festgefahrene Lage wurde mit dem Wahlergebnis nicht verändert. Das «Kabinett der Barone» unter Franz von Papen stützte sich weiterhin auf nicht mehr als zehn Prozent der Wählerstimmen, wohingegen neun Zehntel für Parteien gestimmt hatten, die gegen die amtierende Reichsregierung opponierten. Der katholische Gastwirt Joseph Mehs notierte in seinem Tagebuch: «Das Volk ist in der Tiefe am Brodeln und Gären, es ist wie ein Vulkan, darüber hält die Reichswehr ihre Bajonette, und darauf sitzt das Papenkabinett und Hindenburg. Wenn der Vulkan mal ausbricht, wird die Reichswehr nichts mehr ausrichten können, sie wird mit Hindenburg und Papen in die Luft fliegen.»¹²⁰

Man erkennt in seinem Tagebuch, wie stark die politische Mobilisierung in diesem Jahr vor der nationalsozialistischen Machteroberung war, wie aufge-

peitscht die politischen Emotionen waren. Mehs, der für das katholische Zentrum im Stadtrat von Wittlich sass, schrieb üblicherweise vor allem über die kommunalen Belange. Ab Frühjahr des Jahres 1932 geriet die Reichspolitik immer stärker in den Vordergrund und bestimmte in der zweiten Jahreshälfte die Tagebucheintragungen. Mehs, der bereits ein Radio besass, hörte die Reden von Hindenburg, Papen, Schleicher und anderen. Selbst in einer mit rund 7'400 Einwohnern kleineren Stadt wie Wittlich mehrten sich die Wahlkampfveranstaltungen, die allesamt gut besucht waren.¹²¹

Auch in den Aufzeichnungen von Luise Solmitz dominierten im Jahr 1932 die Emotionen. Doch ist ein Wandel ihrer politischen Orientierung zu beobachten, der gegen den Trend lief: Ihre Skepsis gegenüber den Nationalsozialisten, die eine Zeitlang hinter ihre Begeisterung zurücktrat, kam wieder hervor und liess sie auf Distanz gehen. Ihr Wunsch zielte deutlich auf die Einheit der Rechten. Mit Fredy verglich sie die Gegenwart mit den letzten Wochen «vorm Zusammenbruch 1918». Ihr fehlte eine Führung, eine «Leitidee», für die man sich aufopfern, an der man sich aufrichten könne. Hitler sei «der einzige, der heute noch 15 Millionen Menschen etwas sein und geben kann». Im April auf der Kundgebung mit Hitler erreichte ihre Begeisterung den Höhepunkt. Von einem jüdischen Bekannten auf die antisemitische Hetze von Goebbels angesprochen, wich Luise Solmitz aus. «Ich halte mich nur an Hitler. Er braucht nun mal seine Lautsprecher. Gott schütze ihn vor seinen Freunden.» Erste Zweifel nagten an ihr, ob Hitlers Weigerung im August nach den gewonnenen Reichstagswahlen, als Vizekanzler in eine Regierung einzutreten, klug war. Und die Goebbels'sche Polemik stiess sie ab. Dessen Sprache kannte sie aus kommunistischen Zeitungen. Vielleicht bedürfe es dieser Sprache, um die Massen am linken Rand zu gewinnen, aber das «wertvolle, bürgerliche Element» werde damit abgeschreckt.¹²²

Die Mordtat von Potempa war dann der Wendepunkt. Trotz der Verordnung Papens, politische Mordtaten mit der Todesstrafe zu ahnden, hätten die nationalsozialistischen Täter ihr Opfer getötet. Hitlers öffentliche Verteidigung der Mörder war in Solmitz' Augen unrecht, weil gegen das Gesetz. «Wir freuten und freuen uns Papens, ich sagte immer, mit Hitlers grossem Schatten im Hintergrund. Allmählich aber steht Papen seinen Mann ohne Hitler.» Das Schauspiel im Reichstag am 13. September, als Reichstagspräsident Göring die Auflösungsverordnung von Papens ignorierte und die Abstimmung über ein Misstrauensvo-

tum zuließ, widerte Luise Solmitz an. «Präsident Göring wird ungeheuer stolz sein auf seinen Schneid; so eine Schmach ist noch keinem Kanzler angetan worden, – aber es war nichts als ein unwürdiges Bubenstück, und wenn Papen festbleibt, festbleiben kann, richtet es sich selbst. Für solche Mätzchen sollte der Reichstag zu hoch stehen. Wenn sie doch die ganze Quasselbude schleifen und Steine und Holz an die Siedler geben würden.» Dass dann auch noch die NSDAP die Streiks von Arbeitern gegen Tarifkürzungen unterstützte, führte zum (vorläufigen) Bruch. «Wir lehnen ihn [Hitler, M. W.] jetzt ab wegen seiner Untreue gegen sich selbst und uns.» Wie soll sie sich bei den Reichstagswahlen im November entscheiden? «Wenn man sich für deutschnational und Hugenberg nur irgendwie begeistern könnte! Mit nationalsozialistischer Partei wars für uns eine Liebesheirat. Die deutschnationale Ehe, die wir eingehen wollen, ist eine Vernunft-ehe ohne Schwung.» Am 6. November machte sie ihr Kreuz bei der Liste 5, den Deutschnationalen. Doch sie trauerte dem Nationalsozialismus nach, «den wir liebten, der uns begeisterte u. über den Alltag erhob – der den Wahltag zum Fest machte. Warum hat Hitler uns verlassen, nachdem er uns eine Zukunft zeigte, die man bejahren konnte. Hitler erwache, erwache!»¹²³

Während Papen mit seinem unverhohlenen Votum für eine diktatorische Lösung, die das Parlament gänzlich ausschalten sollte, nicht zuletzt an der Militärführung scheiterte und Mitte November zurücktrat, unternahm sein Nachfolger General Kurt von Schleicher, Reichswehrminister und einflussreicher Politiker in der Machtkamarilla um Präsident Hindenburg, den Versuch, eine «Querfront» mit den Gewerkschaften und einem Teil der NSDAP unter dem Organisationsleiter der NSDAP, Gregor Strasser, zu bilden. In einem Geheimtreffen am 3. Dezember bot Schleicher Strasser die Ämter des Vizekanzlers und des preussischen Ministerpräsidenten an. Aber Strasser wagte den Aufstand gegen Hitler nicht. Als sich die Parteispitze wenige Tage später hinter Hitler stellte, trat Strasser von allen Ämtern zurück und verliess Berlin. Beide, Gregor Strasser wie Kurt von Schleicher, wurden anderthalb Jahre später Mordopfer bei der Aktion gegen die SA-Führung im Juni 1934.¹²⁴

Hitler setzte, unterstützt von Goebbels, nach wie vor auf die Mobilisierungskraft der nationalsozialistischen Bewegung und auf die Erringung unbeschränkter Macht. Die Landtagswahlen im Kleinstaat Lippe-Detmold am 15. Januar 1933 wurden zum Beweis für die ungebrochene Kraft des Nationalsozialismus hoch-

stilisiert. Mit einem immensen Wahlkampf gelang es der NSDAP, 6'000 Stimmen hinzuzugewinnen und ihren Anteil wieder auf 39,5 Prozent zu steigern. Verglichen mit dem Wahlergebnis vom Juli 1932 hatte die Partei zwar Stimmen verloren, aber die Inszenierung des Erfolgs war gelungen, und Hitler ging öffentlich gestärkt aus den Wahlen hervor.¹²⁵

Hinter den Kulissen gab es seit Anfang Januar 1933 wieder geheime Verhandlungen zwischen Hitler und Papen, der sich, wie es Joachim Fest in einem beissend-kritischen Portrait formulierte, «in nahezu unüberbietbarer Verblendung noch einmal von der Geschichte zur Führung berufen glaubte».¹²⁶ Er meinte, auch einen Reichskanzler Hitler unter seine Kuratel stellen zu können. Inzwischen war die Clique um Hindenburg für die Ernennung Hitlers gewonnen. Nach der Demission Schleichers am 28. Januar zeigte sich nun auch Hindenburg geneigt, einem Kabinett Hitler zuzustimmen, zumal Papen zusätzlich die Deutschenationalen unter Hugenberg für das neue Kabinett gewonnen hatte. Allerdings stimmte Hugenberg Hitlers zentraler Forderung nach Neuwahlen, um mit der zu erwartenden parlamentarischen Mehrheit ein Ermächtigungsgesetz für die Regierung zu verabschieden, erst am Vormittag des 30. Januar buchstäblich vor der Tür des wartenden Reichspräsidenten zu. Kurz nach 12 Uhr mittags wurde das neue Kabinett unter dem Reichskanzler Hitler von Hindenburg vereidigt.¹²⁷



Umzug in Wittlich zum Boykott jüdischer Geschäfte, 1. April 1933.

7.

Nationalsozialistische Machteroberung. Wittlich 1933

«Die Nachricht, dass Hitler Reichskanzler. Schreck. Es nie für möglich gehalten. (Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten)», schrieb Klaus Mann am 30. Januar in sein Tagebuch.¹ Sebastian Haffner, der 1939 nach England emigrierte, erinnerte sich: «Ich weiss nicht genau, wie die allgemeine erste Reaktion war. Die meine war etwa eine Minute lang richtig: Eisiger Schreck. Gewiss, es war ‚drin‘ gewesen, schon lange. Man hatte damit rechnen müssen. Dennoch, es war so phantastisch. So unglaublich, wenn man es jetzt wirklich schwarz auf weiss vor sich sah. Hitler – Reichskanzler [...] Dann schüttelte ich das ab, versuchte zu lächeln, versuchte nachzudenken, und fand in der Tat viel Grund zur Beruhigung. Am Abend diskutierte ich die Aussichten der neuen Regierung mit meinem Vater, und wir waren uns einig darüber, dass sie zwar eine Chance hatte, eine ganze hübsche Menge Unheil anzurichten, aber kaum eine Chance, lange zu regieren.»² Der jüdische Historiker und Lehrer Willy Cohn in Breslau glaubte, dass Hitlers Ernennung zu einem Bürgerkrieg führen werde: «Demnächst wird die Rechte siegen, aber am Ende steht der Kommunismus!», schrieb er am 30. Januar in sein Tagebuch. «Jedenfalls trübe Zeiten, besonders für uns Juden! Aber man sitzt in der Mausefalle. Vielleicht nur der eigene magere Trost, dass oftmals die Dinge anders laufen, als man sie annimmt.»³ Die *Jüdische Rundschau* war sich völlig darüber im Klaren, dass der Nationalsozialismus eine «judenfeindliche Bewegung» war, setzte aber darauf, dass die staatsbürgerliche Gleichberechtigung der deutschen Juden in der Verfassung verankert sei und «im deutschen Volk die Kräfte wach sind, die sich gegen eine barbarische antijüdische Politik wenden würden».⁴

Für viele andere indes war der 30. Januar ein Tag nationaler Hoffnung, an dem der Zusammenschluss der Rechten zustande gekommen sei. «Und was für ein

Kabinett!!!», schrieb Luise Solmitz in ihr Tagebuch. «Wie wir es im Juli nicht zu erträumen wagten Hitler, Hugenberg, Seldte, Papen!!! An jedem hängt ein grosses Stück meiner deutschen Hoffnung. Nationalsozialistischer Schwung, deutschnationale Vernunft, der unpolitische Stahlhelm u. der von uns unvergessene Papen. [...] Riesiger Fackelzug vor Hindenburg u. Hitler durch Nationalsozialisten u. Stahlhelm, die endlich, endlich wieder miteinander gehen. Das ist ein denkwürdiger 30. Januar!»⁵ Ebenso wie Luise Solmitz erhofften sich zahlreiche Deutsche das Ende des «Parteihaders» und politischen «Gezänks» und hefteten an die neue Regierung vor allem die Erwartung, dass sie Ruhe und Ordnung schaffen, die staatliche Autorität wiederherstellen und die wirtschaftliche Krise, insbesondere die Arbeitslosigkeit, überwinden werde. Nach den quälenden vorangegangenen Monaten, in den viele auch an Hitler zu zweifeln begonnen hatten, schien seine Taktik des «Alles oder nichts» aufgegangen zu sein.

Während die KPD – vergeblich – zum Massenstreik aufrief, mahnten die Führungen der Gewerkschaften in einer gemeinsamen Erklärung an alle Gewerkschaftsmitglieder kühles Blut und Besonnenheit an. Niemand solle sich zu voreiligen und schädlichen Einzelaktionen verleiten lassen. Ebenfalls in diesem Sinne betonte die SPD-Führung, dass sie zwar mit dem Einsatz aller Kräfte jeden Angriff auf die Verfassung zurückweisen, aber diesen Kampf auf dem Boden der Verfassung führen werde. Undiszipliniertes Vorgehen einzelner Organisationen, gemeint waren selbstverständlich die Kommunisten, würde dagegen der Arbeiterklasse schwersten Schaden zufügen. Der Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens (C. V.), der seine Aufgabe in der Abwehr des Antisemitismus sah und mit über 600 Ortsgruppen und annähernd 70'000 Mitgliedern im Deutschen Reich der grösste jüdische Verband war, täuschte sich zwar nicht über den Ernst der Lage, wandte sich aber gleichfalls gegen jedwede Panikstimmung. Der Direktor des C.V. Ludwig Holländer schrieb in einem Leitartikel am 2. Februar 1933: «Auch in dieser Zeit werden die deutschen Juden ihre Ruhe nicht verlieren, die ihnen das Bewusstsein untrennbarer Verbundenheit mit allem *wirklich* Deutschen gibt.»⁶

Papens arroganter Ausspruch, man habe Hitler bloss «engagiert», erwies sich indessen als eine krasse Fehleinschätzung. Denn die Nationalsozialisten sorgten mit jener Radikalität und Gewalttätigkeit, mit der sie bisher Politik betrieben hatten, für eine revolutionäre Dynamik, die nicht nur die Deutschnationalen von der Macht verdrängte, sondern die politische Ordnung Deutschlands insgesamt in-

nerhalb weniger Monate fundamental veränderte. Kein von vornherein festgelegter Masterplan ist dabei zu erkennen, sondern eine energische Zielstrebigkeit und Gewalttätigkeit, jede sich bietende Gelegenheit sofort für die Ausweitung der eigenen Macht auszunutzen.⁷

Begünstigend für die nationalsozialistische Umwälzung von Staat und Gesellschaft wirkte sich aus, dass im Bürgertum eine tiefsitzende Furcht vor einer kommunistischen Machtübernahme und eine hohe Bereitschaft vorherrschten, die «marxistischen» Parteien SPD und KPD nachhaltig zu zerschlagen. Während die NSDAP in den Novemberwahlen 1932 Prozentpunkte verloren hatte, hatte die KPD hinzugewonnen und war mit knapp sechs Millionen Stimmen drittstärkste Kraft im Reichstag. Es existierte eine weitverbreitete Überzeugung in der Bevölkerung bis hinein in die Arbeiterschaft, dass angesichts der katastrophalen Wirtschaftskrise sowohl die liberale Marktökonomie wie die parlamentarische Demokratie als Steuerungsinstrumente versagt hätten.

Nicht zuletzt stand der NSDAP in der SA eine Gewaltmiliz mit einer Stärke von im Frühjahr 1933 über 400'000 Mann zur Verfügung, mit der die NS-Führung – in den ersten Monaten waren es in erster Linie Hitler, Göring, Frick und Goebbels – ihre Politik gewaltsam durchsetzen konnte. Dennoch ist es kennzeichnend, dass sich Hitler gleich nach seiner Ernennung zum Reichskanzler der Unterstützung des Militärs vergewisserte. In einer Geheimbesprechung mit den Befehlshabern des Heeres und der Marine am 3. Februar versicherte Hitler, dass der Wehrgedanke gestärkt, die Reichswehr massiv aufgerüstet würde. «Ausrottung des Marxismus», «straffste autoritäre Staatsführung» und «Beseitigung des Krebschadens der Demokratie» seien seine politischen Ziele.⁸

Wittlich Februar 1933

Auch Matthias Joseph Mehs (1893-1976), katholischer Gastwirt in dem kleinen Ort Wittlich in der Eifel befürchtete einen Bürgerkrieg und die kommunistische Machtübernahme: «Ich bin gespannt, wie lange dieses Kabinett hält. Ob nicht ein Bürgerkrieg alles zerschlägt. Die Gefahr einer roten Revolution ist in greifbare Nähe gerückt, wenn jetzt die grosse Täuschung und Enttäuschung kommt», notierte er am 1. Februar 1933 in sein Tagebuch.⁹

Mehs hatte Philosophie, Geschichte und Kunstgeschichte studiert, doch zwang ihn die Notlage seiner Eltern, die in der Inflation 1922/23 ihr Vermögen verloren hatten und sein Studium nicht mehr finanzieren konnten, den elterlichen Gasthof in Wittlich zu übernehmen. 1927 heiratete er Helene Arens, Tochter einer alten Winzerfamilie aus Ürzig an der Mosel, und wurde 1929 in die Wittlicher Stadtverordnetenversammlung gewählt, in der er als Vorsitzender der katholischen Zentrumsfraktion fungierte – ein gewissenhafter, humanistisch gebildeter, am Allgemeinwohl Wittlichs orientierter Kommunalpolitiker.

Im katholischen Wittlich dominierte Anfang 1933 die Zentrumspartei die Politik. Der Ort geht auf eine römische Siedlung Vitelliacum zurück, erhielt 1291 Stadtrechte und war die Lieblingsresidenz der Trierer Kurfürsten. 1763 wurde das Jagdschloss «Philippsfreude» eingeweiht, das dreissig Jahre später von französischen Revolutionstruppen erobert und nach der Niederlage Napoleons dem nun preussischen Regierungsbezirk Trier zugeschlagen wurde. 1933 hatte Wittlich gut 7'400 Bewohnerinnen und Bewohner.¹⁰ Die Kleinstadt war Standort eines wichtigen regionalen Viehmarkts, an dessen Rand sich eben die Gastwirtschaft von Matthias Joseph Mehs befand, die entsprechend auch von etlichen jüdischen Viehhändlern besucht wurde. Selbstverständlich war neben der Viehwirtschaft der Weinbau in der Region dominierend, aber auch der Tabakanbau wie die Zigarrenproduktion und der Zigarrenhandel spielten eine wichtige Rolle. Darüber hinaus gab es Industrie wie die Kelterfabrik Merrem & Knötgen, die Wittlicher Holzwerke und die chemische Fabrik Ermann-Bach, die Schuhcreme und andere Putzmittel herstellte und 1936 «arisiert» wurde.¹¹

Erstmals erschien im Juni 1926 ein Trupp Nationalsozialisten in Wittlich, um eine Kundgebung abzuhalten; 1930 ist eine Ortsgruppe mit 77 Mitgliedern nachgewiesen.¹² «Die Wittlicher Nazis sind meist junge Burschen», notierte Mehs im April 1931, «im besten Fall Idealisten ohne Kern. Ich verstehe nicht, wie diese Kinder ein solches Getue hier machen können. Aber es gibt eben viele hier in Wittlich, die nach der ‚nationalen‘ Seite hin eine Art Schlagseite haben.»¹³ Ende März 1931 war der SA-Mann Josef Felzen an den Folgen einer Wirtshausschlägerei gestorben. Die Nationalsozialisten machten die Kommunisten verantwortlich und inszenierten die Beerdigung des «jüngsten rheinischen Märtyrers» als grosse Feier in Wittlich, zu der SA-Abordnungen aus Köln, Aachen, Koblenz, Trier und anderen Orten kamen. Im Auftrag Hitlers wurde ein grosser Lorbeerkranz am Grab niedergelegt.¹⁴

Bei den Wahlen zum Reichspräsidenten im Frühjahr 1932, in deren Vorfeld kein Geringerer als Heinrich Himmler Anfang März eine Kundgebung in Wittlich im mit über siebenhundert Personen vollbesetzten Kaisersaal abhielt, lag Hindenburg in Wittlich zwar mit 2315 Stimmen klar vorn, aber Hitler errang immerhin 929 und Thälmann 216 Stimmen.¹⁵ Während bei den Wahlen zum preussischen Landtag im April 1932 die NSDAP stärkste Fraktion wurde, behauptete an der Mosel das katholische Zentrum seine absolute Mehrheit. In Wittlich, wo der unerschrockene Dechant Joseph Werle vor den Nationalsozialisten gewarnt hatte, erhielt das Zentrum 1815 Stimmen, die NSDAP 903 und die KPD 294.¹⁶ Bei diesen Werten blieb es auch bei den Reichstagswahlen im Juli 1932, bei denen die NSDAP reichsweit die weitaus stärkste Partei wurde.

Noch schien die Macht des katholischen Zentrums in Wittlich unangefochten. Aber die Nationalsozialisten waren rührig. Ende 1932 gab es eine SA-Formation Trommlerkorps, offenbar auch schon eine Hitlerjugend, und im Oktober waren sowohl eine Arbeitsgemeinschaft nationalsozialistischer Beamter als auch eine Ortsgruppe der NS-Frauenschaft gegründet worden.¹⁷ Hitlers Ernennung zum Reichskanzler am 30. Januar wurde dann auch in Wittlich gefeiert. Am Abend des 1. Februar marschierte ein Fackelzug von SA und Stahlhelm durch die Stadt, um die die neue Regierung lauthals zu bejubeln. Immerhin 360 Teilnehmer zählte Mehs.¹⁸

Wahlen im März

Für die Hitler/Papen-Regierung galt es zunächst, die linke Opposition, vor allem die KPD, zu zerschlagen. Gleich in der ersten Kabinettsitzung am Nachmittag des 30. Januar wurde die Frage verhandelt, wie die KPD am besten unterdrückt werden könnte. Sollte die Partei verboten werden mit der Gefahr, dass es dann zu Kämpfen und womöglich zum Generalstreik käme? Hitler gab zu bedenken, es sei «schlechterdings unmöglich, die 6 Millionen Menschen zu verbieten, die hinter der KPD» ständen, und plädierte für Neuwahlen, um eine Mehrheit für die Rechtskoalition – Hitler hielt 51 Prozent für möglich – zu gewinnen und dann mit einem Ermächtigungsgesetz die Demokratie auszuschalten. Hitler wie Papen betonten, dass eine Rückkehr zum parlamentarischen System für immer ausgeschlossen werden müsse.¹⁹ Am 1. Februar löste Reichspräsident Hindenburg den

Reichstag auf und setzte Neuwahlen für den 5. März an, am 12. März sollten in Preussen dann auch die Kommunalparlamente neu gewählt werden.

Hermann Göring als neu ernannter kommissarischer preussischer Innenminister nutzte seine Position sofort, um die politischen Handlungsmöglichkeiten der Linken massiv einzuschränken. Bereits am 2. Februar verbot er Demonstrationen der KPD in Preussen. Hindenburgs Verordnung vom 4. Februar «zum Schutze des deutschen Volkes», die die Versammlungs- und Pressefreiheit einschränkte, nutzte Göring sogleich, um sozialdemokratische und kommunistische Zeitungen und Kundgebungen zu verbieten. Am 17. Februar wies Göring die Polizei in Preussen an, «die nationale Propaganda mit allen Kräften zu unterstützen» und, «wenn nötig, rücksichtslos von der Schusswaffe Gebrauch zu machen». Fünf Tage später ordnete er die Aufstellung von 50'000 Hilfspolizisten an, die aus SA und SS sowie zu einem geringeren Teil aus dem Stahlhelm rekrutiert wurden. Sie sollten, so wurde gesagt, die «zunehmenden Ausschreitungen von linksradikaler, insbesondere kommunistischer Seite» bekämpfen.²⁰ Diese Massnahme kann nicht unterschätzt werden. Zum einen entsprach die Zahl der neuen Hilfspolizisten in etwa der Stärke der preussischen Schutzpolizei, so dass fortan gewissermassen jedem Schutzpolizisten ein SA- oder SS-Mann zur Seite gestellt wurde. Zum anderen wurden nun SA- und SS-Männer mit Schusswaffen ausgerüstet und mit legaler Polizeimacht ausgestattet. Sie konnten damit als Organe des staatlichen Gewaltmonopols linke Oppositionelle bedrohen und verhaften.

Am Abend des 27. Februar verübte der junge Holländer Marinus van der Lubbe einen Brandanschlag auf den Reichstag als Fanal gegen Hitler. Von den Nationalsozialisten sofort als kommunistischer Aufstandsversuch interpretiert, entschied Hitler, Göring und Papen noch in der Nacht, eine Verordnung über den Ausnahmezustand zu verkünden. «Alles strahlt», notierte Goebbels in sein Tagebuch. «Das fehlte uns noch. Nun sind wir ganz heraus. Täter gefasst. 24jähriger holländischer Kommunist.»²¹ Am Nachmittag des 28. Februar unterschrieb Reichspräsident Hindenburg die «Verordnung zum Schutz von Volk und Staat», mit der wesentliche Grundrechte der Verfassung ausser Kraft gesetzt wurden.²² Hochverrat, Brandstiftung, Sprengstoffanschläge, Attentate und selbst die Beschädigung von Eisenbahnanlagen konnten nun mit dem Tod bestraft werden.

Zwar hatte es auch in den frühen Jahren der Weimarer Republik derartige Notverordnungen gegeben. Doch fehlte 1933 erstens der Bezug auf das Schutzhaft-

gesetz von 1916, mit dem bis dahin wichtige Rechte für die Verhafteten wie das Recht auf Vorführung vor einen Richter oder das Recht auf einen Verteidiger gewährleistet worden waren. Zweitens erlaubte der § 2 der Reichstagsbrandverordnung erstmals einer Reichsregierung, die Befugnisse einer Landesbehörde zu übernehmen, ohne dass der Reichspräsident eine solche Massnahme anordnen musste. Damit war der Weg frei für die folgende nationalsozialistische Machtergreifung in den Ländern und den unmittelbaren Zugriff der Reichsregierung auf die jeweiligen Länderpolizeien. Und drittens liess die Reichstagsbrandverordnung im Unterschied zu früheren Verordnungen, die die Exekutivgewalt einem militärischen Befehlshaber übertragen hatten, diese Frage offen und überliess es der Reichsregierung, selbst über die «nötigen Massnahmen» zu entscheiden. Zusätzlich wurde mit der Reichstagsbrandverordnung der zivile Ausnahmezustand erstmals auf das gesamte Reich ausgedehnt. Die Reichstagsbrandverordnung stärkte damit die Macht der Polizei im NS-Regime und liess erkennen, wie wenig die nationalsozialistische Führung in den traditionellen Kategorien eines vorübergehenden Belagerungszustandes zur Abwehr eines Staatsnotstandes dachte als vielmehr ein Instrument zur dauerhaften Festschreibung nationalsozialistischer Herrschaft schaffen wollte.²³

Bereits in den Morgenstunden des 28. Februar hatten Verhaftungen nach vorbereiteten Listen begonnen. Tausende Sozialdemokraten, Kommunisten und andere politische Oppositionelle wurden in den folgenden Wochen von der Polizei verhaftet oder von der SA in «wilde» Lager verschleppt und dort geprügelt, gefoltert, ermordet. Sämtliche kommunistischen und sozialdemokratischen Zeitungen wurden verboten, Wahlversammlungen untersagt. Auch in Wittlich fanden am 28. Februar Hausdurchsuchungen statt, und der örtliche KPD-Vorsitzende wurde verhaftet, was allerdings im Tagebuch von Matthias Joseph Mehs keinen Eintrag wert war.²⁴ Folgt man seinem Tagebuch, war in Wittlich von den staatlichen Repressionsmassnahmen wenig zu spüren. Doch konnten ihm die Verfolgungen kaum entgangen sein, denn das Stadtgefängnis in Wittlich war ein wichtiger Ort des NS-Justizterrors in der Region und Mehs Gasthof lag gegenüber dem Bahnhof, von dem aus die Häftlinge zum Gefängnis marschieren mussten.²⁵

Die Hitler-Rede vom 10. Februar kommentierte der Katholik Mehs mit Abscheu und Sarkasmus. Hitler hatte mit geradezu religiösem Pathos prophezeit, dass die Stunde kommen werde, in der «die Millionen, die uns heute hassen, hinter uns stehen». Gemeinsam werde man dann das «neue Deutsche Reich der

Grösse und der Ehre und der Kraft und der Herrlichkeit und der Gerechtigkeit» begrüssen, und schloss seine Rede mit: «Amen!»²⁶ Mehs schrieb dazu: «Ich hörte Hitler am Radio. Er sprach in Berlin im Sportpalast, Hitler ist ein vitaler Redner. Ich verstehe jetzt, dass ihm die Massen, die Dummen nachlaufen. Er hat ein gewaltiges Organ. Brüllt wie ein Stier. Ein reiner Triebmensch, der sich nicht zügeln kann, Ihm fehlt alles Mass [...] Kraft hat er, aber keinen Geist.»²⁷

Als er vom Brand des Reichstages erfuhr, zweifelte Mehs, ob das wirklich das Werk eines einzelnen Täters sein könne. «Im Volksmund wird sogar, man darf es gar nicht laut sagen, angenommen, die Sache sei von den Rechtsparteien inszeniert, um eine Handhabe gegen die Kommunisten zu haben.» Mit Misstrauen und Skepsis registrierte er die drakonischen Massnahmen gegen die Linke. «Ich komme nicht von dem Gedanken los, dass man regierungsseitig mit dem Kommunismus den Teufel an die Wand malt, um die eigene Macht zu befestigen und auszubauen.»²⁸ Für die Nationalsozialisten bedeutete der Reichstagsbrand in der Tat ein unverhofftes politisches Geschenk – an der Frage «Cui bono?» entzündet sich daher auch stets die Vermutung, die Nationalsozialisten hätten selbst den Reichstag in Brand gesetzt –, denn die verbreitete Furcht im Bürgertum vor dem Kommunismus konnte damit neu entfacht und ausgenutzt werden. Am 4. März, dem Tag vor der Reichstagswahl, machten die Anhänger der «nationalen Erhebung» in Wittlich wie überall in Deutschland noch einmal mobil. Mit Lautsprechern wurde vom Hotel «Zur Traube» die Abschlussrede Hitlers zum Wahlkampf, die er in Königsberg hielt, auf die Strasse übertragen; eine riesige, mit Scheinwerfern beleuchtete Hakenkreuzfahne hing vom Turm des Hotels herab; SA, SS und Stahlhelm stellten sich zum Appell auf, und ein Fackelzug – Mehs zählte etwa 250 Menschen, darunter Kinder und Schüler – marschierte durch die Stadt.²⁹

Doch trotz der massiven Verfolgung erhielt die KPD im Reich immer noch 4,8 Millionen Stimmen (12,3 Prozent) und die SPD 7,2 Millionen Stimmen (18,3 Prozent). Die NSDAP konnte ihren Anteil gegenüber 1932 noch einmal steigern und erhielt 17,3 Millionen Wählerstimmen (43,9 Prozent). Zusammen mit den 8 Prozent des deutschnationalen Wahlbündnisses Kampffront Schwarz-Weiss-Rot errang die Rechtskoalition die von Hitler erhoffte Mehrheit – und damit für die Nationalsozialisten den Sieg, den sie brauchten, um nun die Macht endgültig an sich zu reissen. «Wir kennen nun keine Rücksicht mehr. Deutschland ist mitten

in einer kalten Révolution. Widerstand aussichtslos», schrieb Goebbels am 9. März in sein Tagebuch.³⁰ Mehs dagegen war fassungslos: «Halb 2 Uhr nachts. Es ist Wirklichkeit! Hitler hat mit Hugenberg 52%! Unfasslich. Das deutsche Volk ist von Gott verlassen! Vernarrt! Was wird Deutschland das Dritte Reich kosten? Schluss jetzt mit der Freiheit, mit Recht, mit Wahrheit! Jetzt wird marschiert, getrommelt, geknallt, geschossen!»³¹ Mehs wollte sich gerade schlafen legen, da sah er noch den nächtlichen Siegesfackelzug der SA in Wittlich: Marschieren, Trommeln, Singen: «Deutschland über alles», «Deutschland erwache», «Heil Hitler».

Im katholischen Wittlich blieb das Zentrum mit 1594 Stimmen stärkste Kraft. Die Nationalsozialisten erhielten 1234 Stimmen, die deutschnationale Kampffront Schwarz-Weiss-Rot 310, die Kommunisten mit 350 Stimmen doppelt so viele wie die Sozialdemokraten.³² Die Kommunisten in Wittlich, in dem es einige grössere Industriebetriebe gab, bildeten eine eher isolierte Gruppe von Arbeiterinnen und Arbeitern, deren Namen nicht in den Vereinslisten der Gesangsvereine, des Turnvereins oder der Freiwilligen Feuerwehr auftauchten, dafür kennzeichnenderweise als Arbeitslose auf den Listen der städtischen Wohlfahrtsempfänger.³³

Gleich am Tag nach der Reichstagswahl zog die SA – wie in vielen anderen Städten auch – vor dem Rathaus in Wittlich auf und verlangte, dass die Hakenkreuzfahne gehisst werden solle. Der Bürgermeister wehrte sich: Das sei eine Parteifahne, die nicht auf öffentliche Gebäude gehöre. Ausserdem habe Göring angeordnet, dass gegebenenfalls die schwarz-weiss-rote Fahne gehisst werden könnte. Die SA verlangte, dass telefonisch Rücksprache mit Berlin genommen werde. Dort war Göring nicht zu erreichen, die Angelegenheit zog sich hin, und am Nachmittag rückte die Truppe vorerst ab. Am Abend marschierte die SA erneut zum Rathaus, dieses Mal mit Erfolg: Auf dem Wittlicher Rathaus wurde die Hakenkreuzfahne geflaggt.³⁴

Die preussische Kommunalwahl eine Woche später ging in Wittlich mit einem noch deutlicheren Sieg des Zentrums aus, das mit 1512 Stimmen und mit neun Sitzen die absolute Mehrheit im 17-köpfigen Stadtrat gewann. Die Nationalsozialisten errangen 508 Stimmen und damit ebenso wie die Mittelstandspartei (530 Stimmen) jeweils drei Sitze. Die Kommunisten (184) wie das Wahlbündnis aus Deutschnationalen und Stahlhelm (356) erreichten jeweils einen Sitz, die Sozialdemokraten (57) gingen leer aus.³⁵ Allerdings war der als Stadtrat gewählte Kommunist Georg Basten ebenso wie weitere Wittlicher Kommunisten Anfang März

verhaftet worden. Sie alle kamen im April und Mai erst wieder frei, nachdem sie versichert hatten, aus der KPD ausgetreten zu sein und sich in Zukunft nicht mehr kommunistisch zu betätigen. Georg Basten wurde 1937 erneut verhaftet und schwer misshandelt; seine Ehefrau, die wegen eines Witzes über Hermann Göring denunziert und vom Sondergericht Köln verurteilt worden war, starb 1940 in Wittlich. 1943 wurde Basten in ein Strafbataillon eingezogen und verwundet, 1944 entlassen und er versteckte sich, nachdem er erneut mit Haft bedroht war, bis zur Befreiung 1945 im Wald.³⁶

Machteroberung

Mit Gewalt einerseits und Inszenierungen, die Gemeinschaftsgefühle mobilisieren sollten, andererseits bemühte sich die NS-Führung in den folgenden Wochen, die errungene Machtposition zu nutzen, um Staat wie Gesellschaft grundlegend zu verändern und die politische Hegemonie zu erringen. Wie in Wittlich erfolgte die «Gleichschaltung» von Ländern und Kommunen nach demselben Muster: Die SA und SS besetzten Rathäuser und Regierungsgebäude, hissten Hakenkreuzfahnen oder drohten damit, die Gebäude zu stürmen. Das bot Reichsinnenminister Frick den Vorwand, gemäss der Reichstagsbrandverordnung die jeweiligen Landesregierungen durch Reichskommissare zu ersetzen, um angeblich die öffentliche Ordnung zu gewährleisten, ohne dass es eine wirksame Gegenwehr in den Ländern gegeben hätte. Nur in Bayern widersetzte sich der konservative Ministerpräsident Heinrich Held noch einige Tage, doch auch er musste ohne Unterstützung des Reichspräsidenten aufgeben. Ähnliches spielte sich auf der kommunalen Ebene ab, wo nun nationalsozialistische Bürgermeister eingesetzt wurden. Gewalt von unten und diktatorischer Erlass von oben waren das kalkulierte Wechselspiel, um innerhalb weniger Tage Länder wie Kommunen in nationalsozialistische Hand zu bringen.³⁷

Eine erste Gelegenheit für Gemeinschaftsinszenierungen bot die Eröffnung des Reichstages – ohne die kommunistischen und sozialdemokratischen Abgeordneten – am 21. März in der Potsdamer Garnisonskirche. Unter der Regie von Joseph Goebbels, der zehn Tage zuvor Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda geworden war, zelebrierte das Regime den «Tag von Potsdam» als pompöse Demonstration der nationalen Einigung mit Festgottesdienst, Salutschüssen und Aufmarsch von Reichswehr, SA und SS. Die Foltografie von der ehrerbietigen

Verbeugung Hitlers vor dem greisen Reichspräsidenten wurde zur Ikone dieses Schauspiels. Noch am selben Tag verkündete die Regierung sowohl eine Amnestie für Straftaten, die «im Kampfe für die nationale Erhebung des Deutschen Volkes» begangen worden sind, als auch eine Verordnung zur «Abwehr heimtückischer Angriffe», mit der Kritik an der Regierung mit Gefängnis bestraft werden konnte.³⁸

Am Radio verfolgten Luise Solmitz, ihr Mann Fredy, Tochter Gisela und Nachbarinnen die Übertragung aus Potsdam begeistert mit: «Der grosse, unvergesslich schöne deutsche Tag! Deutsche Auferstehung. Wie kann ich das in Worte fassen, was wir, Abermillionen Deutsche, an diesem ewig denkwürdigen Tag miteinander jubelnd erlebten, wenn auch nur wenige von uns, – wenige Hunderttausende ihn in Potsdam selbst mitfeiern durften. [...] Frau Mich. u. ich liessen unseren Tränen freien Lauf, [...] – wir konnten nicht anders. Und es fand sich, dass geweint hatten: die Krämersfrau, die Schusterfrau, die Feinkosthändlerin, – kurzum, alle die wir sprachen, u. auch Mia Mich., die erklärte ‚Wer da nicht geweint hat, hat kein Herz in der Brust u. ist kein Deutscher‘»³⁹

Der «Tag von Potsdam» wurde auch in Wittlich gross begangen. Die Kinder bekamen wie überall im Reich schulfrei, fast alle Häuser flaggten schwarz-weiss-rote Fahnen. Eine Woche zuvor hatte Reichspräsident Hindenburg in einem Erlass bestimmt, dass von nun an nicht mehr die schwarz-rot-goldene Fahne der Weimarer Republik den neuen Staat repräsentieren solle, sondern die alte kaiserliche schwarz-weiss-rote Fahne gemeinsam mit der Hakenkreuzflagge an allen staatlichen Gebäuden gehisst werde.⁴⁰ «Sollen wir auch flaggen müssen?», fragte Mehs' Vater. «‚Nein, wir flaggen nicht‘, sage ich. Man bekommt den Mund verbunden, darf nicht mehr reden und denken, wie man will, wird als nicht national angesehen, unser Lokal wird von SA-Leuten verboten, und dafür sollen wir noch zum Dank flaggen? Was geschieht? Mein Vater geht heimlich hin und hängt eine weiss-rote Fahne [die Fahne Wittlichs, M. W] heraus.»⁴¹

In den Schulen wurden die Radioreden Hindenburgs und Hitlers gehört. Am Abend veranstalteten, wie das *Wittlicher Tageblatt* meldete, «die Verbände, Schulen und Vereine der Stadt einen imposanten Fackelzug, an dem sich weite Kreise der Bevölkerung beteiligten».⁴² Plötzlich aber wurde sichtbar, wo die Grenzen der neu zu schaffenden «Volksgemeinschaft» verliefen: SA und SS gingen am Fackelzug entlang, kontrollierten, entdeckten beim Kreiskriegerverband einen jüdi-

schen Teilnehmer und versuchten ihn rauszudrängen. Nur durch das couragierte Eingreifen des Vorsitzenden des Verbandes, Graf Kageneck, der darauf bestand, dass dieser jüdische Kamerad, der im Weltkrieg verwundet worden sei, mitmarschierte, wurde die antisemitische Attacke – vorerst – abgewehrt.⁴³

Zwei Tage später, am 23. März, verabschiedete der Reichstag das «Ermächtigungsgesetz», das der Regierung zunächst für vier Jahre das Recht verlieh, eigenmächtig Gesetze, sogar verfassungsändernde, zu erlassen, soweit sie nicht die Stellung des Parlaments, der Ländervertretung oder des Reichspräsidenten betrafen.⁴⁴ Damit wurde die verfassungsmässige Gewaltenteilung zwischen Legislative und Exekutive abgeschafft und das alleinige Recht des Parlaments als gewählter Volksvertretung, Gesetze zu erlassen, aufgehoben. Die notwendige Zweidrittelmehrheit konnte nur durch die Zustimmung der katholischen Parteien, des Zentrums und der Bayerischen Volkspartei erreicht werden. Die Verhandlungen mit den Nationalsozialisten stellten die Zentrumspartei vor eine schwere Zerreihsprobe. Doch schliesslich siegte die Furcht, bei einer Ablehnung wieder wie unter Bismarck als «Reichsfeind» dazustehen. Zudem versprach Hitler, die Rechte der katholischen Kirche nicht anzutasten. Der Zentrumsvorsitzende Kaas drängte auf eine Annäherung an die neue Regierung und hoffte damit, ein Konkordat mit dem Vatikan zustande zu bringen. Von dort gab es unterstützende Signale. «In Rom», so berichtete Kardinal Faulhaber den bayrischen Bischöfen über seine Begegnung mit dem Papst Anfang März, «beurteilt man den Nationalsozialismus wie den Faschismus als die einzige Rettung vor dem Kommunismus und Bolschewismus.»⁴⁵ Es war allein Otto Wels, der im Reichstag für die Sozialdemokraten eine mutige Rede gegen das «Ermächtigungsgesetz» hielt, immer wieder unterbrochen von hasserfüllten Zurufen der Nationalsozialisten. Schliesslich stimmten 444 Abgeordnete für ihre eigene Entmachtung, 94 dagegen.

«Heldenmütig war die Haltung des Zentrums ja nun nicht», notierte Mehs, «aber jedenfalls sehr schlau. Jetzt hat Hitler Generalvollmacht, Entschuldigung und Ausreden gibt es für ihn nicht mehr, jetzt muss endlich gearbeitet werden und dem Not leidenden Volke Besserung verschafft werden.»⁴⁶ Jetzt, so Mehs Hoffnung, müssten die Nationalsozialisten selbst beweisen, ob sie in der Lage seien, das Land zu regieren, ohne die Schuld für das wahrscheinliche Versagen auf andere abwälzen zu können. Und dann würde das deutsche Volk erkennen, welche Parteien wirklich verantwortlich handelten.

Boycott jüdischer Geschäfte

Bereits zwei Tage nach den Reichstagswahlen wurden jüdische Geschäfte boykottiert, häufig begleitet von gewalttätigen Ausschreitungen. Diese Aktionen gab es im gesamten Reich. Zunächst bemühte sich die NS-Führung, die «Einzelaktionen», wie sie in der NS-Terminologie hiessen, unter Kontrolle zu bekommen. In einem Aufruf, der auch im *Wittlicher Tageblatt* veröffentlicht wurde, wandte sich Hitler am 10. März an die Partei- und SA-Mitglieder, beschwor «höchste Disziplin» und machte «gewissenlose Subjekte, hauptsächlich kommunistische Spitzel» für die Gewalttaten verantwortlich.⁴⁷ Aber der Druck von unten hielt an. Die Parteiführung entschloss sich daher Ende März, einen reichsweiten Boykott zu organisieren, angeblich um auf die «jüdische Greuelpropaganda» im Ausland zu reagieren. Am Mittwoch, 29. März, erschien im *Wittlicher Tageblatt* der Aufruf der NSDAP zur «Abwehr der Greuelhetze» und zur Bildung von lokalen Aktionskomitees. «Nationalsozialisten, Ihr habt das Wunder vollbracht, in einem einzigen Angriff den Novemberstaat über den Haufen zu rennen. Ihr werdet auch diese zweite Aufgabe genauso lösen. Das soll das internationale Weltjudentum wissen: Die Regierung der nationalen Revolution hängt nicht im luftleeren Raum, sie ist der Repräsentant des schaffenden deutschen Volkes. Wer sie angreift, greift Deutschland an! [...] Samstag, Schlag 10 Uhr wird das Judentum wissen, wem es den Kampf angesagt hat.»⁴⁸ Überall in Deutschland standen am Samstag, dem 1. April, SA-Posten vor Geschäften mit jüdischen Inhabern, die aber angesichts der Drohungen ihre Läden an diesem Tag sowieso geschlossen hatten.⁴⁹

Luise Solmitz, noch vor wenigen Tagen ganz eins mit der neuen Ordnung, zeigte sich plötzlich verstört. «Fredy und ich sind furchtbar niedergeschlagen wegen der Judenfrage», schrieb sie am 29. März, «eine Dummheit, ein Irrsinn, ein Wahnsinn, sie in die nationale Sache einzubeziehen. [...] Also, nun geht es los: Kauft nicht beim Juden; man boykottiert jüdische Rechtsanwälte, Ärzte. Wohin soll das führen?! [...] Statt, dass man gesagt hätte, Judenfrage? Wir kennen gar keine, haben andere Sorgen.» – u. das Notwendige dann doch getan hätte, aber eben nur das wirklich Notwendige. Die Es in der K.str. sind anständige Leute, aber die Söhne aufreizende Judenerscheinungen, der eine sollte Staatsanwalt werden, alles in mir lehnt sich auf gegen den Gedanken, deutsche Menschen von so einem

Fremdstämmigen aburteilen zu lassen. Aber es ist mir, der Judenfeindin, doch nie der Gedanke gekommen, die deutsche Erhebung ausgerechnet an den Juden verbluten zu lassen!! Sind denn die Juden das wert!» Am Boykotttag selbst war sie hin und her gerissen: «Hässliche rote Plakate kennzeichneten die jüdischen Läden. ‚Kauft nicht beim Juden‘ usw. Manche Scheiben mit roter Ölfarbe beschmiert: ‚Achtung, Juden.‘ Viele Geschäfte bezeichneten sich als ‚altchristlich‘. – ‚Kein jüdisches Kapital, keine jüdischen Angestellten‘, Braunhemden vor den jüdischen Geschäften. [...] Man schämte sich vor jedem bekleisterten Geschäft u. vor jedem Juden, das ist nun glücklich erreicht.»⁵⁰

Auch Matthias Joseph Mehs begriff den geplanten Boykott als törichte Spaltung und Verunsicherung der Gesellschaft. «Die Nazis verkünden in grosser Aufmachung den Boykott der jüdischen Warenhäuser, der am 1. April punkt 10 Uhr einsetzen soll. Ich verstehe nicht diese Unklugheit. So treibt ein Keil den anderen, statt Ruhe, die die Wirtschaft braucht, kommt immer mehr Unsicherheit in die Welt.» Am Samstag, dem Tag der Taten, war er hell empört: «Ich verzeihe heute das Menschenunwürdigste, was ich je erlebt habe. Über die Juden ist heute Morgen Punkt 10 Uhr der wirtschaftliche Boykott verhängt worden. Auch hier in Wittlich.» Um 10 Uhr marschierten SA-Männer mit grossen Schildern durch die Stadt: «Rechtsanwalt Dr. Archenhold ist ein Jude: Meidet ihn», «Hier wohnt ein Jude, meide seine Bude!» und anderes mehr. Vor dem Haus Emil Franks, der seit 1920 Vorsitzender der Jüdischen Gemeinde in Wittlich und Mitglied der Freiwilligen Feuerwehr war und ein Textilkaufhaus am Markt besass, das sein Vater Isaac 1870 gegründet hatte, des, so Mehs, «anständigsten Juden, den man sich denken kann», stellten die SA-Männer ein Schild mit der Aufschrift «Blutsauger» auf.⁵¹

Die jüdische Gemeinde in Wittlich, die 1933 noch etwa 270 Menschen umfasste, liess sich bis in das 14. Jahrhundert zurückverfolgen. Nach den mörderischen Pogromen 1349, als die Juden für die Pestepidemie verantwortlich gemacht wurden und offenbar niemand von ihnen in Wittlich überlebte, dauerte es bis ins 17. Jahrhundert, bis sich wieder Juden in Wittlich ansiedelten. Zunächst diente eine frühere Kirche als Synagoge; 1910 wurde dann eine neue, grosse Synagoge eingeweiht. Die jüdische Gemeinde bestand beruflich vor allem aus Viehhändlern, da Wittlich einen regional bedeutsamen Viehmarkt besass. Aber auch Kaufleute, Handwerker wie Metzger und Schneider sowie einige Fabrikanten wa-

ren darunter. Der Zigarrenfabrikant Fritz Hess gehörte von 1901 bis zu seinem Tod 1925 dem Stadtrat an und war ein hoch geachteter Bürger. Zwar folgte ihm kein jüdischer Stadtrat mehr, aber in den kommunalen Ausschüssen waren jüdische Bürger wie der Kaufmann Emil Frank oder der Rechtsanwalt Dr. Franz Archenhold aktiv. Auch in den zahlreichen Vereinen Wittlichs waren Jüdinnen und Juden vertreten.⁵²

Die Wittlicher Juden nahmen die antisemitischen Anfeindungen schon vor 1933 durchaus ernst. Emil Frank richtete im Juni 1930 einen dringenden Appell an die Mitglieder der Gemeinde, Mitglied des Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens zu werden. «Warten Sie nicht, bis Sie selbst unter den nationalsozialistischen Verhältnissen zu leiden haben», schrieb Frank. Zwölf neue Mitglieder kamen hinzu, so dass es in Wittlich insgesamt 35 C. V.-Mitglieder gab, also in jeder zweiten jüdischen Familie. Mehrere Wittlicher Juden gehörten auch dem sozialdemokratischen Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold an, das 1924 als Massenorganisation zum Schutz der Republik gegründet worden war. Vor allem der junge Kurt Leopold Ermann, Sohn des Viehhändlers Jakob Ermann, engagierte sich als Journalist der sozialdemokratischen Trierer *Volksmacht* und Mitglied des Jüdischen Jugendbundes in Wittlich sowie in der SPD und im Reichsbanner gegen den Nationalsozialismus.⁵³

Vom Boykott am 1. April waren in erster Linie das Textil-Kaufhaus Josef Bender, das Bekleidungshaus Josef & Mayer, die Lebensmittelgrosshandlung und Kaffeerösterei Ermann-Bach, alle am Marktplatz gelegen, und das Schuhhaus Wolff betroffen. Mehs war entsetzt, und zugleich sind jene Züge antijüdischer Ressentiments zu erkennen, die im deutschen Bürgertum so weit verbreitet waren: «Ich schreibe meine Eindrücke gewiss nur für mich nieder, kein Mensch soll sie vorläufig zu lesen bekommen, ich will nur das festhalten, was ich beim Anblick dieses Schauspiels heute in Wittlich empfinde: es ist ekelerregend, es ist unmenschlich, es ist unchristlich, es ist ein Schandfleck an der deutschen Kultur. Gewiss, der Jude, speziell der zersetzende jüdische Geist, hat sich zu breit gemacht, auch schon vor dem Kriege, man soll ihn in die Schranken weisen. Aber was wir heute sehen und erleben, ist nicht notwendig, das hat mit Anstand, mit deutschem Wesen, mit Menschlichkeit nicht mehr zu tun. Es ist einfach Barbarei.»⁵⁴

Victor Klemperer fühlte sich ebenfalls ins Mittelalter versetzt: «Ich habe mich wahrhaftig immer als Deutscher gefühlt. Und ich habe mir immer eingebildet: 20. Jahrhundert und Mitteleuropa sei etwas anderes als 14. Jahrhundert und Rumä-

nien. Irrtum.»⁵⁵ «Finsteres Mittelalter!», empörte sich auch Willy Cohn über die öffentliche Erniedrigung, um danach sich selbst zur Ruhe zu ermahnen.⁵⁶ Deutschland als Ort der Kultur und Zivilisation, das nun auf ebenso schreckliche wie unerklärliche Weise von der Barbarei eingeholt werde, war ein gängiger Topos in den Schilderungen deutscher Juden. Im Ersten Weltkrieg war das Bewusstsein, einer zivilisierten Nation anzugehören, noch ungebrochen. Nun aber war die Barbarei im eigenen Land ausgebrochen. Jene Selbstgewissheit nationaler Zivilisiertheit und Zugehörigkeit zur «deutschen Kultur» war mit einem Schlag zerstört, das Selbstbild als Trugbild entlarvt. Denn was im eigenen Blickwinkel an «Kultur» mühsam, beharrlich über Jahrhunderte hinweg aufgebaut worden war, konnte offenbar buchstäblich an einem Tag hinweggefegt werden. Mit Schrecken erkannten Willy Cohn, Victor Klemperer und andere, wie dünn der kulturelle Firnis in Wirklichkeit war. Es war eine verstörende, ja zerstörende Erfahrung eines tiefen Risses in der eigenen Biographie, eines Zusammenbruchs des Gefühls von Sicherheit wie der bisher selbstverständlichen Annahme, in einer zivilisierten Gesellschaft zu leben.

Wenige Tage nach dem Boykott nutzte die Hitler-Regierung die ihr durch das Ermächtigungsgesetz verliehene Kompetenz, um mit dem «Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums» vom 7. April so genannte Nicht-Arier – es genügte, wenn ein Grosselternanteil jüdischer Religion war – aus dem öffentlichen Dienst zu entlassen. Zugleich wurde die Betätigung jüdischer Rechtsanwälte eingeschränkt und zwei Wochen später ein Numerus clausus für jüdische Studenten eingeführt. Mochten viele mit den Boykottmethoden und der antisemitischen Gewalt auch nicht einverstanden gewesen sein, so billigten sie doch die Verdrängung von Juden aus Berufen, in denen sie angeblich überproportional vertreten waren – nicht zuletzt profitierten zahlreiche Jungakademiker von den Entlassungen, da sie jetzt die Stellen der vertriebenen jüdischen Kolleginnen und Kollegen erhielten. «Das hätte man doch schon verfügen können, ehe die Hetze auf die Beine gebracht wurde», notierte zustimmend Luise Solmitz.⁵⁷ Mehrs erwähnte das Gesetz eher beiläufig: «In der Zeitung lese ich das neue Beamtengesetz, das viele Handhaben bietet, Beamte zu entlassen und ihnen die Einkünfte zu kürzen. Mit Furcht und Zittern werden die Beamten jetzt ihren Dienst versehen.»⁵⁸

Für die jüdischen Tagebuchschreiber Klemperer und Cohn, die beide im öffentlichen Dienst beschäftigt waren, war dieses Gesetz hingegen zentral.

«Das neue Beamten-gesetz ist nun heraus, danach werden sie schon irgendeine Möglichkeit finden, einen herauszuwerfen. Es ist alles so widerlich», schrieb Willy Cohn.⁵⁹ Ende April erhielt er das Kündigungsschreiben von der Städtischen Volkshochschule, für die er als Dozent tätig war. Seine Schule schickte noch keinen Bescheid, allerdings wurde er für das neue Schuljahr nicht mehr als volle Lehrkraft in der Oberstufe, sondern nur als Vertretungslehrer für die jüngeren Schüler eingesetzt. «Auch die darin liegende Kränkung muss ertragen werden.»⁶⁰ Da das Gesetz Ausnahmen zuließ und jüdische Kriegsteilnehmer vorerst zurückstellte, keimte auch Hoffnung auf. «Die entsetzliche Stimmung des ‚Hurra, ich lebe‘», so Victor Klemperer. «Das neue Beamten-,Gesetz‘ lässt mich als Frontkämpfer im Amt – wahrscheinlich wenigstens und vorläufig [...] Im Augenblick bin ich noch in Sicherheit. Aber wie einer am Galgen in Sicherheit ist, der den Strick um den Hals hat. In jedem Augenblick kann ein neues ‚Gesetz‘ den Tritt, auf dem ich stehe, fortstossen und dann hänge ich.»⁶¹

Mehs hoffte, dass die Bischöfe ein klares Wort sprechen würden. Noch am 20. Februar hatten sich die katholischen Bischöfe mit einem Mahnruf an die Gläubigen gewandt, der im *Wittlicher Tageblatt* abgedruckt wurde: «Wählet Abgeordnete, deren Charakter und erprobte Haltung Zeugnis gibt von ihrem Eintreten für Frieden und soziale Wohlfahrt des Volkes, für den Schutz der konfessionellen Schulen, der christlichen Religion und der katholischen Kirche. Hütet Euch vor Agitatoren und Parteien, die des Vertrauens des katholischen Volkes nicht würdig sind. Schöpft Eure Belehrung aus bewährten katholischen Blättern.»⁶² Aber bereits Ende März berichtete das *Wittlicher Tageblatt*, dass die deutschen Bischöfe in einem Hirtenbrief ein Bekenntnis zur neuen Staatsautorität abgelegt hätten. Gerade Katholiken falle es nicht schwer, die neue starke Betonung der Autorität im neuen deutschen Staatswesen zu würdigen und sich ihr zu unterwerfen.⁶³ Ein öffentliches Wort seitens der Kirchen gegen den antisemitischen Boykott am 1. April fand sich nicht. Kein Bischof, keine Kirchenleitung, keine Synode protestierte gegen die Diskriminierung der jüdischen Deutschen. Aber es gab einzelne mutige Kirchenmänner wie den Wittlicher Dechanten Joseph Werle, die klare Worte sprachen.⁶⁴

Am 25. April übernahm der Turn- und Sportverein in Wittlich den «Arier»-Paragrafen in seine Satzung und schloss die jüdischen Mitglieder aus. Die übrigen Wittlicher Vereine folgten diesem Beispiel. Anfang Mai kam es zu einem Auf-
lauf auf dem Marktplatz, weil man einen HJ-Jungen in Begleitung eines jüdischen

Mädchens entdeckt hatte. Die Menge zog dem Jungen das Braunhemd aus und schleppte ihn ins Rathaus zum Gewahrsam. In den kommenden Jahren waren die Wittlicher Jüdinnen und Juden gleichermaßen Opfer von Boykottgewalt, Angriffen wegen angeblicher «Rassenschande» und Enteignung. Im November 1938 wurde die Synagoge und mehrere Wohnungen von jüdischen Familien in Wittlich verwüstet; ein Mensch starb an den Folgen der Pogromgewalt. Den meisten Wittlicher Jüdinnen und Juden gelang noch rechtzeitig die Flucht; 82 jedoch entkamen der Verfolgung nicht mehr: Sie wurden deportiert und ermordet.⁶⁵

Nationalsozialistische Lokalpolitik

Wie sollte es in Wittlich nach der Wahl politisch weitergehen? Zwar war das katholische Zentrum mit deutlicher Mehrheit gewählt worden, aber es musste ein Umgang mit den Nationalsozialisten gefunden werden. Mehs als Vorsitzender der Zentrumsfraktion im Stadtrat suchte den Kontakt zu Josef Teusch, NSDAP-Ortsgruppenleiter in Wittlich, um mit ihm die Frage der Besetzung der Beigeordneten, die besodet dem Bürgermeister fachlich zur Seite standen, und der städtischen Ausschüsse zu besprechen. Das Zentrum, dem nach der Verhältniswahl zwei Beigeordnete zustanden, war bereit, einen an die NDSAP abzugeben, der dritte Beigeordnete würde dann vom deutschnationalen Kampfbund Schwarz-Weiss-Rot besetzt.

Schon gleich auf der ersten Sitzung des Stadtrates am 29. März wurde deutlich, wie geschickt die Nationalsozialisten öffentliche Symbolpolitik betrieben, um die gewohnten politischen Verfahren zu durchbrechen: «Der Saal zum Erbrechen voll», hielt Mehs fest. «Viele braune Uniformen. Stadtrat Junk sitzt da in hohen Stiefeln, in SS-Hose (schwarz) und SA-Bluse (braun). [...] Die Nazis stellen den Dringlichkeitsantrag, Hindenburg und Hitler zu Ehrenbürgern der Stadt zu machen. Ich schlage vor, die Angelegenheit einer Kommission zu überweisen. Eine richtige Überrumpelung! Wir sollen gewissermassen unter Zwang Ehrenbürgerrechte verteilen.»⁶⁶

Mit ihrem Antrag brachten die nationalsozialistischen Stadträte die übrigen Fraktionen in ein politisches Dilemma. Denn während die Wahl Hindenburgs zum Ehrenbürger der Stadt zweifellos gebilligt worden wäre, war es für Mehs und andere kaum vorstellbar, Hitler, der gerade einmal zwei Monate im Amt war, als Ehrenbürger Wittlichs zu würdigen. Mehs traf sich wenige Tage später mit dem

NSDAP-Fraktionsvorsitzenden Junk und machte deutlich, dass unter Druck nichts entschieden werden könne, sondern die Verleihung einer Ehrenbürgerwürde nur als freier Entschluss in aller Form mit einem feierlichen Staatsakt möglich wäre. Mehs schlug den 1. Mai als gerade verkündeten nationalen Feiertag vor, Junk Hitlers Geburtstag am 20. April, was Mehs ablehnte, weil man das Hindenburg nicht antun könne. «Junk sagte, ihm käme es bei der ganzen Sache mehr auf Hitler an, den Hindenburg würden sie pro forma immer mit dazu nehmen.»⁶⁷

Die Nationalsozialisten fanden noch einen zweiten politischen Hebel, um die politischen Verhältnisse in Wittlich in ihrem Sinne umzugestalten: Der Bürgermeister Neuenhofer war zwar im November 1932 ordentlich gewählt, aber noch nicht von der Regierung in Trier mit Blick auf die Kommunalwahlen im März 1933 bestätigt worden – und seine Amtsperiode offiziell Anfang März abgelaufen. Angeblich gebe es in der Stadt Gerüchte über Unregelmässigkeiten in der Stadtverwaltung, so die Nationalsozialisten, die einen Untersuchungsausschuss beantragten. Falls die anderen Fraktionen nicht auf diesen Vorschlag eingehen würden, drohte Junk, würden andere Massnahmen ergriffen. Noch liessen sich die anderen Parteien, insbesondere das katholische Zentrum, von den NS-Attacken nicht beeindrucken. Gegen den nationalsozialistischen Antrag, die Bürgermeisterwahl zu vertagen, wählte der Wittlicher Stadtrat mit zehn Ja- und fünf Neinstimmen Neuenhofer erneut zum Bürgermeister. Aber die NSDAP hatte geschickt Risse entdeckt und vergrösserte sie gezielt.⁶⁸

Hitlers Geburtstag am 20. April bot für die Wittlicher Nationalsozialisten den nächsten Anlass, um mit Öffentlichkeit Politik zu machen und die Menschen vor die Wahl zu stellen, ihre Zugehörigkeit zur «Volksgemeinschaft» nach aussen zu demonstrieren. Das *Wittlicher Tageblatt* brachte, ganz ungewöhnlich, auf der Titelseite einen ganzseitigen Artikel mit Bildern: «Dem Volkskanzler». Die NSDAP lud zur «grossen Geburtstagsfeier Adolf Hitlers» abends in den Kaisersaal, mit «Propagandamarsch» zuvor. Mehs notierte: «In der Stadt flaggt fast jeder. Die Behörden selbstverständlich. Abends Fackelzug. Trommeln, Blasmusik. Überaus stark besuchte Festversammlung im Kaisersaal. Feiern im ganzen Reich! Wie vormals Kaisers Geburtstag!»⁶⁹

In der Stadtratssitzung tags darauf forderten die Nationalsozialisten alle auf, aufzustehen, um ein dreifaches Hoch auf Hindenburg, Hitler und die Reichsregierung auszubringen. Darüber hinaus wurde ein Untersuchungsausschuss zu

den Vorwürfen gegen den Bürgermeister eingerichtet – Neuenhofer erhielt schon am nächsten Tag vom Landrat den Bescheid, dass er vorläufig nicht mehr das Rathaus betreten dürfe. Gewiss müsse Korruption bekämpft werden, so Mehs, «aber was eigentlich jetzt mit dem Volk geschieht, dass es durch allen möglichen moralischen Druck, dem in der Not nur seltene Menschen widerstehen, gezwungen wird, sich zur nationalsozialistischen Bewegung zu bekennen, dass fast alle Beamte veranlasst werden, entweder sich überschreiben zu lassen oder nachher zu gehen, dass man Wechsel der Gesinnung in unerhörtem Masse verlangt, ich sage, das ist eine viel grössere Korruption, hier wird ein ganzes Volk in Grund und Boden verdorben, zu Gesinnungslumperei erzogen, zu Speichelleckern und Arschkriechern.»⁷⁰

Man würde den Prozess der Gleichschaltung nicht verstehen, wenn man diese lokale Politik der Nationalsozialisten aus dem Blick verlieren würde. In Wittlich wie in vielen anderen Orten hatten die Nationalsozialisten zwar wichtige politische Positionen errungen, aber noch nicht die politische Hegemonie erobert. Eine konstruktive Lokalpolitik zum Nutzen Wittlichs, wie sie Matthias Joseph Mehs mehr oder weniger von den nationalsozialistischen Stadtverordneten erwartete, hatten diese jedoch keineswegs im Sinn. In diesen Wochen der politischen Machteroberung ging es ihnen nicht um den Beweis, dass sie besser als die anderen Parteien für das Gemeinwohl wirkten, als vielmehr um eine Neuformierung der Öffentlichkeit. Die vehementen Forderungen nach öffentlichen Bekenntnissen zur neuen Reichsregierung, zum «neuen Deutschland», sollten die Bereitschaft zur Zugehörigkeit demonstrieren. Es kam weniger darauf an, ob Menschen tatsächlich aus innerer Überzeugung eine Fahne heraushängten oder in das dreifache Hoch auf Hitler, Hindenburg und die Reichsregierung einstimmten, wichtig war allein, dass sie es öffentlich taten. So wurde ein nach aussen gezeigter Konsens «Volksgemeinschaft» hergestellt – und zugleich diejenigen öffentlich gebrandmarkt, die (noch) nicht mittaten. Indem die Nationalsozialisten Mehs und anderen Lokalpolitikern symbolpolitische Entscheidungen aufnötigten, gelang es ihnen, die Öffentlichkeit in ihrem Sinn zu verändern. Die Gefahr, bei einer Verweigerung als Gegner oder gar Feind stigmatisiert zu werden, war in diesen Tagen gross. Die Aufforderung, Zugehörigkeit zu demonstrieren, schaffte hingegen scheinbar Inklusionsmöglichkeiten, ohne gleich die innere Gesinnung zu ändern – wie insbesondere Janosch Steuer in seiner Analyse von Tagebü-

chern in den ersten Jahren der NS-Herrschaft herausgearbeitet hat.⁷¹ Gleichzeitig drohten die Nationalsozialisten mit Exklusion derjenigen, die der «altmodischen» Auffassung anhängen, dass Politik ein öffentlicher Diskurs von vielen unterschiedlichen Stimmen sei. Das politische Feld teilte sich neu in die homogene «Volksgemeinschaft» einerseits und die «Gemeinschaftsfremden» und «Volksfeinde» andererseits – und zwar konkret, vor Ort.

Maifeiern

Wittlich rüstete zur Maifeier. Die Tuchgeschäfte, so Mehs, konnten kaum genug Fahmentuch anbieten. Schon am Tag vor dem 1. Mai war die Stadt beflaggt. «Mein Vater hat einen schwarzen Streifen gekauft und an die neue weissrote Fahne von der Mutter annähen lassen. In Gottes Namen. Ich hänge dann noch die andere weissrote Fahne heraus, damit Wittlich auch zu Wort kommt.»⁷² Am Abend wurden ausserhalb der Stadt traditionell Feuer entfacht, um den Winter endgültig auszutreiben, dieses Mal mit SA-Liedern.

Der 1. Mai, gegründet als ein Demonstrationstag für die Emanzipation der Arbeiterschaft, wurde von der Hitler-Regierung zum gesetzlichen Feiertag erklärt, was den sozialdemokratisch geführten Regierungen während der Weimarer Republik nicht gelungen war – allerdings nicht ohne den Arbeiterkampftag gänzlich umzudeuten: Nun wurde er zum «Tag der nationalen Arbeit». Unter dem Motto «Ehret die Arbeit und achtet den Arbeiter!» fanden reichsweit grosse Kundgebungen statt, zu denen die Gewerkschaften aufgerufen hatten und auf denen Nationalsozialisten die Reden hielten. Dieses Ereignis wurde sorgfältig propagandistisch inszeniert. In Berlin begann der Tag mit einem Aufmarsch von rund 200'000 Schülerinnen und Schülern im Lustgarten, wo Hindenburg, Hitler und Goebbels sprachen. Am Vormittag sammelten sich die Belegschaften in den Berliner Betrieben – nur wer morgens zum Appell kam, erhielt auf seiner Stempelkarte den Vermerk für die Lohnfortzahlung am 1. Mai – und marschierten in zehnlängigen Kolonnen zum Tempelhofer Feld, wo sie vor der von Albert Speer entworfenen grossen Tribüne mit riesigen Hakenkreuzfahnen Aufstellung nahmen. Am Abend sprachen Hitler und Goebbels, die beide die Überwindung des Klassenkampfes und die Zusammengehörigkeit der Volksgemeinschaft beschworen. Arbeit, insbesondere die Handarbeit, war ein zentrales Thema des Nationalsozialis-

mus. Arbeit nicht als Recht, sondern als Dienst an der Volksgemeinschaft. Der ganze Tag in Berlin wurde im Rundfunk übertragen – ein simultanes mediales Ereignis, das die Hörerinnen und Hörer in Echtzeit mit der Grossveranstaltung in Berlin verbanden.⁷³

Mit Aufmärschen, Kundgebungen, dem Beflaggen der öffentlichen Gebäude ahmten zahlreiche Städte und Gemeinden das Berliner Vorbild nach. In Wittlich marschierte bereits um sechs Uhr morgens eine SA-Kapelle mit Klang und Spiel durch die Stadt. Kurz nach acht Uhr war ein Gottesdienst angesetzt, um neun Uhr wurde auch hier auf dem Marktplatz die Jugendkundgebung mit Ansprache von Hindenburg aus Berlin mit Lautsprechern übertragen. Danach zogen SA, SS und Stahlhelm zum Schlossplatz, wo Hindenburg- und Hitlereichen gepflanzt wurden. Um 14 Uhr startete der grosse Festzug durch Wittlich. An der Spitze marschierte eine SA-Musikkapelle, dann die Hitlerjugend, danach Angehörige der nationalsozialistischen Betriebszellen, dann erst Beamte der Verwaltung, Lehrer, gefolgt von NSDAP-Funktionären – und erst anschliessend die Innungen: Bäcker, Müller, Kürschner, Schneider, Schlosser, Maurer etc., schliesslich die Kaufleute, Winzer, Bauern, der deutschnationale Handlungsgehilfenverband, der katholische Gesellenverein und der katholische Arbeiterverein, den Schlusspunkt bildeten vier SS-Leute.⁷⁴

Mehs stand abseits, fühlte sich nicht zugehörig: «Ich bin nicht im Zug gewesen. Wo hätte ich mich einordnen sollen, wenn ich mich nicht über Parteifahnen beugen wollte? Die Wirte-Innung war nicht eingeladen, der Stadtrat auch nicht.» Mehs hätte diesem 1. Mai etwas abgewinnen können, wenn er ein wirklicher Tag der Volksgemeinschaft gewesen wäre: «Gewiss, ein Umzug am 1. Mai hat seinen Sinn, wenn er ein freies Volk eint und die Verbundenheit aller Erwerbsstände ausdrückt. Aber unter der Flagge der Nationalsozialisten? Nein!» Und fast angewidert kommentierte er die Abschlusskundgebung auf dem Marktplatz: «Und dann kam ‚Siegheil!‘ auf Deutschland und auf Hitler und das Deutschlandlied und das Horst-Wessel-Lied, und wie ich sah, wie die Hände sich zum Faschistengruss hoben, wie ich wusste, mit welchem Widerstreben das bei den vielen, allzu vielen geschah, wie sie aus Angst handelten und zu dieser Geste geradezu genötigt wurden, wie blutete es in meinem Innern.»⁷⁵

In Breslau sah Willy Cohn ebenfalls überall Hakenkreuzfahnen, wohin er auch blickte; in der Schule wurde die Jugendkundgebung aus Berlin übertragen. «Ich

habe mir heute in das Knopfloch des Rockes und des Mantels das Bändchen vom Eisernen Kreuz gesteckt, nach allem innerlichen Kampf, aber vielleicht ist es gut, dies als Jude jetzt zu zeigen. Wir haben auch eine schwarz-weiss-rote Fahne herausgehängt, damit sie uns nicht die Wohnung demolieren.»⁷⁶ Für Luise Solmitz war es der erste 1. Mai, den das Bürgertum mitmachte. «Den man links früher gerne feiern wollte, u. jetzt feiern musste, anders als man dachte. Es soll damit die uralte fröhliche Maifeier, das Fest der Maien, dem deutschen Volk zurückgegeben werden.»⁷⁷

Abends hörte Mehs im Radio die Rede Hitlers in Berlin. «Ich war aufs Höchste gespannt, und bin noch nie so enttäuscht worden.» Die Rede strotze nur so von Gemeinplätzen über Arbeit und Arbeiter; kein konkretes Programm, um die Wirtschaftskrise zu überwinden und die Arbeitslosigkeit zu beheben; stattdessen Phrasen und unverbindliche Versprechungen, die man zudem kaum verstand, «weil die Stimme Hitlers, der wie alle nationalsozialistischen Redner nur brüllte, einer abgenutzten Grammophonplatte glich, die nur noch Kratztöne von sich gab. Nach der Rede war mir klar, Hitler ist am Ende seines Lateins. Er hat dem Volk in Wahrheit nichts zu bieten.»⁷⁸

Tags darauf zeigten die Nationalsozialisten, dass sie keineswegs am Ende, sondern im Gegenteil am Beginn ihrer Machteroberung standen. SA-Trupps stürmten überall im Reich die Gewerkschaftsbüros, verhafteten die Funktionäre, beschlagnahmten das Eigentum. Die Regierung erklärte die freien Gewerkschaften für aufgelöst und bildete die Deutsche Arbeitsfront (DAF) unter Robert Ley als Zwangsvereinigung für Arbeitnehmer wie Arbeitgeber. Mit rund 20 Millionen Mitgliedern (Stand 1939) stellte die DAF nicht nur die mitgliederstärkste, sondern aufgrund des Raubs des Gewerkschaftseigentums und der millionenfachen Mitgliedsbeiträge auch die reichste angegliederte Organisation der NSDAP dar. Im Tagebuch von Matthias Mehs findet sich dazu kein Wort. «Gestern sind alle Gewerkschaftshäuser und alle Wirtschaftseinrichtungen der Arbeiterschaft besetzt worden», notierte Willy Cohn, «um gleichgeschaltet zu werden. So heisst das neue Wort unserer Zeit.»⁷⁹

Zustimmung und Verfolgung

Bereitwillig arbeiteten zahlreiche Deutsche in Behörden, Vereinen, Parteien, Universitäten, Betrieben an der «Gleichschaltung» mit – ein Begriff, dessen Technizität die engagierte Praxis verdeckt. Die Mitglieder der Sektion Dichtkunst der Preussischen Akademie der Künste liessen beispielsweise gehorsam den Ausschluss von Heinrich Mann, Alfred Döblin, Jakob Wassermann und anderen geschehen – mit der rühmlichen Ausnahme von Ricarda Huch, die ihren Austritt erklärte.⁸⁰ Am Abend des 10. Mai organisierten Studenten in allen Universitätsstädten als «Aktion wider den undeutschen Geist» öffentliche Verbrennungen von Büchern von Autoren wie Albert Einstein, Sigmund Freud, Erich Kästner, Bertolt Brecht, Kurt Tucholsky, Erich Maria Remarque, Alfred Döblin, Stefan Zweig oder Heinrich Heine, der einmal geschrieben hatte: «Wo man Bücher verbrennt, dort verbrennt man am Ende auch Menschen.» In der Gewissheit des nationalsozialistischen Sieges über Aufklärung und Humanismus, über die Ideale der Französischen Revolution, vor allem die Proklamation der Menschenrechte, hatte Goebbels bereits am 1. April im Rundfunk verkündet: «Damit wird das Jahr 1789 aus der deutschen Geschichte gestrichen.»⁸¹ Mit der Verbrennung von Büchern sollte insbesondere der «jüdische Geist» aus der «deutschen Kultur» ausgetrieben werden, ein erster Schritt auf dem nationalsozialistischen Weg, die jüdischen Wurzeln Europas auszureissen.⁸²

Im Juni folgte die Auflösung der Parteien, nachdem die KPD bereits weitgehend zerschlagen worden war. Die Mehrheit der SPD-Führung war nach dem «Ermächtigungsgesetz» und der gewaltsamen Auflösung der Gewerkschaften nach Prag ins Exil gegangen und rief von dort zum Sturz des Hitler-Regimes auf. Daraufhin erklärte Reichsinnenminister Wilhelm Frick die sozialdemokratische Partei am 22. Juni zur «volks- und staatsfeindlichen Organisation». Alle ihre Parlamentsmandate wurden aufgehoben, die nicht geflüchteten Parteiführer verhaftet. Die bürgerlichen Parteien kamen ihrer Auflösung in vorausgehendem Gehorsam zuvor und lösten sich eine nach der anderen selbst auf. Selbst die Deutschnationalen, die doch mit der NSDAP in der Regierung sassen, entgingen nicht der Logik der Verfassungsauflösung, die sie selbst mit unterstützt hatten. Ende Juni musste Hugenberg nach mehreren öffentlichen Fehlauftritten zurücktreten und der Stahlhelm wie die Deutschnationale Partei lösten sich auf und traten in die

nationalsozialistischen Reihen über. Den Schluss bildete das katholische Zentrum Anfang Juli. Mit dem Konkordat vom 20. Juli hatte der Vatikan als erste ausländische Macht mit dem neuen Regime einen Vertrag geschlossen, der die Konfessionsrechte der katholischen Kirche, insbesondere der katholischen Schulen, weiterhin gewährleistete. Zugleich hatte Rom aber auch dem Verbot einer politischen Tätigkeit katholischer Geistlicher zugestimmt und damit dem Zentrum als politischer Partei des Katholizismus die Grundlage entzogen. Am 14. Juli, kein halbes Jahr nach dem nationalsozialistischen Machtantritt, erliess die Reichsregierung das «Gesetz gegen die Neubildung von Parteien», das die NSDAP zur einzigen Partei in Deutschland erklärte.⁸³

Am selben Tag verkündete die Hitler-Regierung das «Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses», mit dem erstmals in Deutschland die Zwangssterilisation aus «rassehygienischen» Gründen ein legales Mittel wurde, das ausdrücklich auch gegen den Willen der Patienten angewandt werden konnte. Sie machte damit deutlich, dass sie nach den politischen Verfolgungen und den antisemitischen Massnahmen nicht lange zögern werde, um gleichermassen gegen alle Menschen vorzugehen, die aus erbbiologischer, rassistischer Perspektive keine vollwertigen Mitglieder der nationalsozialistischen Volksgemeinschaft waren.⁸⁴

Ohne die Rücksichtslosigkeit, mit der nicht bloss die Nationalsozialisten, sondern auch die Deutschnationalen die Weimarer Verfassungsordnung zu Grabe trugen, ohne den Terror durch Gestapo und Konzentrationslager hätte dieser Prozess der Auflösung der verfassungsmässigen politischen Ordnung nicht diesen raschen Verlauf nehmen können. Aber auch innerhalb der Gesellschaft gab es viele Initiativen, die den «nationalen Aufbruch», den sie mit Hitlers Ernennung zum Reichskanzler zu erkennen glaubten, nach Kräften unterstützten. Unzählige örtliche Vereine, ob Sport-, Gesangs-, Schützenverein oder die lokale Feuerwehr, übernahmen im Laufe des Jahres 1933 den «Arierparagrafen» in ihr Vereinsstatut.⁸⁵

Hatte die NSDAP im Januar 1933 parteioffiziell noch rund 850'000 Mitglieder besessen, beantragten nach dem 30. Januar und vor allem nach dem 5. März Hunderttausende die Aufnahme in die Partei, so dass schliesslich die Parteiführung zum 1. Mai bei einem Stand von 2,5 Millionen Mitgliedern einen Aufnahme-stopp verfügte, um der zuströmenden Massen Herr zu werden.⁸⁶ Es gab, kommentierte Sebastian Haffner im Rückblick, «ein sehr verbreitetes Gefühl der Er-

lösung und Befreiung von der Demokratie. Was macht eine Demokratie, wenn eine Mehrheit des Volkes sie nicht mehr will?»⁸⁷

Aus der Zeitung erfuhr Matthias Joseph Mehs, dass ein Freund, Josef Antz, Professor an der Pädagogischen Akademie in Bonn, ein engagierter Katholik und Pazifist, beurlaubt worden war. «Les rois s'en vont», notierte er im Tagebuch: Die Könige gehen. «In Berlin werden demnächst Bücher verbrannt. Wieviele Universitätsprofessoren sind nicht schon in die Wüste geschickt worden.» Und auch in der Familie wurden die Veränderungen spürbar. «Im neuen Deutschland wird riesiger Wert auf arische Abstammung gelegt. Sogar Onkel Claus schreibt aus Frankfurt, ich möchte ihm für sich und seine Eltern Geburtsurkunden schicken.» Eine Versammlung der Förster, die in der Gaststätte der Familie Mehs stattfinden sollte, wurde kurzfristig abgesagt. Man gehe zu Zahnens, dem Lokal der Nationalsozialisten. «So geht es. Nicht nur die Juden, auch die Christen, die keine Nazis sind, die ihre Gesinnung nicht wechseln können wie ein Hemd, werden boykottiert: Aus Feigheit, aus Angst.»⁸⁸ Mehs' kleine Kinder sangen schon das Horst-Wessel-Lied, das nun auch in das Volksliederbuch eingeklebt wurde. Der nationalsozialistische Kampfbund für den gewerblichen Mittelstand gab ein Blatt heraus, das aus lauter Anzeigen für «deutsche» und «christliche» Geschäfte besteht.

Luise Solmitz versuchte, sich «ihren» Hitler zu erhalten, glaubte weiter an sein «Genie» – und pflegte weiter ihre Illusionen. Als Hitler in seiner ersten Rede als Reichskanzler zur Aussenpolitik im Reichstag am 17. Mai seinen «Friedenswillen» kundtat, hielt sie es für bare Münze. «Ein grosser Erfolg! Von einer Ruhe u. Würde u. einem Versöhnungswillen [...], dass man meinte, ein Aufatmen durch die Welt gehen zu hören.»⁸⁹

Desto heftiger war der Einbruch! Die Tochter Gisela wie alle anderen Schülerinnen und Schüler wurden von der Lehrerin aufgefordert, ihre «arische» Abstammung von den Eltern beglaubigen zu lassen. «Dann kam Gis. aus der Schule: ‚Bin ich Arier?‘ u. legte Fredy einen Schein vor: ‚Meine Tochter Gisela Sz. ist arischer / nicht arischer Abstammung. Nicht Zutreffendes ist zu durchstreichen.‘ – Als Erklärung dazu im Verkehrsheft: ‚Als nicht arisch gilt, wer von nicht arischen, insbesondere jüdischen Eltern oder Grosseltern abstammt. Es genügt, wenn ein Elternteil oder Grosselternanteil nicht arisch ist. Dies ist insbesondere dann anzunehmen, wenn ein Elternteil oder Grosselternanteil der jüdischen Religion angehört hat.‘» Friedrich Wilhelm («Fredy») Solmitz, ihr Mann, ein hochdekorierter Offi-

zier des kaiserlichen Heeres, aus einer jüdischen Familie stammend, aber christlich getauft, war schockiert. Luise Solmitz notierte: «20 ½ Jahr kennen Fr. u. ich einander; nie, so seltsam das erscheint, ist mit einem Wort die Rede davon zwischen uns gewesen. So, dass ich nicht wusste, ob er wusste, dass ich alles wusste.»⁹⁰

In der Nacht redeten die Eheleute miteinander. Ähnlich wie Gisela hatte Friedrich seinen jüdischen Familienhintergrund erst erfahren, als er schon in der Schule war, und klagte sich nun an: «Immer, immer schleppt ich die Last mit mir. Ich habe keine Daseinsberechtigung, ich dürfte nicht da sein, ich fluche meinen Eltern, dass ich es bin, wie Gis. mir einst fluchen wird.» Am nächsten Tag füllten die Eltern das Formular aus. «Was trotz innigster Liebe u. Gemeinschaft zwischen uns 20 ½ Jahre nicht berührt worden war, gaben wir jetzt der Schule, der Öffentlichkeit preis. Wieviele kämpften unsern Kampf.»⁹¹ Gisela hatte Glück, dass ihre Lehrerin nur die verschlossenen Umschläge einsammelte, während in anderen Klassen die Lehrer das Ergebnis laut vorlasen, um die «nicht arischen» Kinder öffentlich blosszustellen.

Gerade sie, die sich Deutschland und dem nationalen Aufbruch 1933 so verbunden fühlten, mussten plötzlich erleben, dass ihre Tochter rassistisch als «Halbjüdin», Fredy als «Volljude» definiert und ausgegrenzt wurden. Darum spielte Zugehörigkeit zur «Volksgemeinschaft» auch weiterhin eine enorme Rolle. Gisela bat zum Beispiel immer wieder, zur Hitlerjugend gehen zu dürfen: «Keinem Verein gehöre ich an, ich möchte doch auch so gern! Alle sind drin.» Und ihre Mutter musste ihr erläutern, warum es nicht ging. Später gelang Gisela der Eintritt in den Kolonialbund, denn, so Luise Solmitz, «nirgends aufgenommen werden, bedeutet heute den bürgerlichen Tod». Die Bewunderung für Hitler riss indes nicht ab. «Konkordanz zwischen Reich u. Vatikan abgeschlossen», notierte sie am 9. Juli. «Was noch keiner erreicht hat. Hitler ist ein Übermensch.»⁹²

Die Drohung verschwand deswegen nicht. Zwar wurde Gisela mit ihrer Kolonialschar Mitte Oktober in den Bund Deutscher Mädel (BDM) aufgenommen, aber der Vater musste sich wegen der Mitgliedschaft in der Nationalsozialistischen Kriegsopferversorgung einer peinlichen Befragung nach seiner Abstammung unterziehen und die Organisation, in die er kurz zuvor überführt worden war, schliesslich wieder verlassen. «Immer fühle ich das Schwert über uns», schrieb Luise Solmitz am 18. Oktober. «Selbst unsere Ehe ist nach heutigem Grundsatz keine Ehe, sondern ein ‚Rassenverrat‘ meinerseits; so heisst es: Rassenverrat.»⁹³

Auch Victor Klemperer bot die Tatsache, dass er 1912 zum Protestantismus

konvertiert war, keinen Schutz vor der rassistischen Definition, dass er Jude sei. Zwar bedeutet die Ausnahmebestimmung des «Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums» vom April 1933, dass Frontkämpfer des Weltkrieges von der Entlassung – zunächst – auszunehmen seien, einen Aufschub. Aber das Rektorat legte ihm per Rundschreiben nahe, sämtliche Ämter in den Kommissionen niederzulegen und nicht mehr zu prüfen. Die Zahl der Studenten nahm ständig ab. Im Mai las er Altfranzösisch vor sechs, Kulturkunde vor zwanzig Studenten; in seinem Seminar sassen zehn. Ein Jahr später besuchte niemand mehr seine Vorlesung. Die Verlage lehnten seine Manuskripte ab, weil sie «rein rückwärtsgewandt» seien und die «völkischen Gesichtspunkte» ausser Acht liessen.⁹⁴ Die Bekannten wandten sich ab; Freunde verliessen das Land wie der Physiker Harry Dember, der in die Türkei ging, oder der Rechtsanwalt Julius Sebba, der mit seiner Familie nach Palästina ausreiste. Ebenfalls emigrierte Victor Klempepers Bruder Georg, Arzt an einem Berliner Krankenhaus und anerkannter Wissenschaftler, in die USA, nachdem er Anfang Mai von all seinen Ämtern «entpflichtet» worden war. Victor und seine Frau Eva wollten hingegen in Deutschland bleiben, der Sprung ins Ungewisse war offenkundig zu gross: «Wir hören jetzt viel von Palästina; es sagt uns nicht zu. Wer dort hingehet, tauscht Nationalismus und Enge für Nationalismus und Enge aus. Auch ist es ein Einwanderungsland für Kapitalisten. Es soll etwa die Grösse der Provinz Ostpreussen haben: 200'000 Juden und 800'000 Araber.»⁹⁵ Am 31. Dezember 1933 zog er Resümee: «Ereignisse des Jahres: das politische Unglück seit dem 30. Januar, das uns persönlich immer härter in Mitleidenschaft zog. Evas sehr schlechter Gesundheits- und Gemütszustand. Der verzweifelte Kampf um das Haus. Der Fortfall aller Publikationsmöglichkeit. Die Vereinsamung.»⁹⁶ Wie in einer solchen Situation überleben? «Ich klammere mich an die leiseste Möglichkeit des Publizierens. Nur nicht ganz begraben sein.»⁹⁷

«Gleichschaltung» in Wittlich

In Wittlich war die Stadt am 26. Mai wieder reich beflaggt: Schlageter-Feier, zum Andenken an Albert Leo Schlageter, einen jungen Nationalsozialisten, der 1923, weil er im besetzten Rheinland Sabotageaktionen gegen die französische Armee betrieben hat, zum Tode verurteilt und hingerichtet und seither zur Ikone des

völkischen Widerstands stilisiert wurde. Das *Wittlicher Tageblatt* brachte einen ganzseitigen Artikel zu Schlageter. SA, SS, Stahlhelm, die Schulen, Hitlerjugend, selbst die Gesangsvereine versammelten sich zur Abendstunde am Kriegerdenkmal, der Landrat hielt die Gedenkrede auf Schlageter.⁹⁸

Drei Wochen später fand die Fronleichnamsprozession statt, ein Höhepunkt im katholischen Jahresrhythmus. Die Strassen waren prächtig geschmückt, aber die schwarzweissroten Fahnen beherrschten das Bild. Nur ab und zu waren eine weissrote (für Wittlich), eine gelb- oder violettweisse Fahne als die traditionellen Farben für das Fronleichnamfest zu sehen. Mehs bedauerte, dass bei allem Schmuck, bei allen Heiligenbildchen, bei allen guten Absichten doch so wenig Gemeinsinn zu erkennen sei. «Man versteht, weshalb Hitler mit seiner Propaganda, seinem Pathos, seinen Reden so viel Anklang fand beim Volk, das keinen Kern mehr hat und keine innere Selbständigkeit, keinen eigenen Kulturwillen, und auch keinen geordneten, klaren politischen Willen, der nicht zuerst an sich selbst, an den eigenen Nutzen, das eigene Geschäft denkt, sondern an das Ganze.»⁹⁹

Es gab auch drohende Töne: Der Wittlicher SA-Führer Fritz Teusch warnte öffentlich, dass es immer noch Leute gebe, die nicht wüssten, «welche Achtung sie den Sturmflaggen und dem Kampflied der S.-A., den Garanten der nationalsozialistischen Revolution zu bezeugen haben. Mit den Händen in den Hosentaschen stehen sie herum und vergessen, dass es ihre Pflicht und Schuldigkeit ist, den Hut zu ziehen, wenn die S.-A.-Sturmflaggen an ihnen vorüber ziehen und das Horst-Wessel-Lied erklingt. In Zukunft werde ich rücksichtslos derartigen Achtungsverletzungen an Ort und Stelle zu begegnen wissen.»¹⁰⁰

Über die Gewalt gegen Oppositionelle schrieb Mehs, obgleich am Bahnhof, der seinem Gasthof gegenüber lag, die Züge mit den Häftlingen für das Wittlicher Stadtgefängnis ankamen, nur ein einziges Mal: «Heute Mittag traf wieder ein grosser Zug Schutzhaftgefangene hier ein. Man konnte das Grauen kriegen, wenn man die Leute sah: finstere, verbitterte Gesichter, voll Hass und Ärger.»¹⁰¹ Dabei war der NS-Terror keineswegs ein Geheimnis. Das *Wittlicher Tageblatt* berichtete bereits Ende März über das Konzentrationslager mit rund 1'500 Häftlingen auf dem Truppenübungsplatz auf dem Heuberg und wenig später über das Lager im Falkenberger Moor an der Niederelbe. Im April, so die Zeitung, hatte es erneut Hausdurchsuchungen und Verhaftungen gegeben, da angeblich kommunistische

Flugblätter in Wittlich verteilt worden waren.¹⁰² Am 16. August fand sich in der Zeitung sogar eine Fotografie mit Häftlingen des KZ Dachau, die vor einem Stacheldrahtzaun an einer Umgebungsmauer bauten – «dreifacher Stacheldraht, der nachts mit elektrischem Strom geladen ist, und kugelsichere Betonschiesstürme mit Maschinengewehren», alles «Sicherungsmassnahmen», wie es im Artikel hiess, um Fluchtversuche zu verhindern.¹⁰³ Später, im Oktober, rückte der Terror allerdings Mehs persönlich näher. Der Pastor informierte ihn vertraulich, dass die SA darüber spreche, ihn in ein Konzentrationslager zu bringen. «Ich bin also gewarnt und weiss jedenfalls, dass man sich nicht genug in Acht nehmen kann.»¹⁰⁴

Ende Juni fanden in der Nacht Hausdurchsuchungen bei Stahlhelm-Angehörigen in Wittlich statt. SA und SS suchten offiziell nach Waffen, Papieren, Unterlagen, weil angeblich marxistische Kräfte den Stahlhelm nach dem Januar 1933 unterwandert hätten. «Jetzt werden die Stahlhelmführer hier im Rheinland (denn die Aktion ist im ganzen Rheinland gewesen) grosse Augen machen», kommentierte Mehs nicht ohne Schadenfreude. «Es ist ein Gesetz der Götter und Gottähnlicher: Du sollst keine fremden Götter neben mir haben. Die Nazis können keine Nebenbuhler, die auch national sein wollen, sehen, sie wollen alles allein machen. Nur gewähren lassen!» Zwei Tage später notierte Mehs die Auflösung des Stahlhelms sowie aller anderen nationalen Kampfbünde ebenso wie der Sozialdemokratischen Partei.¹⁰⁵

Was Mehs vor allem umtrieb, war die politische Zukunft Wittlichs, die Arbeit im Stadtrat und vor allem das Schicksal des Zentrums. Der bisherige langjährige Bürgermeister Neuenhofer musste sein Amt wegen der Korruptionsvorwürfe, die sich letztlich als unbegründet erwiesen, zur Verfügung stellen; zum neuen kommissarischen Bürgermeister wurde der Rechtsanwalt Anton Neuerburg ernannt, früher Stahlhelm und deutschnational, dann Nationalsozialist. Mit ihm wollten die Zentrumsabgeordneten dennoch Zusammenarbeiten.

Doch dann ging es Schlag auf Schlag, beginnend in Bayern. Ende Juni wurden die Abgeordneten der katholischen Bayerischen Volkspartei, dem bayerischen Ableger des Zentrums, verhaftet, die Partei bedroht. Nach dem Angriff von SA und SS auf den Gesellentag des Kolpingverbandes, der vom 8. bis 11. Juni in München tagte, wurden auch in Wittlich das katholische Gesellenhaus geschlossen und im Pfarrhaus die Kasse der katholischen Jugendverbände beschlagnahmt.

Überall im Reich lösten sich Zentrumsfraktionen auf und bewarben sich um Aufnahme in die NSDAP.¹⁰⁶ «Der Zentrumsturm fällt jetzt auch», notierte Mehs am 30. Juni. «Es kann sich nur noch um Sekunden handeln. Papen ist in Rom, der Bischof von Freiburg auch. Brüning kündigt bereits das Ende der Partei an. Es kommt alles auf das Abkommen mit Hitler an, wie die Auflösung vor sich gehen soll. Das Beste wäre wohl die völlige Auflösung und Annullierung der Mandate. Das gäbe klare Entscheidung und würde den Nazis alle Verantwortung lassen.»¹⁰⁷

Das Konkordat, das die Hitler-Regierung mit dem Vatikan schloss, sicherte zwar der katholischen Kirche das Recht auf ungehinderte Religionsausübung und Konfessionsschulen zu, bedeutete aber im Gegenzug das Ende der Zentrumspar- tei als politische Vertretung der deutschen Katholiken.¹⁰⁸ Eine stolze Partei, so Mehs, werde nun zu Grabe getragen, die ihrer Aufgabe nicht gewachsen war. Die politische Entwicklung schreite über das Zentrum hinweg, weil es die Zeichen der Zeit nicht erkannt habe. Eine Reform der Partei habe es in der Weimarer Repub- lik nicht gegeben. Zeitungen wie die *Rheinische Volkszeitung*, die mit Schnittig- keit, Klarheit, Aufgeschlossenheit und Individualität die neue Zeit verkörpern hät- ten, seien schief angeschaut und ausgelacht worden. Mehs resignierte: «Die Er- eignisse nehmen nun ihren Lauf. Es komme, was kommen muss.»¹⁰⁹

Entsprechend der Vereinbarung mit dem Vatikan löste sich das Zentrum An- fang Juli selbst auf; die Abgeordneten sollten entweder als «Hospitanten» in die NSDAP-Fraktionen eingegliedert werden oder auf ihr Mandat verzichten. In Wittlich stellte in diesem Sinn Bürgermeister Neuerburg die Zentrumsabgeord- neten vor die Alternative, entweder zur NSDAP überzutreten oder den Stadtrat zu verlassen. Mehs weigerte sich. «Wir seien durchaus für das Führerprinzip, aber wir wollten doch unter keinen Umständen auf unsere selbständige Meinung verzichten.» Den Status eines Hospitanten lehnte er gleichfalls ab, denn die neun Zentrumsabgeordneten, die Mehrheit des Stadtrates, könnten ja wohl kaum bei den drei nationalsozialistischen Abgeordneten hospitieren. Für Mehs blieb nur der Weg, das Mandat niederzulegen. Damit jedoch war die nationalsozialistische Seite nicht einverstanden, da man die Wähler nicht enttäuschen dürfe. «Sieh da», kommentierte Mehs, «der Feind des Parlamentarismus erkennt an, dass die Wähler auch noch etwas zu sagen haben!»¹¹⁰

Doch der Kompromiss, dass beide Seiten durch Verbindungsmänner in Füh- lung bleiben sollten, um gemeinsame Beschlüsse zu gewährleisten, hielt nicht lan-

ge. Schon wenige Tage später wurden Mehs und drei Abgeordnete der ehemaligen Mittelstandsfraktion aufgefordert, als Hospitanten in die Fraktion der NSDAP einzutreten, alle übrigen Abgeordnete sollten ihr Mandat niederlegen, der Stadtrat werde auf n Sitze reduziert. Die Zentrumsabgeordneten aber weigerten sich, sich auseinanderdividieren zu lassen. Die Nationalsozialisten boten darauf an, alle neun katholischen Stadträte als Hospitanten der NSDAP-Fraktion aufzunehmen. Die Zentrumsabgeordneten antworteten schriftlich:

- «1. Wir stehen auf dem Boden des gegenwärtigen Staates und wollen mitarbeiten.
2. Wie gehen keine parteimässigen Bindungen mehr ein.
3. Das Hospitantenverhältnis ist eine solche Bindung.
4. Die NSDAP ist als einzige Partei Garant des Staates. Für uns, die wir bis jetzt der Partei nicht angehört haben, ziemt es sich nicht, uns die Rolle eines Garantens beizulegen.
5. Unser Vorschlag: Offenes Freundschaftsverhältnis.
6. Über Einzelheiten verhandeln, unbestritten ist die Führung der NS-Fraktion: in parteipolitischen und staatspolitischen Fragen.»¹¹¹

Die Entscheidung zog sich hin – länger als es sonst im Deutschen Reich üblich war. Offenkundig gab es auch in den nationalsozialistischen Gremien gegensätzliche Auffassungen, wie mit den einstigen Zentrumsabgeordneten umzugehen sei. Doch wurde allmählich klar, dass es ohne Übertritt zur NSDAP keinen Verbleib im Stadtrat von Wittlich geben würde. Am 8. September erklärten Mehs und seine Parteifreunde schriftlich ihren Rücktritt von allen Ämtern als Stadträte. «Damit geht die Verantwortung auf die sogenannten ‚Führer‘ hier in Wittlich über. Jedenfalls ist es jetzt Zeit, das Feld zu räumen. Jetzt sind wir noch in unserer Entschliessung frei, morgen sind wir vielleicht schon Knechte.» Und ergänzte: «Ich bin der Meinung, mich jetzt mal in mein Privatleben zurückzuziehen.»¹¹²

Die nationalsozialistische «Normalität» hatte Einzug gehalten. Mitte August hatte Mehs notiert: «Der Hitler-Gruss ist jetzt allgemein eingeführt. Ich habe mich seiner bis heute noch nicht bedient, wie sich etwas in mir dagegen sträubt. Er ist nicht deutsch, ist römischer Abklatsch. Er ist entehrend für die, die keine Nazis sind. Durch diesen Gruss soll über die Nicht-Nazis triumphiert werden. Auch in der Schule ist er eingeführt, das Grüss-Gott ist abgeschafft. Am Gericht

ebenfalls Hitlergruss. Es ist zu überlegen, ob man aus Klugheit nicht doch mitmachen soll. Wie man ja auch schwarzweissrot flaggt.»¹¹³ Drei Wochen später war es dann soweit. Auf seiner letzten Stadtratssitzung am 6. September hob auch Matthias Joseph Mehs zum ersten Mal die Hand zum «deutschen Gruss».¹¹⁴

Die Religion blieb ein Rückzugsort, zumal Mehs in dem unerschrockenen und mutigen Dechanten und Freund Joseph Werle, der allerdings unglücklicherweise Anfang Mai 1935 starb und durch einen blassen Kleriker ersetzt wurde, einen Mitstreiter und Gesprächspartner besass. Bewusst kontrastierte Mehs in seinem Tagebuch den Reichsparteitag in Nürnberg Anfang September 1933 mit den fast 150'000 Pilgern, die zeitgleich zum Heiligen Rock nach Trier gereist waren. Die Wittlicher Pilger zogen bei ihrer Rückkehr mit Blumen bekränzt und mit Fahnen durch die Stadt – «die Beteiligung der Bevölkerung war nicht sonderlich gross, immerhin wars ein Triumphzug».¹¹⁵ Auch der St. Martins-Zug im November sollte nach Mehs ein Beispiel werden, dass die Politik nicht in den religiösen Raum eindringen könne. Mehs, der die Organisation des Martinzuges übernommen hatte, um ihn, wie er schrieb, nicht nationalsozialistisch verfälschen zu lassen, war zufrieden. Die «braune Farbe» sei, bis auf die SA-Kapelle, vollständig herausgeblieben. Annähernd zweitausend Brezeln seien an die Kinder verteilt worden. St. Martin habe wie früher gegrüsst «durch Winken und Anlegen an den Helm». Der Darsteller berichtete Mehs später, dass er auf dem Marktplatz zwei Passanten habe sagen hören: «Man meint, er könnte den Hitler-Gruss noch nicht, oder will er nicht?»¹¹⁶

Unter den protestantischen Wählern hatte die NSDAP vor 1933 deutlich mehr Anhänger als unter katholischen; etliche evangelische Pastoren wie Ludwig Münchmeyer aus Borkum, der im Juni 1934 auch Wittlich besuchte, warben für den Nationalsozialismus. Doch die Absicht der NS-Führung, mit der Einsetzung eines Reichsbischofs den deutschen Protestantismus gleichzuschalten, scheiterte an den föderalen Beharrungstendenzen der evangelischen Landeskirchen. Zwar konnte sich die völkische «Glaubensbewegung Deutsche Christen» bei den Kirchenwahlen im Juli 1933 mehrheitlich durchsetzen, aber als im November auf einer Grosskundgebung lauthals die Abschaffung des Alten Testaments und der angeblich jüdischen Theologie des Paulus gefordert wurde, gründeten evangelische Pastoren einen Notbund, aus dem dann die Bekennende Kirche hervorging. Auch in der kleinen protestantischen Gemeinde im katholisch dominierten Witt-

lich regte sich Widerstand, wie Mehs in seinem Tagebuch notierte. Der örtliche Pfarrer habe sich in seiner Festpredigt gegen die Deutschen Christen gestellt und am Alten Testament festgehalten. Wörtlich habe er gesagt: «Ein Deutschglauben genügt uns nicht. Christus steht über allem!» – «Respekt vor der Haltung solcher Pfarrer!», zollte Mehs seine Achtung.¹¹⁷

Novemberabstimmung

Aussenpolitisch gab sich Hitler öffentlich zurückhaltend, betonte zum Beispiel in seiner «Friedensrede» am 17. Mai im Reichstag die Kontinuität der deutschen Politik und den Wunsch nach friedlichen Revisionen des Versailler Vertrags, während er beim Treffen mit hochrangigen Militärs am 3. Februar unmissverständlich von der «Eroberung neuen Lebensraumes im Osten» und «rücksichtsloser Germanisierung» gesprochen hatte.

Die Reparationsverpflichtungen Deutschlands waren bereits auf der Konferenz von Lausanne 1932 weitestgehend aufgehoben worden; nun ging es der deutschen Führung vor allem darum, militärisch aufzurüsten. Grundsätzlich waren die einstigen Siegermächte des Ersten Weltkriegs durchaus bereit, dem Deutschen Reich wieder eine gleichberechtigte Stellung in der Rüstung zuzugestehen, banden dies aber an ein umfassendes internationales Abrüstungsabkommen, das in Genf verhandelt wurde. Eben solche völkerrechtlichen Bindungen jedoch wollte die deutsche Führung in keinem Fall eingehen. Aussenminister von Neurath und Reichswehrminister Blomberg verhandelten in Genf mit dem klaren Ziel, die Verhandlungen platzen zu lassen. Im Juni hatte Deutschland bereits ein einseitiges Moratorium aller Auslandsschulden angekündigt, was die internationale Finanzwelt zu Recht als aggressiven Konfrontationskurs bewertete und es der NS-Regierung in den kommenden Jahren fast unmöglich machte, neue Kredite auf dem Weltfinanzmarkt zu erhalten. Im Herbst 1933 fühlte sich Hitler mächtig genug, um den Bruch mit der internationalen Gemeinschaft zu wagen: Am 14. Oktober verkündete er in einer langen Rundfunkrede Deutschlands Austritt aus dem Völkerbund, was zugleich den Abbruch der Abrüstungsverhandlungen bedeutete. Am 12. November sollten in einer Volksabstimmung die Wählerinnen und Wähler über den Austritt befinden und zugleich einen neuen Reichstag wählen, wobei nur eine Partei, die NSDAP, zur «Wahl» stand.¹¹⁸

Am 20. Oktober eröffnete Goebbels den Wahlkampf: Die Volksabstimmung sollte zu einer grossen Manifestation der «deutschen Volkwerdung» werden. Seine Rede veröffentlichte das *Wittlicher Tageblatt* drei Tage später auf der Titelseite.¹¹⁹ Göring sprach am 5. November in Trier, und ein «grosser Sonderzug» brachte aus Wittlich Zuhörerinnen und Zuhörer dorthin.¹²⁰ Zeitgleich mobilisierte das Regime für eine Geld- und Kleidersammlung, nämlich die «Winterhilfsaktion gegen Hunger und Kälte», das erste der später so benannten Winterhilfswerke. Am Sonntag, 5. November, sollten die «Volksgenossinnen» und «Volksgenossen» auf ihr Sonntagsessen verzichten, stattdessen für 50 Pfennig ein Eintopfgericht essen, das alle Gaststätten zubereiten mussten, und das gesparte Geld dem Winterhilfswerk spenden. Am 9. November wurde zudem des Putsches von 1923 gedacht; «die ganze Stadt hat geflaggt», beobachtete Mehs, «zum Teil halbmast, den Toten des Hitlerputsches zu Ehren, sehr viele Hakenkreuzfahnen. Ich habe nicht geflaggt.»¹²¹

Zum Wahlsonntag liess die Ortsgruppenleitung in Wittlich verlautbaren, sie erwarte, dass alle Bürger die Hakenkreuzfahne hissten, denn das seien sie dem «Führer» schuldig. Da jedoch «leider in unserer Stadt so viele, viele Hakenkreuzfahnen» fehlten und dies «anders werden» müsse, liess sie Fahnen in verschiedenen Grössen anfertigen und bot sie zum Selbstkostenpreis an: 130 mal 250 cm zu 5, 75 Mark bis 130 mal 400 cm zu 7, 50 Mark.¹²² «Daraufhin kam Frau Tierarzt Lehmann zu mir, die Gothi [Mehs Schwester, M. W], in deren Haus sie wohnen, musste unbedingt jetzt eine Hakenkreuzfahne kaufen: Ich sagte, Schwarzweissrot würde vollkommen genügen. ‚Ja, aber dann bekommen wir Unannehmlichkeiten!‘ Worauf ich sagte, es stünde nichts im Wege, wenn sie (Lehmans) eine Hakenkreuzfahne kauften und zum Fenster hinausstecken würden. Das wollte sie auch wieder nicht. Also man sieht 1. die Angst der Leute, zumal der Beamten, 2. dass es Leute gibt, die von andern Menschen verlangen, dass sie das Symbol ihres nationalen Gefühls hissen sollten, die sich also mit fremden Federn in einer heute so wichtigen Sache schmücken wollen. Grossartig! Ich ging zur Gothi und wir gingen Schwarzweissrot heraus, genauer Braunweissrot, denn das Schwarz war durch Alter vollkommen braun geworden. [...] Ich flaggte Schwarzweissrot und Weissrot, wie immer. Was soll denn passieren? Kein Mensch glaubt später, wie gross die Angst unter dem Volk ist.»¹²³

Am Vorabend des Wahltags wurden in ganz Wittlich Zettel verteilt, und jede freie Stelle an Häusern, Bäumen, Mauern, Masten wurde mit Plakaten geklebt.

Die HJ zog durch die Strassen und skandierte: «Wir wollen frei sein, wie die Väter waren; wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern.» Die Landeszeitung war sich nicht für die Formulierung zu schade: «Wie würde Goethe morgen stimmen? Natürlich für Hitler.» Hindenburg warb im Radio für die Abstimmung; die katholischen Bischöfe gaben in einem Hirtenbrief zwar keine direkte Wahlempfehlung ab, hoben jedoch die Pflicht hervor, sich um Volk, Vaterland und die Autorität der Regierung zu sorgen. In Wittlich traten am 9. November in zwei Grosskundgebungen im «Kaisersaal» des Hotels Deutsches Haus und in «Elsens Saal» NSDAP-Gauleiter Simon und der Polizeipräsident Wetter auf.¹²⁴ Es gab sogar oppositionellen Zuspruch von unerwarteter Seite. Unter ihrer Haustür fanden die Wittlicher eines Tages einen Handzettel gesteckt, auf dem stand: «Mahnung an alle Nein-Wähler!!! Die Nazis brechen das Wahlgeheimnis. Sie stellen genau fest, wer mit Nein gewählt hat. [...] Ihr seid zu schade für das Konzentrationslager, stimmt also mit ‚Ja‘. Die paar Neinstimmen sind nicht so viel wert, wie ein einziges Leben eines unserer Genossen. R. E [Rotfront, M. W] lebt!»¹²⁵

Mehs ging gleich morgens wählen. Das Wahllokal war so voll, wie er es noch nie vorher, als er selbst noch im Wahlvorstand war, erlebt hatte. «Die Wähler standen förmlich Schlange: Die zwei spanischen Wände, hinter die man früher trat, um geheim abzustimmen, standen völlig offen. Jeder konnte dem andern in die Zettel gucken. Um einen Tisch sassen als Beobachter mehrere SA-Leute. Weil ich wenigstens für mich das Wahlgeheimnis wahren wollte, trat ich an eine Fensterische und machte meine zwei Kreuzchen. Wer wollte, konnte also doch geheim wählen.» Allerdings: «Bevor man nun das Wahllokal verliess, musste man zwischen die Scylla und Charybdis zweier SA-Männer durch, die einem gegen eine Spende für die Sammelbüchse eine runde Wahlplakette ins Knopfloch steckten, auf der JA stand. So war man bezeichnet. Wer hätte so was abgelehnt?»¹²⁶

Während bei der Abstimmung über den Austritt über den Völkerbund noch zwei Kästchen mit «Ja» und «Nein» auf dem Wahlzettel gedruckt waren, also noch eine «Wahl» gegeben war, gab es auf dem Stimmzettel für die Reichstagswahl nur ein Kästchen, auf dem man seine Zustimmung zur Einheitspartei ankreuzen konnte. Ein «Nein» war nicht mehr vorgesehen. In Wittlich fiel das Ergebnis wie im Reich insgesamt aus: eine sehr hohe Wahlbeteiligung von über 90 Prozent; von den 4087 Wählerinnen und Wählern stimmten 3'721 für die NS-

DAP, alle 366 Wahlzettel, die kein Kreuz vermerkt hatten oder den Text durchgestrichen hatten, wurden als «ungültig» notiert; 3'969 stimmten für den Austritt aus dem Völkerbund, 115 mit Nein.¹²⁷ Hitler könne einen Sieg feiern, kommentierte Mehs tags darauf. «Er verfügt jetzt über das ganze Volk. Die Zeitungen schreiben von dem ‚Wunder der Volkwerdung‘. Deutschland ist jetzt eine einzige grosse Partei. Ob Hitler ganz zufrieden ist? Wo es keine Opposition mehr gibt? Höher hinaus geht's nicht mehr.»¹²⁸

1933 – Umwälzung der Gesellschaft

Innerhalb von nur wenigen Monaten war es den Nationalsozialisten gelungen, die politische Ordnung in Deutschland tiefgreifend zu verändern. Die wichtigsten Grundrechte waren ausser Kraft gesetzt; die Legislative hatte sich selbst entmachtet und die verfassungsmässige Gewaltenteilung zugunsten der Exekutive verschoben; die föderale Struktur des Reiches war gleichgeschaltet worden; die freien Arbeitnehmervertretungen waren zerschlagen, die Parteien entweder verboten worden oder hatten sich beflissen selbst aufgelöst, linke und liberale Zeitungen waren geschlossen oder nationalsozialistischer Kontrolle unterstellt worden. Zwar galt die Weimarer Verfassung formal noch, faktisch war sie jedoch völlig ausgehöhlt. An der Spitze von Reich, Ländern und Kommunen standen Nationalsozialisten, die nach dem «Führerprinzip» herrschten. Der demokratische Rechtsstaat war zerschlagen, die Grundlagen einer freiheitlichen, bürgerlichen Gesellschaft wurden zugunsten einer neuen politischen Ordnung, der Volksgemeinschaft, zerstört. Insofern lassen sich diese Monate der nationalsozialistischen Machteroberung, obwohl die Verfassung nicht für ungültig erklärt wurde, als Revolution charakterisieren, in der die bisherige politische Ordnung grundlegend umgestürzt wurde.

Innerhalb der Gesellschaft hatte ein Neuformierungsprozess begonnen, der politische Oppositionelle, Juden und «Gemeinschaftsfremde» ausgrenzte und die Zugehörigkeit zur «Volksgemeinschaft» rassistisch definierte. Nur zu gerne waren viele bereit, der «neuen Zeit» zu folgen. Mochte es auch noch eine ansehnliche Zahl an Hitlergegnern geben, in der Öffentlichkeit waren sie nicht mehr zu sehen. Dort war nun das Hakenkreuz das vorherrschende, alles dominierende Symbol. Am katholischen Wittlich liess sich anschaulich zeigen, dass selbst in einem Ort,

in dem die katholische Tradition nach wie vor eine bedeutsame Stellung im öffentlichen Leben einnahm, in dem die Nationalsozialisten erst spät sich politisch zu organisieren begannen und noch in den Wahlen vom März 1933 das katholische Zentrum zur weiterhin stärksten politischen Kraft in der Lokalpolitik gewählt worden war, die nationalsozialistische Machteroberung gelang.

Doch gilt es in Rechnung zu stellen, wie Cornelia Rauh-Kühne für die Transformation der katholischen Milieus betont, dass die Verankerung im Katholizismus keineswegs zugleich die Zustimmung zu einer pluralistischen Gesellschaft bedeutete.¹²⁹ Auch in Wittlich war der Wunsch nach Einheit und Aufbruch, nach Heilung der sozialen Risse und Verwerfungen, nach Überwindung der politischen Feindschaften deutlich zu beobachten. Der Dechant Werle, der so mutig gegen die Zumutungen des Nationalsozialismus predigte und auf der Unantastbarkeit der christlichen Offenbarung bestand, war kein Freund des Liberalismus oder gar des atheistischen Kommunismus. Der Aufschwung, den insbesondere die evangelische Kirche im Jahr 1933 nahm, war mit der Hoffnung verbunden, dass es mit der neuen Regierung zu einer Rückkehr zu traditionellen Werten kommen werde und die liberale Moderne wie der Marxismus, beide für viele verkörpert in der Weimarer Republik, abgeschüttelt werden könnten. Vielleicht war es diese Verbindung von Traditionalität und Aufbruch in eine neue Zeit, die die Nationalsozialisten inszenierten, die so viel Begeisterung und Bereitwilligkeit auslösten, sich den veränderten Verhältnissen anzupassen.

Viel konnten die Nationalsozialisten 1933 noch nicht anbieten und schafften es dennoch, Zustimmung zu organisieren. Wie in Wittlich erkennbar, war es die symbolische Neuordnung der Öffentlichkeit, die Menschen in Deutschland vor Entscheidungen stellte, die vorher nicht dringlich gewesen waren. Ob eine Fahne zum Fenster herausgehängt wurde, ob man sich einem Festzug anschloss oder auch wegschaute, wenn die jüdischen Nachbarn am helllichten Tag attackiert wurden – bei all dem ging es um den öffentlichen Beleg für Zugehörigkeit zum «neuen Deutschland». Das Entscheidende bestand darin, dass es gar nicht so sehr darauf ankam, ob jemand mit voller Überzeugung den nationalen Aufbruch unterstützte, sondern allein darauf, dass er/sie es öffentlich zeigte und damit eben jene Öffentlichkeit im Sinne einer Volksgemeinschaft homogenisiert wurde. Bald schon, so lässt sich in den Tagebüchern von Matthias Joseph Mehs lesen,

wurden umgekehrt diejenigen öffentlich sichtbar, die (noch) nicht mitmachen wollten, die keine Fahne flaggten oder sich abseits hielten.

Mehs war sofort bewusst, welche Gefahr im Nonkonformismus in diesen revolutionären Zeiten steckte. Noch berief er sich auf die katholische Tradition, von der er erhoffte, dass sie ein gesellschaftlicher Bereich bleiben könne, der weiterhin unabhängig vom Staat existiert. Aber der Zusammenbruch des Zentrums machte unmissverständlich klar, dass der nationalsozialistische Staat keine eigenständige Kraft neben sich dulden wollte. Zwar gelang der NS-Führung nicht die völlige Gleichschaltung der christlichen Kirchen in Deutschland, aber deren Unabhängigkeit und Handlungsraum wurden unerbittlich eingeschränkt und Umdeutungen christlicher Praxis forciert. Weihnachten, so notierte Mehs am 16. Dezember, sollte jetzt das «Fest der nationalen Genesung» und, wie in der Zeitung zu lesen war, «ein richtiger nationalsozialistischer Festtag» werden.¹³⁰

Das Jahr 1933 war ein Jahr ungeheurer, umfassender und rasant dynamischer Mobilisierung der deutschen Gesellschaft. «Ruhige Selbstbesinnung des Einzelnen wie des Volkes gibts nicht mehr», so Mehs. «Immer Bewegung, immer was Neues, immer – wie es heisst – ‚Weltumstürzendes‘, ‚Nie-da-Gewesenes‘. Immer wird organisiert und was Neues angekurbelt.»¹³¹ Mit Entschlossenheit, Skrupellosigkeit und politischem Geschick schaffte es die nationalsozialistische Führung, eine Dynamik in Gang zu setzen, die mitriss oder zum Mithalten zwang, verunsicherte, unter Druck setzte, sicher viele auch atemlos zurückliess. In den Tagebüchern, die Janosch Steuer auswertete, wird erkennbar, wie sehr sich die Schreiberinnen und Schreiber aufgefordert fühlten, sich mit den rasanten Veränderungen auseinanderzusetzen, eine eigene Position zu beziehen und sich gewissermaßen in die neue Zeit einzuschreiben, ohne Individualität und selbständiges Urteilen aufgeben zu wollen.¹³² Moritz Föllmer hat durchaus recht, dass «Volksgemeinschaft» keineswegs formatierte Masse bedeutete, sondern stets eine Vielfalt von Anschlussmöglichkeiten anbot – und man sich dennoch einer Gemeinschaft, nicht einer Gesellschaft, zugehörig fühlen konnte.¹³³

Allerdings, darauf weist Andreas Wirsching hin, darf die Dimension der Gewalt bei der Machteroberung 1933 nicht ausser Acht gelassen werden.¹³⁴ Nach Erlass der Reichstagsbrandverordnung am 28. Februar wurden Zehntausende verhaftet, in SA-Verliese verschleppt, schwer misshandelt und zahlreiche Menschen ermordet.¹³⁵ Zwar war die Gewalt in Wittlich nicht alltäglich existent, aber als Dro-

hung stets präsent, und in bestimmten Momenten wie dem Boykott jüdischer Geschäfte am 1. April unmittelbar erfahrbar. In den Zeitungen, auch im *Wittlicher Tageblatt*, wurde über die Konzentrationslager berichtet, zweifellos schönfärbend, indem von der Mordgewalt in den Lagern keine Rede war, aber dass dort «harte Zucht» herrschte, um Kommunisten und andere Opponenten wieder zu nützlichen Mitgliedern der «Volksgemeinschaft» zu «erziehen», machten diese Berichte unmissverständlich klar.¹³⁶ Und man merkt es den Tagebucheintragungen von Matthias Joseph Mehs an, dass die Leserinnen und Leser die Drohung der Gewalt verstanden.

Und sicher haben viele auch von der Machteroberung profitiert. Die Entlassungen von jüdischen und linken Angehörigen des öffentlichen Dienstes waren zugleich die Karrierechancen vieler anderer. «Wenn ich nur zwei Jahre jünger wäre!», klagte der damals 24-jährige Rechtsreferendar Heinz Gräfe, der später Gestapochef in Tilsit, Einsatzkommandoführer in Polen und Gruppenleiter im Reichssicherheitshauptamt werden sollte, am 14. April 1933 seiner Verlobten. «Jetzt werden überall die Juden rausgesetzt. Selbst jüdischen Rechtsanwälten wird die Praxis entzogen! Da kommen jetzt viele Juristen unter!»¹³⁷ Zehntausende von «alten Kämpfern» der NSDAP reklamierten erfolgreich für sich, nun für ihre Treue und ihren Einsatz mit staatlichen Stellen belohnt zu werden. Der Staatsapparat sollte in den folgenden Jahren ständig wachsen und mehr und mehr Parteigänger versorgen.¹³⁸

Das Jahr 1933 legte den Grundstein für die nationalsozialistische Herrschaft. Und es zeigte zugleich, wie dieses Regime herrschte. Es verliess sich nicht allein wie andere Diktaturen des 20. Jahrhundert auf Gewalt und Terror, sondern setzte vielmehr auf Mobilisierung, um zumindest äussere Zustimmung zu erreichen. Es versuchte, eine pluralistische Gesellschaft neu zu formieren, indem Menschen vor Zugehörigkeitsentscheidungen gestellt und in ihnen Zugehörigkeitswünsche gefördert wurden. «Volksgemeinschaft» war kein gesellschaftlicher Ist-Zustand, sondern eine Verheissung, ein Versprechen auf die Zukunft, auf das hinarbeiten alle Kraft angewandt werden sollte. Im Mittelpunkt der nationalsozialistischen Ideologie stand nicht der Staat, sondern das Volk. Damit war das NS-Regime eine moderne Diktatur des 20. Jahrhunderts, weil es das Prinzip der Volkssouveränität beibehielt, ohne jedoch damit demokratische Bürgerrechte einzulösen. Den Volkswillen kannte der Führer am besten. Partizipation war in der

«Volksgemeinschaft» gefordert, aber nur im rassistischen, antisemitischen Sinn. Vielleicht liesse sich die soziale und politische Ordnung, die 1933 geschaffen wurde, am treffendsten als rassistische Volksdiktatur bezeichnen.



*Der Sonderberichterstatter der Berliner 11lustrirten Zeitung,
Friedrich Strindberg, in Äthiopien, 1936.*

8.

1936 – Äthiopien, Spanien: Der Weltkrieg rückt näher

Am 2. Januar 1936 veröffentlichte die *Berliner Illustrierte Zeitung (BIZ)*, mit einer Druckauflage von damals über einer Million Exemplaren und rund fünf Millionen Leserinnen und Lesern die grösste Bildillustrierte des Deutschen Reiches, ¹ auf der Seite 2 ein Foto von den Zerstörungen der äthiopischen Stadt Dessie durch einen italienischen Bombenangriff. Auf dem Bild sah man rauchende Häusertrümmer und Menschen, die versuchten, ihre Habe und Verschüttete zu bergen. Darunter stand: «Nach dem Grossangriff auf Dessie. Achtzehn italienische Bomber warfen an einem Tag 300 schwere Bomben auf die abessinische Stadt Dessie, in deren Mauern der Negus sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte.»² Der Artikel erwähnte nicht, dass dieser Luftangriff vom 6. Dezember 1935 auf die im Norden Äthiopiens gelegene Provinzhauptstadt Dessie, heute Dese, mit voller Absicht auf die Zivilbevölkerung gezielt gewesen war. In zwei Angriffswellen zerstörten die italienischen Bomber zielgenau zivile Einrichtungen wie das von amerikanischen Adventisten betriebene Krankenhaus und Wohnhäuser. Rund fünfzig Menschen verloren bei diesem Angriff ihr Leben. Die Zerstörung von Dessie war Teil des rassistischen Vernichtungskrieges, den das faschistische Italien gegen das afrikanische Land führte. Der Krieg in Abessinien, so der Historiker Hans Woller, «war der blutigste militärische Konflikt nach dem Ersten Weltkrieg. Er wurde im Zeichen massloser Brutalität geführt und übertraf alles, was Soldaten europäischer Heere in der Zwischenkriegszeit zu verantworten hatten.»³

Der Krieg gegen Abessinien, gegen den die NS-Führung nichts einzuwenden hatte, weil sie sich davon eine Annäherung an das faschistische Italien erhoffte, ebenso wie der Spanische Bürgerkrieg, der wenige Monate später ausbrach und an dem nun Deutschland und Italien als Verbündete die putschenden Generäle

um Franco gemeinsam massiv unterstützten, waren deutliche Vorboten des kommenden Weltkrieges. Beide Kriege fanden in der deutschen Öffentlichkeit grosse Resonanz, wenn auch mit unterschiedlichen Perspektiven, ging es doch in Spanien, so die propagandistische Lesart, gegen die kommunistische Bedrohung Europas, während Äthiopien einen ambivalenten Fall darstellte, da es sich einerseits um ein afrikanisches Land, andererseits um eine alte christliche Kultur handelte.

Noch grössere Aufmerksamkeit wurde aber im Jahr 1936 den Olympischen Spielen zuteil, die zum ersten Mal in Deutschland stattfanden, nämlich in Garmisch-Partenkirchen (Winter) und Berlin (Sommer). Ohne Zweifel sollten sie die Normalität, Weltoffenheit und Friedfertigkeit des NS-Regimes demonstrieren, aber trotz aller Bewunderung, die der Organisation der Spiele von Seiten ausländischer Besucherinnen und Besucher entgegengebracht wurde, konnte niemand übersehen, wie das Regime sich auf den Krieg vorbereitete. In einer geheimen Denkschrift forderte Hitler, dass in vier Jahren die deutsche Armee einsatzfähig und die deutsche Wirtschaft kriegsfähig sein müssten. Wie unter einem Brennglas lässt sich für das Jahr 1936 daher der Schleier der Normalität wie der Wille zum Krieg beobachten – nicht zuletzt aus der Perspektive ausländischer Reisender wie des jungen irischen Dichters Samuel Beckett, der 1936/37 Deutschland besuchte.

Krieg gegen Abessinien

Am 3. Oktober 1935 waren italienische Truppen von Eritrea im Norden und Somalia im Süden in Äthiopien eingedrungen. Der Aggression waren etliche Jahrzehnte italienischer Kolonialkriege in Nordafrika vorausgegangen. Das Land am Horn von Afrika, eine der ältesten christlichen Hochkulturen, erhielt seine heutigen Grenzen durch Kaiser Menelik II. (1889-1913), der einen feudalen Zentralstaat aufbaute, Steuersysteme und das Militär modernisierte und durch Infrastrukturmassnahmen Handel und Wirtschaft förderte. Die unter der Regentschaft von Ras Tafari, der 1930 als Haile Selassie I. den Thron besteigen sollte, 1917 fertiggestellte Bahnstrecke zwischen der Hauptstadt Addis Abeba und der französisch kolonisierten Hafenstadt Djibouti am Golf von Aden war die wichtigste Verkehrsverbindung Äthiopiens zur Aussenwelt. Durch seine Stärke gelang

es dem äthiopischen Kaiserreich, einem ersten Eroberungsversuch Italiens zu widerstehen und im März 1896 in der Schlacht von Agua die italienischen Truppen vernichtend zu schlagen. Italien musste die volle Souveränität Äthiopiens anerkennen, dafür akzeptierte Menelik die italienische Präsenz an der Nordgrenze seines Reiches. Im Jahr 1906 verpflichteten sich die Grossmächte Grossbritannien, Frankreich und Italien noch einmal, die Unabhängigkeit Äthiopiens zu respektieren. 1923 wurde Äthiopien als einziges afrikanisches Land gleichberechtigtes Mitglied im Völkerbund.⁴

Obwohl die Niederlage von Agua lange in der italienischen Politik nachwirkte, liess das Verlangen, ebenso wie Frankreich, Belgien, Grossbritannien und später auch Deutschland Kolonialmacht in Afrika zu werden, nicht nach. Viel war auf dem Kontinent nicht mehr zu besetzen, aber die beiden osmanischen Provinzen Tripolitanien und Cyrenaika, das heutige Libyen, waren noch nicht in europäischer Hand. Im Oktober 1911 landeten italienische Truppen und vertrieben rasch die osmanische Administration, stiessen aber dann auf erbitterten Widerstand der einheimischen Bevölkerung, der erst nach langen Jahren nur mit brutaler Gewalt gebrochen werden konnte. Vor allem in den Jahren faschistischer Besatzungsherrschaft seit 1923 fanden etwa 100'000 Menschen den Tod – in einem Gebiet, in dem kaum mehr als 800'000 Menschen lebten. Im Januar 1932 meldete der Militärchef in Libyen, Marschall Pietro Badoglio, dass das Land nunmehr «pazifiziert» sei.⁵

Eine entscheidende Rolle im Krieg gegen die Zivilbevölkerung spielte bereits in Libyen die italienische Luftwaffe, die Regia Aeronautica, ähnlich wie die Royal Air Force in den britischen Kolonialgebieten. Mit Flugzeugen wurden Truppenteile versorgt, Luftaufnahmen von unbekanntem Gelände gemacht; Flugzeuge machten, ausgestattet mit Maschinengewehren, Jagd auf Menschen; selbst Flüchtlingstrecks griffen die Tiefflieger an. Auch Giftgas kam bereits in Libyen zum Einsatz, obwohl Italien das Genfer Protokoll zum Verbot von chemischen Waffen von 1925 anerkannt hatte.⁶

Nach der «Pazifizierung» Libyens begannen 1932 die Planungen des faschistischen Regimes für die Eroberung Äthiopiens. Es strebte ein italienisches Imperium in Afrika an, das an die Bedeutung des römischen Imperiums anknüpfen sollte. Die grossspurigen Kolonialträume sahen auch eine rassistische Bevölkerungspolitik vor: Mussolini war wie Hitler davon überzeugt, dass die Stärke einer Nation von der Bevölkerungszahl abhing, und wollte, dass die italienische Bevölkerung bis 1950 von etwa 43 auf 60 Millionen wächst, auch um die Besiedlung

der eroberten Gebiete zu gewährleisten. Neulandgewinnung und Aufbau faschistischer Mustersiedlungen im Innern gehörten ebenso wie die Besiedlung der Kolonialgebiete dazu. So liessen sich bis 1939 rund 100'000 Italiener als neue Kolonialherren allein in Libyen nieder. In Äthiopien sollten laut den faschistischen Plänen rund zwei Millionen Italiener siedeln.⁷

Um Abessinien zu erobern, bündelte Mussolini etliche Kompetenzen bei sich: Seit dem Sommer 1932 war er bereits Aussenminister, 1933 übernahm er sowohl das Kriegs- als auch das Marine- und Luftwaffenministerium, 1935 zusätzlich das Kolonialministerium. Für den Überfall suchte man einen Vorwand, den man in einer militärischen Auseinandersetzung um die von Italien besetzten Wasserstellen von Ual-Ual im Dezember 1934 fand, bei der mehr als hundert äthiopische und dreissig italienische Soldaten den Tod fanden. Die faschistische Propaganda stilisierte den Vorfall als Beleg, dass Äthiopien aggressive Absichten hege. Italien verlegte nun in grossem Stil Truppen und militärisches Gerät nach Eritrea, darunter auch 270 Tonnen Giftgas.⁸

Mussolini brauchte wirksame europäische Reaktionen nicht ernsthaft zu fürchten. Zwar war das faschistische Italien 1928 dem Briand-Kolleg-Pakt beigetreten, der Krieg als Mittel der Politik ächtete. Und es hatte sogar im selben Jahr noch einen Freundschaftsvertrag mit Äthiopien geschlossen, aber derartige Verpflichtungen waren nur wirksam, wenn andere Mächte sie garantierten. Mit Frankreich war Italien – so jedenfalls die Interpretation Mussolinis – 1935 übereingekommen, gegenseitig die Interessensgebiete Tunesien und Abessinien nicht zu stören. Grossbritannien versuchte auf diplomatischem Wege, ohne die äthiopische Regierung zu konsultieren, Italien mit der Abtretung einer abessinischen Provinz zufriedenzustellen, und verstärkte im Sommer 1935 seine Flottenpräsenz in Mittelmeer. Aber Mussolini konnte sicher sein, dass die britische Regierung keine militärische Intervention wünschte und sie unter allen Umständen vermeiden würde. Aussenminister Anthony Eden erklärte im Unterhaus, dass es seine Absicht sei, eine friedliche, diplomatische Lösung herbeizuführen: «Appeasement für ganz Europa, das ist es, was wir ständig vor Augen haben.» Hier erschien jener Begriff, der für die erfolglose, ja fatale Beschwichtigungspolitik gegenüber der aggressiven Politik NS-Deutschlands gegen die territoriale Integrität der Tschechoslowakei 1938 stehen würde.⁹

Im Oktober 1935 standen 170'000 italienische Soldaten, 65'000 afrikanische Söldner und 38'000 Militärarbeiter für den Angriff bereit – eine hochgerüstete,

motorisierte Streitmacht mit 450 Kampfflugzeugen gegen eine schlecht bewaffnete Armee, die vornehmlich aus Reitern mit veralteten Gewehren bestand. Von Anfang an führten die italienischen Truppen Krieg gegen die Zivilbevölkerung – auch mit Giftgas. Yperit, das erstmals von der deutschen Armee im Juli 1917 eingesetzt wurde, ist ein Hautgift, das, wenn schon Tröpfchen dieser Chemikalie mit der Haut in Kontakt kommen, zu Brandblasen und eiternden Geschwüren und zu einem langsamen Tod unter schlimmsten Schmerzen führt. Der Vertreter des Internationalen Roten Kreuzes Marcel Junod schilderte, was er in der Ebene von Quoram im März 1936 sehen musste: «Überall, unter allen Bäumen, liegen Menschen. Zu Tausenden liegen sie da. Ich trete näher, erschüttert. An ihren Füßen, an ihren abgezehrten Gliedern sehe ich grauenhafte, blutende Brandwunden. Das Leben entflieht schon aus ihren mit Yperit verseuchten Leibern. [...] Woher aber soll die Hilfe kommen? Ärzte sind keine mehr da. Die Ambulanzen sind zerstört. [...] Ich habe nicht einmal die Möglichkeit, ihre Schmerzen zu lindern.» Italienische Flugzeuge griffen sogar Feldlazarette des Roten Kreuzes an, auch mit Yperit-Granaten.¹⁰

General Rudolfo Graziani, einer der berühmtesten Kolonialoffiziere Italiens, der schon in Libyen für brutale Militäreinsätze verantwortlich gewesen war und nun im Abessinienkrieg als Oberkommandierender den verantwortlichen Posten an der Südfront bekleidete, war der erste, der von Mussolini direkt zum Giftgaseinsatz ermächtigt wurde.¹¹ Die *Berliner Illustrierte Zeitung* stellte Graziani mit Foto auf ihre Weise vor: «General Rudolfo Graziani, der von den Eingeborenen ‚der Teufel‘ genannt wird, ist ein im Kolonialdienst vielfach bewährter Offizier. Er ist Forscher und Offizier zugleich und genauer Kenner der Eingeborenen-Mentalität. Der als Sohn eines kleinen Landwirts Geborene ist heute nach zehnjährigem Kommando in Libyen mit 53 Jahren Chef der italienischen Südarkmee.»¹² Unter Bruch des internationalen Kriegsrechts machte die italienische Armee kaum Gefangene. Äthiopische Soldaten, die in ihre Hände fielen, wurden oft gleich auf der Stelle erschossen. Selbst Soldaten, die sich freiwillig ergaben, konnten nicht darauf hoffen, gemäss der Genfer Konvention von 1929, die auch Italien unterzeichnet hatte, behandelt zu werden. Aram Mattioli schätzt, dass der italienische Angriffskrieg etwa 150'000 militärische und zivile Tote auf äthiopischer Seite gefordert hat.¹³

Es gab 1936 allerdings auch andere Stimmen in der *Berliner Illustrierten Zeitung*, die den Äthiopiern durchaus wohlgesonnen waren. Friedrich Strindberg – er war

der aussereheliche Sohn von Frida Strindberg, der Ehefrau des schwedischen Dramatikers August Strindberg, und von Frank Wedekind, dem Schriftsteller – arbeitete als Journalist mit schwedischem Pass in Deutschland und war 1935/36 als Sonderberichterstatter in Äthiopien unterwegs. Unter der Überschrift «Auf der Suche nach der Front in Abessinien» veröffentlichte die *BIZ* Anfang Februar auf einer ganzen Seite Fotografien von Strindberg, die Menschen aus dem Kriegsgeschehen mit ausführlichen Bildunterschriften zeigten: afrikanische Krieger, die dem Kaiser Haile Selassie Treue schwören; zwei Frauen, die auf der Suche nach ihren Männern waren und ebenfalls gegen die italienischen Truppen kämpfen wollten; einen Bürgermeister, der stolz eine Unterkunft des Kaisers vorstellte; ein Selbstporträt im offenen Geländewagen: «Mit vollbepackten Wagen fährt der Berichterstatter in Abessinien über Land. Das Schwierigste ist, im eigenen Auto einen Platz zu finden. Denn zunächst einmal hat man sieben Kisten Benzin an Bord, weil es nämlich nirgends unterwegs Benzin zu kaufen gibt. Nicht minder wichtig sind Munition und Gewehr. Dann braucht man noch ein Zelt, viele, viele Decken, da in den Nächten im Gebirge eisig der Wind über das Hochland pfeift, Wasserbehälter und Kochgerät, alle möglichen Auto-Ersatzteile und nicht zuletzt reichlichen Proviant. Stundendurchschnitt zeitweise: acht Kilometer.»¹⁴

Der britische Botschafter in Berlin berichtete nach London, dass antiitalienische Ressentiments und Kritik an dem Krieg gegen Äthiopien in der deutschen Bevölkerung weit verbreitet seien.¹⁵ Die Gestapo Düsseldorf meldete im November 1935, dass sich die Abessinier der Gunst der Bevölkerung erfreuten und man Mussolini einen restlosen Zusammenbruch wünsche.¹⁶ Und in den NS-Anweisungen für die Presse wurde Mitte Januar 1936 noch kritisiert, dass eine ziemlich heftige antiitalienische Welle durch die Presse gehe und der Eindruck entstehe, den abessinischen Heeresberichten würde Vorrang vor den italienischen gegeben.¹⁷ Auch Luise Solmitz, die aufmerksam das Weltgeschehen beobachtete, fühlte mit Äthiopien: «Die zum Himmel, einem stummen Himmel schreiende Gewalttat gegen Abessinien, die sich der verruchte Mussolini frech, angesichts der ganzen Welt herausnimmt! Abessinien ist Mitglied des Völkerbundes, dieser Missgeburt aus Dreck und Feuer, dreimal hat [es] sich in würdiger Form, denn dieses alte, christliche Kulturvolk hat Würde, an den Völkerbund gewendet, um Recht gebeten. Umsonst.»¹⁸

In der Tat hatte Äthiopien vergeblich den Völkerbund um Unterstützung und

Hilfe gebeten. Zwar verurteilte die Völkerbundversammlung am 7. Oktober 1935 Italien als Aggressor und verhängte – bei drei Enthaltungen von Italiens Nachbarstaaten Österreich, Ungarn und Albanien – Wirtschaftssanktionen. Aber kriegswichtige Güter wie Öl, Stahl, Kohle waren vom Embargo ausgenommen, und eine Sperrung des Suez-Kanals für italienische Kriegsschiffe wurde nicht in Betracht gezogen. Auch die äthiopischen Appelle an die internationale Öffentlichkeit angesichts der italienischen Kriegsverbrechen verhallten, ohne dass ein Staat dem Land an die Seite gesprungen wäre. Am 5. Mai 1936 zog Marschall Pietro Badoglio an der Spitze von italienischen Truppen in die äthiopische Hauptstadt ein. Kaiser Haile Selassie hatte die Stadt schon zwei Tage zuvor verlassen und reiste auf einem britischen Kriegsschiff ins Exil.¹⁹ Die *BIZ* brachte auf einer Doppelseite Fotos vom italienischen Sieg in Addis Abeba: auf der einen Seite die Tribüne mit gut gelaunten Männern und Ehefrauen, «hervorragende Mitglieder der weissen Kolonie», anlässlich der Siegesparade, auf der anderen Seite Fotos von angeblichen schwarzen Plünderern: «ein Bild der Verwahrlosung».²⁰

Mit einer bewegenden Rede des äthiopischen Monarchen am 30. Juni 1936 vor der Vollversammlung des Völkerbunds, in der er den barbarischen italienischen Krieg «zur systematischen Ausrottung einer Nation» anprangerte und die Nationen anklagte, Äthiopien im Stich gelassen zu haben, versuchte Haile Selassie noch einmal, die Weltöffentlichkeit aufzurütteln. Aber die Politik des Völkerbundes änderte sich nicht, im Gegenteil, vier Tage später hob er die Sanktionen gegen Italien auf, und bis 1938 erkannten alle europäischen Länder, mit Ausnahme der Sowjetunion, die italienische Annexion Äthiopiens an.²¹

Deutsch-italienische Annäherung

Der italienische Krieg gegen Abessinien bot der NS-Führung die Gelegenheit, ihr Verhältnis zum faschistischen Italien, das durch Konflikte über die jeweiligen Interessen im Donauraum und in Österreich durchaus belastet war, zu verbessern. Selbstverständlich waren die Kriegsvorbereitungen Italiens nicht unbeobachtet geblieben. Bereits im August 1934 berichtete die deutsche Botschaft aus Rom, dass Kriegsmaterial nach Afrika verschifft werde und es Gerüchte über eine militärische Aktion gegen Äthiopien gebe.

NS-Deutschland sah die Chance, den Abessinien-Konflikt zu nutzen, um seinen aussenpolitischen Handlungsspielraum zu erweitern. So gab es verdeckte Kontakte, mit denen Abessinien Waffenlieferungen und finanzielle Unterstützung versprochen wurden – um damit Italien aufzuschrecken und zu einer konzilianteren Haltung zu bewegen. Zugleich legte die NS-Führung deutlich Wert darauf, sich nicht gegen Italien festzulegen, sondern im Gegenteil dessen aggressive Ambitionen gegen Abessinien zu schüren. Bereits im Januar 1935 wies Hitler an, dass in der abessinischen Frage jedwede Pressekampagne gegen Italien zu unterbleiben hätte. Im Mai vereinbarten Rom und Berlin, die Pressepolemiken ganz einzustellen, und Goebbels erliess die Weisung, dass «in Zukunft in aller Form und auf allen Gebieten jegliche Reiberei mit Italien zu vermeiden» sei.²²

Während sich das italienisch-britische Verhältnis wegen Abessinien verschlechterte, verbesserten sich entsprechend die italienisch-deutschen Beziehungen. Mussolini berief nach dem Drängen Hitlers im Juni 1935 den italienischen Botschafter in Berlin Cerruti ab, der kritisch gegenüber dem NS-Regime eingestellt war. Die deutsche Führung erhoffte sich, mit der Unterstützung Italiens umgekehrt eine wohlwollende Neutralität Mussolinis herzustellen, wenn es Österreichs Selbständigkeit zu unterminieren suchte, die Italien eigentlich erhalten wollte, um Deutschland nicht zur Hegemonialmacht in Südosteuropa aufsteigen zu lassen. Für Hitler war das Bündnis mit Mussolini von grosser Wichtigkeit: Stets erklärte er den Verzicht auf Südtirol, obwohl er damit in völkischen Kreisen auf heftige Kritik stiess. Und nach dem gescheiterten nationalsozialistischen Putsch in Österreich im Juli 1934, der von den Italienern scharf verurteilt wurde, wies er die österreichischen NS-Führer an, sich ruhig zu verhalten, da die Zeit für die eigene Politik arbeite.²³

Im April 1935 hatte Mussolini noch mit den Westmächten auf der Konferenz im norditalienischen Stresa den Schulterschluss gesucht und sich als Vorkämpfer gegen die «deutsche Gefahr» präsentiert. Nun veränderte sich die Haltung gegenüber Deutschland nachhaltig. Im Januar 1936 gab es einen ersten Durchbruch in der österreichischen Frage, indem Mussolini Hitler durch den deutschen Botschafter mitteilen liess, dass Berlin und Wien ihr Verhältnis in Gestalt eines Freundschaftsvertrages und eines Nichtangriffspaktes in Ordnung bringen sollten. Wenn dadurch Österreich in das Kielwasser Deutschlands gerate und praktisch ein Satellit Deutschlands würde, hätte er, Mussolini, dagegen nichts einzu-

wenden. Obwohl das Auswärtige Amt äusserst misstrauisch war, vertraute Hitler dem Faschistenführer und liess ausrichten, dass er die Ausführungen Mussolinis sehr begrüesse.²⁴

Die Kontakte zu Italien entwickelten sich insbesondere auf dem Feld der Verfolgung der politischen Gegner. Im September 1935 trafen sich der Chef der italienischen Abwehr Oberst Roatta und sein deutscher Kollege Vizeadmiral Canaris, um den «gemeinsamen Kampf gegen den Kommunismus» zu besprechen. Mitte Dezember konnte Botschafter von Hassell nach Berlin melden, dass Mussolini grundsätzlich zu einer engeren Zusammenarbeit der deutschen und italienischen politischen Polizei bereit sei. Im März 1936 fand in Berlin auf Einladung von Reichsführer-SS Heinrich Himmler eine deutsch-italienische Polizeikonferenz statt, zu der aus Italien der Chef der Polizei Arturo Bocchini und andere hochrangige Polizeiführer anreisten.²⁵

Umgekehrt besuchten prominente Deutsche Italien und wurden von Mussolini empfangen, wie im Februar 1936 Leni Riefenstahl, die unmittelbar vor ihrer Abreise und gleich nach ihrer Rückkehr Unterredungen mit Hitler hatte, oder Hans Frank, langjähriger Anwalt Hitlers und nun Präsident der Akademie für Deutsches Recht, der gern Botschafter in Rom geworden wäre und mit Mussolini gleich zwei Mal, im April und im September 1936, zusammentraf, wobei bezeichnenderweise Frank – und nicht etwa der deutsche Botschafter oder Aussenminister von Neurath – bei seinem zweiten Besuch die Einladung Hitlers an Mussolini, Deutschland zu besuchen, offiziell überbrachte. Und auch Roland E. Strunk, Reporter des *Völkischen Beobachter* und SS-Mitglied, war bei Mussolini ein gern gesehener Gast, weil Strunk den Abessinienkrieg als Berichterstatter für den nationalsozialistischen *Illustrierten Beobachter* mitgemacht hatte.²⁶

Hitler jedenfalls widersetzte sich den britischen und französischen Forderungen nach Sanktionen gegen Italien und wünschte im Kreis von Offizieren Mussolini einen vollen Erfolg. Sanktionen als Mittel gegen aggressive Expansionspolitik waren in den Augen Hitlers sowieso ein gänzlich unerwünschtes Instrument, konnten sie doch ebenso gegen Deutschland eingesetzt werden. Ausserdem liessen sich im Gegenteil in dieser Situation die Exporte, insbesondere von Kohle und Maschinen, nach Italien steigern und mit Gold wie Devisen, die das Deutsche Reich bitter nötig hatte, bezahlen. Deutschlands Anteil am italienischen Aussenhandel stieg von 16,1 Prozent im Jahr 1934 auf 17,5 Prozent 1935 und 23,3 Prozent 1936.²⁷

Einmarsch ins Rheinland

Hitler brauchte wiederum die Neutralität Italiens, um seine Pläne umzusetzen, den Vertrag von Locarno zu brechen und die dort vereinbarte 50 Kilometer breite entmilitarisierte Zone militärisch zu besetzen. Seit Anfang des Jahres war die deutsche Führung immer zuversichtlicher, dass die italienischen Truppen in Äthiopien siegen würden, so dass sich nun im Schatten des Abessinienkrieges eine günstige Konstellation ergab, die Besetzung des Rheinlandes zu realisieren. Den deutschen Botschafter in Rom Ulrich von Hassell liess Hitler bei Mussolini sondieren, inwieweit sich Italien noch an seine Verpflichtungen als Garantiemacht des Locarno-Vertrages gebunden fühlte. Tatsächlich konnte von Hassell Ende Februar nach Berlin melden, dass sich Italien nicht an einer Aktion Frankreichs und Grossbritanniens wegen eines angeblichen deutschen Bruchs des Locarno-Abkommens beteiligen werde.²⁸

Am 7. März 1936 war es so weit: Deutsche Truppen rückten in die entmilitarisierte Zone ein. Obwohl Hitler gegenüber von Hassell erklärt hatte, er glaube nicht, dass England und Frankreich militärisch auf den Einmarsch reagieren würden, war das Vorgehen vorsichtig. Die deutschen Truppen hatten die Anweisung, sich sofort zurückzuziehen, falls Frankreich militärisch eingreifen würde. Gegenüber dem Chefdolmetscher des Auswärtigen Amtes, Paul-Otto Schmidt, soll Hitler später eingestanden haben, dass dies die «aufregendsten Tage seines Lebens» gewesen seien: «Wären die Franzosen damals ins Rheinland eingerückt, dann hätten wir uns mit Schimpf und Schande wieder zurückziehen müssen, denn die militärischen Kräfte, über die wir verfügten, hätten keineswegs auch nur zu einem mässigen Widerstand ausgereicht.»²⁹

Doch der Coup gelang. In Frankreich, wo ein Wahlkampf bevorstand, war sich die Regierung unter Albert Sarraut uneins, wie sie auf den Einmarsch reagieren sollte. Die Militärs überschätzten offenbar die Kampfstärke der deutschen Truppen und sahen sich nur in der Lage zurückzuschlagen, wenn Reservisten mobilisiert würden. So blieb es bei einer grossspurigen Rede Sarrauts, Frankreich werde es nicht zulassen, dass Strassburg von deutschen Kanonen bedroht werde – aber einen Befehl zum Einsatz der Armee gab er nicht. In London war man sowieso der Auffassung, dass die Besetzung der Rheinlande keinen militärischen Konflikt

zur Konsequenz haben sollte. Zwar verurteilte der Völkerbundsrat den Einmarsch als Vertragsbruch, aber der britische Aussenminister Eden erklärte, dass die Aktion keine Bedrohung des Friedens darstelle und daher keine militärische Gegenreaktion notwendig mache.³⁰ Der Einmarsch in die Rheinlande war, so Ulrich Herbert, eine «wichtige Wegmarke der nationalsozialistischen Politik».³¹ Denn Hitler konnte ungehindert den Vertrag von Locarno brechen und das damit vereinbarte Sicherheitssystem für Westeuropa sprengen. Damit hatte er die Gewissheit erlangt, seine imperialistische «Lebensraum»-Politik durchsetzen zu können. Er hielt sich nun selbst für unfehlbar und auserwählt, dieses grössenwahnsinnige Ziel zu verwirklichen. «Ich gehe mit traumwandlerischer Sicherheit den Weg, den mich die Vorsehung gehen heisst», erklärte er am 14. März auf einer Wahlrede in München.³²

Innenpolitisch bekräftigte die Besetzung der Rheinlande den «Hitler-Mythos» (Ian Kershaw), dass ihm politisch alles zu gelingen schien und er Deutschland zu neuer Grösse führen werde. Luise Solmitz, die Hitlers von tosendem Beifall begleitete Rede im Reichstag am 7. März am Radio hörte, war mitgerissen: «Ich war ganz überwältigt von dem Geschehen dieser Stunde, erdrückt von Problemen, beglückt vom Einmarsch unserer Soldaten, von der Grösse Hitlers u. der Macht seiner Sprache, der Gewalt dieses Mannes. Der die Taten schon folgen lässt, ehe noch die Worte gesprochen u. recht verstanden worden sind. Wie haben wir diese Sprache ersehnt, diese Festigkeit, als die Zersetzung bei uns regierte mit der Entente zusammen. Aber an solche Taten hätten wir nicht zu denken gewagt. Immer wieder stellt der Führer die ganze Welt vor eine vollendete Tatsache.»³³ Die sozialdemokratischen Deutschlandberichte aus dem Prager Exil konstatierten resignierend: «Die Tatsache, dass der Rheinlandbesetzung keine energische Gegenaktion der Westmächte gefolgt ist, hat in den Reihen der Oppositionellen starke Depression hervorgerufen. Hitler gelingt einfach alles, sagt man, und manche noch nicht ganz begrabene Hoffnung auf den Sturz des Regimes von aussen her, ist erneut tief enttäuscht worden.»³⁴

Dieser Erfolg kam für das NS-Regime zur rechten Zeit, denn die Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln war wegen der äusserst knappen Devisen, die Einfuhren kaum erlaubten, prekär. Die gross angekündigte «Erzeugungsschlacht» hatte nicht die erhoffte Unabhängigkeit von ausländischen Importen gebracht; vor allem bei Fett und Eiern, aber auch bei Fleisch gab es ernste Engpässe, obwohl Hitler persönlich anwies, kostbare Devisen für die Einfuhr von Öl-

saaten zur Herstellung von Margarine auszugeben. Da die Verbraucher versuchten, das Defizit bei tierischem Eiweiss durch Eier zu ersetzen, entstand bald auch eine spürbare Knappheit an Eiern. Das Anstehen für Nahrungsmittel in den Lebensmitteläden gehörte zum Alltag der Städter.³⁵

Entsprechend hatte sich die Stimmung in der Bevölkerung, auch in der Arbeiterschaft, verschlechtert. Die Gestapo Düsseldorf meldete im September 1935, dass derzeit viel «Unzufriedenheit, Verärgerung, Hoffnungslosigkeit, Enttäuschung und Verbitterung» herrsche.³⁶ Zwar besserte sich zu Beginn des Jahres 1936 die Versorgungslage, aber angesichts der Preisentwicklung wurden Forderungen nach Lohnerhöhungen laut. Offenbar befürchtete die Regimeführung, dass sich die Missstimmung bei den Vertrauensratswahlen in den Betrieben, die Anfang April stattfinden sollten, niederschlagen würden. Daher setzte sie die Wahlen kurzerhand ab. So war es nicht abwegig, dass Zeitgenossen wie Aussenminister von Neurath und der deutsche Botschafter in Rom von Hassell Hitlers Entscheidung, das Rheinland zu besetzen, als vor allem innenpolitisch begründet ansahen.³⁷

Den Berichten, die Sozialdemokraten heimlich aus Deutschland dem Exilvorstand in Prag sandten, ist die Spannung anzumerken, ob der Einmarsch vielleicht eine militärische Gegenreaktion Frankreichs zur Konsequenz haben würde. Viele seien verwirrt und besorgt gewesen und hätten Angst vor einem neuen Krieg gehabt. Laut einem Lagebericht für die sozialistische Exilgruppe Neu Beginnen hielt man in der Bevölkerung den Einmarsch anfangs für eine «Wahnsinnstat». Wenn man den Unterhaltungen in den Verkehrsmitteln zuhöre, so der Bericht, sei die Meinung sehr verbreitet gewesen, damit sei ein Krieg ausgebrochen. «Die Kriegsangst, die seit Wochen die Stimmung beherrschte und tatsächlich die Unterhaltungen über den Buttermangel verdrängte, hatte in diesen Stunden ihren Höhepunkt erreicht.»³⁸ Während die Nationalsozialisten jubelten, hofften Sozialdemokraten in Deutschland auf die Gegenwehr Englands. «Bei unseren Genossen herrscht grosse Enttäuschung darüber», hiess es in einem Bericht aus Berlin, «dass Hitler auch diese Provokation geglückt ist. Das Versagen des Völkerbundes ist zu offenbar und wird durch die laue Durchführung der Sanktionsmassnahmen gegen Italien noch mehr sichtbar. Man ist überzeugt, dass nichts Ernstliches gegen Hitler unternommen wird [...].»³⁹ Doch konnten auch Sozialdemokraten sich dem Erfolgsrausch nicht entziehen. «Die aussenpolitischen Erklärungen des

Führers», wurde aus Augsburg berichtet, «verfangen auch bei vielen Arbeitern, besonders aber bei der Jugend.»⁴⁰ Vom Königsplatz in München, der nun von den Nationalsozialisten zu einem pompösen königlichen Platz umgebaut wurde, berichtete der Korrespondent, als die Reichstagsrede Hitlers öffentlich übertragen wurde: «Jeder empfand, dass in Hitlers Forderungen doch auch ein Stück Berechtigung steckt. Der Geist von Versailles ist allen Deutschen verhasst; Hitler hat nun diesen fluchwürdigen Vertrag doch zerrissen und den Franzosen vor die Füße geworfen. ‚Recht hat Hitler, wenn er die Gleichberechtigung Deutschlands fordert. Recht hat Hitler, wenn er es den anderen einmal gründlich sagt.‘»⁴¹

Das Regime nutzte die günstige Stimmung, um durch «Wahlen» zum Reichstag am 29. März eine demonstrative, öffentliche Loyalitätsbekundung zu organisieren. Mit grossem Propagandaaufwand bereitete das Regime diese Wahlen vor. Hitler sprach auf Kundgebungen in elf Städten, darunter am 27. März bei Krupp in Essen. Um 16 Uhr kündigten die Werks sirenen den Auftritt des «Führers» an, alle anderen Sirenen der Stadt, ja des Reichs ertönten, damit in dieser Minute die Nation innere Einkehr halte, wie Goebbels propagierte, und ihre Zustimmung für Hitler zum Ausdruck bringe, der hier bei Krupp wie in allen anderen Reden beteuerte, dass er alles allein für das Volk tue. Zugleich waren alle Deutschen an diesem Tag aufgefordert, Fahnen zu hissen.⁴² Auch die *Berliner Illustrierte Zeitung* war in den Wahlkampf eingebunden. Am 12. März machte sie mit dem Titel «Der Wahlkampf hat begonnen» auf und berichtete über Hitlers Rede im Reichstag. Eine Woche später veröffentlichte sie einen grossen Bericht über Hitlers Wahlkampf tour; drei Tage vor der Wahl war Hitler auf dem Titelblatt zu sehen: «Ihm gehört Deine Stimme».⁴³

Zu wählen gab es am 29. März nichts. Auf dem Wahlzettel konnte man nur ein Kreuz bei Adolf Hitler machen, leer abgegebene Wahlzettel wurden als Zustimmung gezählt. Das Wahllokal in Wittlich war, so Matthias Joseph Mehs, gestopft voll, die Wählerinnen und Wähler standen dicht hintereinander, so dass von einer geheimen Wahl hinter der Stellwand keine Rede sein konnte. «Wer will diesen grossen Zettel zerreißen, da der Hintermann das ja hören kann? Wer will irgendetwas drauf schreiben, da man an der langen Dauer des Schreibens merken kann, dass etwas anderes darauf kommt als ein rasch hingestrichenes Kreuz?», notierte Mehs in seinem Tagebuch. «Wer diesen Zettel dem Volk, dem souveränen Volk, dem einzigen und heiss geliebten Volk, vorzusetzen wagt, der ist in

Wahrheit ein Verächter des Volkes, der missbraucht es, treibt es in die Enge, verhöhnt den Volkswillen und zwingt das Volk, sich selbst zu erniedrigen.»⁴⁴ 4'177 Stimmen gab es in Wittlich für Hitler, das waren 99,74 Prozent bei hundertprozentiger Wahlbeteiligung, nur 11 hatten ausdrücklich mit Nein gestimmt – ein Ergebnis, das dem Gesamtergebnis im Reich entsprach: Nach offiziellen Angaben hatten 98,8 Prozent der Wählerinnen und Wähler für die «Liste des Führers» gestimmt.

Den jüdischen Deutschen war verboten, an der Wahl teilzunehmen, was Willy Cohn in Breslau bitter aufstieß: «Es war doch ein sehr merkwürdiges Gefühl, an der Wahl nicht teilzunehmen, und ich dachte an den Krieg und die Opfer, die man für Deutschland gebracht hat.»⁴⁵ Für Luise Solmitz wurde die Wahl zu einer schwerwiegenden Entscheidung, da sie wählen durfte, ihr Ehemann jedoch nicht. «Das wäre der rechte Mut, die richtige Zivilcourage, wenn ich ruhig u. selbstverständlich zur Wahl ginge, durch all die Nachbarn hindurch. Ob ich den Mut aufbringen werde? – Soll ich fortbleiben, weil Fredy nicht wählen darf?» Dann kam der gefürchtete Wahlsonntag. «Noch an der Haustür dachte ich: du kannst es nicht. Und dann ging ich doch.»⁴⁶

Antisemitische Verfolgung

Der Verfolgungsdruck gegen die deutschen Juden liess nicht nach. Wenige Monate zuvor waren auf dem Nürnberger Parteitag im September 1935 einschneidende antisemitische Gesetze verabschiedet worden. «Reichsbürger» konnte nur sein, wer «deutschen oder artverwandten Blutes» war. Jüdische Deutsche wurden damit zu Bürgern zweiter Klasse, zu blossen «Staatsangehörigen». Das «Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre» verbot nicht bloss Eheschliessungen «zwischen Juden und Staatsangehörigen deutschen oder artverwandten Blutes», sondern darüber hinaus generell den «ausserehelichen Verkehr zwischen Juden und Staatsangehörigen deutschen oder artverwandten Blutes». Damit war erstmals in Deutschland die rassistische Obsession, sexuellen Kontakt mit jüdischen Menschen zu verbieten, staatliches Gesetz geworden. Ein solches Verbot konnte nur mit Hilfe von Denunziationen durchgesetzt werden und wurde, wie die rasch steigende Zahl der Anzeigen aus der Bevölkerung nach dem Herbst 1935 zeigt, auch als Aufforderung zur volksgemeinschaftlichen

Schnüffelei verstanden. Zudem wurde Juden untersagt, weibliche Angestellte «deutschen oder artverwandten Blutes» unter 45 Jahren im Haushalt zu beschäftigen sowie die Nationalfahne, also die Hakenkreuzflagge, zu zeigen.⁴⁷

Einen Monat später, am 18. Oktober 1935, wurde ein ähnliches Eheverbot mit dem Gesetz zum «Schutz der Erbgesundheit des deutschen Volkes» für all diejenigen erlassen, die als erbbiologisch minderwertig galten. Die antisemitischen Nürnberger Rassegesetze vom September 1935 richteten sich ebenso gegen Schwarze und Roma und Sinti. In ihrem Gesetzeskommentar aus dem Jahr 1936 wiesen Wilhelm Stuckart und der spätere Chef des Bundeskanzleramtes unter Adenauer Hans Globke ausdrücklich im Zusammenhang mit «artfremdem Blut» auf das «Negerblut» hin und erinnerten warnend an die «Negerbastarde» aus der Zeit der Rheinlandbesetzung.⁴⁸

Die Nürnberger Gesetze stiessen Luise Solmitz in Verzweiflung. Am Radio verfolgte sie noch in der späten Nacht Hitlers Rede. «Gegen Mitternacht wurden die neuen Gesetze verkündet, unser bürgerliches Todesurteil. [...] Wer meine Tochter heiratet, kommt ins Zuchthaus u. sie mit. – Das Dienstmädchen muss entlassen werden. – Flaggen dürfen wir nicht mehr. Jüdische Farben kennen wir nicht. Nur Staatsangehörige, nicht Reichsbürger dürfen wir sein. Mein Vaterland, wie sehr habe ich dich geliebt, seit ich denken kann. Geduldet nur, darf ich als Fremde in dir wohnen. Weil ich den Mann heiratete, den ich liebe, schändete ich dich, du verstösst unser Kind, du nicht, Vaterland, du nicht, du bleibst in u. wir bleiben in dir.» Auf der einen Seite betont Luise Solmitz das enge Gefühl des Miteinander-Seins, des Durchstehens, des Zusammenhalts in der Familie, andererseits: «Wir gehören nicht mehr zu euch, dürfen es nicht, dieses Bewusstsein u. dieser Wille waren das Endergebnis des Nürnberger Reichstages für mich.»⁴⁹ Unsicherheit herrschte zudem über die Konkretisierung der Gesetze. Durfte sie weiter mit ihrem – in nationalsozialistischer Perspektive: jüdischen – Ehemann verheiratet sein? Friedrich schrieb deswegen einen Brief an Reichsinnenminister Frick. Wie wird die Tochter Gisela eingestuft? Als «Halb-» oder «Vierteljüdin»? Wird ihr der Zugang zur bisherigen Schule verwehrt? Wie soll man sich zur Diskriminierung verhalten? Versuchen, die jüdische Herkunft zu verdecken oder offen die Dinge benennen? Konflikte brachen in der Familie auf. Gisela warf der Mutter vor, dass dies alles sie ja nicht betreffe und nichts angehe. «,Mich geht das nichts an, mich nicht?!', flamme ich auf. Wie ist das alles schwer und bitter.»⁵⁰

Mitte November endlich kamen die ersten Verordnungen zum Reichsbürgergesetz und zum Blutschutzgesetz heraus, die festlegten, dass als Jude gilt, wer drei Grosselternteile jüdischer Religion hat. Aber auch Menschen mit zwei Grosseltern jüdischer Religion galten als Jude, wenn sie zum Zeitpunkt der Nürnberger Gesetze entweder Mitglied der Jüdischen Gemeinde waren oder danach wurden, wenn sie einen jüdischen Ehepartner hatten oder nach dem 15.9.1935 in einer solchen Ehe geboren bzw. aus einer solchen ausserehelichen Beziehung nach dem 31.7.1936 geboren wurden. Gisela war demnach im Sinne dieser rassistischen Gesetzgebung keine Jüdin, sondern «Mischling», «Halbjüdin», durfte aber einen «deutschblütigen» Mann nur mit Genehmigung des Innenministers heiraten. Des Weiteren wurde bestimmt, dass jüdische Beamte zum 31. Dezember 1935 in den Ruhestand versetzt werden und nur ehemaligen Frontkämpfern des Weltkrieges ein Ruhegehalt in der Höhe der bisherigen Bezüge bis zum Erreichen der Altersgrenze zustand. Und – daran knüpften Luise und Friedrich Solmitz grosse Hoffnungen – Hitler konnte Ausnahmen bestimmen. Noch am selben Tag schrieb Friedrich an den «Führer», wie Luise ihn nannte, auch wenn der Brief an Frick unbeantwortet geblieben war.⁵¹

Mit «relativer Ruhe in der ‚Judenpolitik‘» umschreibt Peter Longerich die Zeit von Ende 1935 bis Ende 1936.⁵² Im Alltag hielt die Drangsalierung jedoch unvermindert an. Gisela Solmitz war in der Schule als «Mischling» gebrandmarkt, durfte nicht Mitglied des Bundes Deutscher Mädel (BDM) werden. Das Dienstmädchen, das im Haushalt half, musste entlassen werden. Luise Solmitz empfand sehr genau die antisemitische Unterstellung, dass jüdische Männer sexuell gierig seien: «Wenn schon Zuchthaus auf Verkehr mit arischen Mädchen steht, so dürfte das doch genügen, u. es brauchte nicht noch das Hausangestelltenverbot dem Arbeitgeber (und der Arbeitnehmerin!) eine so furchtbare Härte aufzuerlegen. Wie würdigt das auch einen anständigen, sittsamen Hausvater vorm eigenen Kind, einer heranwachsenden Tochter herab, wie erniedrigt es uns alle vor der Öffentlichkeit!»⁵³

Victor Klemperer, dessen Haushaltsangestellte ebenfalls entlassen werden musste, erhoffte sich, dass er als ehemaliger Weltkriegssoldat unter die Regelung eines vollen Ruhestandsgehaltes fallen würde. Bislang hatte er monatlich 480 Mark als «Abschlag» bekommen; mit vollem Gehalt hätte die Not ein Ende. Dann aber kam die Abrechnung, und er wurde gemäss § 6 des Berufsbeamtengesetzes vom April 1933 eingestuft, also nicht als «Jude» in den Ruhestand versetzt, son-

dern «zur Vereinfachung der Verwaltung», wie es im Paragraphen hiess. Der «Schaufensterparagraph», der ein volles Gehalt für jüdische Frontkämpfer vorsah, sei, so Klemperer bitter, offenkundig nur zur Blendung des Auslands da. Man errechnete 61 Prozent, was auf etwa 490 Mark monatlich hinauslief, was einem heutigen Betrag von etwa 1'800 Euro entspräche.⁵⁴

Aber er wollte sich wegen der Geldeinbusse, wie er schrieb, auf keinen Fall zur Verzweiflung treiben lassen. «Welchen Zweck hat es in dieser Zeit, an nächstes Jahr zu denken?» notierte er am 31. Dezember 1935. «Vielleicht bin ich dann ermordet, vielleicht wieder im Amt, vielleicht ist die Versicherung wieder durch Inflation zerstört, wie schon einmal, vielleicht – ich *will* leichtsinnig sein, ich will es ganz bewusst sein.»⁵⁵ Trotz knappster finanzieller Mittel verwirklichte er seinen lang gehegten Wunsch, Auto zu fahren, meldete sich zu einem Fahrkurs an und kaufte im März 1936 für 850 RM einen offenen Opel, 6 Zylinder, 32 PS, Baujahr 1932. «Das Auto soll uns ein Stück Leben und die Welt wiedergeben.»⁵⁶ Zwar drückten die Kosten für Steuer und Versicherung auf das Monatsbudget, es verbrauchte mehr Benzin als angekündigt, und zunächst musste Klemperer noch kräftig üben, rempelte auch schon einmal ein anderes Fahrzeug an und entging um Haaresbreite einem Zusammenstoss mit einem Bus – «Gott, hat der Fahrer geschimpft!»⁵⁷ Aber dann im Mai kam die erste Tour nach Piskowitz, um das ehemalige Hausmädchen Agnes zu besuchen. Victor Klemperer mit neuer Schutzbrille, «stolz über den Altmarkt zur Neustadt, dieselbe schöne Strecke, die wir neulich mit den Wenglers gefahren, bis Radeberg, bis dicht vor Pulsnitz. Dort eine freie Bergkuppe, imposantes grosses schwarzes Holzkreuz mit Aufschrift ‚Versailles!‘, daneben ein Denkstein für Schlageten Wundervoller Rund- und Weitblick.»⁵⁸

«Darf ein jüdischer Professor ein Auto haben, irgendwie ‚auffallen?‘»⁵⁹ Wie schwer fällt es nach wie vor, die Verfolgten nicht nur als Leidende zu sehen. Als habe sich der Blick der Täter, die ihre Opfer nur als Objekte, als «Stücke» und «Schädlinge», nie jedoch als Menschen betrachteten, unheilvoll bis in die Gegenwart fortgesetzt, wird die Autoepisode, deren Komik ins Auge springt und zuweilen hell lachen macht, in der Rezeption der Tagebücher eher an den Rand gedrängt. Dabei kann uns gerade sie daran erinnern, dass die Opfer Menschen waren, mit Wünschen, Hoffnungen, Sehnsüchten – und Verschrobenheiten. Victor Klemperers Unbeholfenheit im Umgang mit dem «Bock», seine ergebene Geduld

bei den steten Pannen dieses Fahrzeugs und zugleich sein Glücksgefühl, buchstäblich Raum zu gewinnen, eben jene einschnürende Enge zu durchbrechen, die ihm die Nationalsozialisten auferlegten, unterläuft das vertraute Bild vom Opfer als geschundener Kreatur. So wunderbarlich und schrullig uns Klemperers Autobegisterung erscheinen mag, sie gibt dem Drangsalierten seine Würde als Mensch wieder.

Wenige Jahre später wurde den Klemperers diese Ausflucht genommen. Am 3. Dezember 1938 entzog Himmler als Chef der Deutschen Polizei allen Juden die Fahrerlaubnis. «Begründung: Wegen des Grünspanmordes seien die Juden ‚unzuverlässig‘, dürften also nicht am Steuer sitzen, auch beleidigte ihr Fahren die deutsche Verkehrsgemeinschaft, zumal sie anmasslicherweise sogar die von deutschen Arbeiterfäusten gebauten Reichsautostrassen benutzt hätten. Dies Verbot trifft uns überaus hart. Es ist jetzt drei Jahre her, dass ich fahren lernte, mein Führerschein datiert vom 26.1.1936.»⁶⁰

Olympia

Die deutsche Mehrheitsgesellschaft war im Sommer 1936 von einem ganz anderen Ereignis gefesselt: den Olympischen Spielen in Berlin, die vom 1. bis 16. August stattfanden. Dass sie überhaupt in NS-Deutschland ausgetragen würden – die Entscheidung für Berlin hatte das Internationale Olympische Komitee (IOC) 1931 gefällt – war bis Ende 1935 nicht klar. Denn vor allem in den USA existierte eine breite Boykottbewegung, die den Olympischen Geist als unvereinbar mit dem Rassismus und Antisemitismus der Nationalsozialisten betrachtete. Jüdische Organisationen wie auch die National Association for the Advancement of Colored People (NAACP) forderten, dass amerikanische Athleten der NS-Olympiade fernbleiben sollten. In einem Offenen Brief hatte sich der Präsident der US-amerikanischen Amateur Athletic Union Jeremiah Mahoney gegen Deutschland als Austragungsort ausgesprochen: «The Olympic principle which recognizes the absolute equality of all races and creeds, is diametrically opposed to Nazi ideology, whose cornerstone is the dogma of racial inequality.» Doch wurde er, wenn auch nur von einer knappen Mehrheit, überstimmt, und die AAU-Athleten nahmen wie die Sportlerinnen und Sportler aus 49 Nationen an der Olympiade in Berlin teil, mit annähernd viertausend Teilnehmerinnen und Teilnehmern die bis dahin grössten Olympischen Spiele.⁶¹

Von Seiten des IOC war die Neigung zum Boykott ohnehin gering. Der Präsident des Internationalen Leichtathletikverbandes Sigfrid Edström, der von 1942 bis 1952 IOC-Präsident werden sollte, schrieb im Februar 1934 an Avery Brundage, den Präsidenten des American Olympic Committee und späteren Nachfolger Edströms als IOC-Präsident von 1952 bis 1972, dass er die nationalsozialistische Gegnerschaft gegen die Juden verstehen könne. Die meisten dieser Juden seien aus Polen oder Russland gekommen und unterschieden sich vom westlichen Denken. Wenn Deutschland eine «weisse Nation» bleiben wolle, müsse es schliesslich etwas unternehmen. Im Mai 1934 telegraphierte der amtierende IOC-Präsident Baillet-Latour an Brundage, dass auf der IOC-Sitzung in Athen die «jüdische Frage» völlig zufriedenstellend geklärt sei und die amerikanischen Athleten nun unbedenklich teilnehmen könnten.⁶²

Schon früh hatte die NS-Führung den propagandistischen Wert der Olympiade erkannt und mit den Vorbereitungen begonnen. Hitler selbst übernahm 1934 nach Hindenburgs Tod die Schirmherrschaft. Der Bau des Olympiageländes war das erste architektonische Grossprojekt des NS-Regimes. Das «Reichssportfeld» umfasste 131 Hektar; rund 400'000 Menschen konnten sich gleichzeitig im Stadion, auf dem Aufmarschfeld und in der Freilichtbühne (die heutige Waldbühne) aufhalten; auf dem Militärübungs Gelände in Döberitz wurde das Olympische Dorf für die rund viertausend Sportlerinnen und Sportler gebaut. Auch in Garmisch-Partenkirchen, dem Austragungsort der Olympischen Winterspiele, entstanden ein Skistadion für 100'000 Zuschauer, zwei Olympia-Schanzen sowie ein Eisstadion und eine Bobbahn.⁶³

Der internationalen Kritik am rassistischen und antisemitischen Charakter des NS-Regimes versuchte die deutsche Führung zu begegnen, indem sie antisemitische Verbotsschilder und Hetzplakate während der Spiele kurzfristig entfernen liess und die international erfolgreiche Fechterin Helene Mayer, deren Vater jüdisch war und die deswegen 1933 aus ihrem Fechtverein in Offenbach gedrängt worden war und in den USA lebte, in die deutsche Olympiamannschaft aufnahm. Für die Winterspiele in Garmisch-Partenkirchen war auch der Eishockeyspieler Rudi Ball nominiert, der gemäss den Nürnberger Gesetzen als «Halbjude» galt. Die Hochspringerin und mehrfache Deutsche Meisterin Gretel Bergmann, die wegen ihrer jüdischen Herkunft ebenfalls 1933 aus ihrem Sportverein ausgeschlossen worden und darauf nach England emigriert war, wurde unter Androhungen

von Repressalien gegen ihre Angehörigen gezwungen, nach Deutschland zurückzukehren und an den Olympiaqualifizierungen teilzunehmen, um nach aussen NS-Deutschland als tolerante, offene Nation zu inszenieren. Sie wurde dann aber Mitte Juli, nachdem die US-Athleten bereits mit dem Schiff nach Deutschland unterwegs waren, nicht für die deutsche Olympiamannschaft nominiert, obwohl sie noch im Juni den deutschen Rekord im Hochsprung eingestellt hatte.⁶⁴

Im Jahr 1934 war im Goebbels-Ministerium ein eigener «Propaganda-Ausschuss für die Olympischen Spiele» eingerichtet worden. Mit Plakaten und Broschüren, über Presse und Rundfunk, mit Filmveranstaltungen, einem «Olympia-Zug» mit drei Lastkraftwagen, mit dem eine Wanderausstellung in nahezu hundert Orten präsentiert wurde, die rund 600'000 Besucher zählte, warb das Regime in ganz Deutschland für Olympia. Auf Initiative des Propagandaministeriums wurde das olympische Feuer von über dreitausend Läufern vom 20. Juli bis zum 1. August von Olympia in Griechenland durch sieben europäische Länder nach Berlin getragen, was grosse internationale Aufmerksamkeit und Zustimmung fand. Für die Olympiagäste war zwischen Funkturm und Heerstrasse eine eigene «KdF-Stadt» errichtet worden. Nach offiziellen Angaben reisten etwa 164'000 deutsche und 75'000 ausländische Besucherinnen und Besucher zur Olympiade in Berlin, hinzu kamen 16'000 deutsche und 8'000 ausländische Jugendliche, die in etlichen «Olympialagern» in Berlin und Umgebung untergebracht wurden.⁶⁵

Die Feststrasse zwischen Rathaus und Lustgarten im Westen und dem Olympiastadion im Osten galt als «Via triumphalis». Hier hingen überdimensionale Hakenkreuzfahnen, Kränze wurden niedergelegt, und die eintreffenden Sportler begrüsst man mit militärischem Zeremoniell. Der amerikanische Schriftsteller Thomas Wolfe besuchte im Sommer 1936 die Hauptstadt. Martha Dodd beschrieb ihn als baumlangen Mann, knapp zwei Meter gross, mit dem Gesicht eines grossen Dichters. Er habe dem Romanischen Café wieder Leben eingehaucht und den Berliner Intellektuellen wieder ein wenig von der Würde und Kraft unabhängigen Denkens zurückgegeben. «Für die Zeit der Olympiade war ganz Berlin in eine Art Anhängsel des Stadions verwandelt worden», schrieb Wolfe in seinen 1940 posthum veröffentlichten Roman «You cant go home again», der auf seinen Reisenotizen beruhte. «Vom Lustgarten zum Brandenburger Tor, die breite Promenade Unter den Linden entlang, durch die lange Allee des märchenhaften Tier-

gartens, den ganzen Weg durch das westliche Berlin bis vor die Tore des Stadions war die Stadt ein erschütternd farbenprächtiges, königliches Fahnenmeer: nicht nur die Häuserzeilen waren kilometerweit mit Flaggen dekoriert, sondern die ganze Anfahrt entlang erhoben sich fünfzehn Meter hohe Fahnenmasten, die das Schlachtzelt eines grossen Kaisers hätten zieren können. Den ganzen Tag über, vom frühen Morgen an, war Berlin ein gewaltiges Ohr, das aufmerksam-konzentriert den Ereignissen im Stadion lauschte. [...] Auch viele marschierende Männer gab es zu sehen: Regimenter von Braunhemden marschierten schwungvoll durch die Strassen, nicht immer bewaffnet, aber im gleichen Schritt und Tritt. Täglich zur Mittagszeit nahmen die Truppen an allen Hauptzufahrtsstrassen zum Stadion Stellung, an allen flaggengeschmückten Strassen und Alleen, die der Führer entlangzufahren pflegte. Die jungen Leute standen bequem, lachten und unterhielten sich: die Leibwache des Führers, die Einheiten der SS und der SA, alle Grade und Ränge in ihren verschiedenen Uniformen; in zwei geschlossenen Reihen standen sie von der Wilhelmstrasse bis zum Bogen des Brandenburger Tores. Dann plötzlich ein scharfes Kommando und das Zusammenknallen von zehntausend schweren Stiefeln. Es klang nach Krieg.»⁶⁶

Denn entgegen dem Eindruck, das Regime zeige sich während der Olympischen Spiele offener und toleranter, hielten die Verfolgung und der Polizeiterror an. Berlin sollte sich nämlich als «ordentliche» und «saubere» Stadt präsentieren. So wurden während der Spiele über zweitausend Frauen, die als Prostituierte, Bardamen oder Tänzerinnen arbeiteten, zwangsweise auf Geschlechtskrankheiten untersucht. Auf den Strassen ging die Polizei gegen «Bettler» und «Asoziale» vor. Im «Städtischen Arbeits- und Verwahrungshaus» in Berlin-Rummelsburg waren im Juni 1936 über 1'400 Menschen interniert; in Bayern verhaftete die Polizei im Juli 1936 rund 1'300 «Arbeitsscheue», von denen allein 700 in das Konzentrationslager Dachau verschleppt wurden, darunter 400 Sinti und Roma. Auch in Berlin unternahm die Polizei eine Grossrazzia, liess morgens früh «schlagartig in ganz Gross-Berlin sämtliche Zigeunerlager durch die Schutzpolizei umstellen», wie es im Einsatzbefehl vom 10. Juli hiess, und brachte die Verhafteten zu einem Gelände in Berlin-Marzahn, auf dem in einem Zwangslager über 600 Menschen eingesperrt wurden. Nicht zuletzt liess die SS zeitgleich zu den Olympischen Spielen das Konzentrationslager Sachsenhausen vor den Toren Berlins bauen, in dem sich im September bereits etwa eintausend Häftlinge befanden.⁶⁷

Die der internationalen Öffentlichkeit zugewandte Tribüne der Spiele war indes gleissend und blendete den nach wie vor existierenden Terror ab. Massenaufmärsche, Feste, Empfänge begleiteten die sportlichen Wettkämpfe; der schon bei den Reichsparteitagen erprobte «Lichtdom» der Flakscheinwerfer wurde auch für das Olympiastadion eingesetzt – die Ästhetik der Inszenierung der Olympischen Spiele entsprach den Reichsparteitagen, und nicht zufällig erhielt eben Leni Riefenstahl den Auftrag für einen aufwändigen Olympia-Film, in dem sie den «klassischen», den weissen Körper feierte. Doch konnte das NS-Regime nicht verhindern, dass schwarze Athleten Medaillen errangen. Der Amerikaner Jesse Owens war mit vier Goldmedaillen der erfolgreichste Athlet der Olympischen Spiele in Berlin; ebenfalls gewann der amerikanische Hochspringer Cornelius Johnson Gold. Und mit den Ungarinnen Ilona Schacherer-Ek (Gold), Ellen Preis (Bronze) sowie Helene Mayer (Silber) standen drei Florettfechterinnen auf dem Podest, die den Nationalsozialisten als jüdisch galten, was Helene Mayer indes nicht hinderte, zur Siegerinnenehrung den rechten Arm zum «deutschen Gruss» zu heben.⁶⁸

Die *BIZ* berichtete im August ausführlich und dreisprachig – englisch, deutsch, französisch – über die sportlichen Ereignisse und brachte sogar ein eigenes Olympia-Sonderheft heraus. Im Radio wurde «live» von den Wettkämpfen berichtet, nicht nur in Berlin. Auch in etlichen anderen deutschen Städten wurden Lautsprecher auf öffentlichen Plätzen installiert, mit denen das Geschehen in Berlin «live» gehört werden konnte. Sogar die neue, noch weitgehend unbekannte Fernsehtechnik setzte das Regime ein. Mehrere Stunden am Tag strahlte ein Fernsehsender vom Haus des Rundfunks eine Übertragung von den Wettkämpfen aus, die in 28 öffentlichen Fernsehräumen in Berlin, Potsdam und Leipzig zu sehen war. Die Nachfrage war enorm; mehr als 160'000 Zuschauerinnen und Zuschauer sahen die Übertragungen.⁶⁹

Der amerikanische Journalist William Shirer, der als Ausländskorrespondent zwischen 1934 und 1940 in Berlin arbeitete, berichtete, dass amerikanische Kollegen, mit denen er gesprochen habe, von der Organisation der Spiele beeindruckt gewesen seien. Die Nationalsozialisten hätten eine sehr gute Fassade aufgebaut und, so befürchtete er, mit ihrer Propaganda Erfolg gehabt.⁷⁰ Victor Klemperer indessen schaute hinter die Kulissen. «Die Olympiade, die nun zuende geht, ist mir doppelt zuwider. 1.) als irrsinnige Überschätzung des Sports; die Ehre ei-

nes Volkes hängt davon ab, ob ein Volksgenosse zehn Zentimeter höher springt als alle andern. Übrigens ist ein Neger aus USA am allerhöchsten gesprungen, und die silberne Fechtmedaille für Deutschland hat die Jüdin Helene Meyer gewonnen (ich weiss nicht wo die grössere Schamlosigkeit liegt, in ihrem Auftreten als Deutsche des dritten Reichs, oder darin, dass ihre Leistung für das dritte Reich in Anspruch genommen wird). [...] Und 2. ist mir die Olympiade so verhasst, weil sie nicht eine Sache des Sports ist – bei uns meine ich – sondern ganz und gar ein politisches Unternehmen. ‚Deutsche Renaissance durch Hitler‘ las ich neulich. Immerfort wird dem Volk und den Fremden eingetrichtert, dass man hier den Aufschwung, die Blüte, den neuen Geist, die Einigkeit, Festigkeit und Herrlichkeit, natürlich auch den friedlichen, die ganze Welt liebevoll umfassenden Geist des dritten Reiches sehe. Die Sprechchöre sind (für die Dauer der Olympiade) verboten, Judenhetze, kriegerische Töne, alles Anrühige ist aus den Zeitungen verschwunden, bis zum 16. August, und ebensolange hängen überall Tag und Nacht die Hakenkreuzfahnen. In englisch geschriebenen Artikeln werden ‚Unsere Gäste‘ immer wieder darauf hingewiesen, wie friedlich und freudig es bei uns zugehe, während in Spanien kommunistische Horden‘ Raub und Totschlag beginnen. »⁷¹

Krieg in Spanien

In der Tat verwob sich die Propagandafeier von «friedlichen» Olympischen Spielen mit dem Beginn des Spanischen Bürgerkrieges, in den NS-Deutschland, bevor noch das olympische Feuer in Berlin entzündet wurde, bereits an der Seite der putschenden Generäle um Franco eingegriffen hatte. Willy Cohn, der im Juli 1936 im niederschlesischen Kurort Kudowa (heute Kudowa-Zdrój) weilte, beobachtete, dass die Zeitungen, die er im Lesesaal des Kurhauses las, vom Bürgerkrieg in Spanien und von Olympia beherrscht waren. Am 30. Juli erschien in der *BIZ* unter der Überschrift «Kampf um Spanien!» eine Doppelseite mit Fotos von Volksfrontkämpfern hinter Barrikaden in Barcelona, von Zerstörungen in Madrid und Soldaten des Putschistengenerals Mola auf dem Weg zum Bahnhof in Burgos, um zur Front vor Madrid gebracht zu werden. Eine Woche später, als die Titelseite mit Hitler bei der Eröffnung der Olympischen Spiele aufmachte, schilderte der Sonderkorrespondent Hans Rudolf Berndorff aus der «Hölle Spanien» mit dramatischen Worten die angeblichen Gräueltaten: Er berichtete, dass bewaffne-

te «Weiber» Priester mit Benzin übergossen und bei lebendigem Leib anzünden, dass mutige deutsche Piloten mit ihren Junkers-Flugzeugen Flüchtlinge retten, dass räuberische Milizen sich beim Plündern gegenseitig erschossen und dass die schönen spanischen Städte nun in Trümmern liegen. Ergänzt wurde der Bericht mit Agenturfotos, welche die Schreckenstaten der republikanischen Milizen zeigen sollten: vor einem Kirchenportal zur Schau gestellte weibliche Leichen, angeblich Nonnen, die aus ihren Särgen gerissen worden seien, oder gefangene Offiziere der «Militärpartei», wie es in der Bildunterschrift hiess, die erschossen werden.⁷² Berndorff, Jahrgang 1895, seit 1925 Reporter für die Publikationen des Ullstein-Verlagshauses und seit 1933 Mitglied der SS, wurde mit Artikelserien über Kriminalfälle, Weltreisen, Expeditionen bekannt und veröffentlichte etliche Kurzgeschichten und Fortsetzungsromane in der *BIZ*, auch über den spanischen Bürgerkrieg. Nach 1945 konnte er seine Karriere trotz seiner Vergangenheit als NS-Propagandist fortsetzen und wurde ein beliebter Autor bei der weit verbreiteten Rundfunk- und Fernsehzeitschrift «Hör Zu!».⁷³

In Spanien hatten sich vor 1936 die Rechts-Regierungen angesichts massiver ungelöster Probleme zerschlossen – wie der Armut auf dem Land einerseits und dem Reichtum der Grossgrundbesitzer andererseits, der Benachteiligung der Land- und Industriearbeiter sowie der Autonomiebestrebungen im Baskenland und in Katalonien. Aus den Wahlen im Februar 1936 ging mit knapper Mehrheit eine linke Volksfront-Regierung hervor, der jedoch ein erbittert feindseliges nationales Lager aus Grossgrundbesitzern, katholischer Kirche, grossen Teilen des Militärs, Monarchisten und der faschistischen Falange gegenüberstand. Am 17. Juli putschten rechte Generäle gegen die Republik, die gewählte Regierung brach zusammen, die sozialistischen und anarchistischen Arbeiterorganisationen bewaffneten ihre Mitglieder, die sich den Putschtruppen entgegenwarfen und eine Machtübernahme der Generäle verhinderten. Zugleich war in den Augen der linken Milizen nun der Zeitpunkt für eine soziale Revolution gekommen, und sie begannen, Grossgrund- und Fabrikbesitzer zu enteignen, Kleriker als Vertreter der verhassten Oberschicht zu verfolgen, zu töten und lokal wie regional Komitees zu gründen, die die Macht ausübten.⁷⁴

Während die aufständischen Militärs Teile Andalusiens und Kastiliens einnahmen, der Osten und Süden jedoch vorerst in den Händen der Republikaner blieb, befand sich General Franco mit seinen Truppen in Spanisch-Marokko. Da die dort stationierte spanische Marine sich jedoch nicht am Putsch beteiligte, wa-

ren die Militärs dringend auf Transportflugzeuge angewiesen, um ihre Truppen auf das spanische Festland zu bringen. Franco schickte als Emissäre einen Journalisten nach Italien und die beiden deutschen Kaufleute und Nationalsozialisten Johannes Bernhardt und Adolf Langenheim nach Berlin. Obwohl das Auswärtige Amt mittlerweile dramatische Berichte über Gewalttaten von kommunistischen und anarchistischen Milizen in Madrid und Barcelona erhalten hatte, liess es die beiden Franco-Botschafter abblitzen, weil es sich nicht in den innerspanischen Konflikt hineinziehen lassen wollte. Dafür ebnete Rudolf Hess den beiden den Weg zu Hitler, der gerade den Wagner-Festspielen in Bayreuth zuhörte. Nach am Abend des 25. Juli kam es zu einer dreistündigen Begegnung mit Hitler, in der die Gefahr eines kommunistischen Sieges in Spanien drastisch ausgemalt wurde. Ohne das Auswärtige Amt zu konsultieren, entschied Hitler noch in der Nacht, Franco mit zwanzig Transportmaschinen vom Typ Ju-52 und sechs bewaffneten Jagdflugzeugen zu deren Schutz zu Hilfe zu kommen. Gegenüber Ribbentrop, damals noch nicht Aussenminister, äusserte Hitler wenige Tage später, dass alles getan werden müsse, damit Spanien nicht kommunistisch werde.⁷⁵

Ebenfalls hatte Mussolini Unterstützung zugesagt, so dass mit deutscher und italienischer Hilfe über 30'000 Soldaten von Marokko auf das spanische Festland gebracht werden konnten – eine, wie Walther Bernecker feststellt, entscheidende Voraussetzung für den Sieg Francos.⁷⁶ In dieser Situation hätte die republikanische Regierung dringend die Hilfe der westlichen Demokratien benötigt, aber Grossbritannien und Frankreich, in dem die linke Volksfront regierte, handelten mit 24 weiteren Ländern ein Abkommen aus, kein Kriegsmaterial nach Spanien zu liefern. Dass diesem Nichtinterventionvertrag auch Deutschland und Italien beitraten und gleichwohl weiterhin die Franco-Truppen massiv unterstützten, zeigt erneut beider Zynismus im Umgang mit internationalen Verträgen. So blieb für die republikanische Seite nur die Sowjetunion, die ebenfalls das Nichteinmischungsabkommen unterzeichnet hatte, aber dennoch der spanischen Republik Militärhilfe leistete mit dem Kalkül, den kommunistischen Einfluss zu stärken.⁷⁷

Am 1. August stach der erste Voraustrupp von Hamburg aus in Richtung Spanien in See, um auf dem Flugplatz von Sevilla den Stützpunkt der «Legion Condor» aufzubauen, jenes deutschen Luftwaffengeschwaders, das mit dem Bodenpersonal über fünftausend Angehörige umfasste und massiv in die Kämpfe

zugunsten der francistischen Truppen eingriff. Zwar erfolgte der Einsatz verdeckt, die Soldaten trugen eine Uniform ohne Hoheitsabzeichen, aber die Existenz der «Legion Condor» war ein offenes Geheimnis. Ihr Einsatz bot der sich im Aufbau befindlichen deutschen Luftwaffe, so erläuterte es deren Oberbefehlshaber Hermann Göring im Nürnberger Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher, die willkommene Gelegenheit, Flugzeuge, Material und Kampfpraktiken zu erproben. Dass die «Legion Condor» nicht nur republikanische Soldaten, sondern auch die Zivilbevölkerung angriff, ist bis heute mit dem Namen Guernica (baskisch: Gernika) verbunden, dem Ort im Baskenland, der am 27. April 1937 durch deutsche Kampfflugzeuge fast völlig zerstört wurde. Die Schrecken dieses Angriffs hat Pablo Picasso in seinem berühmten Gemälde «Guernica» festgehalten, das erstmals auf der Weltausstellung 1937 in Paris im Pavillon der spanischen Republik gezeigt wurde.⁷⁸

Es gab zudem auch veritable wirtschaftliche Gründe für NS-Deutschland, sich in Spanien zu engagieren, nämlich sich wichtige Rohstoffe für die Rüstungsindustrie zu sichern. Schon gleich im Juli 1936 wurde ein Unternehmen, die Hisma, gegründet, das unter der Geschäftsführung des deutschen Kaufmanns und Franco-Emissärs Johannes Bernhardt in den nächsten anderthalb Jahren zahlreiche Minenrechte auf Eisen, Kupfer, Blei, Wolfram, Zinn, Zink und anderes mehr erwarb und die Rohstoffe wie auch Lebensmittel nach Deutschland exportierte. Zwar versuchte die francistische Seite immer wieder, die faktische Monopolstellung der Hisma zu beenden, aber durch die Abhängigkeit von der deutschen Militärhilfe konnte sich die spanische Seite nicht durchsetzen.⁷⁹

Anfang August 1936 notierte Willy Cohn hellsichtig in seinem Tagebuch: «In Spanien tobt der Bürgerkrieg, und es fließt viel Blut; ich fürchte immer mehr, dass an Spanien der Weltkrieg sich entzünden wird.»⁸⁰ Laut den Berichten, die der sozialdemokratische Exilvorstand in Prag aus Deutschland erhielt, war die Furcht vor einem Krieg seit der Rheinlandbesetzung nicht gewichen. Und den Bürgerkrieg in Spanien, der, wie die Berichte meldeten, überall in Deutschland interessiert in der Presse und im Radio verfolgt wurde, empfanden viele als Entscheidungskampf zwischen Faschismus und den linken Kräften. Keineswegs stiessen die deutschen Heimkehrer aus Spanien – mit 12'000-15'000 Personen waren Deutsche dort die grösste ausländische Gruppe –, die von SA-Militärkapellen begrüsst, mit Bargeld bedacht und in Privatwohnungen untergebracht

wurden, auf einhellige Willkommensgefühle. Etliche machten einen vermögenden Eindruck, benahmen sich hochnäsiger und überheblich, so dass durchaus das Gefühl aufkam, selbst schlechter dazustehen als die Auslandsdeutschen.⁸¹

Allerdings zeitigten die Schreckensgeschichten, die die Spaniendeutschen erzählten, und die NS-Propaganda über die angeblichen bolschewistischen Gräueltaten selbst innerhalb der Arbeiterschaft Wirkung. Ab Mitte August brachten auch die Wochenschauen in den Kinos entsprechende Bilder aus dem Bürgerkrieg in Spanien. Bei aller Sympathie mit der republikanischen Seite lehnte man die Gewalt, die pausenlos beschrieben und bebildert wurde, ab und zweifelte an der politischen Integrität der Republikaner. Und die anfängliche Hoffnung, mit einem Sieg der Republikaner über die nationalistischen Truppen könnte sich auch in Deutschland wieder Opposition regen, klang mit der immer schlechteren militärischen Lage deutlich ab.⁸²

Luise Solmitz, die aus ihrem heftigen Antikommunismus keinen Hehl machte und schon 1919 Rosa Luxemburg den Tod gewünscht hatte, stand klar auf der Seite der «Militärpartei», wie sie in den deutschen Zeitungen laut Presseanweisung genannt wurde, und hoffte, dass dem «roten Spuk» bald ein Ende bereitet würde. Sie glaubte, ohne dass sich ein Zweifel in ihr regte, den Berichten und Bildern, wie sie zum Beispiel in der *BIZ* vom 6. August zu sehen waren: «Die spanischen Greuel sind unausdenkbar. ‚Furchtbar‘ ist ein nichtssagendes Wort dafür. So hat man einen Gutsbesitzer mit seinen Kindern gekreuzigt, sie mit Benzin übergossen, lebendig verbrannt, die Kinder erst u. dann den Vater. Der gute deutsche Bürger aber sagt: ‚Ach, das ist doch wohl übertrieben aus Propagandagründen. – Die Mumien von Nonnen u. Mönchen werden aus den Särgen gerissen, hocken auf den Strassen u. grinsen mit offenem Mund u. leeren Augenhöhlen im Sonnenlicht. – Die Todesopfer grenzen an 100'000. – Europa sieht zu, der Völkerbund schweigt sich aus, ein Jammergebilde.»⁸³ Der katholische Gastwirt Joseph Mehs in Wittlich blieb hingegen weit distanzierter und ahnungsvoller: «Ein grosser Propagandafeldzug gegen Moskau und das rote Spanien setzt schlagartig ein», notierte er am 22. August. «Als ob wir einen Krieg witterten. Ich komme von dem Gedanken nicht los, dass wir irgendwie in Spanien die Finger im Spiel haben und mehr tun, als nur den faschistischen Rebellen das Däumchen halten.»⁸⁴

Die NS-Führung nutzte den Bürgerkrieg in Spanien, um die antibolschewistische Propaganda zu forcieren. Aus Schlesien berichteten die sozialdemokratischen Korrespondenten nach Prag, dass auf den Schachtanlagen und vor den Ar-

beitsämtern anti-sowjetische Schriften verteilt werden, die das angebliche Elend in Russland schilderten, unter anderen eine fünfzigseitige Broschüre zur «Zwangsarbeit in der Sowjetunion» von Hermann Greife, die das antisemitische Phantasma eines «jüdischen Bolschewismus» massiv bediente und 1936 offenbar in Millionenaufgabe verbreitet wurde.⁸⁵ Vor Kirchen verteilten Nationalsozialisten Flugblätter über die Gräueltaten gegen Priester und Nonnen in Spanien. Hitler erschien darin als Schützer der katholischen Religion. In allen Kirchen, so der Korrespondent aus Bayern, werde gegen den Bolschewismus gewettert und für die bedrängten Katholiken in Spanien gebetet. Eine Wanderausstellung «Weltfeind Nr. 1 – Der Bolschewismus», ein Konvoi mit vier Lastkraftwagen und einem Filmwagen, der dem «Olympia-Zug» nacheiferte, zog durch zahlreiche deutsche Städte, begleitet von örtlichen antibolschewistischen Ausstellungen in Berlin und München. Nicht zuletzt der stalinistische Schauprozess in Moskau gegen das angeblich trotzkistische Zentrum habe Menschen gegen den Bolschewismus in Front gebracht. Wenn das alles wahr wäre, so die Meinung unter Arbeitern, was Sinowjew und Trotzki vorgeworfen werde, dann müsse es in der Sowjetunion schlimm aussehen. In jedem Fall leiste der Schauprozess eine aktive Hilfestellung für die nationalsozialistische Propaganda.⁸⁶

Auch der Nürnberger Parteitag im September war von der antibolschewistischen Propaganda, stets verbunden mit Antisemitismus, bestimmt. Die Parole laute, so der *Völkische Beobachter*, «Nationalsozialismus gegen Bolschewismus». Daneben werde der «Vierjahresplan zur Sicherung des deutschen Lebens» mit Applaus verabschiedet.⁸⁷ Hitler schlug in seiner Proklamation vom 9. September den Ton an: «Was wir jahrelang predigten über die grösste Weltgefahr dieses endenden zweiten Jahrtausends unserer christlichen Geschichte, wird furchtbare Wirklichkeit. Überall beginnt die Miniarbeit der bolschewistischen Drahtzieher wirksam zu werden. In einer Zeit, da bürgerliche Staatsmänner von Nichteinmischung reden, betreibt eine internationale jüdische Revolutionszentrale von Moskau aus über Rundfunksender und durch tausend Geld- und Agitationskanäle die Revolutionierung dieses Kontinents.»⁸⁸ Goebbels sprach dann am folgenden Tag über den «Weltfeind Bolschewismus». Der Bolschewismus sei «die Diktatur der Minderwertigen», die «Organisation der niedrigsten Instinkte eines Volkes zur Vernichtung aller hochwertigen rassistischen Elemente», der «gross angelegte Versuch des Judentums, die Macht über alle Völker an sich zu

bringen». Von der Versklavung der Arbeiter in der Sowjetunion bis hin zur Situation der Frauen als «Freiwild für die jüdischen Sowjetbonzen» malte Goebbels ein Schreckensbild des Bolschewismus, um dann – drei Jahre vor dem Hitler-Stalin-Pakt – zu dem Schluss zu kommen: «Darum ist der Kampf gegen diese Gefahr im wahrsten Sinne des Wortes ein Weltkampf. Er wurde auf deutschem Boden begonnen, er wurde auf deutschem Boden ausgefochten. Adolf Hitler ist sein geschichtlicher Führer, wir alle sind seine Träger und damit die Vollstrecker einer grossen hitlerischen Weltmission. Eine Versöhnung zwischen beiden Extremen kann es nicht geben. Der Bolschewismus muss vernichtet werden, wenn Europa wieder gesunden soll.»⁸⁹ Joseph Mehs schnitt sich aus der Zeitung diese Passagen der Goebbels-Rede sorgfältig aus, klebte sie in sein Tagebuch und kommentierte sie eingehend, um zu zeigen, wie sehr sich die Phrasen und Methoden der Nationalsozialisten und Bolschewisten glichen. «Täuschen wir die Welt nicht auch über unser wahres Wesen? Faseln wir nicht und triefen über von Worten des Friedens? Und sperren wir nicht die Pazifisten in Konzentrationslager ein? Verboten wir nicht alle Zeitungen des Auslandes, die die Wahrheit über Deutschland berichten könnten? [...] Wo findet man da zwischen Russland und Deutschland den wesenhaften Unterschied? Nirgends!»⁹⁰

In den folgenden Wochen gab das Propagandaministerium detaillierte Anweisungen an die Presse. Die verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen, Bürger, Arbeiter, Frauen, sollten auf je spezifische Weise angesprochen werden. Am 17. September fand im Ministerium eine Sonderkonferenz für die Chefredakteure aller grossen Illustrierten statt, die nun jeweils Aufträge für antibolschewistische Bilderberichte erhielten, so die *Münchener Illustrierte*, die über sowjetische Juden oder die *Familienillustrierte*, die über das Kinderelend in der Sowjetunion schreiben sollten.⁹¹ Die *Berliner Illustrierte* veröffentlichte an diesem Tag unter der Überschrift «Der rote Osten droht, aber der Führer steht auf der Wacht» einen dreiseitigen Fotobericht vom NSDAP-Parteitag und stellte insbesondere die Goebbels-Rede heraus. Anfang Oktober machte die *BIZ* dann auf der Titelseite mit dem Foto auf, das eine spanische Bauernfamilie auf der Flucht zeigte, verbunden im Heft mit einem Artikel «Bilder, die vor der Welt anklagen» mit Fotos von flüchtenden Müttern mit Kindern, die aus ihren Dörfern vertrieben wurden, von Massengräbern, verbrannten Leichen, zerstörten Kirchen und wieder von Leichen, angeblich Nonnen, die aus ihren Särgen gerissen und öffentlich ausgestellt wor-

den waren – ein deutliches, sich wiederholendes Bildprogramm, mit dem die Barbarei und Mordlust des Bolschewismus beschworen wurden.⁹²

Vierjahresplan

Mit der Gefahr des Bolschewismus, gegen den Deutschland gewappnet sein müsse, begründete Hitler in seiner Parteitage Rede sowohl die Einführung einer zweijährigen Dienstpflicht in der Wehrmacht wie auch die wirtschaftlichen Anstrengungen eines neuen Vierjahresprogramms. Deutschland müsse von Rohstofflieferungen aus dem Ausland unabhängig sein, um die Ernährung und die Lebensgrundlagen des deutschen Volkes zu sichern. Was friedlich klang – und Hitler beschwor wieder einmal, dass seine Politik darauf ziele, den inneren wie äusseren Frieden zu gewährleisten –, zielte in Wahrheit auf die Intensivierung der Rüstungsproduktion.

Der Anteil für das Militär in der deutschen Ökonomie war seit dem nationalsozialistischen Machtantritt 1933 immens gewachsen. Fast die Hälfte, exakt 47 Prozent, des gesamten wirtschaftlichen Wachstums zwischen 1935 und 1938, so der Wirtschaftshistoriker Adam Tooze, ging auf die öffentlichen Militärausgaben zurück. Von allen Waren und Dienstleistungen, die der Staat bezahlte, entfielen auf die Wehrmacht im Jahr 1935 70 Prozent, drei Jahre später waren es 80 Prozent. Die Rüstungsziele erhöhten sich ständig. Bis Oktober 1940 sollten Ausrüstung und Infrastruktur für 102 Divisionen mit über 3,6 Millionen Soldaten bereitgestellt und 5'000 Panzer gebaut werden. Die Luftwaffe sollte nicht erst 1938, sondern bereits 1937 zu voller Kampfstärke aufgerüstet worden sein.⁹³

Den Alliierten blieben die deutschen aggressiven Rüstungsanstrengungen nicht verborgen, und sie versuchten, mit dem Deutschen Reich sowohl über Rüstungsbeschränkungen zu verhandeln als auch den Weltmarktzugang für Deutschland wieder zu lockern, um es in ein Welthandelsnetzwerk einzubinden. Doch Hitler war, obwohl Deutschland dringend Devisen wie Rohstoffimporte nötig hatte, nicht an friedlichem Welthandel interessiert, sondern verfolgte mit grosser Intensität seine Autarkie- und Rüstungspolitik, auch gegen den Rat von Reichswirtschaftsminister Hjalmar Schacht, der angesichts der nahezu ausgeräumten Rohstoffvorräte für eine kontrollierte Öffnung gegenüber den Weltmärkten plädierte.⁹⁴

Im Sommer 1936 verfasste Hitler eine geheime, zunächst nur Göring und Kriegsminister von Blomberg zugängliche Denkschrift, welche die forcierte Rüstungspolitik sozialdarwinistisch begründete: «Politik ist die Führung und der Ablauf des geschichtlichen Lebenskampfes der Völker. Das Ziel dieser Kämpfe ist die Behauptung des Daseins», um dann Deutschland die Rolle «als Brennpunkt der abendländischen Welt gegenüber den bolschewistischen Angriffen» zuzuweisen. Ein Sieg des Bolschewismus über Deutschland würde zu einer «endgültigen Vernichtung, ja Ausrottung des deutschen Volkes» führen. Um diese Gefahr abzuwehren, hätten «alle anderen Erwägungen als gänzlich belanglos in den Hintergrund zu treten».⁹⁵ Der zweite zentrale Gesichtspunkt war die «Erweiterung von Lebensraum». «Wir sind überbevölkert und können uns auf der eigenen Grundlage nicht ernähren», behauptete Hitler und schloss zugleich aus, für den privaten Konsum bei den Militärausgaben zu sparen. Man müsse sich bereits im Frieden auf den Krieg vorbereiten. Im Ergebnis fordert die Denkschrift: «I. Die deutsche Armee muss in 4 Jahren einsatzfähig sein. II. Die deutsche Wirtschaft muss in vier Jahren kriegsfähig sein.»⁹⁶

Hermann Göring, der bereits im April als Beauftragter des Reiches für Rohstoff- und Devisenfragen eingesetzt worden war, wurde am 18. Oktober 1936 von Hitler offiziell zum «Beauftragten für den Vierjahresplan» ernannt und mit weitreichenden wirtschaftspolitischen Vollmachten ausgestattet. Wer für die Kriegsfinanzierung in erster Linie herangezogen werden sollte, machte Hitler in seiner Denkschrift gleichermassen unmissverständlich klar: Nötig sei «ein Gesetz, das das gesamte Judentum haftbar macht für alle Schäden, die durch einzelne Exemplare dieses Verbrechenstums der deutschen Wirtschaft und damit dem deutschen Volke zugefügt werden».⁹⁷ Konsequenterweise erteilte Göring dem Chef des Geheimen Staatspolizeiamtes Reinhard Heydrich die Weisung, ein «Devisenfahndungsamt» aufzubauen, und machte damit aus einer wirtschaftlichen Massnahme eine polizeiliche. Im Dezember kam dann ein Gesetz zur Devisenbewirtschaftung heraus, das die Behörden ermächtigte, das Vermögen von Personen zu «sichern», die im Verdacht standen, ihr Vermögen ins Ausland zu bringen, was in erster Linie auf deutsche Juden zielte, die emigrieren wollten.⁹⁸

«Rassische Generalprävention»

Auch die Polizei erhielt 1936 eine neue Führung, verbunden mit der erweiterten Aufgabe einer «rassischen Generalprävention» (Ulrich Herbert).⁹⁹ Entgegen den Wünschen von Reichsinnenminister Wilhelm Frick, der die Polizei reichseinheitlich seinem Ministerium unterstellen wollte, hatte sich Hitler entschlossen, mit Erlass vom 17. Juni den Reichsführer-SS Heinrich Himmler zum Chef der gesamten deutschen Polizei zu machen. Seine neue Funktion verstand Himmler keineswegs als Staatsdienst im herkömmlichen Sinn, sondern als Aufgabe einer künftigen rassistischen staatlichen Ordnung. Sogleich strukturierte er den Polizeiapparat um, fasste Kriminalpolizei und Geheime Staatspolizei in einem Hauptamt Sicherheitspolizei zusammen, das von Reinhard Heydrich geleitet wurde, und unterstellte die übrige Polizei in einem Hauptamt Ordnungspolizei dem altgedienten SS-Obergruppenführer Kurt Daluge. In einem grundsätzlichen Aufsatz über «Aufgaben und Aufbau der Polizei des Dritten Reiches» erklärte Himmler unumwunden: «Die Polizei hat das deutsche Volk als organisches Gesamtwesen, seine Lebenskraft und seine Einrichtungen gegen Zerstörungen und Zersetzung zu sichern. Die Befugnisse einer Polizei, der diese Aufgaben gestellt sind, können nicht einschränkend ausgelegt werden.»¹⁰⁰

Entsprechend verschärfte sich die Verfolgung der deutschen Juden nach der Olympiade wieder. Nach dem Reichsparteitag fand am 29. September 1936 erstmals eine Konferenz mit hohen Regierungsbeamten im Reichsinnenministerium statt, um die antijüdischen Massnahmen zu koordinieren und fortzuführen. Das oberste Ziel, darin waren sich die Beamten einig, müsse die «restlose Auswanderung» der Juden sein. Eine wirtschaftliche Betätigung dürfe Juden, so der Staatssekretär im Reichsinnenministerium Wilhelm Stuckart, nur in dem Rahmen gestattet sein, dass sie ihren Lebensunterhalt verdienten, ohne den Druck zur Auswanderung zu mindern. Die Beamten erörterten etliche Massnahmen, um Juden aus einzelnen Wirtschaftsbereichen auszuschliessen: vom Wandergewerbe über den Aussenhandel bis zu Grundstücksverkäufen und der Kennzeichnung jüdischer Geschäfte. Sie konnten sich jedoch vorerst nicht auf definitive Entscheidungen einigen, da vielfach noch eine Beeinträchtigung der deutschen Wirtschaft befürchtet wurde.¹⁰¹

Die Klemperers erlebten den hässlichen Alltag dieser bis ins Kleinste betriebe-

nen antisemitischen Verfolgung. Ende September schrieb der Bürgermeister von Dölzschen, dass der Garten der Klemperers Anlass für die «Erregung öffentlichen Ärgernisses» sei. «Die Sache erbittert und beängstigt mich seit gestern dermaßen, dass alles andere dagegen zurücktritt. Wir sind so mittelalterlich hilflos ausgeliefert.»¹⁰² Zu seinem Geburtstag erhielt Klemperer die Nachricht, dass er nicht mehr den Lesesaal der Universitätsbibliothek benutzen dürfe. Man wolle ihm Bücher mit nach Hause geben, aber für den Lesesaal sei ein offizielles Verbot erlassen.¹⁰³ Wenige Tage später war die Bibliothekarin beim Ehepaar Klemperer zu Gast, eine erbitterte Gegnerin der Nationalsozialisten, wie Klemperer betonte, aber: «Wenn sie die Ostjuden ausgebürgert oder wenn sie den Juden das Richteramt genommen hätten, das wäre allenfalls begreiflich gewesen.» Das wäre ihr nicht als absolut böse erschienen, notierte Klemperer bitter. «Also ist Hitler auch hier nicht ohne Basis.»¹⁰⁴ Die Geldnot setzte dem Ehepaar weiter zu. Unerwartet kam ein 500-Mark-Geschenk des älteren Bruders Georg, der die Klemperers vorerst von der drückendsten Last befreite. Aber um zu sparen, mussten sie der Haushaltshilfe kündigen. Zugleich bemühten sie sich um Auswanderungsmöglichkeiten, baten Freunde, eine Verbindung zur japanischen Botschaft herzustellen, da davon die Rede war, dass Japan um deutsche Wissenschaftler werbe.

Im Haus Solmitz traf am 17. September der Bescheid des Reichsinnenministeriums ein, dass der Antrag von Friedrich auf eine Ausnahmeregelung vom Reichsbürger- und Blutschutzgesetz endgültig abgelehnt worden sei. Erbitterung und Trostlosigkeit waren die Gefühle, die Luise Solmitz überkamen, wenn sie an den Ausschluss aus der Volksgemeinschaft dachte: «Wer wird sich klar über die völkische Vereinsamung, die Wurzellosigkeit der jüdisch versippten Frau, soweit sie nicht aus sich selbst schöpft mit dem trutzigen ‚dennoch bleibe ich stets an Dir‘, mein Volk, mein Vaterland. Die meisten oder viele werden doch das Judentum völlig u. mit Abscheu abweisen, wie ich (wie Fredy selbst es tut); sie haben keinerlei Beziehungen nach der Seite, u. sie wollen keine. Haben nie welche gehabt, kennen keine jüdischen Menschen. – Und sind wir mit unseren eigenen Volksgenossen zusammen, so erschrecken wir bei jedem Zufallswort, jedes zeigt die Kluft.»¹⁰⁵ Die Ausgrenzung betraf auch die Tochter Gisela, die, als Ende 1936 HJ und BDM zu obligatorischen Staatsjugendorganisationen erklärt wurden, nicht Mitglied werden durfte. «Gis. steht aussen vor, dauernd in Peinlichkeiten, in Angst vor Fragen, in Sorge vor Vereinsamung... Fredy u. ich, wir sind alt, wir ha-

ben unsere bewährten Freunde; u. würden auch die uns verlassen, so würden wir aus uns selbst schöpfen, uns selbst genug sein. Wir wissen, wer wir sind u. was wir sind. Man kann uns betrüben, aber nicht erschüttern. – Aber ein 10jähriges Kind, ein Mädchen ohne Zukunft, ohne Aussicht auf Beruf, Ehe, Freundschaft?! Inmitten einer Welt von Hass u. Ablehnung.»¹⁰⁶

Achse Rom – Berlin

Währenddessen schritt auf aussenpolitischer Ebene die Annäherung zwischen Italien und Deutschland weiter voran. Am 21. Oktober traf der erst im Juni 1936 ernannte neue italienische Außenminister Graf Galeazzo Ciano, 33 Jahre alt, Schwiegersohn Mussolinis und Verfechter eines antibolschewistischen deutsch-italienischen Bündnisses, in Berlin ein und wurde von Göring, Goebbels, Ribbentrop und Frank umschmeichelt. Gleich am zweiten Tag seines Besuchs unterzeichnete er im Auswärtigen Amt eine Vereinbarung zur deutsch-italienischen Zusammenarbeit, die erste formelle Verpflichtung nach den Zerwürfnissen über die deutsche Österreichpolitik. Zwei Tage später empfing Hitler ihn auf dem Obersalzberg in Berchtesgaden und bedachte ihn mit wohl dosierten Aufmerksamkeiten. Nach Rom zurückgekehrt, bestärkte Ciano Mussolini in der Überzeugung, dass sich Italien mit Deutschland verbünden müsse. Am 1. November hielt der «Duce» auf dem Domplatz in Mailand dann seine berühmte Rede, in der erstmals von der «Achse Berlin-Rom» sprach, an der sich zu beteiligen auch die kaiserlich-imperialistische Militärführung in Japan interessiert war. Wenige Wochen später, am 25. November, unterzeichneten Deutschland, Italien und Japan den Anti-Komintern-Pakt, mit dem sie sich zum gemeinsamen Kampf gegen den Bolschewismus verpflichteten.¹⁰⁷

In Italien war der Faschismus um diese Zeit fest an der Macht. Mussolini hatte es verstanden, die etablierten Eliten in der Bürokratie, der Wirtschaft und dem Militär an sich zu binden. Weil weiter der König formal an der Spitze der Nation stand, blieben auch diejenigen dem Regime verpflichtet, deren Loyalität mehr dem König als dem «Duce» galt. Ähnlich wie in Deutschland war die faschistische Partei mit 1,5 Millionen Mitgliedern eine Massenpartei geworden, jeder zweite Italiener gehörte einer faschistischen Massenorganisation an. Im Jahr 1936 zählte die Jugendorganisation 5 Millionen Mitglieder. In gleicher Weise wie der Na-

tionalsozialismus setzte der italienische Faschismus auf die stete Mobilisierung der Massen. Mit dem Willen zum «totalitären Staat», wie ihn der faschistische Theoretiker, Philosophieprofessor und Erziehungsminister Giovanni Gentile proklamierte, sollte ein «neuer Mensch» entstehen, der seine Gedanken und Handlungen am «Duce» orientieren sollte. Der totalitäre Anspruch drückte sich in einer neuen Ästhetik der Macht aus, vor allem in der monumentalen Architektur. Daneben wuchs die Ambition, nicht nur die Politik und die Wirtschaft, sondern auch die Freizeit und das Privatleben zu organisieren. Schon 1925 gegründet, war die Opera Nazionale Dopolavoro eine umfassende Freizeitorganisation – und deutlich Vorbild für die deutsche Variante «Kraft durch Freude» –, die vor allem Arbeitern Sport-, Unterhaltungs- und Reisemöglichkeiten bot. Sport war sowieso populär in Italien, insbesondere Fussball, befeuert durch die Propaganda des Regimes und nicht zuletzt durch den italienischen Sieg bei der Fussballweltmeisterschaft 1934, was der Squadra Azzurra 1938 noch einmal gelang.¹⁰⁸

Zugleich radikalisierte sich das faschistische Regime in dieser Zeit. Die imperialistischen Kriege in Nordafrika waren von einem massiven Rassismus begleitet, der auch den Antisemitismus in Italien befeuerte. Innerhalb der faschistischen Partei hatte es schon in den 1920er Jahren eine radikal antisemitische Strömung gegeben, die nun auch von Mussolini unterstützt wurde. Obwohl die Zahl der jüdischen Bevölkerung in Italien sehr gering war, mit etwa 50'000 Menschen nur 0,1 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachte, die vornehmlich in den grösseren Städten Norditaliens lebten, nahmen antisemitische Attacken in den 1930er Jahren zu, die dann in eine umfassende Rassengesetzgebung 1938 mündeten, die zwar nicht, wie oft behauptet, auf deutschen Druck hin entstand, aber sicher in den nationalsozialistischen Rassegesetzen ihr Vorbild besass. Juden gehörten demnach nicht mehr zur «italienischen Rasse». Jüdische Schüler mussten die öffentlichen Schulen verlassen, Juden durften nur noch Juden heiraten, bereits bestehende «Mischehen» sollten annulliert werden – eine radikalere Massnahme als die Nürnberger Gesetze, nach denen existierende «Mischehen» nicht angetastet wurden. Juden durften nicht mehr der Armee angehören, wurden aus dem öffentlichen Dienst entlassen und in ihrer wirtschaftlichen Tätigkeit streng eingeschränkt. Wer als Jude nach 1919 die italienische Staatsangehörigkeit erhalten hatte, verlor sie jetzt wieder und musste binnen sechs Monaten das Land verlassen. Damit fand auch die bislang eher tolerierende italienische Asylpolitik ge-

genüber aus Deutschland geflüchteten Juden ein jähes Ende. Und dieser Katalog antisemitischer Massnahmen wurde bis zum Sturz Mussolinis 1943 erweitert und verschärft. Protest oder Widerstand regte sich nicht; König Vittorio Emanuele III. unterschrieb die Dekrete, die Bischöfe schwiegen, und der Vatikan setzte sich allenfalls für getaufte Juden und «Mischehen» ein. Gegen die Diskriminierung und Verfolgung jüdischer Menschen hatte er keine Einwände.¹⁰⁹

In Europa hatten sich nach dem demokratischen Aufbruch mit dem Ende des Weltkrieges und der Imperien 1919 mittlerweile in etlichen Ländern autoritäre und diktatorische Regime etabliert. Der Liberalismus und die Demokratie waren diskreditiert, und auch der Rechtsstaat schien in vielen Gesellschaften kein Wert mehr zu sein, der unbedingt verteidigt werden sollte. Während in Spanien die putschenden Generäle noch um die Macht kämpften, herrschte im benachbarten Portugal bereits Antonio Salazar, Professor für Nationalökonomie, der zunächst Finanzminister, dann Premierminister wurde und 1933 den «Estado Novo» ausrief, eine konservative Diktatur, die auf Repression insbesondere durch die Geheimpolizei, auf einer Einheitspartei, auf der Unterstützung seitens der katholischen Kirche und auf einer korporativen Verfassung beruhte – und erst 1974 durch die «Nelkenrevolution» gestürzt wurde.¹¹⁰

In Ungarn herrschte seit 1919 Miklos Horthy; in Jugoslawien hatte König Alexander 1929 die Verfassung ausser Kraft gesetzt und faktisch eine Königsdiktatur errichtet; ebenso arbeitete der rumänische König Carol II. zielstrebig daran, seine Macht diktatorisch auszubauen. Im Februar 1938 löste er das Parlament auf und ging gegen die erstarkte faschistische, antisemitische Massenbewegung mit religiösen Zügen «Legion Erzengel Michael» vor. Deren charismatischer, junger Führer Codreanu wurde verhaftet und im Gefängnis ermordet, doch blieb die Legion ein Machtfaktor im Land und wagte 1941 sogar einen Aufstand gegen den dann herrschenden Militärmachthaber Antonescu. In Griechenland gelangte General Ionnis Metaxas im April 1936 an die Macht und schwang sich, mit Unterstützung von König Georg II., zum Diktator auf. Ebenso waren im Baltikum, dessen Staaten 1919 ihre Unabhängigkeit errungen hatten, mittlerweile autoritäre Regime etabliert worden. In Litauen regierte Präsident Smetona mit Dekreten, nachdem 1927 das Parlament aufgelöst worden war; in Lettland hatte sich Karlis Ulmanis 1934 mit Hilfe des Militärs an die Spitze des Staates gesetzt und verfolgte im Namen der nationalen Einheit Minderheiten im Land.

Selbst im kleinen Estland errichtete Ministerpräsident Konstantin Päts 1934 ein autoritäres Regime. In Polen hatte Marschall Pilsudski sich zwar 1926 ausserordentliche Macht verleihen lassen, aber noch bestanden Parteien und Gewerkschaften weiter, und auch die Pressefreiheit war einigermaßen gewahrt. Aber seit 1933 verschärfte sich die Repression, auf Geheiss Pilsudskis wurde 1934 in Berza Kartuska ein Konzentrationslager gebaut, in dem politische Oppositionelle ohne Gerichtsbeschluss gefangen gehalten werden konnten. Im April 1935 schrieb eine neue Verfassung die autoritären Rechte des Präsidenten fest. Auch nachdem Pilsudski einen Monat später starb, kam es nicht zu einer Rückkehr zu rechtsstaatlichen Verhältnissen. Vielmehr schürte die neue Führung Nationalismus und Antisemitismus weiter.¹¹¹

Beckett in Deutschland

Am Morgen des 2. Oktober 1936 traf ein junger irischer Schriftsteller mit dem Liniendampfer «Washington» an den Hamburger Landungsbrücken ein: Samuel Beckett, 30 Jahre alt, sein erster Roman «Murphy» war gerade vom New Yorker Verlag Simon & Schuster abgelehnt worden und lag nun zur Prüfung bei Houghton & Mifflin in Boston, Massachusetts. Beckett wollte eine Rundreise durch Deutschland unternehmen und vor allem Kunst, Malerei und Architektur besichtigen.¹¹²

Nachdem der Schriftsteller sich fürs erste im Hotel Lloyd nahe dem Hauptbahnhof einquartiert hatte, erkundete er die nähere Umgebung in Richtung Reeperbahn: «Extraordinary, long boulevard running west with kinos, bars, cafés, dancings, etc., all the way along both sides», notierte er in seinem Tagebuch.¹¹³ An seinen Freund Thomas McGreevy schrieb er: «Ich kam letzten Freitag hier an, mit 24 Stunden Verspätung. Die Stadt ist prächtig, nichts älter als Mitte 19. Jahrhundert. Ein exquisiter grüner Turm (eine wahre guglia), der der Petrikirche. Und die Alster pièces deau sind Meisterwerke. [...] Es ist schön, von zu Hause weg zu sein, aber wenn ich die Bilder gesehen habe und mich in die Sprache hineingewählt habe, reise ich sicher ohne Bedauern ab.»¹¹⁴

In den nächsten Tagen war er auf der Suche nach einer passenden, preiswerten Unterkunft und fand schliesslich die Pension des Ehepaars Elisabeth und Kurt Hoppe, Schlüterstrasse 44, im jüdischen Viertel Rotherbaum nahe der Alster.

Einen ersten Besuch in der Kunsthalle, «fine building & superb presentation», hatte er bereits hinter sich: «two poor Feinigers. Some good French stuff, Courbet, Renoir, Manet...». Auf dem Rückweg Einkehr im Weinhaus Rheinpfalz: «... drank 5/20 litre of 1935er Duttweilerer Siederich Riesling u. Traminer, a [nervous] & tasteless article, & do. of 1935er Leistädter Kirchenstück Riesling Spätlese, much better. [...] Angenehme Stimmung». Diese wurde jedoch bald gestört durch die Radioübertragung im Lokal der Reden von Hitler und Goebbels anlässlich der Eröffnung des Winterhilfswerkes. «Apoplexy. They must fight soon (or burst)», so lautete Becketts Einschätzung der Nationalsozialisten.¹¹⁵ Am folgenden «Eintopfsonntag» besuchte er ein Konzert zugunsten der deutschen «Spanienflüchtlinge» im Ufa-Palast am Gänsemarkt, das er spöttisch kommentierte: «Went to concert SS Blasekapelle, bit of documentary film (Moskau droht), speech from on Lorenz (I stretched out the wrong arm to Horst Wessel & Haydn), then more blasts from the Kapelle.»¹¹⁶

Beckett meldete sich bei der Akademischen Auslandsstelle an der Hamburger Universität und erhielt eine «Lotsin» zugeteilt, Claudia Asher, Tochter eines jüdischen, früh verstorbenen Rechtsanwaltes, die den irischen Gast betreuen und ihm Deutschunterricht erteilen sollte. Offenbar verliebte sie sich ein wenig in Beckett, der diese Gefühle jedoch nicht erwiderte. «It wont be amusing with her, but Auslese not available», und noch einmal später: «Her Kraft durch Freude conversation kills me.»¹¹⁷

Allmählich knüpfte Beckett Kontakte in die Hamburger Gesellschaft wie zu Helen Fera, Ehefrau eines Weinimporteurs und Vorsitzende der Akademischen Auslandsstelle, die ihm etliche Türen öffnete. Das Ehepaar Fera, das in der Bellevue wohnte, eine der feinsten Hamburger Gegenden an der Alster, war offenbar unabhängig und uneingeschüchtert. In ihrem Haus erzählte man sich sogar Witze über Hitler. «Führer ohne Frau, Bauer ohne Sau, Volk (?) ohne Fleisch, das ist...», notierte Beckett.¹¹⁸ Durch die Feras lernte er Margaritha Durrieu kennen, eine passionierte Kunstsammlerin, in deren Wohnung er moderne Gemälde sah, die öffentlich nicht mehr ausgestellt werden durften. Durrieu wiederum empfahl ihm Rosa Schapire, Kunsthistorikerin, Förderin der Künstlergruppe «Die Brücke», deren Wohnung voll von Gemälden von Karl Schmidt-Rottluff war – «ihr Haus», schrieb Beckett an Mary Manning House, mit der er im Sommer 1936 eine kurze Affäre hatte, «ist ein Schrein für Schmidt-Rottluff, einen Maler von Picasso-Niveau».¹¹⁹ Rosa Schapire, 1874 als Tochter einer jüdischen Familie im galizischen

Brody geboren, war eine der ersten Frauen, die in Deutschland als Kunsthistorikerin promovierten. 1939 emigrierte sie nach London und konnte ihre Schmidt-Rottluff-Sammlung grösstenteils retten. Ihre übrige Sammlung und ihre Bibliothek beschlagnahmte die Gestapo und liess sie versteigern.¹²⁰

Auch bei der jüdischen Kunstsammlerin und Malerin Gretchen Wohlwill konnte er eine Reihe von verfeimten Bildern sehen, aber er erfuhr dort auch Wichtiges über das Los der deutschen Juden, als sie ihm einen Brief der Reichskammer der bildenden Kunst zeigte: «Ihrem Antrag auf Aufnahme in die Reichskammer der bildenden Kunst kann nicht stattgegeben werden, da Sie als nicht Arier nicht zuverlässig sind, und nicht geeignet, deutsches Kulturgut zu verwalten. Ich verbiete Ihnen die berufliche Ausübung der Malerei u. der Graphik.»¹²¹ Ihres Vermögens durch das NS-Regime beraubt, gelang es Gretchen Wohlwill 1940, im Alter von 62 Jahren nach Lissabon zu emigrieren. Sie lebte dort unter ärmlichen Bedingungen, kehrte 1952 nach Hamburg zurück und starb hier zehn Jahre später.¹²²

Seine zweite Leidenschaft galt Büchern, und in der Buchhandlung Saucke traf er auf den jungen Buchhändler Günter Albrecht, der ihn mit Hinweisen auf selten gewordene Bücher versorgte. Von und über Barlach, Kolbe, Nolde, so klärte ihn Albrecht auf, seien noch Bücher zu haben, auch von Thomas Mann, aber nichts von dessen Bruder Heinrich oder den beiden Zweigs. Ebenso sei Werner Mahrholz' «Deutsche Literatur der Gegenwart» und Max Sauerlands «Die Kunst der letzten 30 Jahre» verboten.¹²³

«Ich habe hier eine Menge freundlicher Leute getroffen», resümierte Beckett in einem Brief an Thomas McGreevy. «Ich habe mehrere exzellente Privatsammlungen besucht (nur dort ist gegenwärtig in Deutschland aktuelle Kunst zu sehen. Das Kronprinzenpalais in Berlin ist geschlossen, & das ist typisch für das ganze Land, und die Kampagne gegen ‚Kunstbolschewismus‘ fängt gerade erst an), die von Fräulein Dr. Rosa Schapire, Kunsthistorikerin, ausschliesslich Schmidt-Rottluff; von Frau Sauerland, Witwe von Professor Sauerland vom Museum für Kunst und Gewerbe hier, dessen verbotenes Buch über die Malerei der letzten 30 Jahre ich mir beschaffen konnte, überwiegend Nolde; von einem Grosskaufmann namens Hudtwaltker, überwiegend Munch. Ich bekam auch die Genehmigung, den Keller der Galerie zu besichtigen oder besser einen der Keller und sah dort im Dämmerlicht ein paar exzellente Bilder der ‚Brücke‘-Gruppe, in einem anderen Keller sind an die 60 Bilder des deutschen Impressionisten Liebermann.»¹²⁴

Am 4. Dezember reiste Beckett aus Hamburg ab und fuhr über Hannover, Braunschweig, Wolfenbüttel, Hildesheim nach Berlin. Tage verbrachte er dort in den Kunstmuseen, machte sich Notizen zu den Bildern holländischer, flämischer, italienischer Maler. «Die Sammlungen sind umwerfend», schrieb er an Tom McGreevy, «die Stadt selbst ein monströser Witz, aber auf Anhieb sympathisch, mit einem Himmel fast so gut wie in Dublin, einem wundervollen Park und einer exzellenten Hutkrempe – Seen, Freiflächen & Wald.»¹²⁵ Er sah «Maria Stuart» im Schauspielhaus am Gendarmenmarkt und Hebbels «Gyges und sein Ring» mit Werner Krauss in der Hauptrolle – «ein grosser Schauspieler, der beste, den ich je gesehen habe».¹²⁶

Von Berlin ging es Ende Januar über Halle, Erfurt, Naumburg, Leipzig nach Dresden. «Dort war ich drei Wochen zufrieden», schrieb er Günter Albrecht, dem jungen Buchhändler, mit dem Beckett mittlerweile freundschaftlich verbunden war und der ihn sogar in Berlin besuchte und ihm Bücher brachte. «Ich traf eine Menge freundliche und intelligente Leute, darunter eine Kolonie Russen blaublütig und blau vor Entbehrungen, die sie gutgelaunt hinnahmen.» In Dresden gelang es Beckett, die Ida-Bienert-Sammlung zu sehen: «sicherlich eine der besten, modernen Sammlungen in Deutschland, praktisch alles von Cézanne bis Mondrian, abgesehen von der Brücke, die überhaupt nicht vertreten ist: der beste Kandinsky, den ich je sah, Mengen von Klee und drei wunderschöne Picassos.»¹²⁷

Am 19. Februar reiste Beckett weiter nach Bamberg, besuchte Würzburg, Nürnberg, Regensburg und erreichte am 5. März München. Dort verbrachte der Künstlertourist die meiste Zeit in der Alten Pinakothek, aber vertraut wurde er mit der Stadt nicht. «Es gibt absolut nichts, wo man abends hingehen kann, weder Film, Theater, Oper noch Konzert.»¹²⁸ Immerhin traf er Karl Valentin, «ein Komiker allererster Sorte, aber vielleicht gerade am Beginn seines Niedergangs».¹²⁹

Die Reise nach Deutschland machte Beckett unter schwierigen Bedingungen; er war körperlich angegriffen, hatte gerade das Liebesverhältnis mit Mary Manning Howe beendet und musste während der Reise immer wieder erfahren, dass ein Verlag nach dem nächsten seinen Roman «Murphy» ablehnte. «Deutschland ist grässlich. Das Geld ist knapp. Ich bin ständig müde. Alle modernen Bilder sind in den Kellern», beklagte Beckett Ende 1936. «Ich notiere alles, was kommt, habe aber seit meiner Abreise nichts Zusammenhängendes geschrieben, auch nichts Unzusammenhängendes. Und nicht das Gespenst eines Buchanfangs.»¹³⁰ Aber

eine Menge Bilder hatte er gesehen: «Die Reise ist vorbei. Ich bin müde. Ich habe mehr abgebissen, als ich ausspucken kann.»¹³¹ Am 2. April flog er von München nach London zurück.

Keine drei Wochen später, am 19. April 1937, eröffnete in München die Ausstellung «Entartete Kunst», die eben jene Bilder der Moderne öffentlich diffamierte und schmähte, die Samuel Beckett zuvor noch in privaten Sammlungen bewundern konnte.



Zerstörte Synagoge, Berlin, Kottbusser Ufer, November 1938. Die Aufnahme stammt vom jüdischen Fotografen Abraham Pisarek, der 1933 Berufsverbot erhielt und danach ausschliesslich für die jüdische Gemeinde in Berlin fotografierte. Pisarek, der wie Victor Klemperer mit einer nichtjüdischen Frau verheiratet war, überlebte die Shoah in Berlin.

9.

Schicksalsjahr 1938

Das «Schicksalsjahr» 1938 begann im November 1937. Vor einem kleinen Kreis, den Oberbefehlshabern des Heeres, der Marine und der Luftwaffe, Kriegsminister von Blomberg und Aussenminister von Neurath offenbarte Hitler am 5. November in der Reichskanzlei, dass er zum Krieg entschlossen sei. Ziel der deutschen Politik sei «die Sicherung und die Erhaltung der Volksmasse und deren Vermehrung», womit ein «Problem des Raumes» bestehe. Das deutsche Volk von über 85 Millionen Menschen stelle einen in sich «fest geschlossenen Rassekern» dar, der mehr Lebensraum erfordere. Autarkie sei nur begrenzt möglich, eine weitere Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion im Deutschen Reich kaum zu schaffen, die Beteiligung an der Weltwirtschaft mit Risiken befrachtet, insbesondere die imperialen Ambitionen anderer. Die einzige Garantie für das Wohlergehen Deutschlands biete daher die «Gewinnung eines grösseren Lebensraumes», der, wenn die Sicherung der Ernährungslage im Vordergrund stünde, nicht in fernen Kolonien, sondern in Europa gefunden werden müsse. Es handele sich dabei, betonte Hitler, «nicht um die Gewinnung von Menschen, sondern von landwirtschaftlich nutzbarem Raum». Dass jede «Raumerweiterung» nur durch «Brechung von Widerstand und unter Risiko» vor sich gehen könne, habe die Geschichte gezeigt. «Zur Lösung der deutschen Frage könne es nur den Weg der Gewalt geben».¹

Um die eigene militärpolitische Lage zu verbessern, müssten die «Tscheche!» und gleichzeitig Österreich niedergeworfen werden. Zudem «könne die Einverleibung der Tscheche! und Österreichs den Gewinn von Nahrungsmitteln für 5-6 Millionen Menschen bedeuten», da aus beiden Ländern die jüdische Bevölkerung vertrieben würde.² Das Protokoll deutet an, dass Blomberg, der Oberbefehlshaber des Heeres Fritsch und Aussenminister von Neurath Einwände formulierten und Hitlers Kriegspolitik nicht bedingungslos mittragen wollten, was dazu führ-

te, dass Anfang 1938 alle drei ihre Posten verloren. Neurath wurde durch Joachim von Ribbentrop ersetzt; Blomberg und Fritsch wurden wegen angeblicher privater Verfehlungen entlassen, zwölf weitere Generäle mussten folgen. Neuer Oberbefehlshaber des Heeres wurde Walther von Brauchitsch, und statt einen neuen Reichskriegsminister zu ernennen, übernahm Hitler selbst den Oberbefehl über die Wehrmacht – sowohl an der Spitze des Auswärtigen Amtes wie der Wehrmacht stand nun das Personal, das den unbedingten Kriegskurs aktiv verfocht.

1938 war das Jahr, in dem das NS-Regime unverhohlen seine expansionistische Politik nach aussen demonstrierte. Nach dem «Anschluss» Österreichs im März folgte im Herbst die Forderung nach Eingliederung der sudetendeutschen Gebiete der Tschechoslowakei in das Deutsche Reich, was Hitler durchaus als Anlass für einen Krieg begriff, der dann durch das Münchner Abkommen vom 30. September vorerst verhindert wurde. Und ebenso zeigte die radikale antisemitische Politik im Innern, dass Deutschland für den Krieg gerüstet und die Juden als «Volksfeinde» ausgeraubt und vertrieben werden sollten. Das Novemberpogrom offenbarte eine Gewaltbereitschaft, die zahllose deutsche Juden nicht für möglich gehalten hatten und zutiefst erschreckte. Auf internationale Unterstützung durften sie, das bewies die vergebliche Flüchtlingskonferenz von Évian, nicht mehr hoffen, sie waren auf sich allein gestellt. Wer noch Möglichkeiten besass, ergriff spätestens jetzt die Flucht – bevor dann der Kriegsbeginn 1939 jedes Entkommen versperrte.

«Anschluss»

Hitlers Kalkül schien aufzugehen, als der stellvertretende britische Aussenminister Lord Halifax Mitte November 1937 Deutschland besuchte und zu erkennen gab, dass Grossbritannien gegen einen Anschluss Österreichs nichts einzuwenden habe, wenn er mit friedlichen Mitteln geschähe. Für Deutschland war die Annexion Österreichs dringlich, denn der Rohstoffbedarf der Wehrmacht konnte nicht gedeckt werden; vor allem im entscheidenden Eisen- und Stahlsektor hinkte die Produktion aufgrund mangelnder Erzimporte hinterher; der Devisenstand war auf ein kritisches Minimum von nur 80 Millionen RM gesunken. Österreich aber besass umfassende Gold- und Devisenreserven, wertvolle Rohstoffe

wie Eisenerz, Holz und Magnesit, zudem zehntausende qualifizierte Facharbeiter. So lag es nahe, dass Hermann Göring, Beauftragter für den Vierjahresplan, eine treibende Kraft für den «Anschluss» Österreichs war. Bei einem Besuch des österreichischen Staatssekretärs Guido Schmidt im Herbst 1937 hatte er schon einmal eine Landkarte mitgebracht, auf der es zwischen Österreich und Deutschland keine Grenzen mehr gab. Laut Schmidts späterer Aussage habe Göring sie mit den Worten präsentiert, dass diese Karte ganz seinen Wünschen entspreche. Die deutsche Seite erhöhte den Druck, indem sie klagte, dass das Abkommen vom Juli 1936, das enge Absprachen in der Aussen- und Wirtschaftspolitik sowie eine weitreichende Amnestie von verurteilten Nationalsozialisten und die Mitwirkung der «nationalen» Opposition in Österreich an der politischen Verantwortung vorsah, noch nicht umgesetzt sei.³

In dieser Situation erschien es dem österreichischen Bundeskanzler Kurt von Schuschnigg sinnvoll, die Einladung des deutschen Botschafters in Wien, Franz von Pappen, anzunehmen und im Februar 1938 zu Gesprächen mit Hitler nach Deutschland zu reisen. Was er allerdings am 12. Februar auf dem Berghof erleben musste, war ein aggressiv inszeniertes Schauspiel, um ihn einzuschüchtern. Schuschnigg war mit dem Nachtzug gefahren und an der deutsch-österreichischen Grenze von Pappen in Empfang genommen worden, der dem österreichischen Bundeskanzler eröffnete, dass auch der neu ernannte Chef des Oberkommandos der Wehrmacht General Keitel sowie die Generäle Reichenau und Sperrle im Berghof zugegen sein würden. Gegen 11 Uhr traf Schuschnigg mit seiner Entourage am Berghof ein, übernächtigt, bleich und unrasiert, wie der Sekretär Ribbentrops, Reinhard Spitzky, sich zu erinnern meinte. In dem zweistündigen Gespräch unter vier Augen hielt sich Hitler nicht lange mit höflichen Floskeln auf, sondern warf Schuschnigg – laut dessen Aufzeichnungen nach dem Krieg – sogleich vor, eine Politik gegen Deutschland zu betreiben. Österreich habe nie etwas getan, was dem Deutschen Reich genutzt habe; seine ganze Geschichte sei ein «ununterbrochener Volksverrat». Er, Hitler, werde dies nicht mehr dulden, niemand könne ihn aufhalten. Wer weiss, habe Hitler gesagt, vielleicht sei er über Nacht auf einmal in Wien, wie ein Frühlingssturm. Er wolle Schuschnigg eine letzte Gelegenheit zum Einlenken geben, Zeit bliebe nur bis zum Nachmittag.⁴

Beim Mittagessen schwadronierte Hitler über die Motorisierung und grosse Bauvorhaben, darunter eine Riesenbrücke über die Elbmündung, die Amerikaner, wenn sie nach Deutschland reisten, beeindruckten werde.

Nach dem Essen liess er Schuschnigg warten. Währenddessen legte Reichsausserminister Ribbentrop dem österreichischen Regierungschef den Entwurf einer Abmachung vor, der zufolge der Nationalsozialist Arthur Seyss-Inquart österreichischer Sicherheitsminister von unbeschränkter Polizeikompetenz werden solle. Überhaupt müsse der Nationalsozialismus sich frei entfalten können und die deutsche Wehrmacht Einfluss auf die österreichische Armee erhalten.⁵

Da Schuschnigg zögerte, wurde er erneut zu Hitler gerufen, der ihm wiederum drohte. «Verhandelt wird nicht», so habe Hitler gedrängt, berichtete Schuschnigg in seinen Erinnerungen, «Sie haben entweder zu unterschreiben, oder alles Weitere ist zwecklos, und wir sind zu keinem Ergebnis gekommen; ich werde dann im Laufe der Nacht meine Entschlüsse zu fassen haben.» Als Schuschnigg auf die österreichische Verfassung verwies, der zufolge nur der Bundespräsident die Mitglieder der Regierung bestimmen könne und er daher nicht innerhalb von drei Tagen, wie von Hitler gewünscht, die Umsetzung der Vereinbarung garantieren könne, steigerte sich Hitler in sichtliche Erregung, öffnete die Tür und rief in dramatischer Theatermanier nach General Keitel. Schuschnigg war entlassen und hatte erneut zu warten.⁶

Eine halbe Stunde später liess Hitler erneut bitten, jetzt deutlich ruhiger. Er habe sich «zum ersten Mal in seinem Leben» entschlossen, von einem einmal gefassten Entschluss abzugehen und Schuschnigg drei Tage Zeit zu geben. Ein gemeinsames Protokoll, das im Wesentlichen dem ersten Entwurf entsprach, wurde von Hitler, Ribbentrop, Schuschnigg und Staatssekretär Schmidt unterzeichnet. Die Einladung zum Abendessen lehnte Schuschnigg dankend ab und verliess gegen zehn Uhr abends den Berghof. Franz von Papen, der ihn noch begleitete, bemerkte angeblich: «Ja, so kann der Führer sein; nun haben Sie es selber erlebt. – Aber, wenn Sie das nächste Mal kommen, werden Sie sich sehr viel leichter sprechen. Der Führer kann ausgesprochen charmant sein.»⁷ Schuschnigg glaubte, mit der Unterzeichnung des Abkommens die Souveränität seines Landes gegenüber seinem übermächtigen Nachbarn gerettet zu haben. Bundespräsident Miklas ernannte trotz Bedenken Seyss-Inquart am 16. Februar zum Sicherheitsminister, der umgehend nach Berlin fuhr, um sich von Hitler Instruktionen zu holen. Die geforderte Amnestie war bereits zwei Tage zuvor erlassen worden. Die österreichischen Nationalsozialisten triumphierten und forderten nun erst recht den «Anschluss».⁸

An einem Ausgleich mit der österreichischen Regierung war die NS-Führung nicht interessiert. Am 20. Februar sprach Hitler in einer gross angekündigten, im deutschen wie österreichischen Rundfunk übertragenen Rede im Reichstag von «über 10 Millionen Deutschen» in Österreich und der Tschechoslowakei, die vom Deutschen Reich getrennt seien.⁹

Schuschnigg, der den unverhohlenen ausgedrückten deutschen Expansionsanspruch sehr wohl verstand, erklärte vier Tage später in einer Rundfunkansprache, dass Österreich lebensfähig und zum Leben gewillt sei. Freiwillig werde es nicht abdanken. Die Signale aus dem faschistischen Italien, das bislang an der Eigenständigkeit Österreichs festhielt, um Deutschland nicht zu mächtig werden zu lassen, deutete er als Unterstützung für seine Haltung. Dagegen überbrachte Anfang März der Industrilobbyist Wilhelm Keppler, der vor 1933 den «Keppler-Kreis» von Unternehmern zugunsten der NSDAP organisiert hatte und nun eine führende Position in Görings Vierjahresplan einnahm, von Hitler sogar zum Österreich-Beauftragten ernannt worden war, im Auftrag der deutschen Führung Forderungen, die über das gerade unterzeichnete Abkommen hinausgingen. Im Land herrsche «überall grösste Zuversicht» berichtete Keppler über seine Reise. Seyss-Inquart verschaffe mit grosser Geschicklichkeit der nationalsozialistischen Partei eine bedeutende Stellung; der Hitler-Gruss werde ebenso geduldet wie das Hakenkreuz, das offiziell eigentlich verboten sei. In ganz Österreich seien keine Fahnentuche oder braunen Stoffe mehr zu haben, die Fabriken hätten grosse Aufträge auf Neuanfertigungen.¹⁰

Schuschnigg entschloss sich in dieser Situation, eine Volksbefragung zur Unabhängigkeit Österreichs durchzuführen, und kündigte diese am 9. März für den folgenden Sonntag vier Tage später an. Zugleich erhöhte er das Wahlalter auf 24 Jahre, um die jugendlichen Hitler-Begeisterten nicht an der Wahl teilnehmen zu lassen. Nach anfänglicher Überraschung über diesen unerwarteten Schritt gab Hitler am 10. März die Weisung, dass die Wehrmacht nach Österreich einmarschieren solle, wenn andere Mittel, sprich die Ultimaten, die namentlich Göring an Schuschnigg richtete, nicht zum Erfolg führten – insbesondere solle Schuschnigg zurücktreten. Hitler sah die Gelegenheit, den «Anschluss» sofort zu realisieren. Schuschnigg suchte Unterstützung bei der britischen, französischen und italienischen Regierung, musste jedoch einsehen, dass keine dieser Mächte einem «Anschluss» Österreichs an das Deutsche Reich Widerstand entgegensetzen wollte. Am Nachmittag des 11. März trat Schuschnigg schliesslich zurück.¹¹

Doch zögerte der österreichische Bundespräsident Miklas, Seyss-Inquart zum neuen Kanzler zu ernennen, was zu einem weiteren Ultimatum Görings führte, der zugleich behauptete, Seyss-Inquart habe um Hilfe ersucht – eine klare erpresserische Drohung. Spät am Abend erfuhr Hitler mit grosser Erleichterung, dass Mussolini bereit war, den «Anschluss» hinzunehmen; um Mitternacht gab Miklas nach und ernannte Seyss-Inquart zum Kanzler. Dennoch liefen die militärischen Vorbereitungen weiter, und am frühen Morgen des 12. März rückte die Wehrmacht in Österreich ein. Am Nachmittag fuhr Hitler unter Glockengeläut in seine Geburtsstadt Braunau am Inn ein und weiter durch blumengeschmückte Dörfer und an jubelnden Menschen vorbei über Linz nach Wien.¹²

Mehr als eine halbe Million Wienerinnen und Wiener feierten Hitler am 15. März auf dem Heldenplatz, als er in seiner Rede triumphierte: «Als der Führer und Kanzler der deutschen Nation und des Reiches melde ich vor der Geschichte nunmehr den Eintritt meiner Heimat in das Deutsche Reich.»¹³ In einer Volksabstimmung votierten am 10. April in Deutschland und Österreich über 99 Prozent für den «Anschluss».

Auch Luise Solmitz war voller Bewunderung: «Weltgeschichte, voraussichtlich Erfüllung meines alten deutschen Traums, ein wahrhaft geeintes Deutschland, durch einen Mann, der nichts fürchtet, Kompromisse, Hindernisse, Schwierigkeiten nicht kennt.»¹⁴ Stundenlang verfolgte sie am Radio die Live-Übertragungen aus Österreich mit, Hitlers Auftreten in Linz und Wien, und schrieb seitenlang in ihrem Tagebuch die Reden und den Jubel mit. «Die letzten Wochen sind die bisher trostlosesten unseres Lebens», notierte dagegen Victor Klemperer in Dresden am 20. März in seinem Tagebuch. «Der ungeheure Gewaltakt der Österreichannexion, der ungeheure Machtzuwachs nach aussen und innen, die wehrlos zitternde Angst Englands, Frankreichs usw. Wir werden das Ende des dritten Reichs nicht erleben. Seit acht Tagen wehen die Fahnen, seit gestern klebt an jedem Pfeiler unseres Zauns ein breiter gelber Zettel mit Davidstern: Jude.»¹⁵

Der Jubel der Österreicher war begleitet von pogromartiger Gewalt gegen Jüdinnen und Juden. Bereits am Abend vor dem Einmarsch deutscher Truppen liessen die neuen Volksgenossinnen und Volksgenossen in Wien und anderen Orten ihren antisemitischen Ressentiments freien Lauf. Jüdische Geschäfte wurden geplündert, Juden willkürlich verhaftet, aus den Wohnungen getrieben und misshandelt, persönliche Bereicherungen waren an der Tagesordnung.¹⁶ Carl Zuckmayer erinnerte sich in seiner Autobiographie an jenen 11. März in Wien: «An

diesem Abend brach die Hölle los. Die Unterwelt hatte ihre Pforten aufgetan und ihre niedrigsten, scheusslichsten, unreinsten Geister losgelassen. Die Stadt verwandelte sich in ein Alptraumgemälde des Hieronymus Bosch: Lemuren und Halbdämonen schienen aus Schmutzeiern gekrochen und aus versumpften Erdlöchern gestiegen. Die Luft war von einem unablässig gellenden, wüsten, hysterischen Gekreische erfüllt, aus Männer- und Weiberkehlen, das tage- und nächtelang weiterschillte. Und alle Menschen verloren ihr Gesicht, glichen verzerrten Fratzen: die einen in Angst, die anderen in Lüge, die anderen in wildem, hasserfülltem Triumph.»¹⁷ In den ersten vier Wochen nach dem deutschen Einmarsch registrierte die Jüdische Kultusgemeinde 89 Selbsttötungen, die meisten zwischen dem 14. und 18. März.¹⁸

Der Rechtsberater in der Zentrale des Centralvereins deutscher Bürger jüdischen Glaubens Hans Reichmann erfuhr die Nachrichten aus Österreich im Berliner C.V.-Büro: «Am nächsten Tag höre ich alle Berichte vom Truppeneinmarsch, höre Kinder kreischen und den österreichischen BDM in Linz ‚Heil‘ rufen, bis in den Abendstunden endlich der Führer auf den Balkon des Linzer Rathauses tritt. Zugleich sehe ich im Geist Scharen flüchtender Menschen und denke an deutsche Juden, denen Wien sich eben noch als neues Asyl geöffnet hat. Welche schrecklichen Untaten aber dieser Einmarsch heraufbeschwören sollte, wusste ich damals noch nicht. Ungeduldig warten die Reichsvertretung und wir auf Nachrichten aus Wien. Es vergehen wohl zwei oder drei Wochen, bis die ersten inoffiziellen Abgesandten der Wiener Kultusgemeinde in Berlin erscheinen. Was wir da hören, ist grauenvoll. Es übertrifft alle Erfahrungen des März und April 1933.»¹⁹

In Wien organisierte Adolf Eichmann, der kurz nach dem Einmarsch als Vertreter des Sicherheitsdienstes der SS (SD) eingetroffen war, die antijüdische Politik, erpresste von der jüdischen Kultusgemeinde mehrere hunderttausend Reichsmark und demonstrierte damit, dass es dem SD im Unterschied zu den umständlichen Methoden der Ministerialbürokratie mit genügend krimineller Energie gelang, die Vertreibung der Juden von diesen selbst finanzieren zu lassen. Die von Eichmann gegründete Wiener «Zentralstelle für jüdische Auswanderung» wurde zum Modell für Berlin und Prag. Vor dem Terror flohen Zehntausende; bis zum Frühjahr 1939 hatte etwa die Hälfte aller rund 180'000 österreichischen Juden ihr Land verlassen, darunter auch der 82-jährige Sigmund Freud. Vor seiner Abreise hatte er noch folgendes Formular zu unterzeichnen: «Ich be-

stätige gerne, dass bis heute, den 4. Juni 1938, keinerlei Behelligung meiner Person oder meiner Hausgenossen vorgekommen ist. Behörden und Funktionäre der Partei sind mir und meinen Hausgenossen ständig korrekt und rücksichtsvoll entgegengetreten.» Ob Freud mit bitterem Sarkasmus hinzugefügt hat: «Ich kann die Gestapo jedermann auf das Beste empfehlen», ist vielfach kolportiert worden, kann aber nicht belegt werden.²⁰

Raub

Anfang 1938 lebten noch etwa 400'000 Juden in Deutschland, die meisten in den Grossstädten, allein in Berlin rund 140'000. Die Jüngeren und Besitzenden waren zum grössten Teil in den Jahren zuvor vor der Verfolgung und Drangsalierung geflohen; zurück blieben die Älteren und Verarmten. Rund die Hälfte der in Deutschland lebenden Juden war über 50 Jahre alt, ein Viertel war auf Wohlfahrtshilfe angewiesen.²¹ Der in Berlin aufgewachsene spätere US-Finanzminister W. Michael Blumenthal schreibt in seinen Erinnerungen, dass die Familie bis 1937 kaum daran gedacht habe, Deutschland zu verlassen. Fast niemand aus dem Umkreis seiner Eltern emigrierte in den ersten Jahren des NS-Regimes, mit Ausnahme des jüngsten Bruders seines Vaters, der mit seiner Frau nach Brasilien zog. Palästina kam sowieso nicht in Frage. «Wir sind doch keine Zionisten», hätten die Eltern abschätzig gesagt. «Wir sind Europäer und gehören nicht in den Orient.» Aber «Anfang 1938 konnten auch meine Eltern die Augen nicht mehr vor der Wahrheit verschliessen. Vom normalen Leben waren sie fast völlig isoliert, Demütigungen und wirtschaftlicher Druck nahmen zu, die Vorzeichen wurden immer bedrohlicher. Hitler, auf dem Höhepunkt seiner Macht, triumphierte: Im März erfolgte der ‚Anschluss‘ Österreichs, der in Wien antisemitische Krawalle auslöste, die selbst die schlimmsten Ausbrüche des Judenhasses in Deutschland übertrafen, und im Herbst marschierte Hitler im Sudetenland ein.» 1938 verkauften sie ihr Geschäft weit unter Wert an eine «arische» Angestellte und emigrierten im April 1939 nach Schanghai, dem einzigen Ort, für den verfolgte Juden kein Visum benötigten.²²

1938 nahm der wirtschaftliche Druck auf die deutschen Juden enorm zu, denn der Staat brauchte dringend Geld, um die Aufrüstung zu finanzieren, die in erster Linie auf einer betrügerischen Finanzpolitik beruhte. Eine «Flut von Ausschaltungsbedingungen» (Uwe Adam) überschwemmte die Juden in Deutschland. Zu

Jahresbeginn wurden ihnen allgemeine Steuervergünstigungen wie Heirats- und Geburtsbeihilfen oder Kinderfreibeträge gestrichen. Am 1. April verloren die jüdischen Gemeinden ihren Status als Körperschaft öffentlichen Rechts, das heisst, dass sie von nun an nicht mehr wie andere Religionsgemeinschaften steuerlich begünstigt waren, sondern auf das Gemeindeeigentum Steuern zahlen mussten. Zudem wurde ihnen verboten, eigene Steuern zu erheben, was die Gemeinden umso schwerer traf, da sie aufgrund der Verarmung ihrer Mitglieder über immer weniger Einnahmen verfügten und zugleich immer mehr Gemeindemitglieder von ihren Fürsorgeinstitutionen abhängig wurden.²³

Am 26. April erliess Göring als Beauftragter für den Vierjahresplan die «Verordnung über die Anmeldung des Vermögens von Juden», die sämtliche deutschen und nun auch österreichischen Juden zwang, ihr Vermögen, sobald es mehr als 5'000 Reichsmark betrug, detailliert dem Staat zu melden. Wer diese Anzeigepflicht «nicht, nicht richtig oder nicht rechtzeitig» erfülle, konnte mit Geld- und Freiheitsstrafen belegt werden und sein Vermögen wurde eingezogen. Ministerialrat Alf Krüger, im Reichswirtschaftsministerium verantwortlich für «Arisierungsfragen», bezeichnete die Verordnung als einschlägiges Mittel «zu der völligen und endgültigen Entjudung der deutschen Wirtschaft» und veranschlagte das «angreifbare» jüdische Vermögen in Deutschland auf gut sieben Milliarden Reichsmark – ein beträchtlicher Betrag, wenn man bedenkt, dass sich die regulären Reichseinnahmen 1938 insgesamt auf 17 Milliarden beliefen.²⁴

Luise Solmitz, eben noch euphorisch über den «Anschluss» Österreichs, schrieb nun einen Tag nach Veröffentlichung der Verordnung resigniert: «Anmeldepflicht für Judenvermögen über 5'000 RM. Der Beauftragte für den Vierjahresplan kann die Massnahmen treffen, die notwendig sind, um den Einsatz des anmeldepflichtigen Vermögens in Einklang mit den Belangen der deutschen Wirtschaft sicherzustellen.' Das heisst: Enteignung. – Termin der Anmeldung: 30. Juni. Anmeldepflicht auch für nichtjüdische Ehegatten. [...] So ist unser Hausvermögen'. Unsere Hypothek, bei Frau W. in guten Händen, wird nach Gutdünken angelegt. Was wollen wir jammern. Was nützt es. Wir gehen alle unseren Weg. Wie ich mir früher wohl mal mein Leben gedacht habe: solche Schwierigkeiten konnte meine Seele nicht ahnen. Outcast, outlaw.., »²⁵

Von den im Januar 1933 existierenden jüdischen Unternehmen gehörten bereits zwei Drittel nicht mehr ihren einstmaligen jüdischen Eigentümern. Beson-

ders der Einzelhandel war von der Enteignung betroffen. Im Deutschen Reich bestanden im Juli 1938 von den ehemals über 50'000 jüdischen Einzelhandelsgeschäften nach offizieller Zählung nur noch etwa 9'000. 1938, so der Wirtschaftshistoriker Avraham Barkai, war das Jahr des «Endspurts» im Wettlauf um die «Arisierung» jüdischer Betriebe. Der eigentliche Profiteur des Raubs an den jüdischen Vermögen jedoch war der NS-Staat, der einerseits durch besondere Abgaben, die die Volksgenossen zu bezahlen hatten, andererseits durch die «Reichsfluchtsteuer» und zahlreiche weitere Zwangsabgaben die emigrierenden Juden bis auf ein Handgeld, das sie auf ihre Flucht ins Ausland mitnehmen konnten, ausplünderte.²⁶

Für Berlin, die Stadt mit der grössten jüdischen Gemeinde, lässt sich diese Entwicklung aufgrund der Forschungen von Christoph Kreutzmüller detailliert nachverfolgen. Wurden 1936 insgesamt 813 jüdische Gewerbebetriebe entweder liquidiert oder in nicht-jüdische Hände überführt, waren es ein Jahr danach 926 und 1938 dann 1948, 1939 noch einmal 2350 Firmen. Hatte das Verhältnis von Liquidationen zu Besitzübernahmen 1933 noch 53 zu 47 betragen, betrug es 1939 90 zu 10. Dabei waren Apotheken, Fotogeschäfte, Gastronomiebetriebe, Buchhandlungen sowie Banken und Versicherungen in besonders hohem Mass betroffen.²⁷

In Berlin war es vor allem der NSDAP-Gauleiter und Reichspropagandaminister Goebbels, der die antisemitische Politik forcierte. Zeitgleich mit Görings Verordnung vom 22. April, mit dem bestraft werden sollte, wer den «jüdischen Charakter eines Gewerbebetriebes» verschleierte, drängte Goebbels bei Hitler auf ein ganzes Bündel von antisemitischen Massnahmen: «Judenlokale werden ausgekämmt. Juden bekommen dann ein Schwimmbad, ein paar Kinos und Lokale zugewiesen. Sonst Zutritt verboten. Wir werden Berlin den Charakter eines Judenparadieses nehmen. Jüdische Geschäfte werden als solche gekennzeichnet. Jedenfalls gehen wir jetzt radikaler vor. Der Führer will sie allmählich alle abschieben. Mit Polen und Rumänien verhandeln. Madagaskar wäre für sie das Geeignete.»²⁸

Ebenfalls im April hatte Goebbels den Berliner Polizeipräsidenten Helldorff beauftragt, einen Plan zur Verfolgung der Berliner Juden zu entwerfen. Die Denkschrift zur antijüdischen Politik vom 17. Mai, die von der Staatspolizeistelle Berlin ausgearbeitet worden war, sah eine Fülle von antisemitischen Massnahmen vor, von besonderen Kennkarten für Juden über die Aufhebung der Schulpflicht für jüdische Kinder, die Kennzeichnung arischer bzw. jüdischer Geschäfte bis hin zur

Einrichtung besonderer Eisenbahnabteile für Juden und einem Verbot, öffentliche Parkanlagen zu betreten. Umzüge von Juden sollten einer Genehmigung bedürfen, so «dass bestimmte Stadtgebiete mit Juden nicht neu bevölkert und damit mittelbar auf weite Sicht eine Art Ghetto geschaffen» werde.²⁹

Noch während die Berliner Gestapo-Beamten an der Denkschrift arbeiteten, begannen einzelne NSDAP-Ortsgruppen in Berlin, angeblich jüdische Geschäfte in Steglitz, Schöneberg, Lichtenberg nachts mit Plakaten und Schmierereien zu markieren. Am 31. Mai veranstaltete die Gestapo in den als «jüdisch» denunzierten Cafés Dobrin, Reimann, Wien, Umlandseck am Kurfürstendamm eine Grossrazzia und nahm über 300 Personen fest. Goebbels war mit der Aktion überaus unzufrieden, weil sie ihm nicht weit genug ging: «Mit Helldorff in der Judenaktion verhandelt», notierte er in seinem Tagebuch. «Ziel: Herausdrückung der Juden aus Berlin. Und zwar ohne Sentimentalität.»³⁰

Eine Woche später sprach er vor 300 Berliner Polizeioffizieren: «Ich putsche richtig auf. Gegen jede Sentimentalität. Nicht Gesetz ist die Parole sondern Schikane. Die Juden müssen aus Berlin heraus.»³¹ Wenige Tage später ermächtigte die Dritte Verordnung zum Reichsbürgergesetz das Reichswirtschaftsministerium, jüdische Geschäfte zu kennzeichnen, was die NSDAP- und SA-Gruppen befeuerte, ihre Aktionen gegen Geschäfte mit jüdischem Inhaber zu verstärken. Private Fotografien aus Berlin zeigen die mit Fratzen oder Sprüchen wie «Juden raus» beschmierten Fensterscheiben.³² Die *National-Zeitung* berichtete am 17. Juni, dass umfangreiche Polizeikontrollen und Razzien in verschiedenen Stadtteilen Berlins stattgefunden hätten, Hotels, Pensionen und Privathäuser nach Juden durchsucht worden seien.³³ Laut Bericht des SD-Oberabschnitts Ost fanden diese Aktionen auch beachtliche Unterstützung: So habe in einem Fall eine etwa tausendköpfige Menge eine «immer drohendere Haltung» eingenommen, so dass die Polizei den jüdischen Inhaber des Geschäfts in wörtlichem Sinn in Schutzhaft nahm.³⁴ Der Korrespondent der *Pariser Tageszeitung* berichtete: «Am späten Nachmittag des 16. Juni lärmte und tobte eine Menge durch die Umgebung des Horst-Wessel-Platzes im Osten Berlins [heute Rosa-Luxemburg-Platz, M. W], jüdische Ladenbesitzer wurden aus ihren Läden herausgezerrt und geschlagen, so dann wurde die Schliessung aller jüdischen Geschäfte in sämtlichen Strassen der Umgebung erzwungen. Als einige Zeit darauf ein Polizeiauto vor einem jüdischen Café auf dem Horst-Wessel-Platz hielt und die Gäste, fast alle Juden, verhaftete

und verladen wurden, umzingelte die Menge das Auto und feierte eine Freudensorgie.»³⁵ Ähnliche Angriffe meldeten auch andere ausländische Pressekorrespondenten aus Berlin. Der amerikanische Botschafter in Berlin, Hugh Robert Wilson, berichtete nach Washington über die Ereignisse: «Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die gegenwärtige antijüdische Kampagne an Gründlichkeit alles seit Anfang 1933 Geschehene übertrifft.»³⁶

Aktion «Arbeits scheu Reich»

Zeitgleich mit den gewalttätigen Aktionen gegen jüdische Geschäfte unternahm die Polizei reichsweit eine gross angelegte Verhaftungswelle gegen sogenannte «Asoziale» und «Arbeits scheu». Seitdem Himmler als Reichsführer-SS 1936 zum Chef der deutschen Polizei ernannt worden war, nahmen rassistische, kriminalbiologische Vorstellungen immer breiteren Raum ein. Die Polizei als Exekutive der Volksgemeinschaft umfasste in diesem Sinn weit mehr als den Schutz der Volksgenossen. Unter «Volk» wurden ein organisches Ganzes verstanden, dem der Einzelne sich unterzuordnen habe. Die Polizei, so Heydrichs Stellvertreter Werner Best, sollte eine Einrichtung sein, «die den politischen Gesundheitszustand des deutschen Volkskörpers sorgfältig überwacht, jedes Krankheitssymptom rechtzeitig erkennt und die Zerstörungskeime [...] feststellt und mit jedem geeigneten Mittel beseitigt».³⁷

Diese Biologisierung des Verbrechens findet sich auch bei der Kriminalpolizei, deren «Feindbild: Berufsverbrecher» zwar bereits in der Weimarer Republik geschaffen wurde, sich dort aber noch gegen eine sozial definierte Gruppe richtete. Erst im Nationalsozialismus galt abweichendes Verhalten als Ausdruck minderwertigen Blutes. Somit gründete sich die Erfassung und Festsetzung sämtlicher Berufsverbrecher nicht mehr auf tatsächliche und registrierte Straffälle, sondern sollte jetzt präventiv geschehen. Entsprechend wurde die Verfolgungsdoktrin rassistisch definiert, wie im grundlegenden Erlass zur «vorbeugenden Verbrechensbekämpfung durch die Polizei» vom 14. Dezember 1937 festgelegt.³⁸ Dieser Grunderlass erweiterte den Kreis derjenigen, die in Vorbeugungshaft zu nehmen seien, auf alle als deviant betrachteten Menschen, in den Worten des Erlasses: wer «durch sein asoziales Verhalten die Allgemeinheit gefährdet». Der Begriff der «Asozialität» wurde zu einer zentralen rassehygienischen Kategorie.

In den Ausführungsbestimmungen des Reichskriminalpolizeiamtes vom April 1938 wurden exemplarisch genannt: «Bettler, Landstreicher (Zigeuner), Dirnen, Trunksüchtige, mit ansteckenden Krankheiten, insbesondere Geschlechtskrankheiten behaftete Personen» und «Arbeitsscheue», wobei diese Aufzählung ausdrücklich als beispielhaft, nicht erschöpfend bezeichnet wurde.³⁹ Etliche Bestimmungen des Grunderlasses gingen durchaus auf bisherige Verfolgungstraditionen zurück; seit Beginn des NS-Regimes drangsalierten die Behörden die «Asozialen», wie Julia Hörath herausgearbeitet hat. Neu war, dass das polizeiliche Handeln nicht mehr an juristische Konstruktionen gebunden oder regional begrenzt war. Der Erlass räumte der Kriminalpolizei weit umfangreichere Kompetenzen in der Verfolgung von «Asozialität» ein als zuvor und institutionalisierte eine zentral gesteuerte Kriminalprävention.⁴⁰

Bereits im Januar 1938 hatte Himmler mit Bezug auf den Erlass vom 14. Dezember den Staatspolizeistellen befohlen, sogenannte «Arbeitsscheue», die von den Arbeitsämtern festgelegt wurden, zu verhaften und in das Konzentrationslager Buchenwald zu bringen. Wegen des «Anschlusses» Österreichs verzögerten sich die Verhaftungen bis Ende April; etwa 1'500 Menschen wurden insgesamt nach Buchenwald verschleppt. Im Juni ging die Kriminalpolizei in einer weiteren und umfassenderen Aktion gegen «Asoziale» vor. «Da das Verbrechen im Asozialen seine Wurzeln hat und sich fortlaufend aus ihm ergänzt», so begründete Reinhard Heydrich in seiner Anweisung vom 1. Juni die Aktion, sollten in der Woche vom 13. bis 18. Juni in jedem Kriminalpolizeistellenbezirk «mindestens 200 männliche arbeitsfähige Personen (asoziale) in polizeiliche Vorbeugungshaft» genommen und in das KZ Buchenwald gebracht werden. Darüber hinaus seien auch alle jüdischen Männer, die mit einer Gefängnisstrafe von mehr als einem Monat bestraft worden waren, ebenfalls in Haft zu nehmen und ins KZ Buchenwald zu sperren.⁴¹

In den frühen Morgenstunden des 13. Juni begannen Polizisten im ganzen Reich Bahnhofshallen, Nachtasyle, Obdachlosenheime zu durchkämmen und Menschen festzunehmen – in der Regel deutlich mehr als die von Heydrich geforderten 200 Personen pro Bezirk. Rechnete man die 14 Kriminalpolizeistellenbezirke im Deutschen Reich hoch, hätten insgesamt etwa 3'000 Personen verhaftet werden sollen. Tatsächlich waren es über 10'000 Menschen, die in die Konzentrationslager verschleppt wurden, darunter zahlreiche Roma und Sinti, die im rassis-

tischen Blick ihrer Verfolger durchweg als «arbeitsscheu» und «asozial» galten und nun aus den kommunalen Zwangslagern, die seit 1935 überall im Reich errichtet worden waren, heraus verhaftet und in Konzentrationslager deportiert wurden.⁴²

Die Aktion «Arbeitsscheu Reich» stellte eine Zäsur in der polizeilichen Praxis dar, denn nie zuvor waren systematisch in Zusammenarbeit mit anderen Behörden so viele Menschen erfasst, festgenommen und in Konzentrationslager gebracht worden – eine erste Übung in der Fähigkeit, Tausende von Menschen zu deportieren. Der Zweck der Aktion lag vornehmlich darin, die Häftlinge als Arbeitskräfte für den Ausbau der Lager und für die SS-eigenen Betriebe, insbesondere zur Herstellung von Ziegeln für die Baubranche, auszunutzen. Die Lage auf dem Arbeitsmarkt war gespannt, Arbeitskräfte aus dem Inland kaum noch zu gewinnen, so dass das NS-Regime zunehmend mit Zwangsregulierungen der Knappheit Herr zu werden suchte. Nicht zufällig war es der Chef der Dienststelle Vierjahresplan im Persönlichen Stab Himmlers, SS-Oberführer Ulrich Greifelt, der im Januar 1939 rückblickend «bei der angespannten Lage auf dem Arbeitsmarkt» es als «ein Gebot der nationalen Arbeitsdisziplin» bezeichnete, «alle Personen, die sich dem Arbeitsleben der Nation nicht einpassen wollten und als Arbeitsscheue und Asoziale dahingewiterten [...] und Grossstädte und Landstrassen unsicher machten, auf dem Zwangsweg zu erfassen und zur Arbeit anzuhalten».⁴³ Zugleich sorgte das rassenbiologische Selektionskriterium für das gewünschte Ziel, «Asoziale» aus dem deutschen «Volkskörper» auszusondern. Patrick Wagner hat die Ziele der Juni-Aktion 1938 folgendermassen zusammengefasst: «Requirierung von Zwangsarbeitern, terroristische Erzwingung von Arbeitsdisziplin und kriminalpräventive Ausjätung».⁴⁴

Unter den Verhafteten waren auch mehrere tausend Juden. Nicht nur in der Reichshauptstadt, auch in anderen Orten Deutschlands griffen nationalsozialistische Mobs jüdische Geschäfte und Synagogen an; die Polizei veranstaltete Razzien, verhaftete Juden und brachte sie in die Konzentrationslager Dachau, Buchenwald und Sachsenhausen. Christian Faludi schätzt, dass insgesamt knapp 4'000 jüdische Menschen im Rahmen der «Juni-Aktion» verhaftet und in Konzentrationslager verschleppt wurden.⁴⁵ In Österreich waren zuvor Ende Mai in einer systematisch vorbereiteten Aktion etwa 2'000 jüdische Männer verhaftet und vom Wiener Westbahnhof in mehreren Transporten in das Konzentrationslager Dachau gebracht worden.⁴⁶

Durch den Zustrom von tausenden neuen Häftlingen waren die drei Konzentrationslager mit der Unterbringung und Versorgung überfordert. «Bei einiger-

massen trockenem Wetter zogen die Neuen durchs Lager», schrieb der Sachsenhausen-Häftling Harry Naujocks in seinen Erinnerungen, «um irgendetwas zu ergattern, eine Zigarettenkippe, eine rohe Kartoffel; oder sie wühlten in den Küchenabfällen nach irgendetwas Essbarem, nach Kartoffel- oder Rübenschalen oder Gemüseresten.»⁴⁷ Den jüdischen Häftlingen wurden die schwersten oder widerwärtigsten Arbeiten wie das «Scheissetragen» zugeteilt, dessen Arbeitskommando in Dachau von der SS höhnisch nach der Eau-de-Cologne-Marke «4711» genannt wurde. Immer neue Gewalttätigkeiten dachten sich die SS-Männer aus, um die Juni-Häftlinge zu quälen.

Hans Reichmann erlebte die Juni-Ereignisse in Berlin unmittelbar mit. «Unser Büro ist überfüllt von gepeinigten Frauen aus dem ganzen Reich, deren Männer in Buchenwald oder Sachsenhausen sind. [...] Fünf Jahre hatte ich mich gegen verallgemeinernde Vorwürfe gewehrt, die dem deutschen Volk und seiner feigen Haltung galten. In diesen Juni-Tagen, als in jeder jüdischen Familie die Not durch die Tür grinste, männerlose Frauen weinend und zu Tode geängstigt um Hilfe flehten, der Raubzug gegen jüdisches Eigentum schamlos organisiert wurde, als die Berliner Polizei auf Anweisung des berüchtigten Helldorff, einst Schuldenmacher bei jüdischen Getreidehändlern, jüdische Autofahrer jagte und sie unter irgendeinem Vorwand festnahm, als jeder Fussgänger in Gefahr war, eingefangen zu werden und auf Tage zu verschwinden, weil er die Strasse falsch überquert oder einen Fahrschein auf den Damm geworfen hatte, als der ebenso verbrecherische wie psychopathische Polizeihauptmann Schneider im Berliner Polizeirevier Grolmannstrasse seine Beamten zur Judenfängertruppe ausbildete, – in dieser ‚Reichskulturwoche‘ schief mein Widerstand gegen die Kritik am deutschen Volk ein.»⁴⁸

Évian-les-Bains

37'000 jüdische Deutsche verliessen 1933 nach Hitlers Machtübernahme ihre Heimat. In den folgenden Jahren betrug die Zahl der Emigranten jeweils zwischen 20'000 und 24'000. Mit dem «Anschluss» Österreichs und der radikalisierten Gewalt gegen Juden verschärfte sich die Flüchtlingsfrage. Doch während die Not der drangsalierten Menschen zunahm, schlossen die Regierungen und Behörden zugleich die Grenzen der Länder, in die sie hätten emigrieren können.⁴⁹

Als der Labour-Abgeordnete Josiah Wedgwood im Unterhaus im März 1938 einen Antrag einbrachte, allen österreichischen Flüchtlingen für sechs Monate Aufenthalt zu gewähren und, wenn sie es wünschten, die britische Staatsangehörigkeit zu verleihen, legte sich die Regierung Chamberlains quer. Zwar sei es nach wie vor Politik der Regierung Ihrer Majestät, Menschen, die aus politischen, rassistischen oder religiösen Gründen verfolgt würden, Asyl zu gewähren. Aber eine unterschiedslose Aufnahme von Flüchtlingen würde zu besorgniserregenden wirtschaftlichen Folgen und zu Problemen der inneren Sicherheit führen. Keinesfalls dürfe der Eindruck erweckt werden, das Tor sei offen für Einwanderer. Wedgwoods Antrag wurde im Unterhaus mit 210 gegen 142 Stimmen abgelehnt.⁵⁰

Bereits 1933 hatte der Völkerbund angesichts des Flüchtlingsstroms aus dem nationalsozialistischen Deutschland einen High Commissioner for Refugees from Germany berufen. Aber James McDonald, amerikanischer Politikwissenschaftler und Diplomat, scheiterte mit seinen Bemühungen und trat 1935 zurück.⁵¹ Im Jahr 1938 unternahm US-Präsident Roosevelt eine neue Initiative und lud zu einer internationalen Konferenz vom 6. bis 14. Juli 1938 im französischen Kurort Évian-les-Bains am Genfer See ein. Der Plan war, mittels einer Quote 10'000 bis 15'000 flüchtenden Familien eine neue Heimat zu bieten. Zudem sollte ein internationales Komitee für Flüchtlingsfragen eingerichtet werden.⁵² Die USA wollten nur so viele Flüchtlinge aufnehmen, wie es ihrer bereits bestehenden Quote für deutsche Einwanderer entsprach, die nun mit vornehmlich jüdischen Immigranten erfüllt werden sollte – nicht so überraschend, wenn man bedenkt, dass im März 1938 drei Viertel der befragten Amerikaner es ablehnten, eine grössere Anzahl jüdischer Flüchtlinge aus Deutschland ins Land zu lassen.⁵³

Auch Staaten auf dem europäischen Kontinent besaßen offenkundig kein Interesse, die verfolgten deutschen und österreichischen Juden aufzunehmen. Italien sagte seine Teilnahme ab; Ungarn fehlte ebenso; Rumänien, Polen und Griechenland schickten nur Beobachter; die Schweiz entsandte bezeichnenderweise als Vertreter keinen Diplomaten, sondern den Chef der Fremdenpolizei Heinrich Rothmund, der für seine antijüdische Einwanderungspolitik bekannt war. Die Vertreter der verbliebenen 32 Nationen beteuerten, dass sie in der Vergangenheit bereitwillig Flüchtlinge aufgenommen hätten, nun aber aufgrund hoher Arbeitslosigkeit und wirtschaftlicher Schwierigkeiten nicht in der Lage seien, weitere Menschen aufzunehmen.

In seiner Rede zur Eröffnung der Konferenz am 4. Juli lobte der amerikanische Chefdelegierte Myron C. Taylor, ein politischer Berater Roosevelts und bis vor Kurzem noch Präsident der mächtigen US Steel Company, die Liberalität der amerikanischen Einwanderungsgesetze, konnte aber seitens seines Landes nicht mehr anbieten als die bisherige Einwanderungsquote für deutsche und österreichische Flüchtlinge. Der britische Redner Edward Tumor Lord Winterton, ein konservativer Abgeordnete des Unterhauses, wich nicht von der restriktiven Linie der britischen Regierung ab und erregte vor allem dadurch Aufsehen, dass er die wichtigste Frage, die an Grossbritannien als Mandatsmacht im Nahen Osten zu richten war, einfach überging: die jüdische Einwanderung nach Palästina.⁵⁴

Während im Hintergrund die amerikanischen, britischen und französischen Delegierten um eine gemeinsame Position verhandelten, gaben die Vertreter der Regierungen ihre Erklärungen ab. Der Brasilianer Hélio Lobo verbreitete allgemeine Phrasen, zumal die nazifreundliche Vargas-Diktatur gerade die Einwanderungsbestimmungen verschärft hatte. Der belgische Delegierte verwies ebenso wie etliche andere auf die schwierigen wirtschaftlichen Verhältnisse seines Landes und die hohe Arbeitslosigkeit, die Zuwanderung unmöglich machten. Auch der Vertreter Kanadas machte den Flüchtlingen keine Hoffnung. Uruguay, Venezuela und andere mittelamerikanische Länder waren vor allem an Landarbeitern interessiert. Der kolumbianische Delegierte appellierte an die Verantwortung der Kolonialmächte; Costa Rica, Honduras, Nicaragua und Panama verpflichteten sich, Flüchtlinge proportional zu ihrer Grösse aufzunehmen, wenn die anderen Länder mitzögen. Aber auch dieser Appell verhallte. Nur vordergründig humanitär war die Einladung des Diktators der Dominikanischen Republik Rafael Trujillo y Molina, Flüchtlinge aufzunehmen, wenn sie über hinreichende Mittel verfügten. Dahinter stand die Absicht Trujillos, den «weissen» Bevölkerungsanteil zu erhöhen, um die rassistische Hierarchie gegenüber der indigenen Bevölkerung aufrechtzuerhalten. Tomas Alberto Le Breton, argentinischer Botschafter in Paris, hob hervor, dass sein Land nach den USA die meisten jüdischen Flüchtlinge aufgenommen habe – wenige Tage später, noch vor Ende der Konferenz, schloss Argentinien am 12. Juli seine Pforten und verweigerte allen Personen ein Visum, «von denen begründet anzunehmen ist, dass sie ihr Herkunftsland verlassen haben oder verlassen wollen, weil sie dort unerwünscht sind oder ausgewiesen wurden». Rothmund, der Chef der Schweizer Fremdenpolizei, betonte, dass die

Schweiz allenfalls «Transitland» sein könne. Der australische Delegierte T.W. White, Minister für Handel und Zölle, sprach offen antisemitisch aus, was andere in ihren öffentlichen Äusserungen vermieden: «Da wir in Australien kein Rassenproblem haben, wird jedermann Verständnis dafür aufbringen, dass wir uns nicht danach drängen, eins zu importieren, indem wir irgendeinen Plan für eine fremde Einwanderung in grossem Stil unterstützen.»⁵⁵

In einem Unterausschuss der Konferenz hatten die verschiedenen jüdischen Hilfsorganisationen Gelegenheit, in jeweils wenigen Minuten ihre Positionen und Forderungen vorzustellen. «Die Anhörung war eine erniedrigende Prozedur», erinnerte sich später Salomon Adler-Rudel, bis 1936 Generalsekretär der Reichsvereinigung der deutschen Juden und seither Repräsentant der deutschen Juden in internationalen jüdischen Organisationen. «Niemand war darauf vorbereitet, weder die Mitglieder des Ausschusses noch die Vertreter der verschiedenen Organisationen; letztere mussten aufgereiht vor der Tür des Sitzungsraums warten, bis sie, einer nach dem anderen, hineingerufen wurden; dann standen sie den elf Mitgliedern des Ausschusses gegenüber, denen sie in nicht mehr als 10 Minuten ihren Bericht erstatten mussten.»⁵⁶

Einer verstärkten jüdischen Einwanderung nach Palästina erteilte Lord Winterton am letzten Konferenztag eine deutliche Absage. Nach den blutigen Auseinandersetzungen in Folge des arabischen Aufstandes 1936 und dem Scheitern der britischen Peel-Kommission 1937, deren Plan zur Teilung des Landes von arabischer Seite abgelehnt worden war, wollte die britische Regierung eine vermehrte jüdische Einwanderung in jedem Fall vermeiden, um den Konflikt nicht weiter zu verschärfen.⁵⁷ So blieb am Ende der Konferenz nichts weiter als eine nichtssagende Schlusserklärung und die bereits vorab vereinbarte Errichtung eines Intergovernmental Committee in London, dessen Leiter George Rublee vergeblich versuchte, mit Deutschland in seriöse Verhandlungen über die Flüchtlingsfrage zu kommen.

An der Grundursache der Flüchtlingskrise, der nationalsozialistischen Verfolgung der Juden, konnten die Konferenzteilnehmer nichts ändern, worauf Winterton schon am ersten Tag, ohne Deutschland zu nennen, hingewiesen hatte. Eine geordnete Auswanderung sei unmöglich, wenn nicht das Herkunftsland Bereitschaft zeige, seinen Beitrag zu leisten, sprich den Flüchtlingen auskömmlich Mittel zu lassen, mit denen sie eine Chance hätten, in anderen Ländern aufgenommen zu werden. Genau daran aber hatte die deutsche Seite kein Interesse,

denn sie wollte die Juden loswerden und zugleich ihr Vermögen rauben, um die Aufrüstungspolitik zu finanzieren.

So sehr die NS-Presse über das Konferenzergebnis höhnte, so bedeutete doch die Évian-Konferenz auch ein Scheitern für die NS-Führung, denn deren Kalkül, dass die internationale Staatengemeinschaft die aus Deutschland und Österreich vertriebenen Juden mittellos aufnehmen würde, war nicht aufgegangen. Zwar hatten die Nationalsozialisten die Juden aus der deutschen «Volksgemeinschaft» ausgeschlossen und sie weitgehend um ihre Habe und ihr Vermögen gebracht. Aber die Pauperisierten besaßen nun kaum mehr die Möglichkeit, freiwillig das Land zu verlassen, fehlte ihnen doch das Kapital, das die potenziellen Einwanderungsländer verlangten. Nur noch die jungen Leute und die wohlhabenden Juden konnten sich Hoffnung machen, in anderen Ländern noch einmal von vorn anzufangen.

1933 waren 36 Prozent der jüdischen Bevölkerung unter 30 Jahre und 10 Prozent über 65 Jahre alt gewesen, 1939 hatte sich das Verhältnis mit 19 zu 21 Prozent drastisch verändert. Nahezu drei Viertel aller Jüdinnen und Juden über 14 Jahre wurden als «berufslose Selbständige» in den Listen der Volkszählung aufgeführt, das heisst, sie lebten von ihren Ersparnissen oder vom Kleinhandel wie dem Hausieren.⁵⁸ Anfang September 1938 musste das sogenannte Judenreferat des Sicherheitsdienstes der SS (SD), dem auch Adolf Eichmann angehörte, eingestehen: «Die Auswanderungsmöglichkeiten sind aber durch internationale Massnahmen so stark im Abnehmen begriffen, dass von einer geregelten Auswanderung – in gewissem Masse abgesehen von der Ostmark – kaum mehr gesprochen werden kann. Selbst wenn die notwendigen Unterstützungen von ausländischen jüdischen Organisationen zur Verfügung gestellt und die Devisen vom Reich frei gemacht werden, wird diese Frage in der Zukunft hiermit nicht ohne weiteres zu lösen sein. Kommen doch für die Aufnahme einer grösseren Zahl von Juden nur noch Palästina und im nächsten Einwanderungsjahr die U.S.A. in Frage.»⁵⁹

Zwischen Juli und Oktober 1938 wurden weitere scharfe Massnahmen zur Verfolgung der Juden erlassen. Das Gesetz zur Änderung der Gewerbeordnung vom 6. Juli verbot Juden die Betätigung in der Auskunftei, im Immobilienhandel, in der Heiratsvermittlung und anderes, vor allem aber als Hausierer – der Beschäftigung, die zahlreichen jüdischen Deutschen nach ihrer Entlassung und Enteignung als einzige Erwerbsmöglichkeit noch offengestanden hatte. Zwei Wochen

später entzog die Vierte Verordnung zum Reichsbürgergesetz den noch tätigen jüdischen Ärzten die Approbation. Nur 709 der noch praktizierenden 3152 jüdischen Ärzte erhielten eine Ausnahmegenehmigung, als «Krankenheiler» ausschliesslich jüdische Patienten zu behandeln. Ähnlich wurde im September allen jüdischen Rechtsanwälten die Arbeitserlaubnis entzogen; nur noch 172 Anwälten war erlaubt, als «Konsulent» ausschliesslich jüdische Klienten zu vertreten.⁶⁰

Im August erliess das Reichsinnenministerium eine Verordnung, dass Juden, um sie in der Öffentlichkeit kenntlich zu machen, den zusätzlichen Vornamen Sara oder Israel annehmen müssten.⁶¹ «Wie schön wäre Deutschland», notierte Victor Klemperer, «wenn man sich noch als Deutscher fühlen und mit Stolz als Deutscher fühlen könnte.» Um dann unmittelbar fortzufahren: «Vor fünf Minuten habe ich das eben veröffentlichte Gesetz über die jüdischen Vornamen gelesen. Es wäre zum Lachen, wenn man nicht den Verstand darüber verlieren könnte. [...] Ich selber habe also den Standesämtern Landsberg und Berlin sowie der Gemeinde Dölzchen zu melden, dass ich Victor-Israel heisse, und habe Geschäftsbriefe derart zu unterzeichnen.»⁶² Ebenso entsetzt und beschämt war Luise Solmitz: «Man weiss garnicht, was man sagen soll. Jede amtliche Unterschrift muss so geleistet werden; so steht's im Fernsprechverzeichnis, im Adressbuch, im Girokonto. Fredy schrieb sogleich an den Minister des Innern Frick, bat ihn, davon verschont zu bleiben, gab seine Gründe an. Wer weiss, ob das nicht noch als Auflehnung gilt?»⁶³

Sudetenkrise

Victor Klemperer ahnte im Mai 1938 die Gefahr: «Inzwischen rückt auch die grosse Historie langsam weiter; die czechische Angelegenheit ist der Explosion nahe. Deutschland wird einmarschieren, das scheint gewiss, und wahrscheinlich wird sich der oesterreichische Erfolg wiederholen.»⁶⁴ Auch Luise Solmitz war voller Angst angesichts der Krise und notierte am selben Tag, nachdem tschechische Militärs versucht hatten, eine Grenzbrücke nach Deutschland zu sprengen, in ihrem Tagebuch: «Sind denn die Leute wahnsinnig! Man mag das Bild vom Funken am Pulverfass nicht tothetzen. Und was für ein Pulverfass! Schlimmer als 1914 noch!»⁶⁵ In der Tat nahm Hitler nun gemäss seines Plans, den er im November 1937 der militärischen Führungsspitze enthüllt hatte, die Tschechoslowakei ins

Visier. Aber anders als im Falle Österreichs war die Tschechoslowakei durch internationale Bündnisverträge, vor allem mit Frankreich, geschützt. Eine Aggression von deutscher Seite hätte zu einem europäischen Krieg geführt, wenn die französischen und britischen Bündnispartner ihre Verpflichtungen ernst genommen hätten.

Hitler ging mit voller Absicht das Kriegsrisiko ein, um die Tschechoslowakei zu zerschlagen und die im November 1937 skizzierte militärisch strategisch wichtige Ausgangslage für einen «Lebensraum»-Krieg gegen die Sowjetunion zu schaffen. Zudem plante er, sich die wertvolle tschechische Industriekapazität anzueignen. Nachdem bereits 1937 die Wehrmachtsführung im «Fall Grün» militärische Aufmarschpläne gegen die Tschechoslowakei ausgearbeitet hatte, erteilte Hitler im April den konkreten Befehl, Pläne für einen Angriff zu entwickeln. Schon zwei Wochen nach dem «Anschluss» Österreichs hatte er sich mit dem Führer der völkischen Sudetendeutschen Partei, Konrad Henlein getroffen und verlangt, dieser solle unerfüllbar hohe Forderungen an die tschechische Regierung stellen, um eine Konfliktsituation herzustellen, die einen deutschen Einmarsch rechtfertigte: Man könne dann den «verfolgten Volksgenossen» jenseits der Grenze zu Hilfe kommen.⁶⁶

Grossbritannien hatte bereits im Frühjahr 1938 zu erkennen gegeben, dass es deutschen Forderungen nach Revision des Versailler Vertrages entgegenkommen würde, soweit sie friedlich gelöst würden. Die «Appeasement»-Politik, so Hans-Ulrich Thamer, war keineswegs leichtfertig oder naiv, sondern beruhte vor allem auf den vielfachen Belastungen eines britischen Weltreichs im Niedergang, das im Mittleren Osten wie Indien etliche Konflikte zu bewältigen hatte und daher ein eminentes Interesse daran besass, einen Krieg in Europa zu vermeiden. Im Mai reiste Hitler nach Italien, um die Unterstützung Mussolinis für seine Pläne zu gewinnen.⁶⁷

Daher war die tschechische Regierung zunehmend besorgt und ordnete am 20. Mai die Teilmobilmachung der Streitkräfte an. Doch als Grossbritannien, Frankreich und sogar die Sowjetunion ihre Beistandsbereitschaft für die bedrängte Tschechoslowakei bekräftigten, sah es eine Zeitlang aus, dass die Pläne Hitlers durchkreuzt worden seien. Für einen Moment schien es, als würde er schwanken, zumal seine Umgebung in der Frage, ob ein Krieg zu riskieren sei, gespalten war. Doch wenige Tage später machte Hitler deutlich, dass er an seinen Angriffsplänen festhielt. In einer neuen Weisung zum «Fall Grün» vom 30. Mai 1938 hiess es:

«Es ist mein unabänderlicher Entschluss, die Tschechoslowakei in absehbarer Zeit durch eine militärische Aktion zu zerschlagen.»⁶⁸

Entsprechend wurde die deutsche Öffentlichkeit auf den geplanten Konflikt vorbereitet. Im Juni war in der *Berliner Illustrierten Zeitung* immer wieder vom Widerstand der Sudetendeutschen gegen die angebliche tschechische Unterdrückungspolitik und das künstliche Gebilde dieses «Bindestrich-Staates» zu lesen.⁶⁹ Zugleich wuchs die Furcht vor einem neuen Krieg, der um das Sudetenland geführt werden müsste. In Behördenberichten war von einer «wahren Kriegspychose», sogar von «Panik» die Rede. Vielfach wurden vorsorglich Gelder von Sparkonten bei Banken und Sparkassen abgehoben.⁷⁰ Sowohl der dänische Gesandte in Berlin als auch der britische Konsul in Dresden sahen in ihren Berichten keine Bereitschaft in der Bevölkerung für einen Krieg. Nur eine kleine Minderheit, so der Brite, wolle den Krieg: «the student type – young and irresponsible».⁷¹ Auch ein HJ-Bericht aus Bayern über die Stimmung der Jugend «in den kritischen Tagen» hob den Generationenunterschied hervor. Demnach wurden insbesondere bei älteren Leuten, die den Krieg 1914/18 erlebt hatten, Zweifel laut; vor allem viele Frauen fragten besorgt, ob es zum Krieg komme. Luise Solnitz hörte bang am 14. September die Nachrichten: «Um 20 Uhr im Nachrichtendienst noch kein Losschlagen, man fürchtet sich vor denen um 22 Uhr. [...] Gespenstisch leuchtet 1914 wieder auf. Jeder getötete Sudetendeutsche ist ein Franz Ferdinand.»⁷²

Auf britischen Druck hin ging die tschechische Regierung weitestgehend auf die sudetendeutschen Forderungen ein, ja verlieh der deutschen Minderheit Anfang September sogar Autonomiestatus. Obwohl damit sämtliche deutsche Ansprüche erfüllt waren, verschärfte Hitler die verbalen Attacken, insbesondere auf dem NSDAP-Parteitag in Nürnberg im September. Um die akute Kriegsgefahr abzuwenden, flog der britische Premierminister kurz entschlossen am 15. September nach Deutschland, um mit Hitler zu verhandeln. Chamberlain war bereit, weitreichende Zugeständnisse bis hin zur Eingliederung der sudetendeutschen Gebiete in das Deutsche Reich zu machen, wenn ein militärischer Konflikt vermieden werden könnte. Während Hitler den Eindruck hatte, Chamberlain in die Ecke getrieben zu haben, war dieser im Glauben, dass der deutsche Diktator nur an einer völkischen Revision der Versailler Nachkriegsordnung orientiert sei. Der Premier war daher zufrieden mit den Verhandlungen, weil er glaubte, einen Krieg verhindert zu haben. Nun musste nur noch Druck auf die tschechische Regierung

ausgeübt werden, der Zerstückelung ihres Landes zuzustimmen. Am 21. September gaben die Tschechen nach.⁷³ «Wenn das wäre», kommentierte Luise Solmitz, die wie viele andere einen Kriegeausbruch befürchtet hatte, erleichtert diese Meldung, «wenn der Krieg in aller, allerletzter Stunde vermieden würde. Nicht auszudenken wäre dieses Glück»,⁷⁴ und notierte in diesen Tagen zwischen Hoffen und Bangen schwankend minutiös die Ereignisse mit.

Als Chamberlain tags darauf am 22. September erneut nach Deutschland kam, traf er auf einen Hitler, der die Forderungen nach oben schraubte und die sofortige Besetzung des Sudetenlandes verlangte. Bis zum 1. Oktober, also innerhalb einer Woche, sollte die tschechische Armee diese Gebiete geräumt haben. Die Tschechoslowakei, die mit einem deutschen Angriff rechnete, begann ebenso wie Frankreich und Grossbritannien mit der Mobilmachung. Im Berliner Sportpalast drohte Hitler am 26. September der tschechischen Regierung mit dem Krieg, wenn sie nicht bis zum 28. September der Besetzung des Sudetenlandes durch Deutschland am 1. Oktober zustimmen würde.⁷⁵ Mit einer grossen Truppenparade am 27. September in Berlin wollte das Regime zum einen seine militärische Entschlossenheit demonstrieren, andererseits die Bevölkerung für den Krieg mobilisieren. Doch die erhofften jubelnden Massen blieben aus; die wenigen Zuschauer, die sich eingefunden hatten, sahen sich schweigend den Durchmarsch der Soldaten an. Der amerikanische Journalist William Shirer, der die Parade miterlebte, hielt in seinem Tagebuch fest: «Was ich da am heutigen Abend gesehen habe, lässt beinahe wieder ein wenig Vertrauen in das deutsche Volk aufkommen. Sie sind des Krieges müde.»⁷⁶

Nun war es Mussolini, der mit seinem Vorschlag einer Viermächtekonferenz die Lage wieder entschärfte. Am 30. September gegen 2.30 Uhr früh unterzeichneten Chamberlain, der französische Premierminister Daladier, Mussolini und Hitler das Münchner Abkommen, das die deutschen Forderungen nach Abtrennung der sudetendeutschen Gebiete erfüllte. Die tschechische Regierung war an diesen Verhandlungen nicht beteiligt worden. «Wir haben also im Wesentlichen alles erreicht, was wir nach dem kleinen Plan wollten», diktierte Goebbels in sein Tagebuch. «Der grosse Plan ist im Augenblick, und zwar unter den obwaltenden Umständen noch nicht zu realisieren.»⁷⁷ – «In aller, aller, allerletzter Stunde, da wir den Untergang eines Erdteils und der Kulturwelt vor Augen sahen, – Einmarsch in die Tschechei Sonnabend», begeisterte sich dagegen Luise Solmitz.

«Mama rief an, glücklich. Im Uhlenhorster Fährhaus sei Modenschau gewesen; als diese Botschaft kam, seien sich unbekannte Menschen jubelnd um den Hals gefallen, lachend und weinend.»⁷⁸

Die weitaus meisten der 2,8 Millionen Sudetendeutschen bejubelten zweifellos den «Anschluss» an das Deutsche Reich, aber die Grossmächte hatten auch die Juden, Sozialdemokraten und 800'000 Tschechen in diesen Gebieten dem NS-Regime ausgeliefert. Darüber hinaus waren nun auch die militärischen Befestigungsanlagen an der tschechischen Grenze in deutscher Hand. Grossbritannien sah sich Ende 1938 noch nicht in der Lage, militärisch NS-Deutschland entgegenzutreten und brauchte noch Zeit für die eigene Aufrüstung – das wird immer wieder zu Gunsten von Chamberlains Politik angeführt. Dagegen steht allerdings das Eingeständnis Alfred Jodls im Nürnberger Prozess, dass Deutschland im Herbst 1938 nicht stark genug gewesen wäre, um gegen Frankreich und Grossbritannien bestehen zu können. Und die Möglichkeit, weiter aufzurüsten, galt für Deutschland ja ebenso. Für Hitler stand fest, dass Paris und London stets nachgeben und keinen Krieg riskieren würden. Er kenne seine Gegner, behauptete er überheblich ein knappes Jahr später gegenüber der deutschen Generalität, als es um den Angriff gegen Polen ging. Sie seien «kleine Würmchen. Ich sah sie in München.»⁷⁹

Zudem hatte das Münchner Abkommen indirekt den vielleicht erfolgversprechendsten Versuch vereitelt, Hitler zu stürzen. Eine kleine Gruppe von Ministerialbeamten und Generälen um Ludwig Beck hatten gegen den drohenden Krieg intern gekämpft und sogar einen Staatsstreich gegen Hitler geplant. Durch vertrauliche Kontakte drängten sie in London die britische Regierung, im Konflikt mit Hitler standfest zu bleiben. Aber die Briten konnten keine deutsche Opposition erkennen, die sich ernsthaft dem Regime widersetzen würde, hatten doch die deutschen Militärs oft genug gezeigt, dass sie die expansionistischen Ziele ihrer Regierungen unterstützten. Zwar waren die Vorbereitungen für einen Staatsstreich durchaus weit gediehen, der Wehrkreisbefehlshaber von Berlin General von Witzleben stand bereit, die NS-Führung zu verhaften, aber die Verschwörer hatten ihr Losschlagen von dem Eingreifen der Westmächte abhängig gemacht. In dem Moment, als Hitler einlenkte und im Münchner Abkommen auf die Militäraktion gegen die Tschechoslowakei vorerst verzichtete, fiel die Begründung der Verschwörer für den Staatsstreich fort. Der Putschplan zerstob.⁸⁰

Während Chamberlain in England wie in der internationalen Presse als Friedensbringer gefeiert wurde, war Hitler deutlich unzufrieden mit dem Abkommen. Zwar konnte sich das Deutsche Reich nahezu 30'000 Quadratkilometer Land, mehr als 3,5 Millionen Menschen, wichtige Industriezentren und Rohstoffvorkommen einverleiben, zwar war die Versailler Nachkriegsordnung de facto zerfallen und waren die neu entstandenen ostmitteleuropäischen Staaten wie die Tschechoslowakei erheblich geschwächt worden, zwar hatten sich die Westmächte als nachgiebig erwiesen und die tschechische Regierung wie einen Befehlsempfänger behandelt, aber der geplante Krieg war nicht zustande gekommen. Noch in seinem Politischen Testament im Frühjahr 1945 beklagte Hitler: «Wir haben in München eine einmalige Gelegenheit verpasst, den unvermeidlichen Krieg leicht und rasch zu gewinnen.»⁸¹

Hans Reichmann, damals Syndikus des Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens, erinnerte sich später an die spannungsvolle Atmosphäre, die in jenen Tagen herrschte. «Wir lassen auch keine Meldung des deutschen Rundfunks aus, der jede Stunde seine Hasspropaganda in die Welt kreischte. Dazwischen hörten wir Luxemburg und zum erstenmal tönte aus dem englischen Radio die Stimme Chamberlains. Wir stürzten uns auf die Zeitungen, um aus den Kircherschen Leitartikeln der ‚Frankfurter Zeitung‘ ungefähr zu erraten, was Hitler im Letzten wünscht. Aber die Aufsätze sagen täglich zweimal etwas anderes, und das Bild der Lage wird nicht klar. [...] Ich hörte in die Bevölkerung hinein: nirgendwo Begeisterung, aber die bürgerliche Schicht glaubte der deutschen Propaganda [...] Streicher bereitet eine ‚Stürmer‘-Sondernummer: ‚Die Juden und der Krieg‘ vor, die noch plumper und noch gefährlicher als Rosenberg die Juden als Kriegstreiber und Kriegsschuldige anprangern sollte.»⁸²

Hier bot sich der nationalsozialistische Ausweg für die aufgeladene Spannung: Die Juden sind schuld! Während der Glaube an Hitler in diesen angespannten Wochen vor dem Münchner Abkommen offenbar gefährdet, aber nicht gebrochen war, suchten sich die Emotionen auf andere Weise ihre Bahn – gegen die Juden. In Rauenthal im Rheingau, wo ein jüdischer Mann und eine jüdische Frau angeblich ihren Nachbarn gesagt hatten, angesichts der aussenpolitischen Lage seien sie in zwei Jahren wieder an der Macht, wurden beide in der darauffolgenden Nacht aus den Häusern gezerrt und im Nachthemd mit Peitschenhieben durch

den Ort getrieben. In Nassau an der Lahn fand am 27. September abends gegen neun Uhr ein, so der SD, «Volksauflauf gegen die dort ansässigen Juden» statt, die sich in einem Haus versammelt hatten. Das Haus wurde regelrecht belagert, Fensterläden und Fensterscheiben eingeschlagen, bis die Polizei den angeblichen Rädelsführer Walter Rosenthal verhaftete. Ähnlich kam es in Mellrichstadt nach einer angeblichen Äusserung eines Juden, dass wegen der Kleinigkeit Sudeten-deutscher die ganze Welt mobilgemacht würde, in der Nacht vom 30. September zu Gewalttätigkeiten. Das Innere der Mellrichstädter Synagoge, Bänke, Kultgegenstände, Kronleuchter wurden vollständig zertrümmert. Auch aus anderen mainfränkischen Orten meldete der Regierungspräsident Ausschreitungen.⁸³

Der SD notierte in seinem Monatsbericht für September, «die Stimmung unter der Judenschaft im Reichsgebiet wurde im vergangenen Berichtsabschnitt fast ausschliesslich durch die aussenpolitische Lage bestimmt, die zu den verschiedenartigsten Gerüchten über die mögliche Behandlung der Juden im Kriegsfall Anlass gab. Während in einigen wenigen Fällen ein freches Auftreten von Juden gemeldet wurde – welche im Kriegsfall eine Niederlage Deutschlands erhofften –, befürchtete die Judenschaft allgemein, in Konzentrationslagern untergebracht oder auf andere Weise unschädlich gemacht zu werden.» Die Stimmung der Bevölkerung gegen die Juden habe sich «unter dem Eindruck der aussenpolitischen Entwicklung verschärft».⁸⁴

In einzelnen Kreisen begannen die Ortsgruppen der NSDAP mit eigenständigen «Arisierungen», indem sie die jüdischen Familien des Ortes zusammentrieben und mit Gewalt zwangen, ihr Eigentum – Häuser, Geschäfte, Grundstücke – zu Schandpreisen zu verkaufen, um sie danach aus den Orten zu vertreiben.⁸⁵ Aus Westdeutschland meldete der SD, dass in Beveringen, Neuenkirchen und Fürstenuau am 20. und 22. September in die Synagogen eingebrochen, das Mobiliar zerstört und jüdische Friedhöfe geschändet worden seien. Ebenfalls am 20. September erzwangen NSDAP-Mitglieder im mittelfränkischen Bechhofen die letzten drei der dort wohnenden Juden zum Verlassen des Ortes. Der SD berichtete: «Man habe sie aus ihren Häusern herausgeholt, geschlagen und angespuckt, mit Füßen getreten und zum Teil barfuss durch die Ortschaft getrieben. Auch die Kinder nahmen an dieser Demonstration nach Aufforderung teil.» Wie in Bechhofen seien auch in Wilhermsdorf im Bezirk Neustadt a. d. Aisch, so der Regierungspräsident, sämtliche jüdischen Familien vertrieben worden.

«Diese Gemeinden sind nunmehr ebenso wie der gesamte Bezirk Feuchtwangen völlig judenfrei.»⁸⁶

Am 14. Oktober wurden in Leutershausen, einem kleinen fränkischen Ort mit etwa 1'400 Einwohnern, die Fenster eines jüdischen Wohnhauses und der Synagoge eingeschlagen und vor deren Eingangstür Kuhmist geworfen. Zwei Tage später drangen zahlreiche Leutershausener Bürger in der Nacht in die Häuser ihrer jüdischen Nachbarn ein, zerschlugen den Hausrat und misshandelten die Bewohnerinnen und Bewohner. Etwa 40 bis 50 Männer stürmten die Synagoge und zerstörten das gesamte Inventar. Die meisten der rund 20 Leutershausener Jüdinnen und Juden flüchteten daraufhin in Panik, alle übrigen verliessen bis Anfang 1939 den Ort.⁸⁷

Bis heute sind die Heftigkeit und Brutalität des Novemberpogroms nicht hinreichend erklärt. Das Prinzip von Befehl und Gehorsam stellt eine zweifellos unerlässliche, aber keineswegs ausreichende Begründung dar. Denn SA-Trupps kann ohne Weiteres befohlen werden, selbst mitten in der Nacht, Synagogen anzuzünden und Wohnungen zu zerstören. Aber eine derartige Zerstörungswut, wie sie während des Pogroms zutage trat, kann nicht angeordnet werden. Die destruktiven Affekte werden sich auch mit antisemitischem Hass allein nicht erklären lassen, obwohl ohne ihn ein solcher Gewaltexzess kaum möglich gewesen wäre. Die Emotionalität, die Obsession, die den Novemberpogrom beherrschten, sind – so lautet die Schlussfolgerung aus der Schilderung der bisherigen Ereignisse – nur mit der gewalttätigen Aufladung des Jahres 1938 und insbesondere den Spannungen, die Europa an den Rand des Krieges brachten, zu begreifen. In einer fatalen Umkehrung bei der Suche nach den Verantwortlichen für die Kriegsdrohung von den eigentlichen Kriegstreibern auf die Juden, die an dem Geschehen gänzlich unschuldig waren, konnte sich die Anspannung entladen, ohne dass die NS-Führung, vor allem Hitler als der wahre Urheber angeklagt werden musste. Dass diese Verdrehung der Tatsachen für viele so eingängig war, zeigt die Bereitwilligkeit, antisemitische Begründungen zu akzeptieren und lieber Unschuldige leiden zu sehen oder gar leiden zu lassen, als die eigene Weitsicht in Frage zu stellen. Dass der Novemberpogrom als aggressive Entladung der angespannten Kriegsfurcht derartig brutal und destruktiv werden konnte, offenbart zudem die Intensität der Emotionen, die tiefe Furcht, die im Herbst 1938 in Deutschland herrschte und sich in eine solche Zerstörungswut wenden konnte. Die Berichte über die kleinen Pogrome in der Provinz, die sämtlich etliche Wochen vor dem

Attentat von Herschel Grynszpan stattfanden, zielten nicht mehr allein auf Diskriminierung und Isolierung der jüdischen Nachbarn, sondern klar auf deren Vertreibung und die Auslöschung der jüdischen Kultur in Deutschland.

Pogrom

Im Oktober brachte eine Massenabschiebung von jüdischen Polen, die in Deutschland lebten, den Stein ins Rollen, der zum Pogrom führte. In Reaktion auf den «Anschluss» Österreichs hatte die polnische Regierung ein Gesetz erlassen, wenn auch noch nicht in Kraft gesetzt, mit dem polnischen Staatsangehörigen, die sich länger als fünf Jahre im Ausland aufhielten, die Staatsbürgerschaft aberkannt werden konnte, was sich vor allem gegen Juden richtete. Infolgedessen wollte die deutsche Seite verhindern, dass die etwa 60'000 im «Altreich» lebenden jüdischen Polen, von denen etwa die Hälfte in Deutschland geboren war, staatenlos werden würden. Sie bemühte sich daher, die polnische Regierung zur Rücknahme dieser Menschen zu bewegen. Die Verhandlungen verliefen erfolglos, und als die Reichsregierung am 5. Oktober auf Drängen der Schweiz anwies, dass die Pässe von Juden mit einem «J» gestempelt werden müssten, erliess das polnische Innenministerium eine Verordnung, dass alle im Ausland lebenden Polen innerhalb von drei Wochen bis zum 30. Oktober in den polnischen Konsulaten und Botschaften in ihre Pässe einen Vermerk stempeln lassen mussten. Ansonsten könnten sie künftig nicht mehr nach Polen einreisen.⁸⁸

Daraufhin befahl Himmler als Chef der deutschen Polizei mit Schnellbrief an alle Polizeistellen vom 26. Oktober 1938, mindestens 20'000 Jüdinnen und Juden mit polnischer Staatsangehörigkeit sofort auszuweisen. Dazu gehörte der 18-jährige Marcell Reich, im polnischen Wloctawek geboren, der seit 1929 in Berlin lebte. Er hatte, weil sein Antrag auf einen Studienplatz im Fach Germanistik von der Berliner Universität wegen seiner jüdischen Herkunft abgelehnt worden war, eine Lehre bei einer Exportfirma begonnen. Wir kennen ihn als berühmten Literaturkritiker Marcel Reich-Ranicki. In seinen Memoiren berichtete er von seiner Ausweisung: «Am 28. Oktober 1938 wurde ich frühmorgens, noch vor 7 Uhr, von einem Schutzmann, der ebenso aussah wie jene Polizisten, die auf den Strassen den Verkehr regelten, energisch geweckt. Nachdem er meinen Pass genauestens

geprüft hatte, händigte er mir ein Dokument aus. Ich würde, las ich, aus dem Deutschen Reich ausgewiesen. Ich soll mich, ordnete der Schutzmann an, gleich anziehen und mit ihm kommen. [...] Dass ich alles, was ich in dem kleinen Zimmer besass, zurücklassen musste, versteht sich von selbst. Nur fünf Mark durfte ich mitnehmen und eine Aktentasche. Aber ich wusste nicht recht, was ich in ihr unterbringen sollte. Ich steckte in der Eile nur ein Reservetaschentuch ein und vor allem etwas zu lesen. Ich war gerade mit Balzacs Roman ‚Die Frau von dreissig Jahren‘ beschäftigt. Den nahm ich also mit.» Zunächst ging es zum örtlichen Polizeirevier, wo andere jüdische Menschen bereits warteten, dann zu einem Sammelplatz am Sophie-Charlotte-Platz in Berlin-Charlottenburg.⁸⁹

«Erst am späten Nachmittag, als es schon dunkel war, brachte man uns zu einem Nebengleis des Schlesischen Bahnhofs. Dort wartete ein langer Zug. Alles war genau vorbereitet, alles lief ruhig ab, es wurde weder gebrüllt noch geschossen. Offensichtlich sollte die Aktion der Bevölkerung nicht auffallen. Wohin der Zug fuhr, sagte man uns nicht, doch bald war klar, dass die Fahrt in Richtung Osten ging, also zur polnischen Grenze. Wir froren, denn die Waggons waren nicht geheizt, aber jeder hatte einen Sitzplatz. [...] An der deutschen Grenze mussten wir aus den Waggons steigen und uns in Kolonnen aufstellen. Es war vollkommen dunkel, man hörte laute Kommandos, zahlreiche Schüsse, gellende Schreie. Dann kam ein Zug an. Es war ein kurzer polnischer Zug, in den uns die deutschen Polizisten brutal hineinjagten. In den Waggons war es drängend voll. Sofort wurden die Türen kräftig zugeschlagen und plombiert, der Zug fuhr ab. [...] Was würde in Polen aus mir werden? Je mehr wir uns dem (vorerst unbekanntem) Ziel der Reise näherten, desto mehr irritierte mich die einfache Frage nach meiner Zukunft. Sie schien mir genauso düster, genauso undurchsichtig wie die Wälder, durch die wir jetzt langsam fuhren. Ruckartig hielt der Zug. Wir waren im polnischen Grenzort angelangt, durften aber nicht aussteigen. Erst nach einigen weiteren Stunden wurden die plombierten Waggontüren geöffnet.»⁹⁰

Mehr als 17'000 Menschen, darunter mindestens 1'500 aus Berlin, wurden in der «Polenaktion» an die Grenze verschleppt und auf die polnische Seite ins Niemandsland getrieben. Allein im kleinen polnischen Grenzort Zbąszyń/Bentschen kamen binnen weniger Stunden mehr als 8'000 Menschen an, die in der Frostkälte versorgt werden mussten; viele andere Menschen irrten im Niemandsland umher. Die polnische Regierung verbot die Weiterfahrt zu Verwandten und wei-

gerte sich zu helfen. So mussten für die Vertriebenen vor Ort und sofort Unterkünfte geschaffen und Verpflegung herbeigeschafft werden. Ohne die Unterstützung zahlreicher Bewohnerinnen und Bewohner von Zbąszyń und von den jüdischen Hilfsorganisationen in Warschau wäre es zu einer humanitären Katastrophe gekommen.⁹¹

Unter den Deportierten befanden sich auch die Eltern des jungen Herschel Grynszpan, den diese kalt kalkulierte und brutale Massnahme des NS-Staates in Paris zum Attentat trieb: Am 7. November 1938 schoss er auf den deutschen Botschaftsangehörigen Ernst vom Rath. Noch am Abend des Attentats gab das Propagandaministerium die Weisung aus, dass alle Zeitungen «in grosster Form ueber das Attentat» berichten müssten und die Nachricht «die erste Seite voll beherrschen» müsste. Es sei darauf zu achten, dass die Artikel nicht gegen Frankreich gerichtet würden, sondern «gegen das internationale juedische Verbrechergesindel».⁹²

Bereits am Abend des 7. November kam es in Kassel zu den ersten antijüdischen Ausschreitungen. Eine Gruppe von etwa 30 Männern drang in die Synagoge ein, verwüstete die Inneneinrichtung und verbrannte Gebetsrollen und andere Kultusgegenstände auf dem Vorplatz, während draussen mehrere hundert Schaulustige zusahen. Eine grosse Menschenmenge – der Gestapo-Bericht nannte die Zahl von 1'000 Personen – zog dann weiter zu einem Café, das einem jüdischen Besitzer gehörte, und demolierte auch dort die Einrichtung. Dann kam das Haus, in dem die jüdische Volksschule und die Gemeindeverwaltung untergebracht waren, an die Reihe. Auch am nächsten Tag hielten die Angriffe und Plünderungen an. In anderen Orten in der Kasseler Umgebung wie Felsberg, Guxhagen, Hersfeld kam es ebenfalls am folgenden Tag zu antijüdischen Ausschreitungen.⁹³

Der Gewaltexzess war also schon vorbereitet, als am Abend des 9. November wie üblich die Parteispitze der NSDAP im Alten Rathaussaal in München zusammensass, um den Jahrestag des Putschversuches von 1923 zu feiern. Es ist nicht eindeutig geklärt, ob Hitler die Nachricht, dass vom Rath seinen Verletzungen erlegen war, schon am Nachmittag erhalten hatte. Abends besprach er sich jedenfalls kurz mit Goebbels und verliess anschliessend den Saal, woraufhin der Propagandaminister gegen zehn Uhr eine antisemitische Hetzrede hielt. Die anwesenden Parteiführer verstanden richtig, dass damit das Signal zum Losschlagen gegen die Juden gegeben worden war, und telefonierten umgehend mit ihren re-

gionalen Organisationen. Noch in derselben Nacht begannen die Schlägertrupps aus Partei und SA ihre Zerstörungsaktionen.⁹⁴

Was sich in den kommenden Stunden überall in Deutschland ereignete, übertraf an Brutalität, Vandalismus und Mordbereitschaft die bisherigen Pogrome bei Weitem. Vor aller Augen schlugen die Trupps Fensterscheiben ein, plünderten Geschäfte, attackierten und malträtierten deren jüdische Besitzer, drangen in Wohnungen von Juden ein, verwüsteten die Einrichtung, misshandelten die Bewohner und schreckten selbst vor Mord nicht zurück. Auf offener Strasse wurden zahlreiche Menschen buchstäblich zu Tode geprügelt. Es gibt bis heute keine genauen Zahlen über das ganze Ausmass der Zerstörungen, Plünderungen, Vergewaltigungen, Körperverletzungen und Ermordungen in diesen Tagen.⁹⁵

Im mittelfränkischen Treuchtlingen, einem kleinen Ort im Altmühltal mit damals 4'200 Einwohnern, darunter etwa hundert jüdische Bürgerinnen und Bürger, begann der Pogrom in den frühen Morgenstunden des 10. November 1938.⁹⁶ Nachdem der Weissenburger SA-Standartenführer Georg Sauber telefonisch gegen Mitternacht nach Nürnberg befohlen worden war, um den Auftrag entgegenzunehmen, die Synagogen zu zerstören und die männlichen Juden in Haft zu nehmen, fuhr Sauber persönlich nach Treuchtlingen, um dem dortigen SA-Sturm-bannführer Peter Engelhardt entsprechende Anweisungen zu geben. Die einheimischen SA-Leute wurden geweckt und sammelten sich zwischen drei und vier Uhr auf dem Feuerwehrplatz unweit der Synagoge. Während die Männer noch in Trupps eingeteilt wurden und von Engelhardt den Befehl erhielten, die Juden aus den Wohnungen zu vertreiben und die Einrichtungen zu demolieren, zündeten SA-Männer bereits die Synagoge an. Eine Zeugin erinnerte sich, wie die Männer vor dem Haus des Kantors Moses Kurzweil, das baulich mit der Synagoge verbunden war, schrien: «Jud' mach auf, geh raus, wir zünden dein Haus an, sonst verbrennen wir dich!» Dann traten sie die Tür ein und drangen in die Synagoge ein, aus der bald die Flammen schlugen. Die Feuerwehr, die am Brandplatz erschien, schützte nur die umliegenden «arischen» Häuser, so dass die Treuchtlinger Synagoge bis auf die Grundmauern herunterbrannte.

Durch den Lärm und den Feueralarm geweckt, fanden sich bald immer mehr Bürger vor der brennenden Synagoge ein und zogen mit den SA-Trupps zu den jüdischen Wohnungen. Zwar bildeten die SA-Männer den Kern der Schlägertrupps, aber die übrigen Männer, Frauen und Jugendliche aus Treuchtlingen beteiligten sich ebenfalls an den Zerstörungen, feuerten die Schläger zu weiteren

Taten an, beschimpften die jüdischen Nachbarn und plünderten die Geschäfte. Diejenigen Treuchtlinger, die nicht zu Tätern wurden, wandten sich ab und schlossen die Fenster. Von nur wenigen ist bekannt, dass sie zu helfen versuchten.

Moritz Mayer, damals Lebensmittelhändler in Treuchtlingen, berichtete in seinen Erinnerungen, die er unmittelbar nach seiner Emigration 1939 nach Palästina aufschrieb: «Am 10. November zwischen 4-5 Uhr hörte ich Schritte im Garten. Als ich zum Fenster hinaussah, standen 8-10 Mann (S. A.) stark bewaffnet mit Aexten, Beilen, Dolchen und Revolver. Bis ich meine Frau und meinen 11jährigen Sohn weckte, war bereits ein Mann im Schlafzimmer, befahl uns in den Keller zu gehen und fing sofort an, alles klein zu schlagen: Waschgeschirr, Spiegel, Fenster, Möbel, Türen etc. Als wir (auch meine Schwägerin und Tochter) kurze Zeit im Keller waren, wurde ich heraufgerufen. Als meine Tochter mich begleiten wollte, wurde sie zurückgestossen. Ich wurde angeschrien: ‚Du Lump, Du weisst doch, dass Ihr uns seit nachts um 12 Uhr freigegeben seid, gib uns Deine Schriftstücke‘. – Bis ich den Schreibtisch aufschloss, bekam ich einen derartigen Schlag ins Gesicht, dass meine Brille herunterfiel und zersprang, mein rechtes Auge stark anschwell und meine Pupille gelähmt wurde. Der Arzt erklärte später, dass durch den Schlag auch das Augenlicht hätte verloren sein können. Dann wurde ich in die Ecke geschleudert und [es wurden] wahllos Möbelstücke nach mir geworfen. Dass ich dabei nur 3 Fleischwunden erhielt und mir keine ernstliche Verletzung zuzog, muss als besonderes Glück bezeichnet werden. Inzwischen wurde das ganze Haus in der oben erwähnten Weise zertrümmert. In der Küche wurde das Geschirr restlos zerschlagen; im Keller wurde meiner Frau eine volle Konservenbüchse an den Kopf geworfen; Weinflaschen und Weckgläser mussten die Frauen selbst zerschlagen. Nach der S. A. kam der Plebs, dann die Schuljugend; jede Partei hat noch weiter vernichtet und gestohlen.»⁹⁷

In ähnlicher Weise ging die Menge auch gegen die anderen Treuchtlinger Jüdinnen und Juden vor. Nach den Feststellungen des Landgerichts Nürnberg 1946 bedrohte im Hause der Familie Gutmann ein SA-Mann einen Sohn mit einem Beilpickel. Die anderen Männer zerschlugen die Einrichtungen der Parterre-räume, warfen die Schränke um und zerschmetterten das Geschirr. Die nichtjüdische Ehefrau und die Söhne wandten sich an die später angeklagten Frauen A. und H. um Hilfe, verwiesen auch darauf, dass sie doch Christen seien – die beiden

Frauen lachten nur hämisch. Die Eisenwarenhandlung Albert Neuburgers, unweit der brennenden Synagoge gelegen, wurde von der Menge gestürmt und geplündert. Alles sei zertrümmert gewesen, so ein Zeuge später vor Gericht, die Schaufenster vollkommen ausgeleert. Drinnen sei alles durcheinandergeworfen gewesen, und er sei mit anderen Treuchtlingern auf den Sachen herumgestiegen. Mit Wäschekörben seien Weinflaschen aus dem Keller Neuburgers geschleppt worden, und aus dem Haus Weinmann hätten Leute von der Treppe alle möglichen Sachen heruntergeworfen, vor allem Kleider, Hüte, Schachteln. Selbst HJ-Jungen, so das Ergebnis der Beweisaufnahme des späteren Verfahrens, stampften auf den Möbelstücken herum und schlugen auf einen umgestürzten Wäscheschrank ein. Aus dem Textilgeschäft Bacharach stahlen die Leute Stoffe, Anzüge und dergleichen aus den Regalen. Der jüdischen Familie Hänlein wurden 3'000 RM geraubt. Vor dem Haus des jüdischen Augenarztes Dr. Meyerson sammelte sich eine Menge und trieb die SA-Schläger drinnen an. Eine Frau soll gerufen haben: «Das ist noch viel zu wenig, holt sie raus, die Judensau!» Auch die Meyersonsche Wohnung wurde zerschlagen, der Arzt unter der Beschuldigung, er habe geheime Verbindungen zu einem Strassburger Sender aufgenommen, in das Rathaus verschleppt und dort misshandelt. Wenige Tage später nahm er sich das Leben, seine Frau starb kurz nach ihm Anfang 1939.⁹⁸

Viele Treuchtlinger Juden, besonders Frauen und Kinder, flüchteten überstürzt, manchmal nur spärlich bekleidet und buchstäblich mit dem, was sie tragen konnten, zum Bahnhof, um dem Inferno zu entkommen. Auf dem Weg dorthin wurden sie verfolgt und geschlagen. Moritz Mayer und seine Frau durften etwas Wäsche und Kleider packen und – so schilderte er es in seinem Erinnerungsbericht – «mussten zwischen dem Spalier des Pöbels und unter dessen Hohnge lächter zum Bahnhof. Dort waren bereits andere Mitglieder der Gemeinde, nachdem andere schon mit früheren Zügen abgefahren sind.»⁹⁹ Der Bahnhofsvorsteher war einer der wenigen aufrechten und mutigen Menschen in Treuchtlingen. Er hielt in dieser Nacht offenbar jeden durchfahrenden Zug an, damit die jüdischen Bewohnerinnen und Bewohner aus Treuchtlingen fliehen konnten.

Die SS und die Gestapo waren an dem Pogrom nicht von vornherein beteiligt. Erst kurz vor Mitternacht sandte Gestapo-Chef Heinrich Müller an sämtliche Staatspolizeidienststellen ein geheimes Fernschreiben, in dem es hiess, dass «in kürzester Frist in ganz Deutschland Aktionen gegen Juden insbesondere gegen deren Synagogen stattfinden. Sie sind nicht zu stören.

Jedoch ist im Benehmen mit der Ordnungspolizei sicherzustellen, dass Plünderungen und sonstige Ausschreitungen unterbunden werden können.» Zudem sollten etwa 20'000-30'000 Juden, vor allem vermögende, festgenommen werden. Heydrich bestätigte in einem Fernschreiben zwei Stunden später Müllers Befehl und wies sämtliche Gestapo- und SD-Stellen an, wohlhabende, männliche, nicht zu alte Juden zu verhaften und in die nächstgelegenen Konzentrationslager zu bringen.¹⁰⁰

Diese Verhaftungen gerieten in vielen Orten zu einem öffentlichen Schauspiel von Demütigung und Misshandlungen. In Saarbrücken mussten sich die festgenommenen jüdischen Männer zu einem Zug formieren, einer erhielt eine Trommel um den Hals gehängt, ein zweiter ein Schlagbecken in die Hand. Singend und schlagend mussten sie durch die Strassen ziehen. Vor der Synagoge angekommen, wurden die Männer gezwungen, kniend religiöse Lieder zu singen und zu tanzen. Auf dem Rückweg zum Bahnhof bespritzte man sie an diesem Novembermorgen mit dem Wasserstrahl des städtischen Sprengwagens, bis sie in ihren Schlafanzügen, Nachthemden und Hosen völlig durchnässt waren. In kleineren Orten inszenierten die Parteigruppen den Abtransport der verhafteten Juden als regelrechte Umzüge durch die Stadt. Meistens begleitete eine Volksschar von Neugierigen den Zug, die den Marsch zum Bahnhof für die Opfer in einen Spiessrutenlauf verwandelte. Als die verhafteten Frankfurter Juden zum Beispiel auf dem Südbahnhof eintrafen, empfing sie bereits eine johlende Menschenmenge, die sie mit Knüppeln und Stöcken verfolgte. Ganze Schulklassen wurden an manchen Orten aufgeboten, um das Schauspiel mitzuerleben und die Opfer anzuspucken oder zu schlagen.¹⁰¹

Am 10. November beschrieb Luise Solmitz, die tags zuvor bei der Nachricht des Todes vom Rath's klagte: «Dass mich die gemeine feige Tat eines polnischen Juden mit Furcht statt nur mit Abscheu erfüllen muss!», ihre Eindrücke: «Ein böser, böser Tag. Fredy erfuhr es zuerst beim Grünmann, dass jüdische Geschäfte zerstört und geschlossen seien. [...] Die Leute unheimlich geschäftig, beschäftigt, Gruppen, Zusammenballungen, Sperrungen, all die grossen jüdischen Geschäfte geschlossen, [bei] Robinsohn, Hirschfeld sämtliche Scheiben zertrümmert, ein fortwährendes Scheppern und Klirren von prasselnden Scheiben, an denen die Glaser arbeiteten; nie hörte ich so etwas an Klirren. Schweigende, erstaunte und zustimmende Leute. Eine hässliche Atmosphäre. – ‚Wenn sie drüben unsere Leute totschiessen, dann muss man so handeln?‘ entschied eine ältere Frau.»¹⁰²

Ohne Zweifel hat eine Mehrheit der deutschen Bevölkerung den Pogrom nicht gebilligt – darin sind sich alle wissenschaftlichen Untersuchungen einig. Aber es war weniger das Mitgefühl für die jüdischen Opfer als vielmehr die Zerstörung von Sachwerten, die im Zentrum des Unmuts stand. Folgt man den zeitgenössischen Stimmungs- und Lageberichten, so fand eine «Vergeltung» für das Attentat auf vom Rath durchaus Zustimmung, wohingegen die Form dieser Vergeltungsaktion auf zum Teil starke Ablehnung stiess. Dementsprechend wurde die «Sühneleistung» von i Milliarde Reichsmark, die den deutschen Juden auferlegt wurde, als «gerechte Strafe» angesehen. David Bankier nennt diese Haltung «moralische Empfindungslosigkeit».¹⁰³

Die NS-Führung war von dieser Explosion der Gewalt offenbar selbst überrascht und mühte sich, die Lage wieder unter Kontrolle zu bekommen. Noch am Morgen des 10. November gab das Propagandaministerium eine Presseanweisung heraus, dass Berichte über das Pogrom nicht gross aufgemacht und keine Bilder veröffentlicht werden sollten. Um 20 Uhr übertrugen alle Sender des Reichs einen Aufruf, die Aktionen einzustellen, nachdem schon die Nachmittagszeitungen einen entsprechenden Artikel von Goebbels veröffentlicht hatten. In einem Blitzfernschreiben wies Heydrich die Gestapostellen an, in der Nacht mit der Ordnungspolizei Streifen zu organisieren, um weitere Aktionen zu verhindern. Allerdings sollten die Festnahmen von Juden ohne Einschränkung von der Gestapo fortgesetzt werden.¹⁰⁴

Hermann Göring machte am 12. November auf der regierungsinternen Konferenz zur Aufarbeitung der Geschehnisse im Reichsluftfahrtministerium aus seinem Unmut über die Aktionen keinen Hehl. Dabei bereiteten ihm weniger die Morde und die brutale Gewalt an Juden Sorgen als vielmehr die Zerstörung von Sachwerten. Er habe diese Demonstrationen satt, sagte er: «Mir wäre lieber gewesen, ihr hättet 200 Juden erschlagen und nicht solche Werte vernichtet.»¹⁰⁵ Konsequenter spielten Versicherungsfragen auf der Konferenz eine grosse Rolle, denn die Anstifter und die Plünderer hatten mit keinem Gedanken daran gedacht, dass Kaufleute in der Regel gegen Glasschäden, Diebstahl und Feuer versichert sind. Für das Versicherungsgewerbe sei das eine «sehr grosse Katastrophe», beklagte deren Vertreter Hilgard, der eigens zur Konferenz im Reichsluftfahrtministerium eingeladen worden war. Während bei den Feuerschäden, die vor allem die Synagogen betrafen, nahezu ausschliesslich die jüdischen Gemeinden die Ver-

sicherten seien, referierte er, handele es sich bei den Glasschäden hauptsächlich um nicht-jüdische Hausbesitzer als Geschädigte, da die jüdischen Kaufleute überwiegend nur Mieter seien. Den nötigen Ersatz an Glasscheiben könne die deutsche Industrie nicht leisten, sondern man müsse zudem belgisches Glas für geschätzt 3 Millionen Reichsmark einführen, was wiederum den Devisenbestand des Deutschen Reiches verringerte. An dieser Stelle platzte Göring. In keinem Fall wollte er, dass dem Staat Einnahmen entgingen oder jüdischen Versicherten gar Geld ausgezahlt würde. Er überliess die Regulierung der Schäden weitgehend dem gutverdienenden deutschen Versicherungsgewerbe und erlegte den deutschen Juden die erwähnte «Sühneleistung» auf. Zudem hatten die jüdischen Gemeinden alle Schäden zu bezahlen und ihre Versicherungsansprüche an den Staat abzutreten, was insgesamt auf eine umfassende Enteignung der jüdischen Bevölkerung hinauslief.¹⁰⁶

Heydrich stellte die Aktivitäten der Gestapo und des SD besonders heraus und teilte mit, dass es der neu gegründeten Zentralstelle für jüdische Auswanderung unter Eichmann in Wien gelungen sei, 50'000 Juden «herauszubringen» – und erhielt daraufhin von Göring die Genehmigung, eine ähnliche Zentrale auch für das Deutsche Reich zu errichten. Heydrich schlug eine «Auswanderungsaktion» vor, die sich «auf mindestens 8 bis 10 Jahre» erstrecken müsste, weil im Jahr nicht mehr als 8'000 bis 10'000 Menschen «herausgebracht» werden könnten. Die Juden sollten isoliert werden, allerdings nicht in Ghettos, die polizeilich nicht zu überwachen wären, und zur öffentlichen Identifizierung ein Abzeichen tragen. «Bei allem Herausnehmen des Juden aus dem Wirtschaftsleben», so Heydrich, «bleibt das Grundproblem letzten Endes doch immer, dass der Jude aus Deutschland herauskommt.»¹⁰⁷

Die Politik der forcierten Vertreibung wurde von Hitler ausdrücklich bekräftigt. Als oberster Grundsatz, so liess Göring Anfang Dezember 1938 die Gauleiter, Oberpräsidenten und Reichsstatthalter wissen, habe nach Hitlers Weisung zu gelten: «An der Spitze aller unserer Überlegungen und Massnahmen steht der Sinn, die Juden so rasch und so effektiv wie möglich ins Ausland abzuschieben, die Auswanderung mit allem Nachdruck zu forcieren, und hierbei all das wegzunehmen, was die Auswanderung hindert.»¹⁰⁸ Schon auf der Konferenz am 12. November hatte Göring bereits die künftige Linie der nationalsozialistischen Politik aufgezeigt: «Wenn das Deutsche Reich in irgendeiner absehbaren Zeit in aussenpolitischen Konflikt kommt, so ist es selbstverständlich, dass auch wir in

Deutschland in aller erster Linie daran denken werden, eine grosse Abrechnung an den Juden zu vollziehen. Darüber hinaus wird der Führer jetzt endlich einen aussenpolitischen Vorstoss machen zunächst bei den Mächten, die die Judenfrage aufgeworfen haben, um dann tatsächlich zur Lösung der Madagaskar-Frage zu kommen. Das hat er mir am 9. November auseinandergesetzt. Es geht nicht mehr anders. Er will auch den anderen Staaten sagen: ‚Was redet ihr immer von den Juden? – Nehmt sie!«¹⁰⁹

«Schicksalsjahr 1938»

Das Jahr 1938 hat die immense Gewaltbereitschaft des NS-Regimes offenkundig werden lassen – nach aussen wie nach innen. Die Annexion Österreichs ging, obwohl von Millionen im Lande auf das Herzlichste begrüsst, mit Zwang und Gewalt vor sich. Die Regierung Schuschnigg wurde massiv unter Druck gesetzt, der Einmarsch deutscher Truppen befohlen, ohne dass ein Einverständnis der österreichischen Regierung vorlag. Der «Anschluss» ging einher mit heftigen antisemitischen Gewalttaten seitens der österreichischen Bevölkerung, die damit unmissverständlich kundtat, dass ihre Euphorie für die Eingliederung in die deutsche Volksgemeinschaft untrennbar mit der Ausgrenzung der Juden verbunden war – nicht nur deutschnationale Gefühle, sondern zugleich völkischer Antisemitismus, der sich eben in diesem Moment gewalttätig Bahn brach.

Im deutschen Machtgefüge zeigte der «Anschluss» unter anderem auch, dass sich der SS- und Polizeiapparat stark genug fühlte, um die entscheidende Rolle in der Judenpolitik zu spielen. Im Wirrwarr der noch nicht ausgehandelten Kompetenzen der neuen Administration in Österreich schaffte es das kleine SD-Kommando unter Eichmann, die Vertreibung der Wiener Jüdinnen und Juden zu organisieren und mit der Schaffung einer «Zentralstelle für jüdische Auswanderung» ein Modell zu kreieren, das Heydrich als erfolgreich und effizient präsentieren konnte. Eichmanns Gewaltpolitik gegenüber der Jüdischen Gemeinde in Wien wurde in der antisemitischen Perspektive angesichts der Weigerung der internationalen Staatengemeinschaft, jüdische Flüchtlinge aufzunehmen, wie die Konferenz von Évian zeigte, umso naheliegender. Vermutlich hatte Goebbels mit dem Aufruf zum Terror gegen die deutschen Juden im November ähnliches im

Sinn gehabt, um durch Angst und Schrecken die jüdischen Deutschen zur panischen Flucht zu bringen und die Staaten der Welt zu zwingen, Flüchtlinge aufzunehmen.

Die grosse, systematische Verhaftung von «Asozialen», die sich in besonderer Weise gegen Roma und Sinti richtete, und ihre Internierung in den drei grossen, neu errichteten bzw. ausgebauten Konzentrationslagern Buchenwald, Dachau und Sachsenhausen war neben der radikalisierten rassistischen Gewaltpolitik zugleich ein Auftakt, der den SS- und Polizeiapparat ermutigte, diese nun erworbene Gewaltkompetenz sowohl gegenüber den Jüdinnen und Juden mit polnischer Staatsangehörigkeit im Oktober, um sie nach Polen abzuschieben, und gleich nach dem Pogrom gegenüber über 30'000 männlichen deutschen Juden anzuwenden, um sie in KZ-Haft erpresserisch zur Herausgabe ihres Vermögens und zur Emigration mit ihren Familien zu zwingen.

Der Wille zur Gewalt nach aussen, sogar zum Krieg, wurde in der Sudetenkrise kenntlich. Dass Hitler enttäuscht war, die geforderte Annexion tschechischen Staatsterritoriums nicht als Anlass für einen europäischen Krieg nutzen zu können, mag den Politikern, die in Berchtesgaden mit dem deutschen Diktator verhandelten, nicht bewusst gewesen sein. Dass die Situation brandgefährlich war, begriffen alle. Deshalb war auch die Erleichterung insbesondere in Grossbritannien so gross, dass ein kriegerischer Konflikt in Mitteleuropa verhindert werden konnte – vorerst, wie sich bald herausstellte. Denn Hitler wollte den Krieg in jedem Fall, wenn nicht 1938, dann ein Jahr später.

Der Novemberpogrom war der Gewalthöhepunkt dieses Jahres 1938. Bis heute ist das Ausmass der Schäden, der körperlichen Gewalt, der Vergewaltigungen und Morde nicht präzise bekannt; die von Heydrich drei Tage später genannten Zahlen sind durch das Interesse von SS und Polizei gefärbt, sie geben zum Beispiel keine Auskunft über die massiven Plünderungen in diesen Tagen und Nächten. Die Konferenz am 12. November im Reichsluftfahrtministerium unter Leitung Görings, auf der resümiert wurde, dass ein solch unkontrollierter Gewaltexzess nicht im Interesse der Regimes liegen könne, brachte der SS und Polizei die Ermächtigung, von nun an federführend als Exekutive der antisemitischen Politik zu fungieren, zumal in der nicht-jüdischen Bevölkerung der Pogrom nicht gerade Zustimmung gefunden hatte. Dennoch war unübersehbar, dass die Entrüstung der «Volksgemeinschaft» in erster Linie den Sachschäden galt, nicht der Ge-

walt, die den jüdischen Deutschen angetan wurde. Mancherorts wird es mutige Pfarrer gegeben haben, von einem empörten Aufschrei christlicher Seelsorger über die Verbrennung von Gotteshäusern des gemeinsamen jüdisch-christlichen Gottes Jahwe war aber nichts zu vernehmen. Im Gegenteil, das Verbrennen der Torah allerorten, die Vernichtung der hebräischen Bibeln während des Pogroms zeigte unmissverständlich an, dass die jüdische Tradition in der christlich-europäischen Geschichte getilgt werden sollte. Die Zerstörung der Synagogen, die Gewalt gegen jüdische Menschen waren auch ein Anschlag auf die Geschichte. Die Spuren der jüdischen Tradition in Deutschland sollten zugunsten eines neuen, nationalsozialistischen Narrativs, einer «Welt ohne Juden», vernichtet werden.¹¹⁰

Am 30. Januar 1939 hielt Hitler dann seine Rede vor dem Reichstag, in der er die europäischen Mächte aufforderte, für eine «Lösung der Judenfrage» zu sorgen, und er endete mit der später immer wieder zitierten Drohung, falls es zum Krieg käme, werde das Ergebnis nicht die «Bolschewisierung der Erde», sondern die «Vernichtung der jüdischen Rasse in Europa» sein.¹¹¹ Im März 1939 brach NS-Deutschland das Münchner Abkommen und besetzte den restlichen Teil Tschechiens, errichtete das sogenannte Protektorat Böhmen und Mähren und führte sofort alle antijüdischen Verordnungen ein, die im Deutschen Reich galten. Ein halbes Jahr später, im September 1939 überfiel die deutsche Wehrmacht Polen. Im Schatten des Krieges nahm die «Lösung der Judenfrage» nunmehr die Form des systematischen Massenmords an.



Filmende deutsche Soldaten in Lemberg, Ende Juni/Anfang Juli 1941.

10.

Vernichtungskrieg – Lemberg 1941

Joseph Roth, 1894 im ostgalizischen Brody geboren, knapp hundert Kilometer von Lemberg entfernt, erschien die Stadt Anfang der 1920er Jahre wie «ein bunter Fleck im Osten Europas»: «Die Hauptstrasse hiess einmal ‚Karl-Ludwig-Strasse‘, aus Loyalität gegenüber dem Herrscherhause. Heute heisst sie ‚Strasse der Legionem. Es sind polnische Legionen gemeint. Hier war einmal der Korso der österreichischen Offiziere. Heute spazieren die polnischen Offiziere. Hier hörte man immer Deutsch, Polnisch, Ruthenisch. Man spricht heute Polnisch, Deutsch und Ruthenisch. In der Nähe des Theaters, das am unteren Ende die Strasse abgrenzt, sprechen die Menschen Jiddisch. Immer sprachen sie so in dieser Gegend. Sie werden wahrscheinlich niemals anders reden.»¹

Joseph Roth, der selbst als verfolgter, verarmter und verzweifelter Jude im Mai 1939 in Paris starb, sollte sich täuschen. Die Hauptstrasse Lembergs, heute Lwiw, hiess zur Zeit der deutschen Besetzung «Adolf-Hitler-Platz», nach dem Zweiten Weltkrieg «Leninskij prospekt» und heute, seit der Unabhängigkeit der Ukraine, «Prospekt svobody», die Allee der Freiheit. Jiddisch spricht in Lwiw heute, nach der Ermordung der galizischen Jüdinnen und Juden durch das NS-Regime, niemand mehr; auch Deutsch und Polnisch sprechen heute vornehmlich nur noch wenige Menschen, grösstenteils Touristen. Nie war Lemberg, Lwow, Lwiw so einfarbig wie in den letzten Jahren vor dem Ende des Kommunismus. In der Unabhängigkeitsbewegung der Ukraine spielte Lwiw eine bedeutende Rolle, galt sogar als die eigentliche Hauptstadt der freiheitlichen Ukraine, weil sie sich dem Janukowytch-Regime beharrlich widersetzte. Noch immer ist der Glanz der Stadt, die einst das «Wien des Ostens» genannt wurde, zu spüren, und sie hat heute als westukrainische Metropole alle Chancen, zu einer «Hauptstadt der europäischen Provinz» zu werden, wie Karl Schlögel 1988 vorausgesagt hat.²

Bis Ende des 18. Jahrhunderts war Lwow eine polnische Stadt, im Mittelalter ein bedeutender Stützpunkt des Ost-West-Handels. Nachdem Preussen, Russland und Österreich Polen unter sich aufgeteilt hatten, gelangte Lemberg unter habsburgische Herrschaft und wurde Hauptstadt des neu geschaffenen Königreiches Galizien und Lodomerien. Wirtschaftlich erlebte Lemberg einen Aufschwung; die Bevölkerungszahl verdreifachte sich beinahe bis Mitte des 19. Jahrhunderts auf 68'000 Einwohner. Im Jahr 1931 hatte Lemberg 312'000 Einwohner, davon die Hälfte, nach Sprach- und Religionszugehörigkeit, Polen, ein Drittel Juden und etwa 15 Prozent Ukrainer, damals auch Ruthenen genannt. Ebenso lebten Deutschsprachige, darunter etliche Angehörige der österreichischen Verwaltung, und andere Nationalitäten wie Armenier in der Stadt. Während in der Stadtmitte prächtige Bauten wie das Opernhaus, der Hauptbahnhof, einer der grössten des Habsburger Reiches überhaupt, oder das Haus der galizischen Sparkasse sowie die Stadthäuser der wohlhabenden Bürgerfamilien errichtet wurden, lebte die jüdische Bevölkerung weitgehend in Armut. Nur wenigen Familien gelang der Aufstieg in das Bürgertum.³

In Lemberg existierte bis Mitte des 19. Jahrhunderts die grösste jüdische Gemeinde des österreichischen Staates, erst danach nahm Wien diesen Platz ein, wobei nicht vergessen werden darf, dass nahezu drei Viertel der jüdischen Bevölkerung des Habsburger Imperiums in Galizien lebten. Die Familie von Hersch Lauterpacht war 1910 von Zölkiew, wo er 1897 geboren wurde, nach Lemberg gezogen. Der Vater Aron betrieb eine Sägemühle am Rande der Stadt, Hersch besuchte das Humanistische Gymnasium. Wie die meisten der rund knapp hunderttausend Lemberger Juden waren die Lauterpachts mit dem orthodoxen Ritus verbunden und sprachen Jiddisch. Herschs Nichte Inka beschrieb Aron und seine Frau Deborah als freundliche, liebevolle Menschen, deren Haus von Musik und Büchern geprägt war.⁴ Nur ein kleiner Teil der jüdischen Elite in Lemberg redete Deutsch und neigte dem Reformjudentum zu. Und wie anderswo gewann die zionistische Bewegung auch in Lemberg seit dem Ende des 19. Jahrhunderts an Zuspruch. Drei grosse Synagogen und etliche Bethäuser gab es für die jüdische Gemeinde; die römisch-katholische wie die armenische und die unierte, griechisch-katholische Kirche, der vor allem Ukrainer/Ruthenen anhängen, besaßen einen Bischofssitz in Lemberg. Insgesamt zählte man 95 Kirchen und Klöster in der Stadt.⁵

Aber die religiöse Vielfalt bedeutete nicht kulturelle Eintracht. Die überall in

Europa erwachenden Nationalbewegungen prägten auch die politische Atmosphäre in Lemberg. Seit 1785 galt Deutsch als Amtssprache, ebenso wurde an der Universität Deutsch gesprochen. Erst 1826 liess die österreichische Regierung zwei polnische Lehrstühle an der Universität zu – und musste weitere Zugeständnisse an die Nationalbewegungen machen, um den Zusammenhalt des Imperiums zu sichern. Im Jahr 1867 wurde die Doppelmonarchie Österreich-Ungarn begründet, die den Ungarn eine weitgehende nationale Autonomie brachte, und in Galizien erhielten auch die Polen mehr und mehr politischen Einfluss. Wichtige staatliche Ämter wurden mit Polen besetzt, Polnisch wurde in den Schulen, der Universität und den Behörden zur Unterrichts- und Amtssprache erhoben; aus Lemberg wurde wieder Lwow.⁶

Dies stiess allerdings auf heftigen Widerstand der Ukrainer/Ruthenen, die in Lemberg nur eine Minderheit waren, auf dem Land jedoch die grosse Mehrheit bildeten. Ruthenische Intellektuelle schufen Ukrainisch als national intendierte Schriftsprache, gaben zahlreiche Zeitungen heraus, schrieben Bücher, gründeten Kulturvereine und beanspruchten, als nationale Gruppe entsprechend berücksichtigt zu werden. Soziale Klassengrenzen befeuerten ethnisierte Konflikte, da auf dem Land die Grossgrundbesitzer zumeist Polen waren und Ukrainer die arme Bauernschaft bildeten, ebenso wie in der Stadt Ukrainer die Tagelöhner und Arbeiter stellten. Immer wieder kam es zu gewaltsamen Auseinandersetzungen, insbesondere an der Universität, wo Massenschlägereien zwischen polnischen und ukrainischen Studenten nicht selten waren und sogar Tote forderten. Die jüdische Bevölkerung geriet zwischen die ethnischen Mahlsteine. Zwar hatten die Juden in der Verfassung der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie von 1867 die rechtliche Gleichstellung erlangt, aber der Antisemitismus seitens der christlichen Polen wie Ukrainer blieb unverändert stark. Juden galten als «Fremdkörper» in der sich bildenden polnischen Nation.⁷

Erster Weltkrieg

Der Erste Weltkrieg verschärfte die nationalen Spannungen. Ukrainer wurden verdächtigt, mit Russland zu konspirieren, wurden interniert, zum Tode verurteilt und hingerichtet. Zunächst errang die russische Armee Siege und besetzte Lemberg. Während der russischen Besatzungszeit wurde Polnisch als Unter-

richtssprache verbannt, die Griechisch-Katholische Kirche verfolgt und Strassennamen russifiziert. Im Frühjahr 1915 verkündete der Zar bei einem Besuch in Lemberg, dass es Galizien nicht mehr gäbe, sondern die Region nun Teil des Russischen Reiches sei. Auch die jüdische Bevölkerung litt während der russischen Besatzungszeit unter Repressionen, Plünderungen und Gewalt der zaristischen Armee. Allerdings mussten sich die Russen im Juni 1915 wieder zurückziehen, und die Österreicher übernahmen erneut das Regiment in Lemberg. Um die Polen auf ihre Seite zu ziehen, versprachen die Mittelmächte heuchlerisch ein eigenes polnisches Königreich, was wiederum die galizischen Ukrainer enttäuschte, die ebenfalls auf eine stärkere Unabhängigkeit im Habsburger Reich gehofft hatten.⁸ Hersch Lauterpacht schrieb sich im Herbst 1915 an der juristischen Fakultät der Universität Lemberg ein, studierte römisches und deutsches Recht, Kirchenrecht sowie Geschichte des Judentums und absolvierte im April 1917 sein Staatsexamen in Geschichts- und Rechtswissenschaft.⁹

Die absehbare Niederlage der Mittelmächte steigerte die Kämpfe um Unabhängigkeit. Im Januar 1918 verkündete der amerikanische Präsident Wilson seine berühmten 14 Friedenspunkte, darunter auch die Forderung nach einem unabhängigen polnischen Staat, der alle Gebiete umfassen sollte, «inhabited by indisputably Polish populations».¹⁰ Als schliesslich der österreichische Kaiser im Oktober 1918 die Völker des Imperiums in die Unabhängigkeit entliess, entbrannte in Lemberg der Konflikt zwischen den Ethnien mit voller Wucht. Handstreichartig besetzten ukrainische Milizen am 1. November die Stadt und proklamierten eine Westukrainische Volksrepublik, woraufhin die Polen in der Stadt massiv mobilisierten und selbst Frauen und Kinder bewaffneten, um Lemberg zurückzuerobern, was am 22. November gelang.¹¹

Die Rachegehalt der Sieger bekamen jedoch weniger die Ukrainer zu spüren als vielmehr die Lemberger Juden, denen die Polen Kollaboration mit den Ukrainern vorwarfen, obwohl die jüdische Miliz, die gleich am 2. November zum Schutz der jüdischen Stadtviertel gebildet wurde und der auch der Student Hersch Lauterpacht angehörte, ihre strikte Neutralität im polnisch-ukrainischen Konflikt erklärt hatte. In einem blutigen Pogrom, der vom 22. bis 24. November dauerte, steckten polnische Soldaten, aber auch Zivilisten Häuser und Synagogen in Brand. Nach vorsichtigen Schätzungen wurden über 70 Menschen getötet, hunderte verletzt, zahllose Wohnungen und Geschäfte geplündert. Jüdische Au-

genzeugen berichteten, dass an den Raubzügen auch «bürgerliche Kreise» teilnahmen, Frauen in Pelzen, Beamte, Lehrer, Akademiker. Antisemitische Gewalt war in Lemberg keineswegs unbekannt, doch dieser Pogrom, so der Historiker Christoph Mick, übertraf alles bisher Erlebte an Grausamkeit, Raublust und Zerstörungswut.¹²

Für die Lemberger Juden war der brutale Exzess eine Katastrophe; die jüdische Gemeinde bildete ein «Rettungskomitee», das die Gewalt dokumentieren sollte. Neben der internationalen Presse berichteten auch deutsche Zeitungen über den Pogrom, nicht zuletzt um die polnische Politik bei den Alliierten zu diskreditieren. Der deutsche Gesandte im niederländischen Haag meldete dem Auswärtigen Amt in Berlin, dass in den USA die antipolnischen Ausschreitungen eine grosse Aufmerksamkeit erfordern und er daher zu einer drastischen Darstellung der Ereignisse rate, weil dann «die preussischen Polenprovinzen nicht mit gleicher Selbstverständlichkeit an ein einheitliches Polen ausgeliefert werden würden».¹³ Auch auf dem Land waren Jüdinnen und Juden die vornehmlichen Opfer der Bürgerkriegsgewalt, die nach der bolschewistischen Revolution zwischen den roten und weissen Armeen tobte. In der Ukraine, wo der Milizenführer Symon Petljura für einige Zeit in weiten Teilen die Macht an sich gerissen hatte, wurden in zahllosen Pogromen etwa 40'000 jüdische Menschen ermordet.¹⁴

Zwischenkriegszeit

Zwar hatte die neue polnische Republik, die auf der Grundlage der alliierten Vereinbarungen in Versailles gegründet worden war, vertraglich die Rechte der Minderheiten anerkannt, dennoch wurden Juden drangsaliert und verfolgt. Zunehmend gewann das Phantasma einer *zydokomuna*, einer «Judäo-Kommune», also die Vorstellung, dass der Kommunismus ein Werk von Juden sei, an Verbreitung, insbesondere durch den Krieg, den Polen 1919/20 gegen die Rote Armee führte.¹⁵ Die Juden in Polen, schrieb Joseph Roth 1927, «leben als ‚nationale Minderheit‘ im fremden Lande, um ihre staatsbürgerlichen und nationalen Rechte besorgt und kämpfend, teils der palästinensischen Zukunft entgegen, teils ohne den Wunsch nach einem eigenen Land, und mit Recht überzeugt, dass die Erde allen gehört, die ihre Pflicht ihr gegenüber erfüllen; doch nicht imstande, die Frage zu lösen, wie der primitive Hass gelöscht werden könnte, der im Wirtsvolk gegen

eine gefährlich scheinende Anzahl Fremder brennt und Unheil anrichtet.»¹⁶ Nach dem Tod des langjährigen Präsidenten Pilsudski 1935 verschärfte sich die antisemitische Politik der polnischen Regierung drastisch, begleitet durch antisemitische Gewalt «von unten». Vor allem an den Universitäten tobte sich der antijüdische Furor aus. An der Universität Lemberg wurden sogenannte «Gettobänke» für jüdische Studierende in den Hörsälen eingerichtet; polnische Studenten zündeten Wohnheime an, in denen jüdische Kommilitonen wohnten; 1938/39 wurden sogar sechs jüdische Studenten in Lemberg ermordet.¹⁷

Hersch Lauterpacht hatte sein Studium nach dem Kriegsende fortgesetzt, sich in der Organisation Zionistischer Akademiker in Galizien für die Rechte der jüdischen Minderheit eingesetzt. Neben Privat- und Strafrecht studierte er auch Völkerrecht, aber angesichts der schwierigen Verhältnisse an der Universität entschloss er sich, Lwow und die Familie zu verlassen und sein Studium in Wien weiterzuführen. Dort hörte er die Vorlesungen des international renommierten Juristen Hans Kelsen und schrieb eine Dissertation über den neuen Völkerbund, mit der er 1922 promoviert wurde. Ein Jahr später zog er mit seiner Frau Rachel nach London, um an der London School of Economics and Political Science als Experte für internationales Recht Karriere zu machen.¹⁸

Zwei Jahre, nachdem Lauterpacht Lwow verlassen hatte, traf dort ein anderer Jurastudent ein, der ebenso wie Lauterpacht mit seinen Ideen eines internationalen Strafrechts gegen Staatsführer, die Verbrechen gegen die Zivilbevölkerung begingen, berühmt werden würde: Raphael Lemkin. Lemkin war 1900 in dem kleinen Ort Ozerisko geboren, heute Azyaryska in Belarus, nicht weit von Bialystok gelegen im damals von Russland beherrschten Teil Polens. Sein Vater war Bauer, obwohl offiziell Juden im zaristischen Russland keine Bauernhöfe besitzen durften. 1910 zog die Familie ins nahe Wolkowysk; Raphael ging zur Schule, anschliessend aufs Gymnasium in Bialystok. Mit den Pariser Friedensverträgen wurde Wolkowysk polnisch und die Familie Lemkin polnische Staatsbürger. Nach dem Abitur 1919 schrieb sich Raphael zunächst an der juristischen Fakultät der Jagiellonen-Universität in Krakau ein und wechselte im Herbst 1921 nach Lwow. Der Student beobachtete fasziniert den Prozess, der 1921 in Berlin gegen den jungen Armenier Soghomon Tehlirian geführt wurde, weil dieser einen der Haupttäter des Völkermords an den Armeniern, Talaat Pascha, auf offener Strasse erschossen hatte. Die Geschworenen sprachen ihn unerwartet frei, aller-

dings unter der Massgabe, dass er nicht aus freiem Willen, sondern aus innerer Erregung gehandelt habe. In seinen nach dem Krieg verfassten und lange Zeit unveröffentlicht gebliebenen Memoiren schilderte Lemkin, wie ihn dieser Fall umgetrieben hat. Kann ein Einzelner sich gewissermassen zum Vollstrecker des Rechts aufschwingen? Aber darf andererseits ein Massenmörder wie Talaat Pascha wegen des Dogmas der Souveränität eines Staates, der gegenüber seiner Bevölkerung tun könne, was er wolle, ungestraft bleiben? «At that moment, my worries about the murder of innocent became more meaningful for me. I didn't know all the answers, but I felt that a law against this type of racial or religious murder must be adopted by the world.»¹⁹

Die schwerste Leidenszeit kam auf das polnische Judentum mit dem Zweiten Weltkrieg zu. Zu Beginn der NS-Herrschaft hatte Hitler noch darauf spekuliert, Polen als Verbündeten gegen die Sowjetunion zu gewinnen, doch als die polnische Regierung sich den deutschen territorialen Ansprüchen verweigerte, kam es zu einem Kursschwenk in der deutschen Politik. Hitler wies im April 1939 die Wehrmacht an, den Krieg gegen Polen vorzubereiten. Eine Schlüsselrolle in dieser Situation wuchs nun der Sowjetunion zu, um deren Unterstützung sich sowohl die Westmächte als auch die NS-Führung bemühten. Stalin hatte in seiner berühmten Rede im März 1939, dass die Sowjetunion nicht für die Kriegstreiber die Kastanien aus dem Feuer holen werde, zu erkennen gegeben, sich nicht in einen Krieg mit Deutschland hineinziehen zu lassen, dem womöglich die Westmächte dann zuschauen könnten. Für die NS-Führung wiederum war eine Annäherung an den «bolschewistischen Feind» nicht bloss eine ideologisch prekäre Frage. Eine solche Politik stellte auch die Bündnisgrundlagen des Antikominternpaktes mit Japan und Italien in Frage. Dementsprechend agierten beide Seiten zwar sehr vorsichtig, aber deshalb nicht minder beharrlich in den diplomatischen Kontakten dieser Monate. Da die Zeit drängte, wenn es in diesem Jahr noch zu einem Angriff gegen Polen kommen sollte, forcierte die deutsche Seite das Tempo. Am 23. August flog Aussenminister Ribbentrop persönlich nach Moskau, um mit uneingeschränkter Vollmacht Hitlers den Vertrag unter Dach und Fach zu bringen. Noch in der Nacht wurde jener unheilvolle Nichtangriffspakt unterzeichnet, der in einem geheimen Zusatzprotokoll die Zerschlagung Polens und Aufteilung des Gebiets zwischen Deutschland und der Sowjetunion vorsah.²⁰ Während Aussenminister Ribbentrop in Moskau den Weg zum Krieg freimachte,

erläuterte Hitler den Befehlshabern der Wehrmacht auf dem Obersalzberg am 22. August 1939 seine Vorstellungen zum bevorstehenden Krieg gegen Polen: «Herz verschliessen gegen Mitleid. Brutales Vorgehen. 80 Mill. Menschen müssen ihr Recht bekommen. Ihre Existenz muss gesichert werden. Der Stärkere hat das Recht. Grösste Härte.»²¹

Am 1. September überfiel die deutsche Wehrmacht Polen; am 17. September marschierte die sowjetische Armee in Ostpolen ein, am 27. September kapitulierte Warschau nach schweren Bombardierungen, wenige Tage später ergaben sich die letzten polnischen Truppen. Der deutsch-sowjetische Grenzvertrag vom 28. September legte die Demarkationslinie fest; Ostpolen, und damit auch Lemberg, geriet unter sowjetische Herrschaft. Zehntausende Zivilisten, jüdische wie nicht-jüdische Polen, wurden in den ersten Monaten der Besatzung misshandelt, beraubt, verschleppt, getötet – Bogdan Musial geht davon aus, dass Wehrmacht, SS und volksdeutsche Milizen bis zum Jahresende 1939 weit mehr als 45'000 Polen ermordeten, darunter etwa 7'000 Juden. In den sowjetisch besetzten Teil flohen etwa 200'000 bis 300'000 Menschen.²²

Thomas Blatt, der, damals zwölf Jahre alt, in Izbica in der Nähe von Lublin wohnte, erinnerte sich später: «Wir wussten nicht, was wir tun sollten, Einige Juden schlugen vor, nach Osten zu fliehen, während andere wiederum meinten, die Deutschen seien auch nur Menschen, die Mitgefühl mit den Zivilisten haben und ihnen nichts antun würden. Wieder andere zogen weiter, um den Bug zu überqueren und sich auf die Seite der Sowjets zu schlagen.»²³ Raphael Lemkin, der nach seinem Studium als Staatsanwalt und Anwalt für Handelsrecht in Warschau war, gelang am 6. September noch die Flucht aus der Hauptstadt. Nach einer gefährvollen Reise über Vilnius und Riga landete er in Stockholm. Dort erreichte ihn nach etlichen Monaten eine Einladung an die Universität von North Carolina und ein Visum in die USA. Lemkin entschied sich für die Route über Moskau, Sibirien, Japan und kam endlich am 21. April im Durham an. Schon in Moskau hatte er mit den Recherchen zu seinem Hauptwerk über die nationalsozialistische Besatzungsherrschaft über Europa begonnen, «The Axis Rule in Occupied Europe», das Ende 1944 erschien. Mit diesem Buch prägte er einen neuen Begriff für den Völkermord: Aus dem griechischen *genos* für Sippschaft, Volk, Stamm und dem lateinischen Verb *caedere* für morden, töten formte er das Wort *genocide*, Genozid.²⁴

Sowjetische Besatzung

Lemberg war bereits am 1. September bombardiert und der Hauptbahnhof schwer beschädigt worden. Zwar verteidigten polnische Truppen die Stadt, aber Bombardement und Artilleriebeschuss setzten ihrer Kampfkraft zu. Die Gas-, Elektro- und Wasserversorgung brach zusammen, täglich starben hunderte Menschen. Am 21. September kapitulierte der polnische General gegenüber der sowjetischen Armee, dessen Oberkommando den polnischen Offizieren freien Abzug versprach, was indessen nicht eingehalten wurde. Rund 1'500 Offiziere wurden interniert und später ermordet.²⁵

Am 22. September mittags rückten die ersten Einheiten der Roten Armee in Lemberg ein. Der polnische Mathematiker Hugo Steinhaus, der als Professor an der Lemberger Universität lehrte, erlebte die sowjetischen Okkupanten: «Die Soldaten verhielten sich in Lemberg besser als irgendeine andere Armee. Man sah keine Betrunkenen, sie belästigten keine Passanten, sie machten keine Krawalle, forderten in den Läden keinen Vorrang, und wenn ein Offizier sich unhöflich benahm und ein Zivilist darauf hinwies, errötete und entschuldigte [er] sich oder machte sich aus dem Staube. Sie hatten deutlich das Gefühl kultureller Unterlegenheit und wollten in den Augen des Westens als Europäer erscheinen. [...] Unsere Bevölkerung hatte das sehr schnell begriffen und verspottete sie mitleidlos.»²⁶ Viele staunten über die schlechte Ausstattung und die ärmliche, zerrissene Kleidung der Soldaten. Für diese wiederum bedeutete der Aufenthalt in Ostpolen die Begegnung mit einem europäischen Lebensstandard, der im stalinistischen Russland allenfalls den höheren Funktionären vorbehalten war.²⁷

Während sich die Polen zu Recht vor der sowjetischen Herrschaft fürchteten, begrüßte eine grosse Mehrheit der ukrainischen Bevölkerung den Zusammenbruch des polnischen Staates. Lev Shankosky, ein Lehrer aus einer gläubigen Familie, hörte das Oberhaupt der Griechisch-Katholischen Kirche Adrei Sheptyckii kurz nach dem Einmarsch der Sowjets sagen: «Bis vor Kurzem besetzten wir nur wenige Räume im Erdgeschoss, und nun stehen uns alle offen. Es gibt noch einen Mieter im Obergeschoss, aber den werfen wir hinaus und dann gehört uns das gesamte Haus.»²⁸ Seit der Unabhängigkeit Polens, zu dessen Territorium Ostgalizien gehörte, hatten ukrainische Nationalisten die Polonisierungspolitik auch mit Gewalt bekämpft. Insbesondere unter den jungen Ukrainern fanden sich viele

gewaltbereite Kämpfer, die sich in der OUN, der Organisation Ukrainischer Nationalisten, sammelten. Deren Anhänger verübten zahlreiche Sabotageakte, über 60 Menschen fielen Attentaten zum Opfer.²⁹

Die abziehenden polnischen Truppen geizten ebenfalls nicht mit Gewaltakten an Juden wie Ukrainern; Ukrainer wiederum rächten sich an Polen ebenso wie an Juden. Jan Gross berichtet von einer Orgie an ethnisierter Gewalt, Morden und Raub an Polen durch Ukrainer und Weissrussen in den Tagen vor dem sowjetischen Einmarsch. Tausende wurden zum Teil brutal getötet.³⁰ Die Zusammensetzung der Bevölkerung von Lemberg wandelte sich drastisch – auch durch den Zustrom von Flüchtlingen aus dem deutschbesetzten Westpolen. 75 Prozent der Flüchtlinge, so Hugo Steinhaus, waren Juden und mit ihnen erreichten zahllose Berichte von den deutschen Gewalttaten an der Zivilbevölkerung, insbesondere an den Juden, die Stadt.³¹

Die neue Besatzungsmacht begann rasch mit der Sowjetisierung des Landes, wobei sie die ethnischen Konflikte für sich zu nutzen verstand. Der sowjetisch besetzte Ostteil Polens gliederte sich in drei Regionen: der Süden mit einer klaren ukrainischen Mehrheit; auch im zentralen Teil (Polesien und Wotyn) blieben Polen in der Minderheit, während sie im Norden um Bialystok, Wilno und Nowogrödek die Mehrheit bildeten, dort allerdings mit einer starken weissrussischen Minderheit. Die jüdische Bevölkerung wohnte zur Hälfte in den Städten mit mehr als 20'000 Einwohnern und stellte in Lemberg etwa ein Drittel der Einwohnerschaft. In den kleineren Orten auf dem Land überwog der Anteil der jüdischen Bevölkerung sogar oftmals.³²

Zunächst entliessen die Sowjets die bisherige polnische Verwaltungselite: Lehrer, Polizisten, Richter, Staatsanwälte, Parteifunktionäre ebenso wie Grundbesitzer. Unternehmer wurden verhaftet und durch sowjettreue Funktionäre ersetzt. Mit Jahresbeginn 1940 galt ein neues Schulsystem. Privatschulen wurden geschlossen, und die Behörden führten eine einheitliche Schulordnung mit vierjähriger Grundschule und einer anschliessenden siebenjährigen Schulzeit auf dem Land und zehnjährigen Schulzeit in den Städten ein; Religion wurde aus dem Unterricht verbannt, ebenso wie das Polnische als Sprache auf zwei Stunden in der Woche beschränkt wurde. Als Unterrichtssprache wurde in den meisten Schulen das Ukrainische eingeführt, und die Kinder sollten im bolschewistischen Sinn erzogen werden. Zwar wurde auf der Strasse weiterhin überwiegend Pol-

nisch gesprochen, aber die Sowjets sorgten gezielt für die Verbreitung der ukrainischen Sprache. Die beabsichtigte Säkularisierung des öffentlichen Lebens richtete sich gleichfalls gegen die jüdische Kultur. Bücher in hebräischer Sprache wurden aus den Bibliotheken entfernt, Hebräischschulen geschlossen, stattdessen Jiddisch gefördert. Insgesamt verschlechterte sich die soziale und wirtschaftliche Lage der ostgalizischen Juden erheblich. Die Gemeindestrukturen wurden zerschlagen, die Funktionäre verhaftet.³³

Ebenso massiv griffen die Sowjets in den wirtschaftlichen Sektor ein. Banken, Kreditgenossenschaften, Fabriken, Warenhäuser wurden ebenso wie Grossgrundbesitzer enteignet. Zwar profitierten die kleineren Bauern zunächst von der Verteilung des Grossgrundbesitzes, aber die hohen Ablieferungskontingente und die rasch einsetzende Kollektivierungskampagne liessen die anfängliche Sympathie für die Sowjetmacht bald in Abwehr umschlagen. Zu Jahresbeginn 1940 wurde der Zloty aus dem Verkehr gezogen, stattdessen der Rubel eingeführt, wodurch insbesondere Kleinbetriebe und Kleinhändler an den Rand des Ruins gerieten, da nur kleine Mengen umgetauscht werden durften und damit die finanziellen Reserven verloren waren.³⁴

Die sowjetischen Repressionen richteten sich vor allem gegen die Polen, die in der Sowjetunion während des Grossen Terrors als «Feindnation» kategorisiert worden waren. In den knapp zwei Jahren der sowjetischen Besatzung erfolgten vier grosse Massendeportationen in die innerasiatischen Gebiete. Die erste im Februar 1940 betraf Staatsbedienstete, insbesondere Richter und Polizisten, sowie «Kulaken». Zwei Monate später, im April, wurden die Familien der Deportierten, zudem Kleinhändler, hier zumeist Juden, und erneut Bauern verschleppt. Im Juni waren Polen, die aus dem von Deutschland besetzten Teil geflohen waren, sowie Ärzte, Rechtsanwälte, Akademiker, Lehrer betroffen. Die vierte Massendeportation geschah im Juni 1941, kurz vor dem deutschen Überfall. Nach den Angaben der polnischen Exilregierung wurden insgesamt etwa 400'000 bis 500'000 Personen deportiert; Jan Gross schätzt die Zahl deutlich höher auf über eine Million Menschen.³⁵

«Der Hass gegen die Sowjets, aber auch die Furcht vor ihnen vergrösserte sich nach der berühmten Nacht des heiligen Julius, am 13. April 1940», berichtete Hugo Steinhaus. «An diesem Tag gab es Deportationen in bisher nicht gekanntem Ausmass. In der Nacht fuhren Hunderte vom NKWD begleitete Kraftwagen in die

Stadt. Die Soldaten drangen in die Wohnungen ein und nahmen in Listen aufgeführte Menschen mit. Man liess ihnen ein paar Stunden Zeit zum Packen und dann fuhr man sie zum Bahnhof, wo schon einige hundert Eisenbahnwaggons warteten.» Unter den Deportierten waren auch etliche Bekannte und Freunde von Hugo Steinhaus, die nach Kasachstan verschleppt wurden.³⁶

Die Sowjets ermordeten systematisch polnische Offiziere. Etwa 250'000 polnische Soldaten waren in sowjetische Gefangenschaft geraten, von denen die meisten einfachen Soldaten nach und nach wieder freigelassen wurden, bis auf etwa 37'000 Mann, die Zwangsarbeit leisten mussten. Parallel richteten die Besatzer drei Lager für Offiziere und polnische Polizisten ein. Anfang März 1940 beschloss die sowjetische Führung, die Gefangenen dieser Lager in einer geheimen Aktion zu töten. Im April und Mai brachte man 4'400 Männer nach Katyn und erschoss sie dort; 3'900 Menschen wurden auf dem Gelände des NKWD in Charkow ermordet; 6'300 Gefangene brachte man bei Kalinin um, insgesamt knapp 15'000 Männer fielen dieser Mordaktion zum Opfer.³⁷

Die Schlüsselpositionen in Verwaltung und Wirtschaft besetzten die Sowjets mit Funktionären aus der Ostukraine, aber auch Angehörige der jüdischen Bevölkerung erhielten nun die Chance, staatliche Stellen zu bekleiden, die ihnen während der Zeit der polnischen Republik verwehrt gewesen waren. Zum Beispiel konnten nun jüdische Lehrer in den Schuldienst eintreten, was zuvor kaum möglich gewesen wäre. Obwohl auch jüdische Organisationen von den sowjetischen Behörden verfolgt wurden, nahmen andere die Aufstiegschancen, die ihnen das Besatzungsregime bot, durchaus wahr.³⁸ Dass nun jüdische Beamte, gar Polizisten auftraten, verfestigte allerdings die antisemitische Vorstellung eines «jüdischen Bolschewismus». Selbst Jan Karski, der später die Westalliierten über den Mord an den Juden aufzuklären versuchte, schrieb im Februar 1940: «Letztlich haben die Juden in ihrer Masse die Situation geschaffen, in der sie von den Polen für die Handlanger der Bolschewiken gehalten werden. Und die Polen – was man ruhig zugeben kann – warten nur auf den Augenblick, in dem sie einfach ihre Rache an den Juden nehmen können. Im Prinzip sind alle Polen verbittert und enttäuscht über die Juden. Die überwältigende Mehrheit (vor allem die Jugend) wartet auf eine Gelegenheit zur ‚blutigen Heimzahlung‘.»³⁹

Ebenso galten Juden unter der ukrainischen Bevölkerung als Unterstützer und Gewinnler der sowjetischen Besatzung und wurden verdächtigt, ukrainische Nationalisten zu denunzieren und dem NKWD auszuliefern.

Insbesondere innerhalb des OUN hatten sich Nationalismus und Antisemitismus eng miteinander verbunden. Die Juden, so hiess es in einer Resolution des radikalen OUN-Flügels unter Stepan Bandera im April 1941, müssten als «ergebenste Stütze des herrschenden bolschewistischen Regimes» bekämpft werden. In einem weiteren Grundsatztext über die «Kampftätigkeit der OUN während des Krieges» wurde ausgeführt, dass es erlaubt sei, «unerwünschte polnische, Moskauer und jüdische Funktionäre zu liquidieren, insbesondere Anhänger des bolschewistischen Moskauer Imperialismus».40 Diese Sicht teilte auch das Reichssicherheitshauptamt in Berlin, dessen antisemitischer Einschätzung zufolge Juden etwa die Hälfte des Personals von Polizei und NKWD stellten. Heydrich selbst wies die Chefs der SS-Einsatzgruppen per Fernschreiben am 29. Juni 1941 unter anderem an, lokale antijüdische Pogrome zu fördern, ohne jedoch als Initiator oder Unterstützer kenntlich zu werden.41

Einmarsch der Wehrmacht

In Ostgalizien lebten beim Einmarsch der deutschen Wehrmacht noch etwa 570'000 Juden, mehr als es 1933 Juden in Deutschland gab. In Lemberg war die Einwohnerzahl durch die Flüchtlinge, darunter vor allem Juden, insgesamt auf eine halbe Million angestiegen. Das Stadtbild veränderte sich entsprechend; auf den Strassen herrschte dichtes Gedränge; mehr orthodox gekleidete, also sichtbare Juden als zuvor waren zu sehen, was das Ressentiment verstärkte, dass zu viele Juden in Lemberg lebten.42 Hugo Steinhaus erinnerte sich später an den Tag des deutschen Angriffs am 21. Juni, wie er ihn in Lemberg erlebte: «Die Sowjets reagierten auf eine solche Weise, dass ununterbrochen Panzer durch die Strassen fahren und die Armee an verschiedenen Punkten der Stadt Schüsse in die Luft abgab. Dazu kamen – alle paar Stunden – Bombardierungen durch deutsche Flugzeuge.»43

Die Nachricht vom deutschen Angriff und die beginnende Evakuierung der Sowjetadministration ermunterten die OUN in Lemberg zu einem Aufstand gegen die Sowjets. Sie beschoss aus Fenstern und von den Dächern die sowjetischen Truppen, die mit Gegenfeuer und Verhaftungen antwortete. Zugleich vollstreckte der NKWD am Tag des Überfalls über 100 Todesurteile und bereitete die Evakuierung von knapp 5'000 Häftlingen vor. Sollte kein Abtransport mehr möglich

sein, so lautete der Befehl des NKWD-Chefs Berija vom 24. Juni, seien die Gefangenen zu erschiessen. Da die Zeit drängte, wurden die Gefangenen zum Teil mit Maschinengewehren getötet, ihre Körper zerfetzt zurückgelassen; die Sowjets warfen sogar Handgranaten in die Zellen. Nach Schätzungen auf der Grundlage sowjetischer und deutscher Akten wurden etwa 3'100 bis 3'500 Häftlinge in den Lemberger Gefängnissen ermordet, die meisten von ihnen waren Ukrainer.⁴⁴

Nach dem endgültigen Abzug der Roten Armee am 28. Juni überschwemmte die Stadt eine neue Welle der Gewalt. Plünderungen und Raketaten waren an der Tagesordnung. Die Milizen der OUN übten die Macht aus, Juden wie Polen mussten sich vor ihnen in Acht nehmen. «Der Sonntag des 29. Juni 1941 war der Tag des Interregnums», erinnerte sich Hugo Steinhaus mit bitterem Unterton, «als einer der freiesten Tage dieses Krieges. Zu mir kam Dr. Kontny, und wir gingen gemeinsam über den Stryjsker Friedhof zum Stryjskipark. Dr. Kontny machte Aufnahmen von interessanteren Dingen: An der Ecke brach eine Menschenmenge die Tür eines Kiosks auf und raubte Bonbons, Himbeersaft und Flaschen mit Limonade. Ähnliches gab es in der ganzen Stadt. Die Sowjets zündeten einige grössere Gebäude an den Hetmanswällen und an der Ecke der Kopernikusstrasse an, und die Menge plünderte die Geschäfte. Es war ersichtlich, dass diese Menschen während des ganzen Krieges einen verborgenen, aber steten Gedanken hatten, und als plötzlich das sowjetische Joch gefallen war, mussten sie nicht lange überlegen, was sie tun sollten. In unserem Stadtteil war die Kadettenschule die Hauptattraktion, wo die Sowjets die Kasernenvorräte an Mehl, Reis, Kaffee usw. zurückgelassen hatten. Unsere Bewohner der Erdgeschosse trugen vom frühen Morgen an in Säcken alles was man tragen konnte von dort weg. Im entgegengesetzten Teil der Stadt hatte man angeblich schon deutsche Patrouillen gesehen. Auf unserer Seite trafen erst am Montag Motorräder ein.»⁴⁵

Die ersten deutschen Soldaten, die am frühen Morgen des 30. Juni 1941 Lemberg betraten und, so Zeitzeugen, mit Applaus und Blumen von Ukrainern und Polen begrüsst wurden, waren Angehörige der 1. Gebirgsdivision Lemberg unter Führung von Oberst Karl Wintergerst, der zum Kommandanten der Stadt ernannt worden war mit der Massgabe, «alle Massnahmen zu treffen, die für die Aufrechterhaltung der militärischen und bürgerlichen Ordnung erforderlich sind».⁴⁶ Neben zwei Bataillonen der Division nahmen am Einmarsch auch die Bataillone «Brandenburg» und «Nachtigall» teil, die vom OKW-Amt Ausland/Abwehr ge-

bildet worden waren. Kommandiert wurde das Bataillon «Nachtigall», das aus etwa 330 ukrainischen, von der OUN zusammengestellten Kämpfern bestand, von Theodor Oberländer, nach dem Krieg in der Bundesrepublik Bundesvertriebenenminister. Offensichtlich beteiligten sich Angehörige dieses Bataillons an dem Pogrom; allerdings liess sich später nicht nachweisen, dass Oberländer einen entsprechenden Befehl ausgegeben hatte oder auch nur davon wusste.⁴⁷

Ebenfalls rückten OUN-Einheiten in die Stadt ein, stellten sogleich Milizen auf, mit einer gelb-blauen Armbinde gekennzeichnet, die wichtige Schaltstellen der Stadt unter ihre Kontrolle bringen sollten. Ziel war die Proklamation einer unabhängigen Ukraine, die noch am selben Tag erfolgte und über den Lemberger Radiosender verkündet wurde, den das Bataillon «Nachtigall» eingenommen hatte. Ebenso liess die OUN Plakate und Flugblätter drucken, die den ukrainischen Staat begrüßten und Kommunisten wie Juden den Tod wünschten.⁴⁸

Pogrom

Rasch stiessen die deutschen Soldaten und ukrainischen Milizionäre auch auf die Leichen im Brygidki-Gefängnis, unter denen sich mehrere deutsche Luftwaffensoldaten befanden, die in den Tagen zuvor in sowjetische Kriegsgefangenschaft geraten waren. Bereits nach dem Abzug der sowjetischen Truppen hatten Menschen in den Gefängnissen nach ihren Angehörigen gesucht und dort die zum Teil verstümmelten und vor ihrem Tod gefolterten Leichen vorgefunden. Vermutlich kam es dabei schon zu antijüdischen Ausschreitungen. Die NKWD-Morde wurden den Juden angelastet. Gerüchte über die Gewalttaten schwirrten durch die Stadt; es gibt Hinweise, dass die OUN-Milizen Leichen bewusst verstümmelten, um den «jüdischbolschewistischen Terror» noch drastischer erscheinen zu lassen.⁴⁹ Im Kriegstagebuch des übergeordneten Gebirgs-Armee-Korps hiess es: «Unter der Bevölkerung herrscht über die Schandtaten der Bolschewisten rasende Erbitterung, die sich gegenüber den in der Stadt lebenden Juden, die mit den Bolschewisten stets zusammengearbeitet hatten, Luft macht.»⁵⁰

Sofort gab die Kommandantur den Befehl heraus, die Leichen zu bergen, vor allem um angesichts des Verwesungszustandes die Seuchengefahr zu bannen. Organisieren sollten das die ukrainischen Milizen, die noch am Nachmittag des 30. Juni und am folgenden Tag jüdische Männer in der Stadt zusammentrieben, da-

mit sie in den Gefängnissen die Leichen aus den Kellern heraustrugen, wuschen und in den Gefängnishöfen auslegten, so dass die Angehörigen sie identifizieren konnten.⁵¹ Eliyahu Yones, jüdischer Überlebender des Pogroms, gehörte zu denjenigen, die im Brygidki-Gefängnis zwangsweise eingesetzt waren: «Der Hof war voll mit Tausenden von Menschen, und praktisch war vor lauter Gedränge jedes Arbeiten unmöglich. 20 Menschen hätten genügt, um das Verlangte zu tun, aber man brachte Tausende hierher, und alle standen bewegungslos, ohne etwas zu tun. Der Gestank, den die Leichen verbreiteten, die schon einige Tage ohne Begräbnis herumlagen, war unbeschreiblich. [...] Die Deutschen, die uns bewachten, trugen alle Gasmasken. Es war meine erste Begegnung mit deutschen Soldaten, und das erste Mal las ich auf dem Ärmel einer Uniform: ‚Deutsche Wehrmacht‘. Endlich wurde die Arbeit organisiert. Eine Anzahl Menschen stand in einer Reihe und hielt einen Strick. Der Strick war an einer Tragbahre befestigt, und diese wurde in den Keller heruntergelassen. Auch im Keller standen einige Leute. Dort war der schwierigste Arbeitsplatz, denn die Luft dort war unerträglich.»⁵²

Jüdinnen und Juden waren brutalen Misshandlungen ausgesetzt, wurden blutig geschlagen und getötet, Frauen vergewaltigt und danach ermordet. Irena Feinsilber, die von einem Dachfenster aus die Geschehnisse auf dem Hof des Brygidki-Gefängnis beobachten konnte, sagte 1960 vor Gericht aus, dass die Schreie der misshandelten Menschen unerträglich gewesen seien. Ihre Mutter kam demnach am Abend blutüberströmt mit Schlagwunden am Kopf zurück. Zwei Frauen waren vor dem Haus niedergeschlagen worden und nicht mehr nach Hause gekommen; eine dritte Frau, im sechsten Monat schwanger, starb in der Nacht an ihren Verletzungen.⁵³

In der Stadt drangen Milizionäre in Wohnhäuser ein, holten die jüdischen Bewohner heraus und trieben sie mit Peitschenhieben, brutalen Schlägen durch die Strassen, erschlugen sie in aller Öffentlichkeit. Aber auch die Lemberger Bevölkerung beteiligte sich an dem Pogrom. Alfred Monaster hörte einen Milizionär zur Menge rufen: «Nehmt alles, was ihr braucht! Heute dürfen wir alles! Jeder bekommt, was er möchte! Bettwäsche! Kleidung! Möbel! Nehmt alles, was ihr braucht!»⁵⁴ Der jüdische Augenzeuge Leszek Allerhand hielt fest: «Am 1. Juli 1941 sah ich aus meiner Wohnung in der Jagiellonska 20 und 22, wie Ukrainer mit Stöcken und Peitschen Juden schlugen. Dass es Ukrainer waren, schliesse ich aus den blaugelben Armbinden am linken Arm und den Schimpfworten, mit denen

sie die Juden belegten. Die Juden wurden auf Kopf, Rücken und Bauch geschlagen; fiel einer hin, trat man ihn mit Stiefeln. Viele Juden bluteten; wenn derjenige, der gefallen war, sich aufrichtete, schlug man ihn weiter und trieb ihn in Richtung Kollataj-Strasse, die zum Gefängnis Brygitki führte. Man schlug Männer und Frauen, Alte und Junge. Ausser Personen mit blaugelben Armbinden beteiligte sich die Hausmeisterin des Hauses Jagiellonska 17 am Prügeln der Juden; sie verfolgte geflüchtete Frauen.»⁵⁵ – «Ich sah tausende in grausamer Weise geschlagene und verstümmelte Juden, zur völligen Nacktheit entblösste Frauen und blutüberströmte Kinder», berichtete Jakub Dentel, «ich sah Greise, die auf der Strasse verbluteten, und deutsche Helden, die sich an diesem schrecklichen Anblick ergötzten und fotografierten.»⁵⁶

Vor den Gefängnissen bildeten sich Spaliere, durch welche die Juden laufen mussten und geschlagen oder mit Bajonetten erstochen wurden.⁵⁷ Der Überlebende Abraham G. sagte nach dem Krieg aus: «Im NKWD-Gebäude wurden wir in den Innenhof geführt. Dort befand sich schon eine grössere Anzahl von Juden, die damit beschäftigt waren, aus einer Grube Leichen zu bergen und diese aufbereitete Wagen aufzuladen. [...] Während der Arbeiten wurden wir von ukrainischen Soldaten in deutscher Uniform durch Kolbenschläge, Fusstritte usw. angetrieben. Nachdem wir mit dem Bergen der Leichen fertig geworden waren, wurden wir im Dauerlauf im Innenhof herumgetrieben, wobei wir die Hände über dem Kopf halten mussten. Unter den Juden, die dort zur Bergung der Leichen zusammengetrieben waren, befanden sich nicht nur junge Männer, sondern auch ältere Juden aus anderen Stadtteilen. Einige von ihnen brachen während des Hetzens auf dem Innenhof zusammen und blieben liegen. Während des Laufens, es kann aber auch nach Beendigung des Laufens gewesen sein, hörte ich das deutsche Kommando: ‚Spiessrutenlaufen‘ oder: ‚Antreten zum Spiessrutenlaufens [...] Auf diesen deutschen Befehl hin stellten sich die ukrainischen Soldaten in einem Spalier auf und pflanzten das Seitengewehr auf. Durch dieses Spalier mussten nun die auf dem Hof befindlichen Juden hindurchlaufen, wobei die ukrainischen Soldaten auf sie einschlugen und einstachen. Ich gehörte nicht zu den ersten, die durchlaufen mussten. Das war reiner Zufall. Diese ersten Juden, die durchlaufen mussten, wurden fast sämtlich durch Bajonettstiche getötet. Die nachfolgenden mussten über die am Boden liegenden hinweglaufen. Als ich an der Reihe war, liess ich mich aus einem gewissen Instinkt heraus sofort am Anfang des Spaliers fallen und stellte mich tot.»⁵⁸

Der Stadtkommandant Wintergerst liess den Gewaltexzess geschehen und hatte nichts dagegen, dass die Soldaten das Geschehen fotografierten. Ukrainische Milizionäre, die Zivilbevölkerung, Angehörige der SS-Einsatzgruppe C und deutsche Soldaten beteiligten sich an der Menschenjagd. Hauptmann Salminger führte die Soldaten seines Gebirgsjäger-Bataillons persönlich in die Gefängnisse, um sie angesichts der Leichen, wie es in seinem Tagesbefehl vom 1. Juli hiess, von der «Notwendigkeit des Kampfes gegen die jüdisch-bolschewistische Verbrecherbände» zu überzeugen. Der Gegner, den man nur als Tier und Bestie bezeichnen könne, müsse vollständig vernichtet werden.⁵⁹

Rose Moskowitz berichtete nach dem Krieg in einem Interview, wie eine Schulfreundin festgenommen, kahlrasiert und dann nackt durch die Strassen getrieben wurde. Als sie nach Hause zurückgekehrt war, nahm sie sich das Leben.⁶⁰ Rosa Wagner, die den antijüdischen Pogrom in Lemberg überlebte, schilderte unmittelbar nach der Befreiung 1945, wie sie und andere Opfer am Mittag des 30. Juni von Jugendlichen aus ihren Wohnungen auf die Strasse gezerrt, beraubt und geschlagen wurden. «And while the greedy killers took all the clothes off one of the women and were mercilessly beating her naked body with a stick, the German soldiers who were passing by and who we asked to get involved, answered: ‚Das ist die Rache der Ukrainer‘ (This is the revenge of the Ukrainians), in a tone full of approval of their actions. They were passing by with a look of masters and taking pictures of the naked women who were raped and violently beaten: ‚Das wird im Stürmer sein‘ (This is going to be in Der Stürmer [the Nazi newspaper]), they remarked gladly.»⁶¹

Bilder der Gewalt – Gewalt der Bilder

Es existiert ein kurzes, stark beschädigtes Filmfragment, nicht länger als 1 Minute und 22 Sekunden, das in rascher Folge kurze Szenen vom Pogrom in Lemberg, vermutlich am 1. Juli 1941, zeigt. Amerikanische Soldaten haben den 8-mm-Film im Mai 1945 in SS-Unterkünften nahe Augsburg entdeckt. Von dort gelangte der Film als Beweisdokument in die Unterlagen der amerikanischen Anklage im Nürnberger Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher und wurde dort am 13. Dezember 1945 gezeigt, und zwar als «undeniable evidence, made by Germans

themselves, of almost incredible brutality to Jewish people in the custody of the Nazis, including German military units». ⁶²

Eine Menschenmenge steht vor einem Haus, darunter ein deutscher Soldat mit Helm in Uniform. Der Kameramann befindet sich hinter den Schaulustigen etwa zwanzig Meter vom Hauseingang entfernt. Aus dem Haus werden unbedeckte Frauen getrieben, manche versuchen, mit einem Kleidungsstück ihre Blöße zu bedecken. In ihren Gesichtern panischer Schrecken. Die Kamera verfolgt die Rennenden, sucht die Nacktheit der Frauen. Die Kamera schaut von oben auf drei Menschen am Boden liegend, zwei bewegen sich nicht, sind vielleicht schon tot, ein dritter Mann mit Bart stützt sich auf seinen linken Arm, versucht, sich ein Stück zu erheben. Eine Frau rennt nackt durch den Bildausschnitt der Kamera, an drei Männern vorbei, die an der Hauswand stehen, einer im weißen Hemd, die rechte Hand lässig an die Hüfte gelegt. Weitere Frauen, allesamt nackt, werden aus dem Haus getrieben, müssen durch die zuschauende Menge, anscheinend alles Männer, rennen, manche vor Entsetzen erstarrte Gesichter der Opfer sehen in Richtung Kamera, die weiter filmt – der Kameramann scheint ungerührt. Eine unbedeckte Frau wird von einem Mann an den Haaren über den Boden geschleift, der mit Papieren übersät ist. Die Kamera geht der Bewegung des Mannes nach. Kameraschwenk nach rechts vom Gehweg zur Strasse, auf der ein offenes Kabrio von links in den Blickwinkel der Kamera fährt. Die andere Strassenseite wird von einer Menschenmenge gesäumt, darunter viele Frauen, an ihren Kopftüchern zu erkennen, auch Kinder, die offenbar die Insassen des Kabriolet – deutsche Offiziere? – begrüßen. Die Kamera schwenkt vom Fahrzeug, das aus dem Blickwinkel herausfährt, wieder zum Hauseingang. Mehrere Sekunden nur Schwarzfilm. Dann der Blick auf einen auf dem Trottoir liegenden Mann, am Kopf verletzt, an dem ein Passant sein Fahrrad vorbeischiebt. Eine unbedeckte Frau wird von einem Mann mit Stock- oder Peitschenhieben durch das Bild getrieben. Menschen stehen herum, schauen zu. Die Kamera verfolgt die nackte Frau, die versucht, vor dem Gewalttäter zu fliehen. Wieder mehrere Sekunden beschädigte, verbrannte Filmsequenzen. In den letzten Sekunden des Filmfragments erneut Szenen, in denen meist nackte Frauen aus dem Haus rennen, durch die Menschenmenge hindurch, manche Frauen zu zweit, sich unterhakend, um gemeinsam der Gewalt zu entkommen. Es ist, als sei der Blick des Kameramannes auf die weiblichen Opfer fixiert, um ihre Blöße zeigen. Er will nicht wissen, was

im Haus geschieht, warum die Frauen unbedeckt aus dem Haus rennen, was ihnen dort angetan wurde. Die Menge, zu sehen sind Männer, treibt die Frauen weiter, unterstützt durch ihre Präsenz – Neugier, Schaulust – die Gewalt. Die Opfer sind der Gewalt schutzlos ausgeliefert, niemand kommt ihnen zu Hilfe, entzieht sie dem Terror, wirft ihnen ein Kleidungsstück über. Es sind auch entblößte Männer zu sehen, aber die Gewalttat der Nacktheit richtet sich offenkundig vor allem auf Frauen: Sie sind den Blicken, der öffentlichen Beschämung, den Schlägen gänzlich entblößt ausgeliefert.

Wir wissen die Gefühle der Täter nicht, aber die Gewaltsituation, die sie hergestellt und gefilmt haben, ist angelegt, sich an sexualisierter Gewalt zu weiden. Dort anwesend zu sein, hiess, teilzuhaben an dem gewaltpornographischen Geschehen, an der Gewaltlust. Wollte man nicht Teilhaber sein, konnte man Weggehen. Spürte man Mitleid mit den Opfern, könnte man versuchen, sie zu schützen. Wir können nicht die Motive der herumstehenden Männer entschlüsseln, die in dem Film zu sehen sind; die Entscheidung, dort zu sein, macht sie zu Komplizen der Gewalttat. Die Kamera ist mehr als ein Komplize; ihr Blick lüstert nach der Gewaltsexualität, richtet sich auf die Nacktheit der Frauen, fängt sie im Sucher ein. Der Mann hinter der Kamera ist kein Beobachter des Geschehens, er dokumentiert nicht, sondern bekräftigt die Gewalt. Sein Blick ist ebenso gewaltsexuell wie die physische Gewalt der Täter.

Es existieren zahlreiche Aufnahmen von deutschen Soldaten während des Pogroms in Lemberg, die der Bildhistoriker Gerhard Paul recherchiert hat. Neben den vielen Amateurfotografen filmten und fotografierten auch professionelle Bildberichterstatter mehrerer Propagandakompanien, die eigens für die visuelle Propaganda des deutschen Vormarsches gebildet und den Heeresdivisionen zugeordnet waren wie zum Beispiel die PK 680 der 1. Gebirgsjägerdivision.⁶³ Das Foto, das drei deutsche Soldaten zeigt, die von einem Fahrzeug aus mit Schmalfilmkameras das Geschehen vor dem NKWD-Gefängnis in der Ulica Zamarstynowska filmen,⁶⁴ steht emblematisch für die Alltäglichkeit des Fotografierens und Filmens im Zweiten Weltkrieg. Eine Fotoserie findet sich im Bildarchiv Preussischer Kulturbesitz, keine Amateuraufnahmen, sondern, wie Gerhard Paul feststellt, gestochen scharfe Reportagebilder, zum Teil aus Nah- und halbnahe Einstellung. Gezeigt werden erneut halb bekleidete oder nackte Frauen, die panisch vor ihren Peinigern fliehen, Männer, die versuchen, eine Frau gewaltsam zu entkleiden, eine nackte Frau auf dem Bordstein sitzend, umringt von Männern, wäh-

rend sie mit den Händen ihre Brüste zu bedecken sucht, ein schreiendes, nacktes Mädchen im Rinnstein ...⁶⁵ «Menschen fotografieren», schrieb Susan Sontag, «heisst ihnen Gewalt antun, indem man sie so sieht, wie sie selbst sich niemals sehen, indem man etwas von ihnen erfährt, was sie selbst nie erfahren; es verwandelt Menschen in Objekte, die man symbolisch besitzen kann. Wie die Kamera eine Sublimierung des Gewehrs ist, so ist das Abfotografieren eines anderen ein sublimierter Mord.»⁶⁶ Hier war die Kamera mehr als das: Sie war eine Waffe, ein Instrument der Gewalt. Die Fotografen und Kameramänner, so Gerhard Paul, waren nicht einfach nur Voyeure eines sexualisierten Gewaltakts, sondern «Akteure, deren Anwesenheit die Täter motivierte. Die Bilder gehörten damit konstitutiv zur Tat: sie waren Teil der Tat.»⁶⁷

Propaganda

Nicht die Bilder des Pogroms, aber die der ermordeten Menschen in den NKWD-Gefängnissen waren eine willkommene Vorlage für die nationalsozialistische Propaganda. Bereits am Abend des 30. Juni sandte das Wehrmachtsskommando vor Ort ein Fernschreiben an das Oberkommando der 17. Armee und forderte, dass deutsche Pressevertreter wie aus dem neutralen Ausland nach Lemberg geschickt werden sollten. «Die Zahl der von den Russen in Lemberg Ermordeten ist so gross und die Umstände, in denen die Toten vorgefunden wurden, so viehisch», hiess es in dem Fernschreiben, «dass die Bilder propagandistisch in grösstmöglichstem Ausmasse für Propagandazwecke ausgenützt werden müssen.» Die Meldung wurde rasch weitergeleitet, und schon wenige Stunden später erreichte das AOK 17 die Nachricht, dass «das grundsätzliche Einverständnis des Führers» erteilt sei und in Kürze Pressevertreter eintreffen würden.⁶⁸

Goebbels übernahm die Organisation der Propagandakampagne: Hitler wolle, dass jetzt «die grosse antibolschewistische Kampagne» angedreht werde.⁶⁹ Am 5. Juli fand eine Sonderpressekonferenz statt, auf der Reichspressechef Otto Dietrich die Weisung für die Berichterstattung ausgab: «Der Schwerpunkt muss darauf liegen, das verbrecherische, jüdische, bolschewistische Regime anzuprangern.»⁷⁰ «Grossen Propagandafeldzug gegen den Bolschewismus eingeleitet», notierte Goebbels tags darauf. «Mit Presse, Rundfunk, Film und Propaganda.

Tendenz: der Schleier fällt, Moskau ohne Maske. Dazu das grosse Greuelmaterial aus Lemberg, wohin ich nun 20 Journalisten und Rundfunkmänner schicke. Dort sieht es ganz grauenhaft aus. Der Bolschewismus ist eine Menschheitsgeißel, eine schlimme Erkrankung der Seele, die ausgebrannt werden muss.»⁷¹ Neben deutschen Pressevertretern waren auch ausländische Korrespondenten, unter anderen von *Svenska Dagbladet* und *Dagens Nyheter*, nach Lemberg eingeladen. Auch im britischen *Daily Mirror* erschienen Bilder von den Lemberger Leichenfunden.⁷²

Alle Zeitungen im Deutschen Reich berichteten über die Leichenfunde – nicht nur in Lemberg, sondern auch in etlichen anderen galizischen Orten. Im *Völkischen Beobachter* erschien am 6. Juli ein mit zahlreichen Fotos illustrierter Artikel unter der Überschrift: «Die Maske fällt. Der deutsche Soldat erlebt den bolschewistischen Weltbetrug. Der Massenmord von Lemberg – ein Beispiel des bolschewistischen Bluterrors», und so ging es fort in den nächsten Tagen.⁷³ Der Sicherheitsdienst der SS (SD) meldete, dass die Berichterstattung über die Leichenfunde, insbesondere die Morde in Lemberg, in der Bevölkerung «tiefen Eindruck» gemacht habe. «Sehr eingeschlagen» habe die Bildseite des *Völkischen Beobachters*. «Aus der Auffassung heraus», so der SD, «dass die eigentlichen Drahtzieher die Juden seien, wird stellenweise eine radikale Behandlung der Juden gefordert.» Es wurden aber auch Sorgen von Frauen laut, was mit ihren Männern und Söhnen geschehe, sollten sie in sowjetische Kriegsgefangenschaft geraten.⁷⁴

Vor allem die *Wochenschau* war für die Propagandakampagne wichtig. «Abends Wochenschau bearbeitet», schrieb Goebbels am 8. Juli. «Mit erschütternden Szenen der bolschewistischen Greuelthaten in Lemberg. Ein Furioso! Der Führer ruft an: das sei die beste Wochenschau, die wir je gemacht hätten.»⁷⁵ Die Aufnahmen zeigen den Vormarsch der Wehrmacht auf Lemberg mit winkenden Menschen am Strassenrand. Filmschnitt. Dann eine Sequenz aus dem ausgebrannten Brygitki-Gefängnis, weinende Menschen, Zivilisten, die Leichen aus dem Gebäude tragen und davor ablegen. Fast 80 Sekunden schwenkt die Kamera über die Toten. Danach kurze Einstellungen: Männer, die durch eine Menschenmenge gejagt oder abgeführt werden. Nahaufnahmen von Personen und Gruppen, die im Kommentar als «Sowjettypen, Plünderer, Marodeure, in der Hauptsache Juden» bezeichnet werden. Zum Schluss eine Szene, in der Männer mit einem Vorschlaghammer das Stalin-Denkmal demolieren und zu Fall bringen.⁷⁶ Das visuelle Narrativ, so Gerhard Paul, ist eindeutig: Die Wehrmacht befreit

Lemberg vom bolschewistischen Terror, für den in erster Linie Juden verantwortlich sind.⁷⁷

«In der Wochenschau bekamen wir einen Einblick in die brutalen Grausamkeiten, welche die Bolschewisten in Lemberg verübten», schrieb Mathilde D. am 21. Juli an ihren Sohn an der Ostfront. «In Wirklichkeit solches zu sehen, muss ganz schrecklich sein, denn auf der Leinwand hat es einen schon sehr angegriffen. Solche Taten können nur von satanischen Menschen ausgeführt werden. Nun sind dies nicht die einzigen, wie viele Tausend armer Menschen hat dies Schicksal erreicht. Täglich hört man im Radio von neuen grausigen Entdeckungen.»⁷⁸ Diese *Wochenschau*, so berichtete der SD in seinem Lagebericht zur Stimmung in der Bevölkerung vom 17. Juli, sei von den meisten der Besucherinnen und Besucher als «die beste aller bisher gezeigten Kriegswochenschauen» beurteilt worden. Gerade die Bilder aus Lemberg seien wegen ihrer «grausigen Realistik» am meisten besprochen worden. «In zahlreichen vorliegenden Äusserungen wird festgestellt, dass diese Aufnahmen nur vereinzelt nach dem Urteil von Frauen bis an die Grenze des Erträglichen gingen, dagegen sei überwiegend die Überzeugung zum Ausdruck gekommen, dass gerade solche Bilder vom wahren Wesen des Bolschewismus und des Judentums in ihrer realistischen Furchtbarkeit heute immer wieder gezeigt werden müssten, damit auch der letzte Volksgenosse durch dieses nüchterne Tatsachenmaterial von der Gefahr des jüdischen Bolschewismus überzeugt werde und den letzten Sinn des deutschen Kampfes handgreiflich vor Augen geführt bekomme.»⁷⁹

Vernichtungskrieg

Was Hitler mit dem Krieg gegen die Sowjetunion beabsichtigte, schrieb er unverhohlen in seinen Anweisungen Anfang März 1941 an den Chef des Wehrmachtsführungsstabes Jodl: «Dieser kommende Feldzug ist mehr als nur ein Kampf der Waffen; er führt auch zur Auseinandersetzung zweier Weltanschauungen. [...] Die jüdisch-bolschewistische Intelligenz, als bisheriger ‚Unterdrücker‘ des Volkes, muss beseitigt werden.»⁸⁰ Von Anfang an plante die NS- und Wehrmachtsführung einen verbrecherischen Vernichtungskrieg. Der «Kommissarbefehl», dem zufolge alle politischen Offiziere der Roten Armee nicht gefangengenommen, sondern sofort erschossen werden sollten, durchbrach ebenso alle geltenden Kriegsrechtsregeln

wie der Befehl, dass deutsche Soldaten, die sich gewalttätiger Übergriffe gegen die Zivilbevölkerung schuldig gemacht hätten, nicht vor ein Kriegsgericht zu stellen seien.⁸¹

In Erwartung eines kurzen, siegreichen Feldzuges entschied die Wehrmachtsführung, sich nicht um die Millionen sowjetischer Kriegsgefangener zu kümmern, sie vielmehr in primitive Lager, mitunter auf freiem Feld, zu sperren. Dort mussten sich die Opfer selbst Erdhöhlen graben. Bis in den September 1941 hinein waren die Lebensmittelrationen noch einigermaßen ausreichend, dann entschieden Militärführung und Ernährungsministerium, die Rationen drastisch zu senken und die erschöpften und unterversorgten Kriegsgefangenen buchstäblich verhungern zu lassen. Mehr als die Hälfte der 3,7 Millionen sowjetischen Soldaten, die 1941 unter deutscher Obhut standen, starb bis zum Frühjahr 1942.⁸²

Das Los «Tod durch Aushungern» war auch der sowjetischen Zivilbevölkerung planvoll bestimmt. Da die Angriffsarmee aus drei Millionen Soldaten nicht mit den herkömmlichen Nachschublinien würde versorgt werden können, sollten sich die deutschen Soldaten aus dem Land selbst ernähren, wobei allen Verantwortlichen klar war, dass in der Sowjetunion nur begrenzte Ernährungsressourcen zur Verfügung standen. So hiess es im Protokoll einer Staatssekretärsbesprechung mit dem Chef des Wehrwirtschafts- und Rüstungsamtes des OKW, General Georg Thomas, im Mai 1941, dass «zweifelloso zig Millionen Menschen verhungern, wenn von uns das für uns Notwendige aus dem Lande herausgeholt wird».⁸³ Das bedeutete Massenmord. Grossstädte wie Leningrad sollten buchstäblich ausgehungert werden, um die Stadtbevölkerung nicht ernähren zu müssen. Insgesamt müsse der lokale Verbrauch «gedrosselt» werden, forderte der einflussreiche Staatssekretär im Reichsernährungsministerium Herbert Backe und rechnete selbst mit bis zu 30 Millionen Toten.⁸⁴

Den deutschen Heeresgruppen folgten Einsatzgruppen der SS, bestehend aus Angehörigen der Sicherheitspolizei und des SD, sowie weitere Einheiten der Ordnungspolizei und der Waffen-SS, die den Höheren SS- und Polizeiführern (HSSPF) unterstanden, die «Sonderaufgaben im Auftrage des Führers» ausführen sollten. Die Einsatzkommandos hätten, so Reinhard Heydrich in einem Schreiben vom 2. Juli 1941 an die HSSPF, «alle diejenigen Fahndungs- und Exekutionsmassnahmen zu treffen, die zur politischen Befriedung der besetzten Gebiete erforderlich sind». Konkret gab Heydrich an, dass folgende Personengrup-

pen zu töten seien: «alle Funktionäre der Komintern (wie überhaupt die kommunistischen Berufspolitiker schlechthin), die höheren, mittleren und radikalen unteren Funktionäre der Partei, der Zentralkomitees, der Gau- und Gebietskomitees, Volkskommissare, Juden in Partei- und Staatsstellungen, sonstigen radikalen Elemente (Saboteure, Propagandeaure, Heckenschützen, Attentäter, Hetzer usw.)». ⁸⁵

Damit umriss Heydrich recht präzise den Feind, den die SS-Einsatzkommandos vernichten sollten: die «jüdischen Bolschewisten». Ähnlich wie in Polen 1939 ging es um die Liquidierung der politischen Führungsschicht, um die Ermordung der kommunistischen Funktionäre und der Juden in Verwaltung, Staat, Partei, von denen die Täter im Reichssicherheitshauptamt ebenso wie in der Wehrmacht und der gesamten NS-Führung selbstverständlich annahmen, dass sie die personelle Trägerschicht des Bolschewismus darstellten. Die Juden waren die Feinde per se, die die «Sicherheit» bedrohten und die «Befriedung» gefährdeten. Von ihnen ging in der rassistischen Perspektive die grösste Gefahr aus, die letztlich nur durch ihre Vernichtung wirksam bekämpft werden konnte. Indem die «jüdische Intelligenz» gleich zu Beginn ausnahmslos ermordet werden sollte, glaubten die Täter, auch den Bolschewismus buchstäblich enthaupten zu können.

In den ersten Wochen richteten sich die Mordaktionen vornehmlich gegen jüdische Männer, im Laufe der ersten Kriegswochen weitete sich die Vernichtung auf ganze jüdische Gemeinden, einschliesslich der Frauen, Kinder und alten Menschen, aus. Im ukrainischen Kamenez-Podolsk ermordeten Einheiten des Höheren SS- und Polizeiführers Friedrich Jeckeln Ende August über 26'000 Juden, Ende September wurden an nur zwei Tagen in der Schlucht von Babij Jar bei Kiew über 33'000 Menschen durch SS und Polizei erschossen. Pioniere der Wehrmacht sprengten anschliessend die Ränder der Schlucht, um die Leichen unter dem Schutt zu begraben. Ende 1941 lebte im Baltikum nur noch ein Bruchteil der einstmals 230'000 litauischen und 70'000 lettischen Juden. Bis März 1942 ermordeten SS und Polizei, aber auch Wehrmachtseinheiten nahezu 600'000 Juden, aber auch Roma und Sinti wie sowjetische Funktionäre in den besetzten Gebieten der Sowjetunion. In der Logik der Mörder entledigte man sich damit der «überzähligen Esser» und schuf «Sicherheit» in den schwer zu kontrollierenden Orten auf dem Land, während in den Ghettos der grösseren Städte die dort zusammengepferchten, als arbeitsfähig eingestuft jüdischen Menschen vorerst nicht getötet wurden. ⁸⁶

Über das Massaker in Kamenez-Podolsk berichtete die *New York Times* am 26. Oktober 1941: «Slaying of Jews in Galicia depicted». Tausende ungarische Juden seien nach Galizien deportiert worden, wie aus Briefen und Augenzeugenberichten hervorgehe. Nach den Schilderungen eines ungarischen Offiziers seien bei Kamenez-Podolsk mindestens zehntausend Menschen umgebracht worden.⁸⁷ Bereits im August machte der britische Premierminister Winston Churchill, der über die Massenmorde gut informiert war, weil der britische Geheimdienst in der Lage war, die Funksprüche der deutschen Polizeibataillone in den besetzten Gebieten zu entschlüsseln, in einer Rundfunkansprache das Ausmass der Verbrechen deutlich: «Scores of thousands, literally scores of thousands of executions in cold blood are being perpetrated by the German police troops upon the Russian patriots who defend their native soil. [...] We are in the presence of a crime without name.»⁸⁸

Holocaust in Lemberg

Erst am 2. Juli 1941 griff der Ortskommandant der Wehrmacht Oberst Wintergerst ein und befahl das Ende der Pogrome. Die Zahl der Opfer der gewaltsamen Ausschreitungen ist nur schwer zu schätzen; nach Augenzeugen lag sie zwischen 2'000 und 4'000. Kai Struve schätzt sie auf mehrere hundert Tote, gleichwohl, so hält er fest, gehörte der Pogrom «zu den grössten Gewaltereignissen in Ostgalizien während der ersten Julitage».⁸⁹ Nun begannen die organisierten Morde durch die SS-Einheiten. Am 30. Juni war das Sonderkommando 4b der SS-Einsatzgruppe C in Lemberg eingetroffen, das gleich das zuvor vom NKWD genutzte Gebäude in der ul. Pelczynska übernommen hatte. An den nächsten beiden Tagen folgten die Einsatzkommandos 5 und 6 sowie der Stab der Einsatzgruppe mit dem Chef Dr. Dr. Otto Rasch. Felix Landau notierte in seinem Tagebuch, dass sein Kommando kurz nach der Ankunft in Lemberg am Nachmittag des 2. Juli damit begann, Juden zu erschiessen, und vermerkte, dass den Männern des Einsatzkommandos vor den Morden die Leichen in den NKWD-Gefängnissen gezeigt worden waren.⁹⁰

Mit Hilfe der ukrainischen Miliz liess Rasch tausende jüdischer Männer festnehmen und auf einem Sportplatz internieren, wo sie von den Ukrainern, aber auch von deutschen Soldaten misshandelt wurden. Zugleich verhafteten SS-Ein-

heiten und Feldgendarmarie auch 22 polnische Professoren der Lemberger Universität, unter ihnen den ehemaligen polnischen Premierminister Kazimierz Bartel, und erschossen sie am Morgen des 4. Juli in einem Park nahe des Hauptquartiers der Einsatzgruppe.⁹¹ Erwin Schulz, Führer des Ek 5, bezeugte im Nürnberger Einsatzgruppenprozess, dass er selbst gesehen habe, wie deutsche Soldaten die jüdischen Gefangenen auf dem Platz im NKWD-Gebäude herumjagten und schlugen. Nach Selektion von Arbeitskräften, für die die Deutschen noch Verwendung hatten, wurden die Opfer am 5. Juli in einem Wald nahe Lemberg von den Einsatzkommandos erschossen. Den Meldungen an das Reichssicherheitshauptamt zufolge töteten die Kommandos zwischen 2'500 und 3'000 Menschen.⁹²

Am 8. Juli übernahm Generalleutnant Krantz, Kommandeur der 454. Sicherungsdivision, das Amt des Stadtkommandanten. Lemberg war nun nicht mehr Kampfzone, sondern Teil des rückwärtigen Heeresgebietes. Wie in den anderen Gebieten, die von der Wehrmacht besetzt wurden, erging sogleich die Anordnung, dass alle jüdischen Geschäfte gekennzeichnet werden, Juden einen Stern tragen und Zwangsarbeit leisten mussten. Am 22. Juli befahl Hitler, dass Ostgalizien Teil des Generalgouvernements werden solle. Hans Frank, der am 1. August in einem pompösen Staatsakt in der Lemberger Oper die «Bevölkerung Galiziens» unter den «Schutz des Reiches» stellte, ernannte den promovierten Politologen, Juristen und Volkswirt Karl Lasch, der zuvor den Distrikt Radom geführt hat, zum Distriktchef von Galizien. Als dessen Stellvertreter fungierte Ludwig Losacker, ebenfalls promovierter Jurist, der zuvor Kreishauptmann im Distrikt Krakau gewesen war. Lasch wurde im Januar 1942 wegen Korruptionsvorwürfen seines Postens enthoben; ihm folgte Otto Wächter, der ebenfalls vorher in der Besatzungsverwaltung Krakau tätig gewesen war.⁹³

Ein Lager, in dem die Lemberger Juden arbeiten mussten, wurde in der Janowskastrasse im Westteil Lembergs errichtet. Die SS beschlagnahmte dort das Gelände der ehemaligen Mühlenmaschinenfabrik und etablierte einen Zweigbetrieb der Deutschen Ausrüstungswerke (DAW), einem SS-Unternehmen, das Uniformen und Möbel herstellte. Zunächst stand es den jüdischen Zwangsarbeitern noch frei, abends nach Hause zu gehen. Ende Oktober wurden die meisten plötzlich kaserniert und durften das Lager nicht mehr verlassen. Die hygienischen Verhältnisse in den Unterkünften waren unbeschreiblich, die Lebensmittelversorgung gänzlich unzureichend. Der Judenrat versuchte, das Los der Häftlinge zu

erleichtern, indem er Lebensmittel in das Lager schickte, die aber kaum ihre Empfänger erreichten. Ende Dezember arbeiteten dort über 500 Juden, aber Hunger, Kälte, Misshandlungen und Krankheiten führten zu zahlreichen Todesfällen, so dass der Lemberger Judenrat immer neue Opfer für das Janowska-Zwangsarbeitslager rekrutieren musste.⁹⁴

Der SS- und Polizeiführer für Galizien, Friedrich Katzmann, liess neben dem DAW-Zwangsarbeitslager im Frühjahr 1942 ein weiteres Lager in der Janowskastrasse bauen, in dem ein ebenso brutales Terrorregime herrschte. Dessen Kommandant Gustav Willhaus ermordete zahlreiche Häftlinge, indem er – und vermutlich auch seine Frau – sie vom Balkon seines Hauses, das im Lager stand, erschoss. In dem Lager wurde, so urteilt Dieter Pohl, die SS-Maxime «Vernichtung durch Arbeit» auf brutalste Art und Weise praktiziert. Die Phase des Lageraufbaus überlebte kaum ein Häftling; erst danach gab es einen «geregelten Arbeitseinsatz», in dem die jüdischen Zwangsarbeiter und ab 1943 auch Zwangsarbeiterinnen zu ihren Arbeitsstätten gebracht wurden, die sich in Lemberg, der benachbarten DAW oder im Lager befanden.⁹⁵

Kazimiera Poraj, deren Mann im Janowska-Lager arbeiten musste, suchte immer wieder Kontakt zu ihrem Mann, schrieb ihm und erhielt von ihm Briefe. Am 23. Juli 1942 notierte sie in ihrem Tagebuch: «Von meinem Mann bekomme ich verzweifelte Briefe. Kaum vorstellbar, dass ich ihn da herausbekomme, da ich überhaupt kein Geld habe. Es gibt nichts, wovon man leben kann, manchmal gelingt es mir, etwas zu verkaufen, so quäle ich mich.» Zwei Tage später: «Gestern Nacht haben sie meinen Mann im Badehaus schrecklich zusammengeschlagen, er schreibt, er könne in der Nacht nicht liegen, habe Wunden am ganzen Körper und sei grün und blau geschlagen; ein Wunder, dass er dem Tod entgangen sei. In die Janowska-Strasse gehe ich oft mit dem Gedanken, dass ich vielleicht meinen Mann sehe, aber es ist mir kein einziges Mal gelungen. Stattdessen konnte ich sehen, wie der Kommandant des Janowska-Lagers, Herr und Herrscher Wilhaus, auf der Strasse einen Mann schlug, der im Vorübergehen seine Kopfbedeckung nicht abgenommen hatte; er schlug ihn mit dem Kolben seines Gewehrs, von dem er sich niemals trennt.»⁹⁶

Ein anderer Zwangsarbeitskomplex betraf die sogenannte Durchgangsstrasse IV. Die DG IV bildete die Verlängerung der Strecke von Berlin über Breslau, Krakau nach Lemberg und war für die Versorgung der Wehrmacht von hoher Bedeutung. Zunächst war die Organisation Todt für den Strassenbau zuständig und

setzte sowjetische Kriegsgefangene ein, die jedoch durch die völlig unzureichende Versorgung in den Kriegsgefangenenlagern so geschwächt waren, dass sie kaum arbeitsfähig waren. Gegen Ende des Jahres 1941 liess daher Katzmann Lager für jüdische Zwangsarbeiter bauen, von denen es im Frühjahr 1942 rund ein Dutzend gab. Ende 1941 arbeiteten etwa 1'900 Männer in den Lagern, die fast ausschliesslich aus Lemberg stammten. In den folgenden Monaten kamen weitere Lager und jüdische Zwangsarbeiter aus ganz Ostgalizien hinzu, bis zu 12'000 Häftlinge, wobei die Sterblichkeit so hoch war, dass nach und nach insgesamt mehrere zehntausend Menschen in die Lager verschleppt wurden. Katzmann selbst gab als Grundlinie seinen Leuten bekannt, dass die Juden, die Schuld am Krieg seien, hart angefasst werden müssten. Es sei gleichgültig, ob auf jedem Kilometer der Strasse tausend oder zehntausend Juden auf der Strecke blieben.⁹⁷ Ein Nachhall dieser Maxime «Vernichtung durch Arbeit» beim Bau der DG IV findet sich auch in der Niederschrift der Wannsee-Konferenz am 20. Januar 1942, in der es in der zynischen Sprache der SS hiess, dass «im Zuge der Endlösung die Juden in geeigneter Weise im Osten zum Arbeitseinsatz kommen. In grossen Arbeitskolonnen, unter Trennung der Geschlechter, werden die arbeitsfähigen Juden strassenbauend in diese Gebiete geführt, wobei zweifellos ein Grossteil durch natürliche Verminderung ausfallen wird.»⁹⁸

Ein Ghetto in Lemberg wurde im Spätherbst 1941 eingerichtet. Von Mitte November bis Mitte Dezember sollten alle Lemberger Jüdinnen und Juden in mehreren Phasen in das nördliche Stadtviertel Zamarstynow umziehen. Katzmann war von Distriktchef Lasch damit beauftragt worden. Dieser Umzugsbefehl betraf etwa 80'000 Menschen – 25'000 Juden wohnten bereits in Zamarstynow –, also etwa jeden dritten Einwohner Lembergs zu diesem Zeitpunkt. Als am 12. November der Umzug begann, herrschte Chaos in der Stadt. Aufgrund der unerträglich eingeeengten Verhältnisse in Zamarstynow brach dort Typhus aus, der sich rasch über die ganze Stadt verbreitete. Die deutsche Besatzungsverwaltung stoppte daraufhin Anfang Dezember die Umzugsaktion vorläufig. Bis dahin waren etwa 60'000 jüdische Menschen in das Ghettogebiet umgezogen, 20'000 blieben vorerst noch in der Stadt wohnen. Katzmann liess bei der Umsiedlung ins Ghetto Selektionen durchführen – die Menschen, die schwach und krank aussahen, wurden herausgenommen und ausserhalb Lembergs erschossen. Die Zahl der Opfer, so Dieter Pohl, belief sich auf mehrere tausend, erstmals wurden auch jüdische

Frauen in Lemberg massenhaft ermordet. Aus der Umgebung wurden wiederum Tausende von jüdischen Menschen nach Lemberg gebracht, so dass sich zum Jahresende über 100'000 Jüdinnen und Juden dort im Ghetto befanden."

Die Selektion nach Arbeitsfähigkeit bildete den Hintergrund für die Deportationen in die Vernichtungslager, die im Frühjahr 1942 einsetzten. Zudem war in Berlin Mitte September die Entscheidung gefallen, noch während des Krieges gegen die Sowjetunion die deutschen, österreichischen und tschechischen Juden in den «Osten» zu deportieren, was wiederum die massenhafte Ermordung der einheimischen jüdischen Menschen forcierte, da nun Platz im Ghetto geschaffen werden musste. Und schliesslich hatte der SS- und Polizeiführer in Lublin, Odilo Globocnik, im Auftrag Himmlers Ende 1941 damit begonnen, Vernichtungsstätten, zunächst Belzec, dann Sobibór und Treblinka, zu bauen, um die jüdische Bevölkerung in seinem Bezirk systematisch zu ermorden.¹⁰⁰

Im März 1942 erfolgte die erste grosse Deportation Lemberger Juden. Etwa 30'000 Menschen sollten erfasst und in die Todeslager verschleppt werden. Dem Judenrat war befohlen worden, täglich 1'000 Personen zu liefern. Um sie zu täuschen, war den Opfern erlaubt, ein wenig Geld und 25 Kilogramm Gepäck und Verpflegung mitzunehmen. Dem Judenrat gelang es in den ersten Tagen noch, bei der deutschen Kommission, die die Deportationen überprüfte, etliche Ausnahmen zu erreichen. Viele Verhaftete wurden wieder freigelassen, so dass fast leere Züge nach Belzec fuhren. Als Katzmann davon erfuhr, setzte er eine neue SS-Gruppe ein, die mit Hilfe ukrainischer Hilfspolizisten im Ghetto brutal und willkürlich Menschen festnahm und dann zum Bahnhof schleppte. Auch der jüdische Ordnungsdienst musste sich an der Menschenjagd beteiligen. Dass die Menschen nicht «umgesiedelt» wurden, ahnte die jüdische Verwaltung sicherlich, auch wenn offenbar in diesen Wochen noch keine Informationen über Belzec in das Ghetto Lemberg gelangt waren. Etwa 15'000 Menschen wurden in dieser ersten Grossaktion in den Tod deportiert.¹⁰¹

Zwischen April und Juli 1942 waren die Deportationen unterbrochen, da die Vernichtungsstätte Belzec ausgebaut und ein Teil des SS-Personals nach Sobibór abkommandiert wurde, um dort eine weitere Mordstätte zu errichten, die ab Anfang Mai ihren tödlichen Betrieb aufnahm. Dessen ungeachtet wurden die Massenerschliessungen im Distrikt Galizien fortgesetzt. Neben Razzien in etlichen anderen Orten fand die umfangreichste Durchsuchung am 24. Und 25. Juni im

Ghetto Lemberg statt. Kommandos aus SS, Polizei und ukrainischer Hilfspolizei durchkämmten das Ghetto und griffen alle auf, die sich nicht ausweisen konnten. Annähernd 4'000 Menschen fielen ihnen so in die Hände, die an den Stadtrand gebracht und erschossen wurden. Der Lemberger Judenrat versuchte, Menschen zu retten, indem er nach der Mordaktion vom März möglichst viele Jüdinnen und Juden in den Arbeitseinsatz brachte. In Lemberg war neben den städtischen Werkstätten die Berliner Textilfirma Schwarz der grösste Arbeitgeber. Rund 3'000 jüdische Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter setzten dort Kleidung, vornehmlich aus der Winterhilfsaktion, wieder instand und stellte Uniformen her.¹⁰²

Am 19. Juli 1942 ordnete Himmler an, dass «die Umsiedlung der gesamten jüdischen Bevölkerung des Generalgouvernements bis 31. Dezember 1942 durchgeführt und beendet ist».¹⁰³ Das hiess, alle Juden bis Jahresende zu töten und die jüdischen Arbeitskräfte durch polnische zu ersetzen. Nicht zuletzt eben wegen des dringenden Bedarfs an Arbeitskräften seitens der Wehrmacht und der Besatzungsverwaltung konnte dieser Befehl nicht bis Ende 1942 verwirklicht werden, aber die zweite Jahreshälfte 1942 war für die Juden in Polen und der Ukraine die furchtbarste Zeit. Allein in Treblinka wurden binnen weniger Wochen über 253'000 Menschen aus dem Ghetto Warschau mit Gas erstickt, darunter auch alle Kinder, die den Deutschen als besonders ungeeignet für die Zwangsarbeit erschienen. Weit über zwei Millionen Menschen fielen in diesen furchtbaren Monaten von Juli bis November 1942 dem systematischen Massenmord zum Opfer.¹⁰⁴

Generalgouverneur Hans Frank sprach den Mord in einer Rede vor NSDAP-Mitgliedern in der Lemberger Oper am 1. August 1942 unverhohlen und zynisch-brutal an: «Ich spreche hier nicht von den Juden, die wir hier noch haben; mit diesen Juden werden wir auch fertig. Übrigens habe ich heute gar nichts mehr davon gesehen. Was ist denn das? Es soll doch in dieser Stadt einmal Tausende und Abertausende von diesen Plattfussindianern gegeben haben, – es war keiner mehr zu sehen. Ihr werdet doch am Ende mit denen nicht böse umgegangen sein? (Grosse Heiterkeit) [...] Der Jude ist in diesem Land kein Problem mehr, sondern höchstens geeignet, uns artgemäss zu interessieren.»¹⁰⁵

Im August 1942 erfolgte die nächste grosse Deportation aus dem Lemberger Ghetto, in dem nach offiziellen Zahlen noch über 80'000 Jüdinnen und Juden lebten. Katzmann erklärte alle bisherigen Arbeitsbescheinigungen für ungültig;

die Firmen mussten für ihre jüdischen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter neue Listen einreichen, und Katzmans Adjutant Inquart stempelte selbst die neuen roten Arbeitskarten für die Ghettobewohner eigenhändig ab. Wer keinen solchen Stempel vorweisen konnte, war des Todes. Am Morgen des 10. August drangen deutsche und ukrainische Polizeieinheiten in das Ghetto ein, riegelten die Strasse ab, durchsuchten die Häuser und nahmen jeden Menschen mit, der keine abgestempelte Arbeitskarte vorweisen konnte. Zahlreiche Opfer wurden noch vor Ort erschossen, die restlichen zu Sammelstellen geschleppt, von dort zum Vorortbahnhof Kleparow. Alle zwei, drei Tage fuhren Züge in Richtung Belzec ab. Um den 25. August ging der vorläufig letzte Zug ab: Innerhalb von zwei Wochen wurden mindestens 40'000 Menschen ermordet.¹⁰⁶

Kurt Gerstein, ein engagierter Christ der Bekennenden Kirche, der den Verbrechen des NS-Regimes auf die Spur kommen wollte, deshalb der SS beigetreten und wegen seines Medizinstudiums der Abteilung Hygiene im Sanitätswesen der Waffen-SS zugeordnet worden war, beobachtete als unfreiwilliger Zeuge am 19. August 1942 in Beizec, wie ein Transport mit Lemberger Juden ermordet wurde: «Tatsächlich kam nach einigen Minuten der erste Zug von Lemberg aus an. 45 Waggons mit 6700 Menschen, von denen 1450 schon tot waren bei ihrer Ankunft. Hinter den vergitterten Luken schauten, entsetzlich bleich und ängstlich, Kinder durch, die Augen voll Todesangst, ferner Männer und Frauen. Der Zug fährt ein: 200 Ukrainer reissen die Türen auf und peitschen die Leute mit ihren Lederpeitschen aus den Waggons heraus. Ein grosser Lautsprecher gibt die weiteren Anweisungen: Sich ganz ausziehen, auch Prothesen, Brillen usw. Die Wertsachen am Schalter abgeben, ohne Bons oder Quittung. Die Schuhe sorgfältig zusammenbinden (wegen der Spinnstoffsammlung), denn in dem Haufen von reichlich 25 Meter Höhe hätte sonst niemand die zugehörigen Schuhe wieder zusammenfinden können. Dann die Frauen und Mädchen zum Friseur, der mit zwei, drei Scherenschlägen die ganzen Haare abschneidet und sie in Kartoffelsäcken verschwinden lässt. ‚Das ist für irgendwelche Spezialzwecke für die U-Boote bestimmt, für Dichtungen oder dergleichen!‘ sagt mir der SS-Unterscharführer, der dort Dienst tut. Dann setzt sich der Zug in Bewegung. Voran ein bildhübsches junges Mädchen, so gehen sie die Allee entlang, alle nackt, Männer, Frauen, Kinder, ohne Prothesen. Ich selbst stehe mit dem Hauptmann Wirth oben auf der Rampe zwischen den Kammern. Mütter mit ihren Säuglingen an der Brust, sie kommen herauf,

zögern, treten ein in die Todeskammern! – An der Ecke steht ein starker SS-Mann, der mit pastoraler Stimme zu den Armen sagt: ‚Es passiert Euch nicht das Geringste! Ihr müsst nur in den Kammern tief Atem holen, das weitet die Lungen, diese Inhalation ist notwendig wegen der Krankheiten und Seuchen.‘ Auf die Frage, was mit ihnen geschehen würde, antwortet er: ‚Ja, natürlich, die Männer müssen arbeiten, Häuser und Chausseen bauen, aber die Frauen brauchen nicht zu arbeiten. Nur wenn sie wollen, können sie im Haushalt oder in der Küche mithelfen.‘ – Für einige von diesen Armen ein kleiner Hoffnungsschimmer, der ausreicht, dass sie ohne Widerstand die paar Schritte zu den Kammern gehen – die Mehrzahl weiss Bescheid, der Geruch kündigt ihnen ihr Los! – So steigen sie die kleine Treppe herauf und dann sehen sie alles. Mütter mit Kindern an der Brust, kleine nackte Kinder, Erwachsene, Männer und Frauen, alle nackt – sie zögern, aber sie treten in die Todeskammern, von den anderen hinter ihnen vorgetrieben oder von den Lederpeitschen der SS getrieben. Die Mehrzahl, ohne ein Wort zu sagen. Eine Jüdin von etwa 40 Jahren mit flammenden Augen ruft das Blut, das hier vergossen wird, über die Mörder. Sie erhält 5 oder 6 Schläge mit der Reitpeitsche ins Gesicht, vom Hauptmann Wirth persönlich, dann verschwindet auch sie in der Kammer. [...] Die Menschen stehen einander auf den Füßen. 700-800 auf 25 Quadratmetern, in 45 Kubikmetern! Die SS zwingt sie physisch zusammen, soweit es überhaupt geht. – Die Türen schliessen sich. Währenddessen warten die anderen draussen im Freien nackt. Man sagt mir: Auch im Winter genauso! Ja, aber sie können sich ja den Tod holen? sage ich. – Ja, grad for das sinn se ja doh! – sagt mir ein SS-Mann darauf in seinem Platt. – Jetzt endlich verstehe ich auch, warum die ganze Einrichtung Heckenholt-Stiftung heisst. Heckenholt ist der Chauffeur des Dieselmotors, ein kleiner Techniker, gleichzeitig der Erbauer der Anlage. Mit den Dieselauspuffgasen sollen die Menschen zu Tode gebracht werden. Aber der Diesel funktioniert nicht! Der Hauptmann Wirth kommt. Man sieht, es ist ihm peinlich, dass das gerade heute passieren muss, wo ich hier bin. Jawohl, ich sehe alles! Und ich warte. Meine Stoppuhr hat alles brav registriert. 50 Minuten, 70 Minuten – der Diesel springt nicht an! Die Menschen warten in ihren Gaskammern. Vergeblich. Man hört sie weinen, schluchzen. [...] Der Hauptmann Wirth schlägt mit seiner Reitpeitsche dem Ukrainer, der dem Unterscharführer Heckenholt beim Diesel helfen soll, 12, 13mal ins Gesicht. Nach 2 Stunden 49 Minuten – die Stoppuhr hat alles wohl registriert – springt der Die-

sel an. Bis zu diesem Augenblick leben die Menschen in diesen 4 Kammern, viermal 750 Menschen in viermal 45 Kubikmetern! – Von Neuem verstreichen 25 Minuten. Richtig, viele sind jetzt tot. Man sieht das durch das kleine Fensterchen, in dem das elektrische Licht die Kammer einen Augenblick beleuchtet. Nach 28 Minuten leben nur noch wenige. Endlich, nach 32 Minuten ist alles tot!»¹⁰⁷

Anfang Januar 1943 machte die Gestapo, unterstützt von der Wehrmacht, erneut Jagd auf die noch etwa 24'000 Menschen, die im Lemberger Ghetto lebten, ergriff an die 10'000 Juden und erschoss sie ausserhalb der Stadt. Danach wurde das Ghettogebiet verkleinert und in «Judenlager», kurz «Julag» umbenannt. Alarmiert durch den Aufstand im Warschauer Ghetto im April 1943 forcierte Himmler die Ermordung der polnischen Juden. Katzmans Einheiten räumten das «Julag» in den folgenden Wochen. Auch im Lemberger Ghetto gab es Widerstand. Eine Gruppe junger Juden hatte sich Waffen vom polnischen Untergrund besorgt und wehrte sich. Einige deutsche Polizisten wurden getötet, aber die Räumung des Ghettos konnte die Widerstandsgruppe nicht verhindern. Am 6. Juni wurden die letzten Arbeiter der Firma Schwarz aus dem «Julag» in das Zwangsarbeitslager Janowskastrasse gebracht, der letzte Aufenthaltsort für die verbliebenen Lemberger Juden. Als die letzten jüdischen Arbeiter im Janowski-Lager im November getötet werden sollten, griffen die jüdischen Opfer ihre Peiniger mit Messern an. Die SS feuerte mit Maschinengewehren und warf Handgranaten. Fast alle Juden starben in dem Massaker, einige jedoch konnten die Verwirrung nutzen und fliehen. Als der Bretterzaun um das leere Ghetto abgerissen wurde, fielen Polen und Ukrainer über die Wohnungen her und plünderten sie, nicht zuletzt aus eigener Not. So berichtete der Chef der Treuhandgrundstücksverwaltung beim Stadthauptmann Lemberg, dass wegen des Brennstoffmangels ganze Strassenzüge buchstäblich bis auf die Grundmauern abgetragen worden seien.¹⁰⁸

Manche Einwohner Lembergs verhielten sich anders: Andrej Szeptycki, Metropolit der griechisch-katholischen Kirche, der die meisten Ukrainer angehörten, protestierte zum Beispiel öffentlich gegen die Deportationen, nachdem er zu Beginn des Krieges die deutsche Herrschaft noch begrüsst hatte. Im März 1942 schrieb er einen ausführlichen Brief an Papst Pius XII. in Rom, in dem er über die Massenmorde in Galizien informierte. Darin hiess es unter anderem: «Der Sieg der deutschen Armee und der Abzug der Roten Armee aus unserem Land wurden

zunächst als sehr grosse Erleichterung empfunden. Den Priestern war es endlich wieder erlaubt, Schulen zu leiten und den Katechismus zu unterrichten. [...] Aber die Beamten, die man uns schickt und die von den Zentralbehörden gewiss dazu bestimmt sind, alles zu regeln und in die Hand zu nehmen – sind in ihrer grossen Mehrheit Menschen ohne Glauben und Moral und kaum mehr als mittelmässige Verwalter. Aus diesem Grund wird unten in der Provinz das System, das in vielerlei Hinsicht unzulänglich ist, zu einer unerträglichen Tyrannei und, was noch schlimmer ist, zu einem System der Korruption, das nur schwer durchschaubar ist. Je weiter die Deutschen nach Osten vordringen, desto eifriger und rücksichtsloser setzen sie ihren grenzenlosen nationalen Egoismus um. Sie betrachten alle Juden als Kriegsfeinde und organisieren Massaker, bei denen Tausende Juden mit ihren Frauen und Kindern umkommen.»¹⁰⁹ Szeptycki liess während der August-Aktion 1942 mehrere Vertreter der jüdischen Gemeinde verstecken und bot auch danach Jüdinnen und Juden Schutz. Die Deutschen störten sich an seinen öffentlichen Protesten, wagten aber nicht, ihn zu verhaften, um die ukrainische Bevölkerung nicht gegen sich aufzubringen.

Schätzungsweise über tausend Jüdinnen und Juden konnten in Lemberg versteckt leben, anderen gelang es, in die Wälder zu entkommen und sich dort Partisanengruppen anzuschliessen. Als die Rote Armee am 28. Juli 1944 Lemberg von der deutschen Herrschaft befreite, gab es kaum mehr jüdische Überlebende. Am 1. Oktober wurden in Lemberg 1689 Juden registriert. Von den über 540'000 Jüdinnen und Juden, die vor dem Krieg in Ostgalizien lebten, hatten nur etwa 10'000 bis 15'000 überlebt.¹¹⁰

Nachkrieg

Für die siegreichen Alliierten stand fest, dass die ethnisierten Konflikte ein Gutteil zu den Spannungen im 20. Jahrhundert beigetragen hatten und es daher besser sei, ethnisch homogene Staaten im Nachkriegseuropa herzustellen. In klassischer Weise formulierte der britische Premierminister Winston Churchill diesen Standpunkt in einer Rede vor dem britischen Parlament zur Zukunft Polens im Dezember 1944: «There will be no mixture of populations to cause endless trouble. [...] A clean sweep will be made.» Ein Jahr zuvor hatten sich Stalin, Roosevelt und Churchill auf ihrem Treffen in Teheran bereits darauf geeinigt, die Oder als

polnische Westgrenze festzulegen und das vormals durch den Hitler-Stalin-Pakt sowjetisch besetzte Ostpolen der Sowjetunion zu überlassen, was unmissverständlich hiess, wie Churchill in seinen Memoiren schrieb, «dass drei bis vier Millionen Polen, die auf der falschen Seite der Linie lebten, nach Westen gebracht werden müssen».¹¹¹

Stalin hatte Anfang 1944 in Lublin eine moskautreue polnische Regierung installiert, das Polnische Komitee Nationaler Befreiung (PKWN), das im September 1944 einen Vertrag mit der Ukrainischen, Belorussischen und Litauischen Sowjetrepublik schloss, in dem die verschobene polnische Ostgrenze und die «Evakuierung» – der juristische Euphemismus für den Tatbestand der Zwangsausiedlung – der polnischen Bevölkerung aus den Gebieten jenseits dieser Grenze nach Polen akzeptiert wurde. Zu diesem Zeitpunkt kämpften noch polnische und ukrainische Milizen um die Vorherrschaft in Ostgalizien. Beide Seiten scheuten vor brutalen «Vergeltungs»-Aktionen und Massakern an Dorfbevölkerungen, die der anderen Ethnie zugerechnet waren, nicht zurück. Der Einmarsch der Roten Armee verschlechterte die Bedingungen für die Polen, da die Sowjets einerseits die Kämpfer der polnischen Heimatarmee, Armia Krajowa (AK), verfolgten, um jedwede Konkurrenz zum PKWN zu ersticken, und andererseits nicht in der Lage waren, die polnische Bevölkerung vor den Angriffen der ukrainischen Milizen zu schützen. Zehntausende von polnischen Zivilisten verloren in diesen Kämpfen ihr Leben. Ebenso flohen Ukrainer vor der Gewalt der AK nach Osten. Die Partisanen ermordeten nach Schätzungen etwa 30'000 Menschen als angebliche Kollaborateure mit der Sowjetmacht; die sowjetischen Organe töteten etwa 100'000 als Partisanen verdächtige Menschen.¹¹²

Die Gewalt des Bürgerkriegs und der sowjetische Druck auf die polnische Bevölkerung in Ostgalizien führten dazu, dass sich im Herbst bereits 117'000 Menschen für die «Evakuierung» registrieren liessen, darunter über 7'000 Polen aus Lemberg. Die Bedingungen der Zwangsaussiedlung waren furchtbar. Die Betroffenen wurden trotz des Winters zumeist in teils offenen Viehwaggons transportiert; die Verpflegung war ungenügend; die Züge irrten tage- und wochenlang hin und her, bis sie schliesslich in Gleiwitz, Allenstein, Danzig, Stettin oder Breslau ankamen, wo die örtlichen Behörden überhaupt nicht auf die Ankömmlinge eingestellt waren, die buchstäblich selbst zusehen mussten, wie sie zurechtkamen. 1, 5 Millionen Polen wurden offiziell als «Repatrianten» registriert, hinzu-

kamen, so schätzt Philipp Hier, etwa 300'000 Menschen, die vor der Bürgerkriegsgewalt nach Westpolen geflohen waren oder sich aus Furcht vor Repressionen durch den NKWD nicht registrieren lassen wollten.¹¹³

Lemberg gehörte zu den Städten, die jetzt ukrainisch wurden. Die Mehrzahl der polnischen Bevölkerung blieb jedoch vorerst in der Stadt in der Hoffnung, dass eine Regelung der Nachkriegsverhältnisse gefunden werden würde, die nicht in eine Zwangsaussiedlung mündete. Doch die Potsdamer Konferenz der Alliierten im August 1945 bestätigte die Ethnisierungspolitik der Grossmächte. In den folgenden Monaten wurden 15'000-17'000 Polen monatlich aus Lemberg nach Westen in die nun polnische Stadt Wroclaw, vordem Breslau, transportiert, die für die Lemberger Polen als neuer Wohnort vorgesehen war. Ende 1945 waren drei Viertel der polnischen Bevölkerung Lembergs ausgesiedelt, im Juli 1946 verliessen die letzten polnischen «Repatrianten» die Stadt. Insgesamt waren knapp 125'000 Polen aus Lemberg zwangsausgesiedelt worden. In der ersten Volkszählung nach dem Zweiten Weltkrieg im Jahr 1959 wurden 410 407 Einwohnerinnen und Einwohner in Lemberg, nun Lwiw, registriert, davon waren 60 Prozent Ukrainer, 27 Prozent Russen und jeweils 4 Prozent Polen und Juden.¹¹⁴

In London traf Anfang Juli 1945 Hersch Lauterpacht, der inzwischen Professor in Cambridge war, mit Robert Jackson zusammen, den er auf einer Vortragsreise in den USA kennengelernt hatte und der nun der US-amerikanische Chefankläger im geplanten Prozess gegen die deutschen Hauptkriegsverbrecher in Nürnberg werden sollte. In dem Gespräch schlug Lauterpacht vor, ob man nicht einen neuen Strafartikel in das internationale Recht einbringen sollte, mit denen Gräueltaten an der Zivilbevölkerung geahndet würden: *crimes against humanity*, Verbrechen gegen die Menschheit. In den Verhandlungen mit anderen alliierten Vertretern über die Anklageschrift brachte Jackson tatsächlich den Straftatbestand *crimes against humanity* ein. Zwar gab es Einwände von britischer und sowjetischer Seite, aber Jackson setzte sich durch, und am 8. August, als das Statut für den Internationalen Militärgerichtshof veröffentlicht wurde, erhielten Richter erstmals in der Geschichte das Recht, Täter wegen Verbrechen gegen die Menschheit zu verurteilen, worunter folgende Handlungen fielen: «Mord, Ausrottung, Versklavung, Deportation oder andere unmenschliche Handlungen, begangen an jedweder Zivilbevölkerung vor oder während des Krieges, Verfolgung aus politischen, rassistischen oder religiösen Gründen, begangen in Ausführung eines Ver-

brechens oder in Verbindung mit einem Verbrechen, für das der Gerichtshof zuständig ist, und zwar unabhängig davon, ob die Handlung gegen das Recht des Landes versties, in dem sie begangen wurde, oder nicht.»¹¹⁵

Auch Raphael Lemkin, der mittlerweile in Washington im Jacksons Team, War Crimes Office, arbeitete, versuchte intensiv, sein Konzept des Genozids als Straftatbestand in den Nürnberger Prozess zu integrieren. Zwar las Jackson Lemkins Buch *Axis Rule in Occupied Europe* und notierte *genocide* als möglichen Straftatbestand, verfolgte diesen Gedanken offensichtlich aber nicht weiter. Lemkin war bitter enttäuscht, aber sein Begriff fand dann doch Eingang in die offizielle Anklageschrift im Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher. Unter dem Anklagepunkt 3 Kriegsverbrechen hiess es unter anderem, dass die Angeklagten «vorsätzlichen und systematischen Genozid» begangen hätten, indem sie – und hier folgte die Definition der Anklage Lemkins Buch – folgende Taten verübt hätten: «Sie rotteten Gruppen einer bestimmten Rasse und Nationalität unter der Zivilbevölkerung gewisser besetzter Gebiete aus, um bestimmte Rassen, Volksklassen und nationale oder religiöse Gruppen, insbesondere Juden, Polen, Zigeuner usw. zu vernichten».¹¹⁶ Im Dezember 1948 nahm die Vollversammlung der Vereinten Nationen in New York die Konvention zur Verhütung und Bestrafung des Verbrechens des Genozids an.¹¹⁷

Die erfolgreichen Anstrengungen von Hersch Lauterpacht und Raphael Lemkin, Massenmörder wie die NS-Elite vor Gericht zu bringen und ihre Taten mittels des internationalen Strafrechts zu verfolgen, konnten ihre Angehörigen, die in Galizien zurückgeblieben waren, nicht mehr retten. Anfang 1946 erfuhr Lauterpacht von seiner Nichte Inka, dass sie die einzige Überlebende der Familie in Lemberg war, da sie sich als Zwölfjährige in einem Nonnenkloster verstecken konnte. Und auch Lemkin, dessen Bruder Elias durch einen Glücksfall den Holocaust überlebt hatte, musste von diesem im September 1945 hören, dass ihre Eltern in Treblinka ermordet worden waren.¹¹⁸



Auf Anweisung des Lagerkommandanten drehte der deutsch-jüdische Kameramann Rudolf Breslauer 1944 einen Film über das niederländische Durchgangslager Westerbork, darunter Szenen einer Deportation am 19. Mai 1944. Aus einem Waggon schaute ein junges Mädchen heraus, das erst viele Jahre später als Settela Steinbach identifiziert wurde. Settela, eine niederländische Sintiza, damals zehn Jahre alt, wurde mit ihrer Familie nach Auschwitz deportiert und dort ermordet, ebenso später auch Rudolf Breslauer.

11.

Holocaust. Amsterdam – Sobibór 1943

Der Holocaust folgte keinem Plan, der von vornherein festgelegt hätte, sämtliche Juden zu ermorden. Erst eine «kumulative Radikalisierung», wie der Historiker Hans Mommsen diesen Gewaltprozess genannt hat, ¹ führte dazu, dass die nationalsozialistischen Täter in ihrem Willen, ihren Herrschaftsraum «judenfrei» zu machen, zu immer drastischeren und umfassenderen Mitteln der Gewalt griffen. Stand am Anfang des NS-Regimes die Isolierung und Ausgrenzung der jüdischen Minderheit in Deutschland, folgte bald deren Vertreibung in andere Länder und, als dies im Krieg nicht mehr möglich war, deren Deportation nach Osteuropa. Mit den militärischen Eroberungen gerieten immer mehr jüdische Menschen in den deutschen Machtbereich; immer drängender wurde es für das nationalsozialistische Regime, eine «Endlösung der Judenfrage» zu finden, nun im Krieg als Massenmord. In der Sowjetunion wurden in den ersten Monaten des Krieges hunderttausende Juden erschossen; 1941/42 bauten Tötungsexperten der T4-Aktion Massenmordstätten in Belzec, Sobibór und Treblinka auf, in denen Millionen polnischer, aber auch niederländischer Juden mit Motorabgasen getötet wurden. In Auschwitz probierten die NS-Täter Zyklon B an sowjetischen Kriegsgefangenen aus, um dann im Juli 1942 mit dem systematischen Massenmord an den europäischen Juden in den Gaskammern von Auschwitz-Birkenau zu beginnen.

Dieses komplexe Gewaltgeschehen, das üblicherweise umfangreiche Bücher füllt, in einem Kapitel zu schildern, ist schlechterdings unmöglich. Dennoch will ich mit der Konzentration auf die Verfolgung von Jüdinnen und Juden in den Niederlanden und auf die Mordstätte Sobibór versuchen, zum einen die Radikalisierung der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik darzustellen, zum ande-

ren aber die Wahrnehmungen, Erfahrungen der Verfolgten, die Stimmen der Überlebenden zur Sprache bringen – stets eingedenk der Mahnung von Primo Levi: «Nicht wir, die Überlebenden, sind die wirklichen Zeugen. Das ist eine unbewusste Einsicht, die mir langsam bewusst geworden ist, während ich die Erinnerungen anderer las und meine eigenen nach einem Abstand von Jahren wiedergelesen habe. Wir Überlebenden sind nicht nur eine verschwindend kleine, sondern auch eine anomale Minderheit: wir sind die, die aufgrund von Pflichtverletzung, aufgrund ihrer Geschicklichkeit oder ihres Glücks den tiefsten Punkt des Abgrunds nicht berührt haben. Wer ihn berührt, wer das Haupt der Medusa erblickt hat, konnte nicht mehr zurückkehren, um zu berichten, oder er ist stumm geworden.»²

Krankenmorde

Der erste systematische nationalsozialistische Massenmord richtete sich gegen kranke und behinderte Menschen. Hitler, der sich stets öffentlich über die «moderne Humanitätsduselei» zugunsten der Kranken und Schwachen mokiert hatte, ermächtigte im Herbst 1939 Philipp Bouhler, den Leiter seiner Privatkanzlei, der sogenannten Kanzlei des Führers der NSDAP, sowie seinen persönlichen Arzt Dr. Karl Brandt, die entsprechenden Schritte vorzubereiten. In dem Schreiben, das bezeichnenderweise auf den Kriegsbeginn, 1. September 1939, rückdatiert wurde, verlangte Hitler, «die Befugnisse namentlich zu bestimmender Ärzte so zu erweitern, dass nach menschlichem Ermessen unheilbar Kranken bei kritischer Beurteilung ihres Krankheitszustandes der Gnadentod gewährt werden kann».³

In der Folge wurde eine bürokratische Organisation aufgebaut, die ihre Zentrale unter dem Namen «Reichsausschuss zur wissenschaftlichen Erfassung von erb- und anlagebedingten schweren Leiden» in der Tiergartenstrasse 4 in Berlin besass, weshalb deren Mordaktivitäten später als «T4-Aktion» bezeichnet wurden. Heime, Krankenanstalten, Amtsärzte waren aufgefordert, behinderte und psychisch kranke Patienten an diesen Reichsausschuss zu melden. In Berlin wurden die Meldebögen durch drei ärztliche Gutachter selektiert. Diejenigen, die ermordet werden sollten, erhielten ein «+»-Zeichen auf dem Bogen.⁴

Ab Jahresbeginn 1940 brachten graue Busse aus den Beständen der Reichspost

die selektierten Patienten in Krankenanstalten, die zu Tötungszentren umgebaut worden waren: Brandenburg an der Havel, Grafeneck, Sonnenstein/Pirna, Bernburg an der Saale, Hadamar sowie später auch Hartheim in Österreich. Vorher waren sie häufig noch in sogenannten Zwischenanstalten gesammelt worden, nicht zuletzt um die Spuren zu verwischen. Meist noch am Tag ihrer Ankunft wurden die hilflosen Menschen in Kellerräumen, die zu Gaskammern umfunktioniert worden waren, durch Kohlenmonoxid ermordet. Anschliessend verbrannte man die Leichen in eigens dafür gebauten Krematorien. Ab Sommer 1940 wurden auch kranke und arbeitsunfähige KZ-Häftlinge in den T4-Tötungsstätten ermordet. Am 31. Januar 1941 vertraute Joseph Goebbels seinem Tagebuch an: «Mit Bouhler Frage der stillschweigenden Liquidierung von Geisteskranken besprochen. 40'000 sind weg, 60'000 müssen noch weg. Das ist eine harte, aber auch eine notwendige Arbeit. Und sie muss jetzt getan werden.»⁵ Bis zum Kriegsende wurden in Deutschland und in den besetzten Gebieten zwischen 200'000 und 300'000 kranke, behinderte Menschen getötet, die wehrlos ihren Mördern ausgeliefert waren.

Geheim halten liessen sich die Morde allerdings nicht. In den jeweiligen Orten war der Rauch aus den Krematorien weithin zu sehen, der beissende Geruch wies darauf hin, dass hier nichts mit rechten Dingen zuging, zumal die Mörder in den lokalen Kneipen durchaus nicht mit ihrem Tun hinter dem Berg hielten. Zudem waren Angehörige beunruhigt, dass ihre Verwandten, die sie noch lebendig besucht hatten, kurze Zeit später an Herzinfarkt oder Leberinsuffizienz gestorben seien sollten, wie die T4-Organisationen in ihren Briefen an die Familien mitteilten. Gerüchte, Unmut, Nachfragen machten wiederum die NS-Führung hellhörig, die mit Argwohn darüber wachte, dass die Loyalität der Bevölkerung zum Nationalsozialismus, vor allem zum Krieg, nicht erlahmte. Mutige Juristen wie der Amtsrichter Kreyssig aus Brandenburg, der als Vormund erlebte, wie die ihm anvertrauten Mündel «verschwanden», wagten es sogar, Reichsleiter Bouhler wegen Mordes anzuzeigen. Der Bischof von Münster, Kardinal Clemens August Graf von Galen, protestierte öffentlich in einem Hirtenbrief gegen die Tötungen. Hitler sah sich daraufhin am 24. August 1941 veranlasst, den offiziellen Stopp der «Euthanasie» zu verfügen.⁶

Dennoch lief der Krankenmord in zahlreichen Krankenanstalten weiter; vor allem Kinder wurden in den Kinderfachabteilungen durch Überdosierung von Medikamenten oder gezielte Unterernährung getötet. Vermutlich fielen bis 1945

mindestens 5'000 behinderte Kinder dieser «Kinder-Euthanasie» zum Opfer. Die Mordexperten der T4-Aktion erhielten wenige Wochen nach Hitlers Verfügung eine neue Aufgabe: Sie bauten die Vernichtungsstätten Belzec, Sobibór, Treblinka im besetzten Polen auf und setzten dort ihr Wissen ein, wie tausende Menschen durch Gas in kurzer Zeit umgebracht werden können.

Vernichtungskrieg

Der Krieg gegen Polen ist zu Recht «Auftakt zum Vernichtungskrieg» genannt worden.⁷ Für die annektierten westpolnischen Gebiete galt von Kriegsbeginn an, dass die polnische Führungsschicht, in Heydrichs Worten, «so gut wie möglich unschädlich gemacht» werden sollte, was Erschiessung oder Internierung in Konzentrationslagern bedeutete. Die polnische Bevölkerung sollte deportiert oder als Arbeitskräftereservoir ausgebeutet und die polnischen Juden in ein «Judenreservat» verbracht werden. Eine Million Menschen, Polen wie Juden, wollte Himmler als neu ernannter Reichskommissar für die Festigung deutschen Volkstums aus den annektierten westpolnischen Gebieten in das «Generalgouvernement» genannte Zentralpolen vertreiben lassen. Obwohl rasch deutlich wurde, dass diese Vorgaben die Transport- wie Aufnahmekapazitäten weit überschritten, hielten die SS-Täter unerbittlich an dem Ziel fest, Polen und Juden aus den zu «germanisierenden» Gebieten zu vertreiben. Tatsächlich wurden bis zum 17. Dezember 1939 fast 88'000 Menschen unter unsäglichen Bedingungen in das Generalgouvernement deportiert: in ungeheizten Viehwaggons, ohne Verpflegung, oftmals sogar ohne Trinkwasser. Generalgouverneur Hans Frank sprach die deutsche Haltung Ende November brutal offen aus: «Der Winter wird hier ein harter Winter werden. Wenn es kein Brot gibt für Polen, soll man nicht mit Klagen kommen. [...] Bei den Juden nicht viel Federlesens. Eine Freude, endlich einmal die jüdische Rasse körperlich angehen zu können. Je mehr sterben, umso besser.»⁸ Auch gegen Sinti:ze ging das NS-Regime radikal vor. Im Frühjahr 1940 wurden rund 2340 Menschen aus dem Deutschen Reich ins Generalgouvernement deportiert, dort zur Zwangsarbeit eingesetzt und unter unsäglichen Bedingungen interniert.⁹

Der Krieg gegen die Sowjetunion, der von vornherein als rassistischer Krieg

um «Lebensraum» geplant war, bildete die nächste, entscheidende Stufe der Radikalisierung. Die eroberten sowjetischen Gebiete sollten Siedlungsraum für das Deutsche Reich sein; Himmler liess schon einen «Generalplan Ost» entwerfen, der die Versklavung, Deportation oder Ermordung von über 30 Millionen Menschen vorsah. Der Krieg wurde daher von Anfang an auch gegen die Zivilbevölkerung geführt; Grossstädte wie Leningrad sollten ausgehungert werden; die Vernichtung des «jüdischen Bolschewismus» bedeutete den Massenmord an den sowjetischen Juden in den ersten Monaten des Feldzuges. Eigene Mordeinheiten, die SS-Einsatzgruppen, waren dafür aufgestellt worden. Wurden in den ersten Wochen vornehmlich Männer im wehrfähigen Alter getötet, weiteten Himmler und Heydrich im Laufe des Julis und Augusts bei ihren Inspektionsreisen zu den SS-Einsatzgruppen den Mordbefehl auch auf Frauen, Alte und Kinder aus. Nun vernichteten die Kommandos ganze jüdische Gemeinden und töteten ebenfalls sowjetische Rommja; im September 1941 wurden in Kiew über 33'000 Jüdinnen und Juden zusammengetrieben und in der nahegelegenen Schlucht Babij Jar erschossen. Mit dem Krieg gegen die Sowjetunion begann der systematische Massenmord an den Juden Europas.¹⁰

Westeuropa

Der Chef des Reichssicherheitshauptamtes Reinhard Heydrich dachte bereits in grösseren Dimensionen. Der erwartete Sieg gegen die Sowjetunion würde es erlauben, die Deportation der Juden in den besetzten europäischen Ländern in den Osten zu realisieren. Zu Beginn des Jahres 1941 war Heydrich laut Theodor Dannecker, dem engen Mitarbeiter Eichmanns, von Göring mit der «Vorlage eines Endlösungsprojektes» beauftragt worden, da gemäss dem Willen Hitlers «nach dem Krieg die Judenfrage innerhalb des von Deutschland beherrschten oder kontrollierten Teiles Europas einer endgültigen Lösung zugeführt werden» sollte.¹¹ Im März unterbreitete er Göring einen Entwurf und notierte über die Unterredung: «Bezüglich der Lösung der Judenfrage berichtete ich kurz dem Reichsmarschall und legte ihm meinen Entwurf vor, dem er mit Änderung bezüglich der Zuständigkeit Rosenbergs zustimmte und Wiedervorlage befahl.»¹² Dass Heydrichs Plan den Aufgabenbereich des designierten Reichministers für die besetzten Ostgebiete tangieren könnte, gibt einen unzweideutigen Hinweis darauf, dass

nun die Perspektive geöffnet worden war, die Jüdinnen und Juden Europas in die Sowjetunion zu deportieren. Am 31. Juli erhielt Heydrich von Göring die formelle Ermächtigung, «alle erforderlichen Vorbereitungen in organisatorischer, sachlicher und materieller Hinsicht zu treffen für eine Gesamtlösung der Judenfrage im deutschen Einflussgebiet in Europa».¹³

In Frankreich wurde nach dem deutschen Sieg und dem Abschluss eines Waffenstillstandes am 22. Juni 1940 der Norden unter deutsche Militärverwaltung gestellt, da die Rolle Frankreichs in einem nationalsozialistisch dominierten Nachkriegseuropa zwar zweifellos untergeordnet sein sollte, aber an eine Angliederung an ein Grossgermanisches Reich, wie dies zum Beispiel für die Niederlande und Dänemark in Erwägung gezogen wurde, für Frankreich nicht gedacht war. Ein Grossteil des Landes blieb vorerst unbesetzt und unterstand der kollaborierenden Vichy-Regierung, wobei allerdings deren Dekrete, die selbstverständlich von den Deutschen genehmigt werden mussten, auch für den besetzten Teil galten.¹⁴

Rund 350'000 Juden lebten im Sommer 1940 in Frankreich, über die Hälfte von ihnen waren keine französischen Staatsbürger, unter ihnen zehntausende Menschen, die vor der nationalsozialistischen Verfolgung nach Frankreich geflohen waren. Nun waren Tausende erneut auf der Flucht in den Süden vor den herannahenden deutschen Armeen – und mussten erleben, dass die Vichy-Regierung keinen Schutz bot, sondern im Gegenteil wenige Tage nach ihrem Machtantritt begann, antijüdische Verordnungen zu erlassen. Im Staatsapparat durfte nur arbeiten, wer französischer Abstammung war; Ausländer, die nach 1926 eingebürgert worden waren, darunter viele jüdische Immigranten, verloren ihre Staatsbürgerschaft. Anfang Oktober 1940 verabschiedete die Vichy-Regierung ein *Statut des Juifs*, das strenger noch als die Nürnberger Gesetze Juden von öffentlichen Ämtern und dem Kulturleben ausschloss. Alle «im Ausland geborenen Bürger jüdischer Rasse» sollten verhaftet und in Lagern interniert werden. Hinzu kamen etwa 6'500 jüdische Menschen, die Ende Oktober aus Baden und der Saarpfalz in die unbesetzte Zone abgeschoben worden waren und dort ihrem Schicksal überlassen wurden. So schlimm waren die Bedingungen in den Lagern wie Rivesaltes oder Gurs, dass die Vichy-Regierung schliesslich Hilfsorganisationen Zutritt gewährte, um die Situation für die Inhaftierten zu bessern.¹⁵

Vor allem im deutsch besetzten Teil waren die Jüdinnen und Juden – 150'000 lebten allein in Paris – von der Verfolgung bedroht. Der deutsche Botschafter

Otto Abetz, die politische Schlüsselfigur im besetzten Frankreich, arbeitete eng mit Werner Best zusammen. Dieser war vormals Stellvertreter Heydrichs im Reichssicherheitshauptamt gewesen und nun Verwaltungschef der Besatzungsadministration. Mit den Vertretern von SS und Polizei waren weitere Akteure im Einsatz, die, wie Raul Hilberg feststellte, «schliesslich zumindest in der Judenfrage weitgehend die Szenerie» beherrschten.¹⁶ Schon gleich im August 1940 regte Abetz in einer Besprechung mit Best an, die Militärverwaltung möge «a) anordnen, dass mit sofortiger Wirkung keine Juden mehr in das besetzte Gebiet hereingelangen werden; b) die Entfernung aller Juden aus dem besetzten Gebiet vorbereiten; c) prüfen, ob das jüdische Eigentum im besetzten Gebiet enteignet werden kann».¹⁷ Das Auswärtige Amt befürwortete die Vorschläge, und am 26. August gab auch Hitler persönlich seine Zustimmung. Das deutsche Interesse an den jüdischen Vermögen bewog die Vichy-Regierung, ihrerseits ein eigenes Enteignungsprogramm für beide Zonen in Gang zu setzen. Im Juni 1941 erliess es ein zweites, noch strikteres Judenstatut und verfügte die Registrierung der Juden und ihrer Vermögen. Ebenfalls ging die deutsche Besatzungsmacht gegen Rom:nja vor und verfügte, dass diese in Sammellagern interniert werden sollten. Die Vichy-Regierung sträubte sich nicht; im Gegenteil, einige der Präfekten der Departements, die für die Umsetzung der deutschen Anweisung verantwortlich waren, verhafteten gleich zusätzliche Gruppen wie wohnungslose Menschen.¹⁸

In den Niederlanden unterschied sich die Besetzungssituation dadurch, dass Hitler hier eine Zivilverwaltung unter Arthur Seyss-Inquart als Reichskommissar einsetzte, dem Friedrich Wimmer für Verwaltung und Justiz, Hans Fischböck für Wirtschaft und Finanzen, Hanns Albin Rauter, der auch Höherer SS- und Polizeiführer war, für «Sicherheit» und Fritz Schmidt für Propaganda zur Seite gestellt waren. Die tatsächliche Verwaltungsarbeit überliessen sie indes den niederländischen Ministerien, deren Minister und die Königin nach London ins Exil gegangen waren.¹⁹ Die nunmehrigen Leiter, Generalsekretäre genannt, erwiesen sich als verbal mitunter protestierende, in der Praxis jedoch treue Erfüllungshelfen der deutschen antisemitischen Politik. Ende August 1940 wurden die niederländischen Behörden angewiesen, niemanden mehr zum Beamten zu ernennen, der «ganz oder teilweise jüdischen Blutes» sei, wobei diese Definition über die deutschen Gesetze hinausging, da schon ein jüdischer Grosselternteil ausreichte, wohingegen in Deutschland als Jude galt, wer zwei jüdische Grosseltern-

teile besass. Im Oktober mussten sämtliche niederländischen Beamten ihre «arische» Herkunft nachweisen; im November wurden alle «nicht-arischen» Beamten zunächst vom Dienst suspendiert, im Februar 1941 dann endgültig entlassen. Während die Generalsekretäre zwar den Deutschen mitteilten, dass diese Massnahme den Niederländern zuwider sei, sie sich aber dennoch entschlossen hätten, die Anweisung auszuführen, waren die Studentinnen und Studenten mutiger. An der Universität Leiden riefen sie zu einem Solidaritätsstreik mit suspendierten Hochschulangehörigen auf, auf den die deutschen Besatzungsbehörden mit der Schliessung der Universität reagierten. Auch an der Technischen Hochschule Delft wurde gestreikt, aber während Delft im Frühjahr 1941 wieder geöffnet werden durfte, blieb die Universität Leiden bis zum Ende der Besatzungszeit geschlossen.²⁰

Im Januar 1941 ordneten die Deutschen die Kennzeichnung aller jüdischen Geschäfte und die Registrierung aller etwa 140'000 Juden in den Niederlanden an, von denen mehr als die Hälfte in Amsterdam lebte. Das war ein entscheidender Schritt zu deren Erfassung für die Deportationen, ebenso wie die Neuausgabe von Ausweisen, die nun mit einem «J» gekennzeichnet waren. Wieder sorgten die niederländischen Behörden für die gewissenhafte Umsetzung dieser Anweisung, was nicht zuletzt dazu führte, dass annähernd drei Viertel der Jüdinnen und Juden in den Niederlanden, der höchste Prozentsatz der Länder unter NS-Besatzung, von 1942 bis 1944 deportiert wurden.²¹

Doch kam es in den Niederlanden auch zu offener Gegenwehr. Nachdem sich jüdische Bewohner gegen niederländische Nationalsozialisten zur Wehr gesetzt hatten, die im jüdischen Viertel Amsterdams Schlägereien angezettelt und Geschäfte angegriffen hatten, liessen die Deutschen im Februar 1941 das Viertel abriegeln und setzten einen Judenrat, den *Joodse Raad*, ein. Wenige Tage später kam es erneut zu einem Handgemenge mit der deutschen Ordnungspolizei, die den Eissalon von Ernst Cahn und Alfred Kohn, zwei deutsch-jüdischen Flüchtlingen, stürmten, weil sich dort angeblich Angehörige des Widerstands trafen. Der Höhere SS- und Polizeiführer Rauter, der «den Juden Cohn [!] hängen» sehen wollte, verabredete mit Himmler und Seyss-Inquart als Strafmassnahme, dass rund 400 jüdische Männer als Geiseln genommen werden sollten. Ein Amsterdamer Journalist schilderte die Aktion in seinem Tagebuch: «Gestern nachmittag kam plötzlich die Grüne Polizei mit Überfallwagen ins Jüdische Viertel und nahm

alle jungen Männer gefangen. Sie haben heute und gestern mit erhobenen Händen vor den Gewehren der Grünen Polizei gestanden, wurden verprügelt, getreten und niedergeschlagen und dann zu Dutzenden auf Lastwagen geladen und weggeschafft. Keiner weiss wohin.»²²

Gegen diese brutale Polizeiaktion regte sich Widerstand. Kommunistische Aktivisten riefen mit Flugblättern zum Proteststreik auf, dem sich viele Arbeiterinnen und Arbeiter nicht nur in Amsterdam, sondern auch in anderen Städten wie Utrecht, Hilversum, Haarlem anschlossen. «Protestiert gegen die abscheulichen Judenverfolgungen! Wie Tiere haben die Nazis am Samstag, Sonntag und Montag in den Wohnvierteln gewütet, in denen viele Juden wohnen. [...] Die Judenpogrome sind ein Angriff auf die gesamte arbeitende Bevölkerung!!! Sie sind der Auftakt für schärfer werdende Unterdrückung und Terror!!! [...] Organisiert den Proteststreik in allen Betrieben!!! Kämpft einig gegen diesen Terror!!! Verlangt die sofortige Freilassung der inhaftierten Juden!!!»²³ Am 25. und 26. Februar ruhte der öffentliche Verkehr; die Geschäfte hatten geschlossen. Die deutschen Besatzer, die über das Ausmass überrascht waren, schlugen mit brutaler Gewalt den Streik nieder; Einheiten der deutschen Ordnungspolizei und der SS gingen gegen die Streikenden vor. Es gab neun Tote und zahlreiche Verletzte.

Zweifellos war der Streik ein mutiger Akt des Widerstands gegen das Besatzungsregime. Nirgendwo anders im deutschen Besatzungsgebiet ereignete sich eine ähnliche massenhafte Streikaktion der Arbeiterschaft. Doch brach die gewalttätige Niederschlagung die Bereitschaft, gegen die Deutschen offen zu opponieren. Proteststreiks fanden in den folgenden Jahren der Besetzung nicht mehr statt. Das Schicksal der verhafteten Juden vermochte der Streik nicht zu wenden; sie wurden in das KZ Buchenwald verschleppt, die meisten weiter in das KZ Mauthausen, wo alle binnen weniger Monate starben. Auch in den folgenden Monaten verhaftete die deutsche Polizei immer wieder jüdische Geiseln und deportierte sie in das KZ Mauthausen. Von den über 800 jüdischen Männern, die 1941 aus den Niederlanden nach Mauthausen verschleppt worden waren, überlebte nur ein einziger.²⁴

Die deutschen Besatzer waren wie überall insbesondere am jüdischen Vermögen interessiert. Per «Wirtschaftsentjudungsverordnung» vom 12. März 1941 konnte der Generalkommissar für Finanzen und Wirtschaft Fischböck Treuhänder für jüdische Betriebe bestellen, die die Befugnis zum Verkauf oder zur Liquidierung des Unternehmens erhielten. In den folgenden Monaten wurden ca.

21'000 jüdische Unternehmen aufgelöst, etwa 2'000 erhielten einen neuen «arischen» Besitzer. Im August wurden die Juden gezwungen, ihr gesamtes Kapitalvermögen, Aktien etc. auf ein Konto der Bank Lippmann, Rosenthal & Co. einzuzahlen und durften monatlich davon tausend Gulden abheben. Der Name der Bank, die Fischböck unterstand, stimmte mit perfider Absicht mit dem einer renommierten jüdischen Bank überein, um die Einzahler zu täuschen. Die wirkliche Bank Lippmann, Rosenthal & Co. erhielt wie die anderen jüdischen Unternehmen einen deutschen Treuhänder und wurde liquidiert. Die falsche Bank Lippmann, Rosenthal & Co. meldete im November stolz, dass ihre Einlagen mittlerweile 22 Millionen Gulden betrügen und voraussichtlich auf 25 Millionen Gulden steigen würden.²⁵

Immer mehr schränkten die deutschen Besatzungsbehörden die gesellschaftliche Teilhabe von Juden ein. Sie durften nicht mehr in Kinos oder Konzerte gehen, Parks, Gaststätten, Museen oder Restaurants betreten, Schwimmbäder benutzen, mussten ihre Radiogeräte abliefern. Ärzte, Rechtsanwälte und Notare durften sich nur noch um jüdische Patienten bzw. Klienten kümmern. Verzweifelt versuchten jüdische Menschen, der Verfolgung durch Flucht ins Ausland zu entgehen. Das Jüdische Flüchtlingskomitee bemühte sich um Emigrationsmöglichkeiten. Aber das hiess eine bürokratische, zumeist vergebliche Auseinandersetzung mit diversen Behörden, Konsulaten, Visa-Abteilungen. Im Juli schlossen die Vereinigten Staaten ihre Botschaften und Konsulate in Deutschland und den deutsch besetzten Ländern Europas. Nur wenigen gelang es, die Niederlande zu verlassen. Ende Oktober 1941 gab der Chef der Gestapo Heinrich Müller seinen Dienststellen bekannt, dass Himmler angeordnet habe, «dass die Auswanderung von Juden mit sofortiger Wirkung zu verhindern ist. (Die Evakuierungsmassnahmen bleiben hiervon unberührt.)» Die Falle für die jüdischen Verfolgten schnappte zu.²⁶

Deportation der deutschen und österreichischen Juden

Mittlerweile drängten etliche Instanzen des NS-Regimes darauf, die Juden loszuwerden. Im April hatte Werner Best für eine Besprechung mit dem Judenkommissar der Vichy-Regierung, Xavier Vallet, die allgemeine Maxime formuliert, dass das deutsche Interesse «in einer progressiven Entlastung aller Länder Euro-

pas vom Judentum mit dem Ziel der vollständigen Entjudung Europas» bestehe, was die Dimension der Planungen innerhalb der SS-Führung markierte.²⁷ Der Judenreferent in der Deutschen Botschaft, Theodor Zeitschel, bestürmte Abetz mit antisemitischen Vorschlägen. Neben Überlegungen zur Zwangssterilisation von Millionen Juden schlug Zeitschel auch vor, die über sechs Millionen Juden, die in den besetzten Gebieten ansässig seien, «bei der Neuordnung des Ostraums irgendwie zusammenzufassen» und in einem «besonderen Territorium» einzusperren. Zeitschel bat Botschafter Abetz, diesen Vorschlag bei nächster Gelegenheit bei Ribbentrop und Göring vorzutragen.²⁸

Auch aus dem annektierten polnischen Warthegau kam Druck. Nachdem die Möglichkeit versperrt war, die Juden in das Generalgouvernement zu deportieren, waren sich die deutschen Besatzungsbehörden unschlüssig, was nun mit den Ghettos geschehen solle. 140'000 Menschen waren im Ghetto Lodz/Litzmannstadt zusammengepfercht, die katastrophale Ernährung und Hygiene liessen eben die Krankheiten ausbrechen, die den Deutschen wiederum das Schreckensbild und die Begründung lieferten, dass die Ghettos Seuchenherde seien, die rücksichtslos gesäubert werden müssten. Am 16. Juli telegraphierte der Leiter des SD in Posen, Rolf-Heinz Höppner, an Eichmann, im kommenden Winter bestehe die Gefahr, «dass die Juden nicht mehr sämtlich ernährt werden können. Es ist daher ernsthaft zu erwägen, ob es nicht die humanste Lösung ist, die Juden, soweit sie nicht arbeitseinsatzfähig sind, durch irgendein schnellwirkendes Mittel zu erledigen.»²⁹

Schliesslich drängten die Gauleiter auf eine rasche Deportation der Juden, damit die freiwerdenden Wohnungen ausgebombten «Volksgenossen» zur Verfügung gestellt werden könnten. Hitler habe ihm zugesagt, so notierte Goebbels, Gauleiter von Berlin, über eine Unterredung am 19. August, «die Berliner Juden so schnell wie möglich, sobald sich die erste Transportmöglichkeit bietet, von Berlin in den Osten abzuschieben. Dort werden sie dann unter einem härteren Klima in die Mache genommen.» Ausserdem sei Hitler einverstanden, dass alle Juden im Reich ein grosses sichtbares Judenabzeichen tragen sollten, damit, so Goebbels, «die Gefahr beseitigt wird, dass die Juden sich als Meckerer und Miesmacher betätigen könnten, ohne überhaupt erkannt zu werden».³⁰ Zu diesem Zeitpunkt tröstete Hitler Goebbels noch auf die Zeit nach dem Sieg über die Sowjetunion. Auf einer zur selben Zeit stattfindenden Besprechung im Propagan-

daministerium über «Sofortmassnahmen» gegen die Berliner Juden informierte Eichmann die Anwesenden, dass Hitler zwar den Antrag Heydrichs, Evakuierungen schon während des Krieges zu organisieren, abgelehnt habe, aber Heydrich nun Teilevakuierungen der grösseren Städte prüfen lasse.³¹ Die Speer-Behörde in Berlin ging im August davon aus, dass demnächst 5'000 bis 7'000 von jüdischen Menschen bewohnte Wohnungen geräumt würden, und stellte aus seiner Gesamtkartei entsprechende Listen zusammen, die im September der Berliner Sta-poleitstelle übergeben wurden.³² In Breslau, der Stadt von Willy Cohn, wurden von Juli bis Oktober 1941 hunderte jüdischer Familien in einer «Judenwohnungsaktion» in kleinere Orte verschleppt, oft nur mit wenigen Habseligkeiten, und dort unter Ghettobedingungen festgehalten.³³

Mitte September, nach mehreren Besprechungen Hitlers mit Himmler, Abetz und Ribbentrop, fiel offenkundig die Entscheidung, die deutschen Jüdinnen und Juden noch während des Krieges in den Osten zu deportieren.³⁴ Am 18. September teilte Himmler dem Gauleiter des Warthelandes, Arthur Greiser, mit, der «Führer wünscht», dass «möglichst bald das Altreich und das Protektorat vom Westen nach dem Osten von Juden geleert und befreit» werde, wobei zunächst das Ghetto Litzmannstadt die jüdischen Menschen aufnehmen solle, um sie dann später «weiter nach dem Osten abzuschieben». Heydrich, «der diese Judenwanderung vorzunehmen hat», werde sich rechtzeitig bei Greiser melden.³⁵ Am 15., 16. und 18. Oktober verliessen die ersten Deportationszüge Wien, Prag und Berlin in Richtung Lodz/Litzmannstadt. Bis zum Jahresende wurden rund 42'000 Juden und 5'000 österreichische Rommja nach Lodz/Litzmannstadt, Minsk, Kaunas und Riga deportiert. Luise Solmitz hielt fest, wie öffentlich die Deportationen waren: «In der Bahn reckten die Leute die Hälse, vorm Logenhaus wurde offenbar ein neuer Transport zu verschickender Nichtarier zusammengestellt.»³⁶

Willy Cohn erfuhr schon wenige Tage später von den Deportationen: Aus Berlin habe man «Tausende von Juden weggebracht; in Berlin ist man abends in ihre Wohnungen gekommen, hat ihnen nur drei Stunden Zeit zum Fertigmachen gelassen und sie sodann abtransportiert. Sie sind wahrscheinlich in die grossen Ghetti im Osten gekommen, wo es sowieso nichts zum Essen gibt», notierte er am 21. Oktober.³⁷ Anfang November teilte der Vermieter Cohn mit, dass seine Wohnung einem Regierungsinspektor aus Liegnitz zugewiesen worden sei. Am 15. November traf der Brief mit der Nachricht ein, dass die Wohnung bis zum 30.

November geräumt werden müsse und die Breslauer Juden «voraussichtlich verschickt werden, falls uns nicht die Gemeinde reklamiert. Wohin und so weiter weiss man noch nicht. In dieser Jahreszeit, wo eine böse Kälte eingesetzt hat, ist das doppelt grausam. Aber das muss nun bewältigt werden, und man muss versuchen, im Interesse der Kinder durchzuhalten und das, was ich anderen zugerufen habe, chasak weemaz [Sei stark und mutig!, M. W], das gilt nun auch für mich selbst. Bei dem anfälligen Zustand der Kinder ist das alles besonders schlimm! Aber G'tt wird uns schon helfen!»³⁸

Um Platz in den Ghettos zu schaffen, ermordeten SS-Einheiten die einheimischen Jüdinnen und Juden. Am 7. November wurden zwischen 12'000 und 17'000 weissrussische jüdische Männer, Frauen, Kinder aus dem Ghetto in Minsk erschossen; tags darauf traf der erste Eisenbahnzug mit deutschen Juden ein. Am 30. November töteten SS- und Polizeieinheiten unter Befehl des Höheren SS- und Polizeiführers Jeckeln zusammen mit lettischen Hilfspolizisten etwa 14'000 Menschen aus dem Ghetto in Riga.³⁹ Auch in Litzmannstadt planten die Verantwortlichen den Massenmord. Ein SS-Sonderkommando, das in den Monaten zuvor psychisch kranke Menschen in polnischen Krankenhäusern mithilfe von Gaswagen ermordet hatte, wurde nun in dem nah gelegenen Ort Chelmno stationiert und begann, ab dem 8. Dezember systematisch Juden aus dem Warthegau, ab Januar insbesondere aus dem Ghetto Litzmannstadt in den Gaswagen durch Motorabgase zu töten.⁴⁰

Willy Cohn und seine Familie wurden mit tausend anderen Breslauer Jüdinnen und Juden am 21. November verhaftet, für einige Tage in einem Sammelplatz beim Breslauer Bahnhof festgehalten und dann nach Kaunas/ Kowno in Litauen deportiert. Gleich nach ihrer Ankunft am 29. November wurden sie zum Fort IX geführt und dort von den Tätern des SS-Einsatzkommando 3 erschossen. Dessen Führer, Dr. Karl Jäger, meldete für diese Mordaktion: 1155 Männer, 693 Frauen, 152 Kinder, darunter auch Willy Cohns dreijährige Tochter Clara.⁴¹

Ausweitung der Deportationen

Himmler und Heydrich versuchten zugleich, die Deportationen auch auf die übrigen, unter deutschem Einfluss stehenden europäischen Länder auszudehnen. Am 20. Oktober 1941 trafen Ribbentrop und Himmler mit der Staatsspitze der Slowakei zusammen. Unter anderem brachte Himmler die Rede auf die «Lösung der Judenfrage» und schlug den slowakischen Politikern vor, ihre jüdischen Staatsbürger den Deutschen zum «Arbeitseinsatz» im besetzten Polen zu überlassen. Am 17. Oktober erhob Heydrich in einem Telefonat mit Unterstaatssekretär Luther Einspruch gegen Pläne des Auswärtigen Amts, 2'000 Juden spanischer Staatsangehörigkeit aus Frankreich nach Marokko auszuweisen, denn dort seien diese dem Zugriff für die «nach Kriegsende zu ergreifenden Massnahmen zur grundsätzlichen Lösung der Judenfrage» entzogen. Am 23. Oktober 1941 erliess das RSHA das oben erwähnte generelle Auswanderungsverbot für Juden. Die NS-Führung hatte kein Interesse mehr, dass die europäischen Juden den Kontinent verliessen. Sie sollten sämtlich in den Osten deportiert werden.⁴²

Bereits am 28. Oktober berichtete die *New York Times* unter der Überschrift «Nazis Seek To Get Rid Europe Of All Jews» über die Deportationen: «Complete elimination of Jews in Europe life appears to be fixed German policy. [...] Several times each week transports now start eastward with Jews from Rhineland and Westphalia, Berlin, Prague and Vienna.» Ihre Wohnungen würden versiegelt und das ganze Inventar zum Staatseigentum erklärt. Auch die Ziele der Deportationszüge wusste die *New York Times* zu nennen: Litzmannstadt, Riga und Minsk.⁴³

Für die Täter warf die Deportationsentscheidung allerdings eine Reihe von Fragen auf, die von den verschiedenen Instanzen des NS-Regimes gemeinsam abgestimmt werden mussten. So hatte der Generalkommissar für Weissruthenien, Wilhelm Kube, der sich rühmte, seit seiner Studentenzeit sich im Kampf gegen das Judentum zu befinden, nach einem Besuch des Ghettos in Minsk bemängelt, dass unter den Deportierten sich auch Personen befänden, die im Sinne der Nürnberger Gesetze keine Juden waren, was zu Auseinandersetzungen mit Heydrich führte, aber deutlich werden liess, dass klare Deportationsrichtlinien festgelegt werden mussten. Zudem wollte das Reichssicherheitshauptamt über die Bestimmungen der Nürnberger Gesetze hinaus sogenannte «Mischlinge» den

«Juden» gleichstellen und damit gleichfalls in den Osten deportieren. Die Wannsee-Konferenz sollte Klarheit bringen und den Anspruch des RS HA auf Federführung in der «Judenfrage» bestätigen.⁴⁴

Ursprünglich für den 9. Dezember geplant, dann vermutlich wegen des Kriegseintritts der USA auf den 20. Januar verschoben, stellt die Besprechung in der einstigen Villa des Industriellen Minoux, die nun ein Gästehaus der Sicherheitspolizei am Wannsee war, zweifellos ein bedeutsames Datum dar. Auch wenn dort nicht, wie früher vermutet, die «Endlösung» beschlossen wurde, sprachen die Vertreter aus dem Reichssicherheitshauptamt, dem Reichsinnen- und Reichsjustizministerium, dem Auswärtigen Amt, dem Ministerium für die besetzten Ostgebiete, der Vierjahresplanbehörde, der Partei- und Reichskanzlei, des Generalgouvernements und aus dem Reichskommissariat Ostland über den Massenmord. Heydrich brachte eingangs noch einmal in Erinnerung, dass er von Göring mit der Vorbereitung der «Endlösung der europäischen Judenfrage» beauftragt worden sei und deshalb zu dieser grundsätzlichen Besprechung eingeladen habe, um die beteiligten Zentralinstanzen, wie es in der nachträglichen Niederschrift hieß, auf eine «Parallelisierung der Linienführung» zu verpflichten.⁴⁵

Als erste «Lösungsmöglichkeit» sei die Auswanderung forciert worden, aber mittlerweile habe Himmler die Auswanderung «im Hinblick auf die Möglichkeiten des Ostens» verboten. An die Stelle der Auswanderung sei nunmehr «als weitere Lösungsmöglichkeit nach entsprechender vorheriger Genehmigung durch den Führer die Evakuierung der Juden nach dem Osten getreten». Deren Zahl in Europa gab Heydrich, nach den überhöhten statistischen Vorlagen Eichmanns, mit 11 Millionen an, wobei in dieser Statistik der geweitete Horizont der NS-Täter sichtbar wird, denn auch Länder, die nicht zum deutschen Machtbereich gehörten wie Portugal, England, Irland, Schweden oder die Schweiz waren aufgeführt. Zwar konnte sich Heydrich in der Frage der Einbeziehung der «Mischlinge» in die Deportation nicht gegen das Reichsinnenministerium durchsetzen, das mögliche Beunruhigung in der Bevölkerung befürchtete, denn in solchen Familien waren ja nicht-jüdische Teile involviert. Doch war der RSHA-Chef mit dem Verlauf der Wannsee-Konferenz, wie Eichmann später im Verhör berichtete, durchaus zufrieden, da sich alle Anwesenden mit dem Massenmord unter Leitung des RSHA einverstanden erklärt hatten. Staatssekretär Bühler hatte sogar den Wunsch geäußert, dass im Generalgouvernement mit der «Endlösung» begon-

nen und sie «so schnell wie möglich» durchgeführt würde, weil die Juden angeblich als «Seuchenträger eine eminente Gefahr» seien und durch den Schwarzhandel die Wirtschaft in Unordnung brächten.⁴⁶

«Aktion Reinhardt»

Im Generalgouvernement reiften die Pläne für den systematischen Massenmord im Sommer und Herbst 1941. Hier tat sich in besonderer Weise der SS- und Polizeiführer des Bezirks Lublin, Odilo Globocnik, hervor. 1904 in Triest geboren, engagierte er sich schon in den 1920er Jahren in der nationalsozialistischen Bewegung in Österreich und amtierte nach dem «Anschluss» sogar für kurze Zeit als Gauleiter von Wien, wurde allerdings von Hitler wegen seiner katastrophalen Finanzpolitik wieder abgesetzt. Himmler, der solche Karrierebrüche nutzte, um Untergebene eng an sich zu binden, bot Globocnik eine neue Chance als SSPF in Lublin.⁴⁷

Und «Globus», wie er von Himmler genannt wurde, erwies sich als fleissiger Vasall des Reichsführer-SS. Die zehntausende aus den annektierten westpolnischen Gebieten vertriebenen Juden setzte er zur Zwangsarbeit ein und internierte sie in grosse Zwangsarbeitslager, unter anderem in Belzec, wo allein etwa 11'000 Jüdinnen und Juden sowie etwa 1'000 Sinti:ze und Rommja unter fürchterlichen Bedingungen eingesperrt waren.⁴⁸ Zugleich betrieb er die «Germanisierung» des Bezirks und liess, von Himmler ausdrücklich ermuntert, mit einem grossen Stab, zumeist SS-Angehörige aus Österreich, befestigte Wehranlagen, sogenannte SS- und Polizeistützpunkte errichten, die, so Globocnik grossspurig, «deutsche Lebenszentren auf dem flachen Lande» werden sollten.⁴⁹ Zum Personal gehörten bereits auch Kriegsgefangene der Roten Armee, vor allem Ukrainer, die in einem Lager in Trawniki, unweit Lublin, als paramilitärische Einheit ausgebildet wurden.⁵⁰ Zwar war Globocniks Stab mit den grossen Plänen überfordert, und im Frühjahr 1942 übertrug Himmler dem SS-Wirtschafts- und Verwaltungshauptamt die Aufgabe, die SS- und Polizeistützpunkte zu errichten. Aber Globocnik stand ein organisierter Stab zur Verfügung, der ihn zusammen mit seinem antisemitischen Eifer und der Loyalität zu Himmler für weitere Aufgaben prädestinierte.⁵¹

Anfang Oktober 1941 wurde er erneut initiativ und unterbreitete Himmler einen Vorschlag zur «Zusammensiedlung» der Volksdeutschen, was mit der «Ent-

siedlung der Fremdvölkischen hier im Distrikt Lublin» einhergehen sollte.⁵² Himmler nahm diese Initiative offenkundig sofort auf und beorderte Globocnik und dessen Vorgesetzten, den Höheren SS- und Polizeiführer für das Generalgouvernement Friedrich-Wilhelm Krüger, nach Berlin. Auf diesem Treffen am 13. Oktober fiel vermutlich die Entscheidung, die Juden im Distrikt Lublin zu ermorden. Vier Tage später fand in Lublin eine Besprechung Globocniks mit Generalgouverneur Frank und Spitzenvertretern der Besatzungsverwaltung statt, auf der die «Evakuierung» der Juden aus dem Distrikt Lublin sanktioniert wurde.⁵³

Sogleich wurde mit dem Aufbau des ersten Vernichtungslagers in Belzec begonnen, das zum einen an die zentrale Bahnlinie von Lemberg nach Lublin angeschlossen war, zum anderen durch die Zwangsarbeitslager bereits für die SS erschlossen war. Noch im Oktober, so bezeugte ein polnischer Arbeiter nach dem Krieg, hätten SS-Männer von der Gemeindeverwaltung 20 Arbeiter verlangt, die am 1. November mit dem Bau von Baracken begannen, darunter auch das Gebäude, das später als Gaskammer benutzt wurde. Zudem hätten schwarz uniformierte sowjetische Kriegsgefangene, das heisst «Trawniki», einen langen, tiefen Graben ausgehoben. Vor Weihnachten seien die polnischen Arbeiter dann wieder entlassen worden.⁵⁴

Parallel vereinbarten die Planer der Vernichtung den Einsatz der T4-Täter für den Massenmord in Lublin. Im September hätten, so die Aussage Viktor Bracks im Nürnberger Prozess 1947, Philipp Bouhler und er, also zwei Organisatoren der Krankenmorde, Odilo Globocnik in Lublin besucht, was aber vermutlich falsch datiert ist.⁵⁵ Fest steht, dass beide am 14. Dezember mit Himmler zusammentrafen und dort sehr wahrscheinlich über den Einsatz sprachen. Und auch in den folgenden Jahren blieb die Verbindung zwischen den einstigen T4-Tätern der «Aktion Reinhardt» und der Kanzlei des Führers mit Bouhler und Brack eng, wie nicht zuletzt die Fotos von der Berlin-Reise der SS-Männer aus Sobibór und Treblinka im Sommer 1943 zeigen.⁵⁶

Ende Dezember 1941 traf Christian Wirth in Lublin ein. Wirth, zu diesem Zeitpunkt 56 Jahre alt, ein früher Nationalsozialist und seit 1910 im württembergischen Polizeidienst, war im Januar 1940 in die Krankenmord-Anstalt Brandenburg abgestellt worden und leitete dort die Büroabteilung, dann auch in Grafeneck, Hartheim und Hadamar. Er stieg rasch auf und wurde Mitte 1940 zum Inspekteur aller Tötungsanstalten ernannt, um das Morden zu koordinieren und

die Verfahren effizienter zu machen.⁵⁷ Nun wurde er der erste Leiter des Vernichtungslagers Belzec. Ihm zur Seite standen fünf weitere SS-Männer, die in der T4-Aktion zumeist als «Brenner» die Leichen der Ermordeten verbrannt hatten: Josef Kaspar Oberhauser, Gottfried Schwarz, Johann Niemann, Friedrich Jirmann, Lorenz Hackenholt. Sie hatten zuvor in den SS-Totenkopfverbänden gedient, mithin als KZ-Wachen, und gehörten zu den ersten, die zur T4-Aktion kommandiert worden waren. Sie kannten sich, waren ideologisch gefestigt und als Leichenverbrenner gegenüber dem Morden abgehärtet. Sie waren, wie Sara Berger feststellt, wichtige Führungsakteure der «Aktion Reinhardt» und sollten künftig Schlüsselfunktionen in Belzec, Sobibór und Treblinka besetzen.⁵⁸

Diese Männer waren weitgehend auf sich gestellt, mussten sich um Baumaterialien und Arbeiter selbst kümmern. Neben den Trawnikis wurden Ende Dezember auch die ersten jüdischen Zwangsarbeiter aus der Umgebung von Belzec zum Aufbau des Lagers eingesetzt. Im Januar kamen weitere T4-Angehörige hinzu. Zugleich fingen die Männer an, mit Giftgas zu experimentieren. Sie kannten vom Krankenmord her die Methode, Menschen in eigens dafür hergerichteten Räumen mit Kohlenmonoxid aus Gasflaschen zu töten. Ebenso wussten sie, wie man Menschen in Gaswagen ermorden konnte. Hackenholt, der als Kraftfahrzeugmechaniker gearbeitet hatte, kannte sich mit Motoren aus und baute einen entsprechenden Transportwagen um. Die Mordexperten probierten ihre Methoden an jüdischen und behinderten Menschen aus den umliegenden Dörfern aus. Doch erschien den Tätern die Dauer, bis die Opfer erstickt waren, als zu lang und die Zahl der jeweiligen Mordopfer zu gering.⁵⁹

Parallel zu den Gaswagen bauten die T4-Täter auch eine der Baracken so um, dass in ihr drei Gaskammern entstanden. Da die Holzbaracke nicht luftdicht zu isolieren war, liessen sie doppelte Wände bauen und die Zwischenräume mit Sand auffüllen. Ausserdem wurden die Innenwände mit Teerpappe und die untere Hälfte mit Zinkblech beschlagen, damit die Räume einfacher zu reinigen waren. In die Kammern liessen sie Rohre verlegen, die mit einem Motor an einer Aussenwand der Baracke verbunden waren. Zunächst hatten die Männer, ihren Erfahrungen aus den Krankenmorden folgend, CO-Flaschen in «Probevergassungen» eingesetzt, mussten aber einsehen, dass eine regelmässige Lieferung aus Deutschland zu aufwändig war. Deshalb entschieden sie sich, die Abgase von Motoren zu verwenden. Sie besorgten sich einen Panzer- bzw. Lkw-Motor und er-

mordeten erneut Juden aus der näheren Umgebung, um das Tötungsverfahren zu testen und zu verbessern. Ein aus Berlin abgeordneter Chemiker prüfte die erforderliche Giftgasmenge; entsprechend musste der Motor eingestellt werden. Um einer höheren Wirksamkeit willen beauftragten die SS-Täter einen polnischen Schlosser, einen Filter anzufertigen, der den Rauch vom reinen Gas trennte. Aus all dem wird deutlich, mit welcher Bereitwilligkeit und Beflissenheit diese Männer den Massenmord organisierten. Niemand zwang sie, im Gegenteil, mit Eifer waren sie dabei, den Massenmord «effizient» zu machen. Mitte März 1942 begannen die Deportationen aus Lemberg, Zolkiew, Rawa Ruska, Lublin nach Belzec. Innerhalb von vier Wochen wurden über 70'000 Menschen ermordet.⁶⁰

Sobibór

Noch bevor die Mordstätte Belzec fertiggestellt war, fingen die Täter mit dem Bau des zweiten Vernichtungslagers in Sobibór an. Die kleine Ortschaft lag wie Belzec am östlichen Rand des Generalgouvernements, eher versteckt in einem sumpfigen, bewaldeten, dünn besiedelten Gelände, in dem vor allem Forstwirtschaft betrieben wurde. Doch existierte eine eingleisige Bahnlinie von Wlodawa nach Chelm, an deren Strecke die kleine Station Sobibór mit wenigen Häusern lag, bei der es ein zweites Gleis gab, damit Züge rangieren und Frachtwaggons abgestellt werden konnten. Bereits im Herbst 1941 hatten SS-Männer das Gelände besichtigt und nahmen Messungen vor; allerdings ist fraglich, ob schon zu diesem Zeitpunkt ein zweites Vernichtungslager geplant war. Anfang Februar erkundeten Angehörige des Stabes des SS- und Polizeiführers Globocnik per Flugzeug das Gelände, und wenig später begannen die Bauarbeiten. Dieses Mal wurde deutlich grösser geplant und gebaut. Auch nahm Globocniks Baufachmann Richard Thomalla nun die Leitung in die Hand.⁶¹

Wie beim Bau von Belzec wurden polnische Arbeiter und Trawniki-Männer für die Arbeiten eingesetzt sowie jüdische Zwangsarbeiter aus dem nur wenige Kilometer entfernten Wlodawa, die brutal behandelt wurden – etliche der Männer wurden von der SS vor Ort getötet. Im Lager von Sobibór gab es einige Gebäude wie eine Försterei, eine Poststation und eine Holzkapelle, die schon zuvor bestanden und nun in den Lagerkomplex einbezogen werden konnten. Ein drittes Gleis wurde verlegt und das Rangiergleis verlängert, damit auch lange Züge zukommen

konnten. Ein vierter Gleisabzweig führte direkt ins Lager. Das Lagergelände wurde umzäunt und mit Wachttürmen versehen. Zuletzt bauten die jüdischen Zwangsarbeiter das Gebäude für die Gaskammer. Im April traf das T4-Tötungspersonal ein.⁶²

In Sobibór waren mehr SS-Leute tätig als in Belzec. Leiter der 19-köpfigen Gruppe, von denen einige bereits mitgeholfen hatten, das erste Vernichtungslager zu errichten, war Franz Stangl, damals 32 Jahre alt. Er stammte aus Österreich, war bei der Gestapo in Linz, bevor er 1940 zur T4-Aktion beordert wurde, und amtierte bis auf eine kurze Unterbrechung als Büroleiter in der Tötungsanstalt Hartheim. Mit ihm kam auch Johann Niemann, 29 Jahre alt, aus dem Emsland, der nach einer Malerlehre als SS-Wächter in den Konzentrationslagern Esterwegen und Sachsenhausen Dienst getan und sich freiwillig zur T4-Aktion gemeldet hatte. Er war Leichenverbrenner in Grafeneck, Brandenburg und Bernburg gewesen und brachte es in Sobibór bis zum stellvertretenden Lagerkommandanten. Die Männer prüften die Einrichtungen und besorgten noch fehlende Teile. So fuhr Niemann nach Lemberg, um einen Motor für das Giftgas zu holen, andere schafften aus Warschau Türen für die Gaskammern und Brausen heran, um die Opfer zu täuschen.⁶³

Die Männer hatten aus den Erfahrungen von Belzec gelernt. Sobibór war weiträumiger angelegt. Im «Vorlager» standen die Wohn- und Verwaltungshäuser des SS-Personals, das «Lager I» war für die «Arbeitsjuden» und die Werkstätten bestimmt, im «Lager II» sollten sich die Opfer ausziehen und ihre Wertsachen abgeben. Anders als in Belzec gab es in Sobibór keine Entkleidungsbaracke, sondern die Menschen mussten sich im Freien entkleiden. Ein mit Stacheldraht eingezäunter und mit Zweigen getarnter «Schlauch» führte zu den Gaskammern im «Lager III», das mit einem eigenen Zaun umgeben wurde. Dort waren auch grosse Gruben als Massengräber ausgehoben worden, zu denen eine Lorenbahn die Leichen brachte.⁶⁴

Anfang Mai konnten die ersten Deportationszüge aus verschiedenen Orten des Distrikts Lublin eintreffen. Allein bis Ende Juni wurden etwa 70'000 Menschen in Sobibór ermordet, darunter auch Jüdinnen und Juden aus Kassel, Halle, Chemnitz, Frankfurt a.M., Berlin, Potsdam, Wien, Koblenz, Köln und Düsseldorf. Von Ende Juli bis Oktober 1942 konnte der Ort nicht angefahren werden, weil die Gleise zwischen Chelm und Wlodawa an mehreren Stellen im sumpfigen Boden eingesackt waren und repariert werden mussten.⁶⁵

Der Zugverkehr bildete eine der wichtigsten Sorgen der Täter. So schrieb der T4-Verantwortliche Viktor Brack im Juli 1942 an Himmler, dass Globocnik ihm im Vertrauen mitgeteilt habe, «die ganze Judenaktion so schnell wie nur irgend möglich durchzuführen, damit man nicht eines Tages mitten drin stecken bliebe, wenn irgendwelche Schwierigkeiten ein Abstoppen der Aktion notwendig machten. Sie selbst, Reichsführer, haben mir gegenüber seinerzeit schon die Meinung geäußert, dass man schon aus Gründen der Tarnung so schnell wie möglich arbeiten müsse». ⁶⁶ Der Chef des Persönlichen Stabes Himmlers, Karl Wolff, telefonierte mit dem neu ernannten Staatssekretär im Reichsverkehrsministerium Dr. ing. Albert Ganzenmüller, der daraufhin versicherte, dass täglich Züge nach Treblinka und Beizec führen und wegen der Unterbrechung nach Sobibór die Generaldirektion der Ostbahn mit der SS- und Polizeiführung in ständigem Kontakt sei. ⁶⁷ Wolffs Antwort zeugt von dem Ton, der zwischen den Tätern herrschte: «Lieber Parteigenosse Ganzenmüller! Für Ihr Schreiben vom 28.7.1942 danke ich Ihnen – auch im Namen des Reichsführers-SS – herzlich. Mit besonderer Freude habe ich von Ihrer Mitteilung Kenntnis genommen, dass nun schon seit 14 Tagen täglich ein Zug mit 5'000 Angehörigen des auserwählten Volkes nach Treblinka fährt und wir doch auf diese Weise in die Lage versetzt sind, diese Bevölkerungsbewegung in einem beschleunigten Tempo durchzuführen.» ⁶⁸ Als wegen des Urlauberverkehrs der Wehrmacht um die Jahreswende 1942/43 die Züge knapp zu werden drohten, wandte sich Himmler noch einmal direkt an Ganzenmüller, um mehr Transportzüge zu bekommen: «Ich weiss sehr wohl, wie angespannt die Lage für die Bahn ist und welche Forderungen an Sie immer gestellt werden. Trotzdem muss ich an Sie die Bitte richten: Helfen Sie mir und verschaffen Sie mir mehr Züge.» ⁶⁹ Schon ab Anfang Januar 1943 fuhren wieder Deportationszüge nach Treblinka, Anfang März aus Drancy in Frankreich und Westerbork in den Niederlanden nach Sobibór. ⁷⁰

«Das Tor ging auf und gab die Sicht frei auf etwas, das aussah wie ein wunderschönes Dorf. Vor uns lag eine schwarz gepflasterte Strasse, die mit Blumenbeeten gesäumt war. Links stand ein hübsches buntes Häuschen, umgeben von makellosem Rasen, herrlichen Bäumen und Blumen. Die Menschenmenge flutete hinein. Wir sahen Wegweiser, liebevoll in Holz geschnitzte Figuren: ein Kellner mit einem Teller in der Hand, ein Friseur mit einem Rasiermesser. Konnte das eine Todesfabrik sein? Unmöglich. Vielleicht war es wirklich ein Arbeitslager, wie

die Deutschen behauptet haben. Aber ich wusste es besser. Selbst als ich an dem grünen Häuschen mit dem idyllischen Namen ‚Schwalbennest über der Tür vorbeikam, wusste ich, dass ich zum Sterben hergekommen war. Aber warum? Ich war erst 15. Was hatte ich denn Schreckliches getan?«⁷¹ Thomas Toivi Blatt aus Izbica, der seit Beginn der deutschen Besetzung immer wieder vergeblich versucht hatte, zu fliehen, entkam dem Tod an diesem 28. April 1943 in Sobibór. Er wurde für das Arbeitskommando ausgewählt – seine Eltern hingegeben wurden in den Gaskammern ermordet.

In der Regel wurden die ankommenden Züge in zwei oder drei Teile geteilt und jeweils auf das Rangiergleis geschoben. Trawnikis und SS-Männer umstellten die Waggons, öffneten sie und trieben die Menschen mit Gewalt und Gebrüll zu einem Sammelplatz vor dem Lager II, wo ihnen gesagt wurde, dass sie «ausgesiedelt» und zuvor desinfiziert würden. Die Opfer mussten ihr Gepäck ablegen und wurden ins Lager II gebracht, wo sie sich im Freien ausziehen und ihre Haare scheren lassen mussten. Dann trieben sie Trawnikis nackt durch den «Schlauch» ins Lager III zu den Gaskammern, oftmals mit brutalen Schlägen und Peitschenhieben. Nach der Ermordung der Opfer musste das jüdische Arbeitskommando im Lager III die Leichen aus den Gaskammern herausholen, die Kammern säubern und die Leichen mit den Loren zu den Gruben fahren, in denen die Körper gestapelt und mit Chlorkalk bedeckt wurden. Gebrechliche und kranke Menschen brachten die Trawnikis zu einer Exekutionsstätte nahe der Kapelle, wo sie erschossen wurden. Da sich der Transport dorthin als zu beschwerlich erwies, brachten die Täter die Opfer später direkt zu den Massengräbern und ermordeten sie dort.⁷²

Die Angehörigen des jüdischen Arbeitskommandos mussten das Gepäck, die Kleidung und die Wertsachen einsammeln und unter SS-Aufsicht sortieren. Die Kleidungsstücke wurden von Zeit zu Zeit mit den Waggons abtransportiert, mit denen die Deportierten gebracht worden waren. Wertgegenstände, Geld, Gold wurden in eigene Kisten gepackt, die gesondert abgeholt und nach Berlin gebracht wurden. Der Raub war ein wichtiges Motiv der Täter. Das SS-Wirtschafts- und Verwaltungshauptamt unter Oswald Pohl in Berlin wachte sehr genau über die Einkünfte aus den Mordlagern. Pohl hatte einen eigenen Vertreter in Lublin und verhandelte mit der Reichsbank, die das Gold, das Geld und die Wertsachen übernahm. In seinem Abschlussbericht vom 5. Januar 1944 für Heinrich Himmler gab Globocnik den Gesamtwert der im Rahmen der «Aktion Reinhardt» ange-

fallenen und an die Deutsche Reichsbank abgelieferten Wertsachen (Edelmetalle, Juwelen, Geld, Devisen) und abgenommenen Habe mit nahezu 180 Millionen Reichsmark an, was einem heutigen Wert von etwa 680 Millionen Euro entspricht, wobei, so Globocnik prahlerisch, nur Mindestwerte angenommen worden seien, «der Gesamtwert wahrscheinlich das Doppelte beträgt».73

Sobald ein Transport eintraf, so berichtet Thomas Toivi Blatt, wurden aus den Angehörigen des jüdischen Arbeitskommandos Sondergruppen gebildet wie das Bahnhofskommando, das mit SS und Trawniki für die Räumung der Waggons sorgte. Andere Gruppen waren für das Gepäck und die Kleidung zuständig. Wieder andere mussten den Frauen die Haare abschneiden oder den Weg zu den Gaskammern harken, wenn eine Gruppe der Mordopfer hindurch gelaufen war. «Ich wurde einer der etwa hundert Sklaven, die neun Stunden pro Tag, sechseinhalb Tage die Woche Kleidung sortierten», schilderte Blatt. «Dazu griff ich Kleidungsstücke aus dem Haufen heraus, warf die Hemden nach links, Unterwäsche nach rechts, Pullover hierhin, Hosen dorthin und so weiter. Aber zuerst trennte ich den Judenstern ab. Die neuen Besitzer würden ihn nicht brauchen. Jedes Kleidungsstück wurde durchsucht, und alle Wertsachen kamen in eine Holzkiste, die in der Nähe stand. Sämtliche Fotos, Papiere und Aufnäher wurden auf Decken geworfen und weggeschafft, um anschliessend verbrannt zu werden. Nach dem Kleidersortieren musste man die einzelnen Kleidungsstücke in Zehnerbündel zusammenbinden und in bestimmte, jeweils nach Männer- und Frauenkleidung getrennte Lagerräume tragen. Einen Monat lang hatte ich Kleidung sortiert, als ich entdeckte, wo die leeren Koffer aufbewahrt wurden. Im Labyrinth der Koffer und Kisten hatte ich eine kleine Ecke gefunden, wo ich mich hinsetzen konnte und meine Ruhe hatte. Ich traf mit dem zuständigen Häftling, den alle immer nur Berliner nannten, ein Abkommen: Ich hatte Lebensmittel, die ich beim Gepäcksortieren mitgehen liess, konnte mich aber nirgends zurückziehen, um ungestört zu essen; er hatte den Platz, aber keine Möglichkeit, an Essbares zu kommen. Und so handelten wir einen Tausch aus.»74

Mitte April 1942 unterbrachen die Täter die Deportationen nach Belzec, weil sich die Gaskammern als zu klein erwiesen hatten und deshalb grössere Räume gebaut werden sollten. Ausserdem war beim Bau des ersten Vernichtungslagers nicht bedacht worden, Magazinräume für die Kleidung und Habseligkeiten der Opfer zu errichten. Zwischenzeitlich kamen vereinzelte Transporte an, doch den

routinierten Mordbetrieb nahm Belzec dann erst wieder im Juli auf. Dafür wurde in dieser Zeit mit dem Aufbau des dritten Lagers in Treblinka nahe Warschau begonnen, vermutlich von Himmler persönlich angeordnet, als er am 17. April das Warschauer Ghetto besichtigte, dessen Einwohner hauptsächlich im Vernichtungslager Treblinka umgebracht werden sollten. Das neue Lager lag versteckt in einem Kiefernwald, war aber über die Station Malkinia an die Bahnstrecke von Warschau nach Bialystok angeschlossen. Der österreichische Arzt Dr. Irmfried Eberl, damals 31 Jahre alt, der die medizinischen Bereiche der Tötungsanstalten in Brandenburg und Bernburg geleitet hatte, wurde der erste Leiter der Mordstätte Treblinka. Die Bauarbeiten beaufsichtigte wie schon in Sobibór Globocniks Baufachmann Richard Thomalla. Unter anderem waren die deutschen Firmen Schönbrunn und Schmidt & Münstermann am Bau des Vernichtungslagers beteiligt. Da Belzec pausierte, wurden SS-Täter von dort nach Treblinka geschickt, um mit ihren Erfahrungen den Bau zu unterstützen. Eberl selbst besuchte für einige Tage Sobibór und Belzec, um sich auf seine künftige Aufgabe vorzubereiten.⁷⁵

Die Anlage in Treblinka entsprach mit drei Lagerteilen der von Sobibór. Die SS und die Trawniki waren in abgegrenzten Bereichen innerhalb des Lagers untergebracht; es gab ein Lager für die jüdischen Arbeitskommandos und ein Todeslager um die Gaskammern herum. Ein eigens herangeschaffter Bagger hob die Gruben für die Leichen aus; an der neu gebauten Rampe konnten bis zu 20 Waggons halten. In Treblinka arbeiteten die Täter besonders sorgfältig an den Täuschungsvorkehrungen. Der Eingang zum Lager war so hergerichtet, dass man den Eindruck haben konnte, es mit einem normalen Bahnhof zu tun zu haben. Mit geschnitzten Figuren geschmückte Wegweiser sollten wie in Sobibór eine dorfgemütliche Atmosphäre erzeugen. Selbst der Weg zu den Gaskammern war mit weissem Sand ausgeschüttet, die Stacheldrahtzäune rechts und links mit Sträuchern getarnt. Der Überlebende Chil Rajchman berichtete, dass die Strasse zum Tod wie eine Allee in einem öffentlichen Park aussah.⁷⁶

Am 7. Juli meldete Eberl dem deutschen Kommissar für das Warschauer Ghetto, Heinz Auerswald, dass das Lager am 11. Juli betriebsfertig und die Gaskammern «behelfsmässig arbeitsfähig» sein würden.⁷⁷ Vom 17. bis 20. Juli unternahm Himmler eine Inspektionsreise nach Polen, besuchte Auschwitz, wo er die Ermordung von gerade angekommenen niederländischen Juden in den Gaskammern beobachtete, sowie Lublin, Chelm und Zamosc, inspizierte auch die Ver-

nichtungsstätte Sobibór, und erteilte am 19. Juli dem Höheren SS- und Polizeiführer Krüger den Befehl, sämtliche polnische Juden bis zum Jahresende 1942 zu töten.⁷⁸

Im Warschauer Ghetto hatten schon um die Jahreswende 1941/42 Gerüchte über bevorstehende Massendeportationen die Runde gemacht. Im März erhielt der Vorsitzende des Judenrates Adam Czerniakow Nachrichten über Deportationen aus Lemberg und Lublin. Ende April verlangte Auerswald eine genaue Aufstellung der Ghettobevölkerung nach Strassen und Wohnhäusern. Panik und Gerüchte nahmen im Ghetto zu. Am 22. Juli wurden die Mitglieder des Judenrates verhaftet, und SS-Sturmbannführer Höfle aus Globocniks Stab eröffnete, dass mit wenigen Ausnahmen alle Juden, unabhängig von Alter und Geschlecht, «nach dem Osten» deportiert werden würden. Noch am selben Tag sollten um vier Uhr nachmittags die ersten 6'000 Menschen versammelt werden, dieselben Kontingente an den folgenden Tagen. Ausgenommen seien Juden, die bei deutschen Firmen beschäftigt waren, sowie Mitglieder der jüdischen Selbstverwaltung, insbesondere des jüdischen Ordnungsdienstes, der dafür zu sorgen hatte, dass die geforderte Zahl an Menschen zur Deportation bereitstand. Czerniakow bemühte sich vergeblich, weitere Ausnahmebestimmungen, insbesondere für Kinder, zu erreichen – vergeblich. Am Abend des 23. Juli nahm er sich das Leben.⁷⁹

Deportationen aus den Niederlanden

Ende März und Mitte April 1942 waren erste Deportationen aus Frankreich und der Slowakei nach Auschwitz erfolgt; im Mai hatte Heydrich Paris besucht und im kleinen Kreis erklärt, dass über die «Gesamtheit der europäischen Juden das Todesurteil gesprochen» sei. Am 11. Juni fanden sich im Reichssicherheitshauptamt in Berlin bei Adolf Eichmann die Judenreferenten aus Paris, Den Haag und Brüssel ein, um die Deportationen aus Westeuropa zu planen, Quoten für die jeweiligen Länder festzulegen und Transportmodalitäten zu besprechen.⁸⁰

Wenige Tage später, am 26. Juni, wurden die führenden Mitglieder des *Jood-sche Raad* in die Zentralstelle für Jüdische Auswanderung befohlen, wo sie erfuhren, dass Männer, Frauen, ganze Familien zum «Arbeitseinsatz» nach Deutschland geschickt werden sollten. Dabei sollten Juden mit niederländischer

Staatsangehörigkeit genauso einbezogen werden wie ausländische oder staatenlose Juden – eine Unterscheidung, die in Frankreich und Belgien eine wichtige Rolle spielte, wo sich die jüdischen Organisationen dafür einsetzten, dass die einheimischen Juden von der Deportation verschont blieben. In den Niederlanden hingegen drängten weder die Ministerien noch der Jüdische Rat darauf, niederländische Juden auszunehmen, so dass sämtliche in den Niederlanden lebende jüdische Menschen von den Deportationen bedroht waren. Zunächst ausgenommen waren Diamantarbeiter und die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Jüdischen Rates. Als Durchgangslager sollte das zentrale Flüchtlingslager Westerbork im Norden Hollands dienen, das bis dahin unter niederländischer Verwaltung gestanden hatte und nun zum 1. Juli von der deutschen Polizei übernommen wurde.⁸¹

Als Anfang Juli die ersten Aufrufe zum «Arbeitseinsatz» verschickt wurden, lösten sie Entsetzen und Angst aus. In der Familie von Anne Frank erhielt Annes ältere Schwester Margot einen solchen Aufruf zum «Arbeitseinsatz» in Deutschland, was die Familie veranlasste, früher als geplant das vorbereitete Versteck im Hinterhaus der Firma von Otto Frank zu beziehen, um Margot vor der Deportation zu retten.⁸² Am 14. Juli führten deutsche und holländische Polizisten eine Razzia in Amsterdam durch und nahmen 700 Menschen fest, die als Geiseln dienten, damit die aufgerufenen 4'000 Menschen sich auch tatsächlich zum «Arbeitseinsatz» meldeten. Der Jüdische Rat veröffentlichte daraufhin in einer Extra-Ausgabe des *Joodschen Weekblad* den dringenden Appell, dem Aufruf Folge zu leisten. So kamen genügend Menschen zusammen, die nach Westerbork gebracht wurden. Dort waren gleichfalls weitere Opfer ausgewählt worden, darunter auch eine Gruppe von Kindern aus dem Waisenhaus des Lagers, so dass am 15. Juli 1942 der erste Deportationszug mit über tausend Menschen, überwiegend aus Deutschland, Österreich und Polen geflüchtete, aber auch niederländische Juden, nach Auschwitz abfuhr. Am 17. Juli erreichte der Transport zusammen mit einem Zug aus Amersfoort Auschwitz; 1251 Männer und 300 Frauen wurden als arbeitsfähig eingestuft, und es wurden ihnen Lagernummern eintätowiert; die übrigen 449 Menschen mussten direkt in die Gaskammern gehen. Alle drei bis vier Tage verliess nun ein Zug Westerbork, so dass bis Ende September nahezu 19'000 Menschen nach Auschwitz deportiert worden waren.⁸³

Die Kirchen protestierten dagegen. In einer gemeinsamen Kanzelabkündigung

der reformierten, lutherischen Kirchen sowie der römisch-katholischen Kirche, die am 26. Juli in nahezu allen niederländischen Gotteshäusern verlesen wurde, war von der tiefen Bestürzung und Erschütterung über die Massnahmen gegen die Juden in den Niederlanden die Rede. «Das Leid, das damit über Zehntausende gebracht wird, das Wissen, dass diese Massnahmen in Widerspruch zum tiefsten sittlichen Bewusstsein des niederländischen Volkes stehen und vor allem unvereinbar sind mit all dem, was Gott in Bezug auf Gerechtigkeit und Barmherzigkeit von uns fordert, nötigen die Kirchen, mit der dringenden Bitte an Sie [adressiert war die deutsche Besatzungsverwaltung, M. W] heranzutreten, diese Massnahmen nicht durchzuführen. Diese Bitte wird noch dringlicher durch den Umstand, dass den Christen unter den Juden durch diese Massnahmen die Möglichkeit zur Teilhabe am kirchlichen Leben genommen wird.»⁸⁴ Tatsächlich erreichten die Kirchen mit Arthur Seyss-Inquart, dem Reichskommissar für die Niederlande, eine Übereinkunft, dass Personen, die vor dem 1. Januar 1941 christlich getauft worden waren, von den Deportationen ausgenommen werden sollten – auf dem Papier, denn in der Wirklichkeit scherten sich die Deutschen um solche Vereinbarungen wenig. Auch danach schickten sie getaufte Juden aus den Niederlanden nach Auschwitz und ermordeten sie.⁸⁵

Ab Ende August ging die Zentralstelle dazu über, den Betroffenen nicht mehr den Aufruf zuzusenden, sondern die ausgewählten Jüdinnen und Juden durch niederländische und deutsche Polizisten direkt in ihren Wohnungen zu verhaften und zum zentralen Amsterdamer Sammellager Schouwburg zu bringen, von wo sie dann weiter nach Westerbork transportiert wurden. Innerhalb der Amsterdamer Polizei gab es eine eigene Judenabteilung «Bureau Joodsche Zaaken», das für die Aktionen gegen die Juden in Amsterdam zuständig war, und seit Anfang 1941 existierte ein Polizei- Ausbildungsbataillon, das für diese Einsätze trainiert wurde. «Ich kann Ihnen nicht anderes erklären», schrieb der holländische Nationalsozialist und Amsterdamer Polizeichef Ende September 1942 an den Höheren SS- und Polizeiführer Rauter, «als dass die jungen Männer des Polizeibataillons ihre Aufgabe auf die löblichste Weise erledigt haben [...]. Sie haben immer, wenn sie an den angegebenen Adressen mehrere Juden fanden, dieselben mitgenommen, aber weil sie an den angegebenen Adressen meistens überhaupt keine Juden fanden, haben sie auch die Juden aus den umliegenden Häusern usw. mitgenommen, wodurch es möglich gewesen ist, dass Tausende und Abertausende

an Juden ohne irgendeine Reibung aus Amsterdam nach Westerbork gesandt wurden.»⁸⁶

Die niederländische Exilregierung protestierte zwar ebenfalls Ende Juli gegen die Deportationen, tat aber sonst wenig, um den Juden zu helfen. Das Angebot eines Schweizer Geschäftsmannes, 75'000-100'000 Schweizer Franken Lösegeld an die Deutschen zu zahlen, um niederländische Juden freizukaufen, lehnte die Exilregierung ab, um den deutschen Kriegsgegner nicht mit Geld zu unterstützen.⁸⁷ Inzwischen wurden in Grossbritannien und den USA immer mehr Informationen über den Massenmord in Polen bekannt. Unter der Überschrift «Germans murder 700'000 Jews in Poland» berichtete der *Daily Telegraph* am 25. Juni 1942 über die Morde in Chelmino, auch mit dem Hinweis, dass dort mobile Gaswagen eingesetzt würden. Am folgenden Tag sprach Szmuel Artur Zygielbojm, der als Mitglied der jüdischen Arbeiterpartei «Bund» dem polnischen Exilparlament in London angehörte und der über Mittelsmänner von den Massenmorden erfahren hatte, in der BBC über das Schicksal der polnischen Juden. Seine Rundfunkansprache wurde auch im Warschauer Ghetto gehört. Emanuel Ringelblum, der unter grosser Gefahr mit seiner Gruppe *Oyneg Shabbat* Dokumente und Zeugnisse über das Ghetto und die deutsche Politik sammelte, notierte mit Zuversicht in seinem Tagebuch, dass der Plan der Deutschen, die polnischen Juden im Geheimen zu vernichten, gescheitert sei. Doch hoffte Ringelblum vergeblich auf die Hilfe Grossbritanniens; er selbst wurde im März 1944 mit seiner Familie in seinem polnischen Versteck aufgestöbert und mit Frau und Kind erschossen.⁸⁸

Einige Juden in den Niederlanden versuchten unterzutauchen, was jedoch nur mit nicht-jüdischen Helferinnen und Helfern gelingen konnte. Nur wenige besaßen Kontakte zum Widerstand und damit die Möglichkeit, einen gefälschten Pass oder den eines nicht-jüdischen Holländers zu bekommen, der dann seinen eigenen als verloren angab und einen neuen beantragte. Der Lehrer und spätere Historiker des Holocaust in den Niederlanden Jacques Presser, dessen Frau 1943 nach Sobibór deportiert und ermordet wurde, überlebte mit Hilfe von insgesamt sieben gefälschten Pässen, was jedes Mal bedeutete, eine neue Identität glaubhaft anzunehmen, um vor Personenkontrollen gewappnet zu sein.⁸⁹ Ein Problem für die Untergetauchten war darüber hinaus, an Lebensmittel zu kommen, die es auch in den Niederlanden nur mit Lebensmittelkarten gab. Anne Franks Vater zum Beispiel, der das Versteck für die Familie sorgfältig geplant hatte, kümmerte

sich darum, dass nicht-jüdische Mitarbeiter seiner Firma die Familie im Versteck mit Lebensmitteln versorgten. Diese Helferinnen und Helfer wiederum waren in hohem Mass gefährdet, entdeckt und verhaftet zu werden, weil sie ihre Hilfeleistungen regelmässig wiederholen mussten. Manche gingen dieses lebensgefährliche Risiko aus humanitären und ethischen Beweggründen ein, andere aus christlicher Überzeugung; wieder andere verlangten dafür Geld oder Dienstleistungen unterschiedlichster Art. Trotz aller Gefahren, die das Untertauchen bedeutete, entschlossen sich über 25'000 Jüdinnen und Juden in Holland, sich vor der Deportation zu verstecken und zu versuchen, die Besatzungszeit irgendwie zu überleben. Mehr als 12'000 von ihnen wurden bei Razzien oder durch Denunziation aufgespürt, verhaftet und ins Lager Westerbork gebracht, darunter auch die Familie Frank, deren Versteck verraten worden war. Am Morgen des 4. August 1944 erschienen Gestapobeamte und verhafteten sie. Nur der Vater, Otto Frank, überlebte; alle übrigen Familienmitglieder starben in Auschwitz und Bergen-Belsen.⁹⁰

Der Lageralltag in Westerbork wurde von der jüdischen Selbstverwaltung organisiert, was es den Deutschen erlaubte, nur mit einer kleinen Wachmannschaft über das Lager zu herrschen. Weil mit perfider Absicht auch die Zusammenstellung der Transportlisten, die sich nach den deutschen Vorgaben zu richten hatte, in die Hände der jüdischen Lagerverwaltung gelegt war, grassierten Korruption und die verzweifelten Bemühungen, von der Deportation freigestellt werden zu werden. Bestimmte Lagergruppen hatten für sich Privilegien herausgeschlagen. So wurden die, meist deutschen, Häftlinge, die schon 1942 in Westerbork interniert waren, die sogenannten «alten Kampinsassen» vorerst von der SS von den Transporten ausgenommen. Andererseits verfügten die niederländischen Juden über soziale Kontakte zu Freunden, Nachbarn, Kollegen und erhielten lebenswichtige Dinge wie Kleidung oder Lebensmittel.⁹¹

Ein- bis zweimal pro Woche verliess ein Zug das Lager Westerbork in Richtung Auschwitz mit einer Begleitmannschaft von rund einem Dutzend deutscher Polizisten. Unmittelbar nach Abfahrt schickte der Kommandant von Westerbork ein Fernschreiben mit der Zugnummer und der Zahl der Menschen jeweils an die Zentralstelle für jüdische Auswanderung in Amsterdam, an das Eichmann-Referat im Reichssicherheitshauptamt und an den Stab des SS- und Polizeiführers in Lublin Globocnik, der dann diese Information an die SS in Sobibór weiterleitete.⁹²

Bis Ende Februar 1943 hatten die Deutschen mehr als 46'000 jüdische Menschen aus den Niederlanden deportiert, fast ein Drittel der 1940 dort lebenden Jüdinnen und Juden. Dabei scheute sich die SS keineswegs, auch alte, kranke Menschen sowie Kinder zu deportieren, die für den offiziellen Grund eines «Arbeitsinsatzes» offenkundig nicht in Frage kamen und die Befürchtungen innerhalb der jüdischen Gemeinden über den wahren Grund der Transporte weiter verstärkten.⁹³

Vermutlich im Februar 1943, so Katja Happe, beschloss das Reichssicherheitshauptamt in Berlin, die Züge aus den Niederlanden nicht mehr nach Auschwitz, sondern nach Sobibór zu schicken. Dorthin wurden zwischen März und August 1943 über 34'000 Menschen aus den Niederlanden deportiert; weniger als 20 überlebten.⁹⁴

Mord in Sobibór

Die Zugfahrt nach Polen war schrecklich. Die Waggonen waren mit Menschen vollgestopft, die kaum ihre Notdurft verrichten konnten. «Die Stimmung ist jetzt schon fürchterlich. Alle zanken sich und suchen Streit. Wenn die Tür zu ist, stinkt es entsetzlich und sehr beklemmend. Die Tür offen, dann zieht es stark», schrieb Levie Sluizer, der am 6. April 1943 nach Sobibór deportiert wurde, in einem Brief, den er im Zug vor seiner Ermordung verstecken konnte und den sein Bruder Moses in Westerbork finden konnte, da meist derselbe Zug für den Transport verwendet wurde. «Wir sitzen absolut im Dunkeln. Nachts kann man es vor Kälte nicht aushalten.»⁹⁵ Auch Jules Schelvis, der Sobibór überlebte, gehörte zu den Deportierten und schilderte die Fahrt dorthin im Juli 1943: «Jegliche Ausstattung wie Stroh zum Liegen oder Haken, an denen man etwas hätte aufhängen können, fehlte. Ausser einer vollen Tonne mit Wasser und einer leeren für unsere Notdurft hatten die Männer vom Westerborker OD – dem Ordnungsdienst – kurz vor der Abfahrt einige Packen Brot in die Wagen gebracht, während die Kranken auf Tragen zu den Waggonen gefahren wurden. [...] Als alle mit einiger Mühe in den Waggon gestiegen waren, wurden die Schiebetüren von aussen mit Haken verschlossen. Wir standen mit unserem Gepäck wie die Heringe gedrängt und dachten, wie lange wir das wohl aushalten konnten. Es gab kaum Platz, um mal die Beine auszustrecken. Die einzige frische Luft, die wir schnappten, drang

durch ein kleines, vergittertes, glasloses Fenster nach innen.» Über drei Tage ging die Reise über Bremen, Berlin, Breslau bis nach Polen. «Wir kamen um vor Durst, nachdem unser eigener Vorrat an Wasser, den wir in Feldflaschen mitgenommen hatten, schon am ersten Abend leer getrunken war. [...] Wegen der Übermüdung interessierte es uns schon nicht mehr, wo wir landen würden. Es gab nur noch eine Frage: wie kommen wir aus diesem stinkenden, überfüllten Viehwagen, um ein wenig Luft zu schnappen. Nach einer Fahrt von 72 Stunden war es inzwischen Freitag gegen 10 Uhr geworden, als der Zug in der Nähe eines Lagers hielt. In Sobibór, wie sich herausstellte.»⁹⁶

«Mitten in der Nacht wurde ich von einem scharfen Pfeifton aus dem Schlaf gerissen. Mein Bettnachbar sagte, es sei ein Transport eingetroffen, einer aus Holland», berichtet Thomas Toivi Blatt. «Das Lager war hell erleuchtet. Als ich zur Arbeit geführt wurde, sah ich, dass es in der Ferne auf dem Bahnsteig sehr lebhaft zuging. Neuankömmlinge stiegen gerade aus dem Zug aus. Ein schmalspuriger Kippwagen fuhr vorbei. Dort wurden, wie ich erfuhr, nicht nur die grossen Gepäckstücke hineingeworfen, sondern auch die Kranken, die Alten, die Krüppel und alle anderen, die sich nicht ohne Hilfe auf den Beinen halten konnten. Der Rest folgte dann den SS-Männern zu einer länglichen Baracke. Unsere achtköpfige Gruppe wurde zu dieser Baracke gebracht und musste dort auf die ankommenden Juden warten. Es handelte sich um eine grosse, fensterlose Baracke; die Eingangs- und Ausgangstore standen weit offen. Zwei Häftlinge wurden an den Eingang gestellt, vier in die Mitte und zwei an den Ausgängen. Wir hatten die Aufgabe, die Juden, die durch die Baracke hindurchgingen, aufzufordern, ihre Geldbörsen und ihr Handgepäck dazulassen. Die erste Gruppe der Verdammten kam näher. Vorne gingen die Frauen. Sie waren gut angezogen. Ich stand einen Augenblick lang da und war fassungslos. Es war früh am Morgen, und viele hatten schlafende kleine Kinder auf dem Arm. Sie ahnten nicht, dass sie in den Tod gingen.»⁹⁷

Im abgeschirmten Lager II, in dem die Kleidung und Habseligkeiten der Opfer gesammelt wurden, teilte ein SS-Mann einer Gruppe von rund 500 Menschen mit, dass sie vor ihrem Arbeitseinsatz desinfiziert werden müssten und nach dem «Bad» ihr Eigentum zurückerhalten würden. Diese mussten sich ausziehen und wurden nackt mit brutaler Gewalt durch den «Schlauch» ins strikt abgegrenzte Lager III zu den Gaskammern getrieben; zuvor wurden den Frauen die Haare abgeschnitten. Die Trawnikis schlugen ihre Opfer mit Peitschen oder hetzten Hunde

auf sie, damit in der Panik und im Schrecken niemand an Gegenwehr dachte. Die SS hielt sogar eine Gänseschar – auch damit deren Geschnatter die Schreie der Menschen übertönen sollte. Währenddessen räumten die jüdischen Arbeitskommandos die Baracke, luden das Handgepäck und die Kleidung vom Hof auf Decken und trugen die Sachen in angrenzende Räume, wo sie sortiert wurden. Der Sandboden wurde frisch geharkt, bevor die nächste Gruppe der Opfer in die Baracke und den Hof getrieben wurde. Toivi Blatt wurde einer Häftlingsgruppe zugeteilt, die den Weg zu den Gaskammern säubern sollte. «Ich hatte die ‚Himmelfahrtsstrasse‘ noch nie bei Tageslicht gesehen. Es war schrecklich. Jeder Fussabdruck im Sand erzählte eine Geschichte der Verzweiflung. Hunderte von Fussabdrücken, die mit jedem Zug der Harke dem Boden gleichgemacht wurden, die grossen Fussabdrücke der Erwachsenen und die kleinen der Kinder; Abdrücke von Gebrechlichen, die nur ein Bein benutzen konnten und von Freunden gestützt wurden; die Spur von jemandem, der mitgezogen worden war, vielleicht von einem Krüppel, dessen Prothese im Entkleidungshof hatte Zurückbleiben müssen, oder von jemandem, der ohnmächtig geworden war. Und mitten im Abfall waren einige kleine, zerrissene, rote und grüne Papierschnitzel, die immer wieder durch die Zargen der Harke rutschten. Ich bückte mich, um die Fetzen aufzuheben. Es war Geld. Das rote Papier schien von sowjetischen Scheinen zu stammen, das grüne von amerikanischen Dollars. Die Menschen hatten sich keine Illusionen gemacht. Vielen war klar, dass dies ihr Ende war, und ihre letzte Handlung war eine des Widerstands gewesen. Nackt und machtlos, wie sie waren, hatten sie systematisch das Wenige, was ihnen am Ende geblieben war, zerstört, damit es den Deutschen nicht in die Hände fiel. Ich konnte ihre Gefühle und Gedanken sehr gut nachvollziehen. Auf ihre Art waren sie Helden.»⁹⁸

Zwanzig bis dreissig Minuten dauerte der Todeskampf in den Gaskammern. Dann holten die Angehörigen des jüdischen Arbeitskommandos die Leichen aus den Kammern, brachen Goldzähne aus den Kiefern und schleppten die toten Körper zu den Massengräbern. Das Lager III mit den Gaskammern war streng vom übrigen Lager abgeschirmt. Auch die jüdischen Kommandos, die dort arbeiten mussten, waren ebenfalls von den anderen Arbeitskommandos getrennt. «Dieser Teil von Sobibór war unser Alptraum», schreibt Thomas Toivi Blatt. «Dorthin versetzt zu werden, bedeutete, bis zur vollkommenen Entkräftung in den Krematorien zu arbeiten.»⁹⁹

Am Nachmittag des 12. Februar 1943 reiste Himmler persönlich nach Sobibór, um die Mordstätte zu inspizieren. Da an diesem Tag kein Transport erwartet wurde, holte die SS aus den umliegenden Orten etwa zweihundert jüdische Mädchen und Frauen, um Himmler die Technik des Mordens zu demonstrieren. Danach fand noch eine Zusammenkunft mit den SS-Leuten im Kasino statt, auf der Himmler eine Ansprache hielt. Ada Lichtman bezeugte nach dem Krieg, dass die Tische für die Mörder mit Speisen und Getränken gedeckt und mit Blumen geschmückt waren.¹⁰⁰

Aufstand

«Ständig dachte ich an Flucht.»¹⁰¹ Immer wieder versuchten die jüdischen Häftlinge zu fliehen, manchmal gelang es, meistens wurden sie wieder aufgegriffen und exemplarisch bestraft. Die beste Gelegenheit zur Flucht bot sich, wenn sie zu Arbeitskommandos ausserhalb des Lagers eingeteilt wurden. So sollte Toivi Blatt eines Tages die Öfen einer einstmals jüdischen Bäckerei in Wlodawa auseinandernehmen, weil in Sobibór feuerfeste Ziegelsteine benötigt wurden. Auf dem Hin- und Rückmarsch mussten die Häftlinge singen. Die Polen seien verwirrt auf der Strasse gestanden und hätten die Häftlinge angestarrt, berichtet Blatt. Wann hatten sie zuletzt Juden gesehen, die Lieder sangen? Als sie hörten, dass die Häftlinge aus Sobibór kamen, seien die Strassen in Sekundenschnelle wie leergefegt gewesen. Eine Möglichkeit zur Flucht hatte sich nicht ergeben. Nicht nur die Deutschen behielten die jüdischen Arbeiter im Blick, auch die anderen Häftlinge passten auf, denn sie wussten, dass alle bestraft werden würden, wenn nur einem die Flucht gelang.¹⁰²

Als ab Herbst 1942 die Leichen nicht mehr vergraben, sondern verbrannt wurden, gingen immer wieder sogenannte Waldkommandos aus, um Brennholz zu schlagen. An einem heissen Julitag befahlen die SS-Aufseher zwei polnischen Juden, in dem nahegelegenen Dorf Ziobek Wasser zu holen, und gaben ihnen einen ukrainischen Wachmann mit. Sie kauften im Dorf auch Lebensmittel und Schnaps, machten den Ukrainer betrunken, töteten ihn und flohen mit seinem Gewehr. Als die beiden Häftlinge ausblieben, argwöhnte die SS, dass etwas vorgefallen sein musste, schickte einen zweiten Trawniki aus, der den toten Ukrainer fand und der SS Bericht erstattete. In der Unruhe, die sich unter den jüdischen

Häftlingen und den Bewachern ausbreitete, gelang etwa 14 weiteren polnischen Häftlingen die Flucht, während die niederländischen Häftlinge gar nicht erst versuchten zu fliehen, da sie wussten, dass sie keine Chance hatten, wenn sie nicht Polnisch sprachen und sich im Land auskannten. Drei der Geflüchteten konnten entkommen und überlebten den Krieg; elf Männer wurden wieder eingefangen, einige gleich an Ort und Stelle erschossen und die Übrigen gezwungen, unter brutalen Schlägen auf Ellbogen und Knieen zurück zum Lager zu kriechen. Im Lager wurden sie dann vor den Augen aller jüdischen Häftlinge, die zur Hinrichtung antreten mussten, erschossen. Einer von ihnen rief kurz vor den tödlichen Schüssen den angetretenen Häftlingen auf Jiddisch zu: «Nemmt Nekome! Nehmt Rache!»¹⁰³

Im Laufe des Sommers 1943 mehrten sich unter den Häftlingen die Gerüchte, dass das Lager bald aufgelöst werden würde, was, das wussten sie, ihren Tod bedeute. So waren im Juni mehrere hundert Arbeitsjuden, die das Vernichtungslager Belzec abgebaut hatten, das im Dezember 1942 geschlossen worden war, nach Sobibór deportiert worden. Dort sollten sie getötet werden. In ihrer Kleidung fanden die Sobibór-Häftlinge Zettel, die über die falschen Versprechungen der Deutschen informierten, dass der Transport angeblich in Arbeitslager gehen würde. In der Tat hatte Himmler vor, Sobibór in ein Konzentrationslager umzubauen, in dem erbeutete Munition aufbereitet werden sollte. Im Laufe des Sommers wurde der nördliche Teil des Lagers um einen, mit Stacheldraht umzäunten, zusätzlichen Teil erweitert, in dem ein neues Arbeitskommando aus 50 Frauen und 60 Männern Munition sortieren musste. Das konnte aber die Befürchtungen der Häftlinge nicht zerstreuen. Es bildete sich ein konspiratives Untergrundkomitee, dem nur wenige Häftlinge angehörten, das einen Aufstand planen sollte, der dann eine Flucht ermöglichen würde. Diese Pläne erhielten entscheidende Unterstützung, als Ende September ein Transport mit Juden aus Minsk eintraf, unter denen sich auch sowjetische Kriegsgefangene, also militärfahrene Soldaten, befanden, darunter Alexander Petsjerski, der Offizier und Politischer Kommissar gewesen war. Ihm gelang es, bei der Ankunft nicht zur Ermordung, sondern zu den Arbeitskommandos eingeteilt zu werden. Petsjerski wurde zum Anführer des Widerstandskreises; mit den anderen plante er, SS-Männer in die Arbeitsbaracken zu locken, sie zu töten, deren Uniformen anzuziehen und mit deren Waffen die Wachen anzugreifen und aus dem Lager auszubrechen. Das würde jedoch voraussichtlich nur den Arbeitsjuden des Lagers II gelingen können; die jüdischen

Häftlinge im streng abgeschirmten Lager III, wo die Gaskammern standen, hätten wahrscheinlich keine Chance, ihrerseits auszubrechen, wenn die SS rasch wieder die Kontrolle über das Lager erringen würde.¹⁰⁴

Das Komitee hatte in Erfahrung gebracht, dass zwischen dem 13. und 15. Oktober sowohl der Lagerkommandant als auch der als besonders gefährlich eingeschätzte SS-Mann Gustav Wagner nicht im Lager sein würden, ausserdem andere SS-Männer sich im Urlaub befanden. So wurde der 14. Oktober beschlossen; als Zeitpunkt des Aufstandes wurde der spätere Nachmittag festgelegt, da dann der Arbeitstag zu Ende war, die Häftlinge zum Appell antreten mussten und bald die Dämmerung einbrach, so dass es einfacher war, sich im Wald zu verstecken. Alle Widerständler erhielten ihre Aufträge; einen Unsicherheitsfaktor bildeten die vielen uneingeweihten Mithäftlinge, von denen man nicht wusste, wie sie sich im Moment des Aufstandes verhalten würden.¹⁰⁵

Am Nachmittag gelang es einem der Widerständler, aus der Baracke der Trawniki drei Gewehre zu erbeuten. Dann wurde die Telefon- und Telegrafeneleitung durchschnitten und Johann Niemann, der stellvertretende Kommandant, in die Schneiderbaracke gelockt, indem ihm gesagt wurde, dort werde gerade eine bildhübsche Lederjacke für ihn angefertigt, die er anprobieren solle. Dort angekommen erschlugen ihn die Aufständischen mit einem Beil. Ebenso erging es dem SS-Mann Graetschus und zwei ukrainischen Wachmännern. Zwei andere Häftlinge drangen in die Verwaltung des Lagers ein und töteten dort zwei SS-Männer; in der Schuhmacherei und der Sortierbaracke ereilte drei weitere SS-Männer das gleiche Schicksal. Bis jetzt blieb die Aktion noch verborgen. Doch als die Häftlinge zum Appell antraten, entdeckte einer der SS-Leute die Leiche eines der Ukrainer und begann sofort, um sich zu schiessen. Dadurch wurden die übrigen SS-Männer und die Trawniki alarmiert, und es folgte ein Schusswechsel mit den bewaffneten Häftlingen, während die Menge in dem Chaos zum Haupttor flüchtete, das unter dem Druck der vielen Menschen nachgab. Hunderte flohen aus dem Lager unter dem Beschuss der SS und der Trawniki auf den Wachttürmen.¹⁰⁶

«Ich lief, so schnell ich konnte. Diese ersten Stunden würden für das Gelingen unserer Flucht ausschlaggebend sein; in der Nacht würden sich die Deutschen nicht in den Wald wagen, und je weiter ich kam, desto besser standen meine Chancen. Ich hörte auch nicht auf zu laufen, als ich den Wald erreicht hatte. Ich stolperte über Zweige und Wurzeln und rannte und rannte. Ich war zu allem be-

reit. Ich würde mich mit Zähnen und Klauen verteidigen, wenn jemand versuchte, mich aufzuhalten. Ich weiss nicht, wie lange ich rannte. Die Umrisse vor mir wurden allmählich langsamer. Endlich blieben wir schwitzend und keuchend auf einer Lichtung stehen. Der Wald empfing uns wie ein alter Freund, verbarg und schützte uns vor den Gewehrsalven des Feindes. Wir hatten es geschafft! Natürlich waren wir noch nicht ausser Gefahr, aber das Gefühl der Freiheit, selbst momentaner Freiheit, war überwältigend. Ich konnte es kaum glauben.»¹⁰⁷

Etwa 650 Arbeitshäftlinge befanden sich an diesem 14. Oktober 1943 im Vernichtungslager Sobibór. Geschätzt 365 Frauen und Männer konnten ausbrechen, allerdings wurden viele von ihnen beim Ausbruch oder durch explodierende Minen, die um das Lager gelegt worden waren, getötet, so dass etwa ungefähr 200 Häftlinge den Wald erreichten. Viele von ihnen wurden in den folgenden Tagen wieder aufgegriffen, denunziert und erschossen. Letztlich sind nur knapp mehr als 50 Überlebende bekannt. Aber der Aufstand zeigte den Widerstandswillen der Häftlinge. Elf SS-Leute und zwei der ukrainischen Wachmänner kostete der Aufstand das Leben – für die SS unvorstellbar. Am nächsten Morgen trafen Jakob Sporrenberg, seit August Nachfolger von Odilo Globocnik als SS- und Polizeiführer von Lublin, und weitere SS-Offiziere in Sobibór ein, um die Lage zu inspizieren. Sporrenberg befahl, sämtliche sich noch im Lager befindlichen jüdischen Arbeitshäftlinge, vor allem aus dem Lager 3 und dem Nordlager, die sich nicht an der Flucht beteiligen konnten, zu erschiessen.¹⁰⁸

Für Himmler war der Aufstand der letzte Anlass, die Ermordung der polnischen Juden vollständig voranzutreiben und die Spuren der Vernichtungslager zu löschen.¹⁰⁹ Anfang November wurden in einer Massenerschiessung in Majdanek und zwei weiteren Arbeitslagern etwa 42'000 Jüdinnen und Juden ermordet, die zuvor noch im Distrikt Lublin zur Zwangsarbeit eingesetzt worden waren. Aus Treblinka trafen Ende Oktober etwa 150 jüdische Arbeitshäftlinge für den Abriss des Vernichtungslagers Sobibór ein. In Treblinka hatte Anfang August ebenfalls ein Aufstand stattgefunden, bei dem Baracken in Brand gesetzt wurden und etwa 150 Häftlinge fliehen konnten, von denen viele aber wieder aufgegriffen und getötet wurden. Die gemauerten Gaskammern in Treblinka waren unbeschädigt geblieben, so dass im August noch einige tausend Menschen aus dem Ghetto Bialystok dort ermordet werden konnten, bevor Ende August mit den Abrissarbeiten begonnen wurde.¹¹⁰

In Sobibór dauerten die Arbeiten bis Ende November, dann wurden fast alle jüdischen Zwangsarbeiter erschossen. Die wenigen, die noch lebten, mussten Baumschösslinge auf dem Gelände pflanzen, bevor auch sie getötet wurden. Einige der ukrainischen Wachmänner sollten auf dem Gelände als gewöhnliche Bauern angesiedelt werden, aber sie flohen, sobald die SS abgezogen war. Als die Rote Armee das Gebiet eroberte, fand sie das einstige Kommandantengebäude, einige halbzerstörte Wohnhäuschen und einen abseitsstehenden Feuerwachturm. Die sowjetischen Ermittler stellten fest, dass der Kiefernwald auf dem Gelände nicht älter als zwei Jahre war; Grabungen brachten einige Knochenreste und einige durchgebogene Eisenbahnroste der einstigen Scheiterhaufen zur Leichenverbrennung – das waren die Reste des Vernichtungslagers Sobibór.¹¹¹

In den drei Lagern der «Aktion Reinhardt» wurden in der kurzen Zeit ihres Bestehens mindestens 1,5 Millionen Menschen ermordet, darunter 180'000 in Sobibór. Aus den Niederlanden verschleppten die Täter von März bis Juli 1943 etwa 34'000 Menschen nach Sobibór. Von ihnen überlebten nur 19.¹¹²

Schlussphase des Holocaust

Die mit der Niederlage in Stalingrad im Januar 1943 unübersehbar gewordene Kriegswende trieb die Täter zu besonderer Eile an. Am 27. Februar wurden in Deutschland schlagartig jüdische Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter an ihren Arbeitsplätzen oder in ihren Wohnungen verhaftet – in Berlin allein 7'000 Menschen – und nach Auschwitz deportiert. In Berlin waren unter den Verhafteten auch Juden, die in einer «Mischehe» mit einem nicht-jüdischen Partner lebten. Etliche Frauen protestierten öffentlich gegen die Verhaftung ihrer Männer vor dem Internierungsgebäude in der Rosenstrasse. Auch wenn offenbar die Deportation dieser Personen nicht vorgesehen war, was die protestierenden Frauen allerdings nicht wissen konnten, war deren Aktion eine ungemein mutige Tat mitten in Berlin.¹¹³

Nach dem Aufstand im Warschauer Ghetto, das bereits sehr dezimiert war, im April/Mai, den die SS nur mit Mühe niederschlagen konnte, befahl Himmler, das Ghetto dem Erdboden gleich zu machen. Im Mai ordnete der SS- und Polizeiführer für Galizien die Auflösung aller Ghettos an und liess einen «Generalliquidie-

rungsplan» ausarbeiten. Im Juni meldete er, dass seit dem Frühjahr 1942 insgesamt über 430'000 Juden «ausgesiedelt» worden seien. Am 19. Juni hatte Himmler eine Besprechung bei Hitler, der, so notierte Himmler, befürwortete, «dass die Evakuierung der Juden trotz der dadurch in den nächsten 3 bis 4 Monaten noch entstehenden Unruhen radikal durchzuführen sei und durchgestanden werden müsste».¹¹⁴

Auch in West- und Südosteuropa bemühten sich SS und Polizei, die Deportationen zu beschleunigen. Wegen der Landung alliierter Truppen im französisch kolonisierten Nordafrika Anfang November 1942 hatte Hitler die Besetzung auch jenes Teils von Frankreich befohlen, der bislang von der Vichy-Regierung verwaltet worden war. Damit gerieten die dort lebenden Juden in Lebensgefahr. Gleich im Januar und Februar fanden Massenrazzien, unter anderem in Marseille, statt, bei denen ausländische und staatenlose, aber auch jüdische Menschen mit französischer Staatsbürgerschaft verhaftet und nach Sobibór und Auschwitz deportiert wurden. Allerdings verzögerte sich immer wieder trotz des erheblichen Drucks der deutschen Seite der Erlass eines Gesetzes durch die Vichy-Regierung, das vorsah, Juden die französische Staatsbürgerschaft abzuerkennen, wenn sie diese nach 1927 erhalten hatten, damit sie deportiert werden konnten. Doch nahmen die Deutschen in der Schlussphase des Krieges immer weniger Rücksicht auf französische Interessen. Mehr als 73'000 Juden wurden insgesamt aus Frankreich deportiert, darunter etwa 24'000 mit französischer Staatsbürgerschaft – ein Viertel der bei Beginn der deutschen Besetzung in Frankreich lebenden jüdischen Menschen.¹¹⁵

Auch in Belgien, das wie Frankreich unter deutscher Militärverwaltung stand, drängte das RSHA darauf, Juden mit belgischer Staatsbürgerschaft zu deportieren. Anfang September fanden Razzien in Antwerpen und Brüssel und anschließend Deportationen nach Auschwitz statt. Etwa 28'500 jüdische Menschen wurden aus Belgien deportiert, das entsprach etwa 43 Prozent der Zahl an Juden, die vor dem Krieg in Belgien gelebt hatten.¹¹⁶

In den Niederlanden setzten die Deportationen nach einer kurzen Pause wegen fehlender Transportmöglichkeiten im August wieder ein. Wöchentlich fuhren die Züge nun nach Auschwitz; erst im Frühjahr 1944 verlangsamte sich das Tempo der Deportationen. Doch noch am 13. September 1944 ging ein Transport ab. Unter den Deportierten befanden sich auch Sinti:ze und Rommja, die entsprechend einer Anordnung der deutschen Besatzer vom Mai 1944 ebenfalls verhaftet und

deportiert werden sollten, darunter auch Settela Steinbach, die am 19. Mai zusammen mit weiteren Rom:nja von Westerbork abfuhr und in Auschwitz ermordet wurde. Insgesamt wurden etwa 107'000 Jüdinnen und Juden aus den Niederlanden deportiert, davon überlebten nur etwa 5'000. Gemessen an den 140'000 jüdischen Menschen, die vor der deutschen Besetzung in den Niederlanden lebten, war dies die höchste Zahl an jüdischen Todesopfern in einem Land unter deutscher Besatzungsherrschaft.¹¹⁷

In Dänemark dagegen konnten die dort lebenden rund 8'000 Jüdinnen und Juden auf die Solidarität und den Widerstandswillen ihrer nichtjüdischen Nachbarn bauen, mit deren Hilfe etwa 7'200 Menschen kurz vor der geplanten Deportation im Oktober 1943 mit Booten nach Schweden entkommen konnten. Nur 500 Personen gerieten in die deutschen Hände und wurden nach Theresienstadt deportiert, wo der grösste Teil von ihnen überlebte.¹¹⁸

Obwohl Italien im Bündnis mit Deutschland stand und selbst 1938 radikale antisemitische Gesetze erlassen hatte, liess es sich in die deutsche Mordpolitik nicht einbinden. In Kroatien weigerten sich die italienischen Generäle ihrer Besatzungszone, die dort lebenden und auch dorthin geflüchteten Juden den Deutschen auszuliefern. Während aus dem von der Wehrmacht besetzten Teil Kroatiens mehr als 7'000 Juden deportiert wurden, überlebten die meisten Juden in der italienischen Zone den Krieg und die Verfolgung.¹¹⁹

Auch in Griechenland scheiterte der deutsche Versuch eines gemeinsamen Vorgehens mit der italienischen Besatzungsmacht. Daher entschloss sich die deutsche Seite, allein zu handeln. Anfang Februar 1943 reisten die «Eichmann-Männer» (Hans Safrian) Alois Brunner und Dieter Wisliceny nach Saloniki; Mitte März begannen die Deportationen. Von den etwa 77'000 Juden, die 1940 in Griechenland lebten, mit der grössten jüdischen Gemeinde in Saloniki, wurden 59'000, nachdem sie systematisch ausgeraubt worden waren, nach Auschwitz und Treblinka deportiert und dort ermordet, zunächst aus den von Deutschland und Bulgarien besetzten Westteilen Griechenlands, später nach Mussolinis Sturz im September 1943 auch aus den übrigen, vordem italienisch besetzten Landesteilen.¹²⁰

In Italien selbst veränderte sich die Lage der dort lebenden Juden dramatisch nach der Entmachtung Mussolinis durch den faschistischen Grossrat am 25. Juli 1943, nachdem Anfang des Monats alliierte Truppen auf Sizilien gelandet waren. Als am 3. September Italien und die Westalliierten einen Waffenstillstand verein-

barten, besetzte die deutsche Wehrmacht die noch nicht befreiten Gebiete Italiens, einschliesslich Roms. Dort wie in anderen italienischen Städten fanden in den folgenden Wochen und Monaten Razzien statt und die aufgegriffenen jüdischen Menschen wurden nach Auschwitz deportiert. Noch im Februar 1945 ging ein Transport mit Juden aus Triest, wo der aus Lublin versetzte Odilo Globocnik die Vernichtungspolitik fortsetzte, nach Bergen-Belsen. Insgesamt wurden über 7'500 Juden ermordet. Doch konnte sich die grosse Mehrheit der italienischen Juden verstecken und die Verfolgung überleben.¹²¹

In Ungarn bot das Reichssicherheitshauptamt 1944 noch einmal seine Kräfte auf, um die grösste noch existierende jüdische Gemeinde Europas zu vernichten. Die Gründe für den Einmarsch deutscher Truppen am 19. März lagen zum einen in der Befürchtung, Ungarn könne wegen der militärisch aussichtslosen Lage aus der Achse ausscheren. Zum anderen war die deutsche Kriegswirtschaft dringend an Rohstoffen, Nahrungsmitteln und vor allem Arbeitskräften interessiert. Den deutschen Truppen folgte eine SS-Einsatzgruppe, die aus sieben territorialen Einsatzkommandos und dem von Eichmann selbst geführten «Sondereinsatzkommando» bestand, das die Deportation der ungarischen Juden organisieren sollte. Allerdings war es in entscheidendem Masse auf die Kollaboration der ungarischen Regierung, insbesondere der ungarischen Polizei, angewiesen. Das neue, von den Deutschen eingesetzte ungarische Kabinett beschloss umgehend scharfe antijüdische Verordnungen wie die Zwangskennzeichnung durch den gelben Stern, Berufsverbote und Anmeldung der Vermögen. Zu gleicher Zeit traf Eichmann mit den Vertretern des auf deutsche Anweisung gebildeten «Zentralrats der Juden in Budapest» zusammen, täuschte sie mit plumpen Lügen, um ihr Stillhalten zu erreichen. Die Verhaftung und Deportation erfolgten durch die ungarische Gendarmerie in enger Zusammenarbeit mit den RSHA-Kommandos.¹²²

Von Mitte April bis Anfang Juni wurden innerhalb von nicht einmal acht Wochen 289'000 Menschen nach Auschwitz deportiert. Bis zum 8. Juli war die Zahl auf mehr als 434'000 jüdische Menschen angewachsen, von denen etwa 100'000 für die Zwangsarbeit selektiert, die Übrigen sofort getötet wurden. Da die Opfer nur wenig Handgepäck und keinerlei Wertsachen mit sich nehmen durften, ist der Massenmord an den ungarischen Juden gleichfalls mit einem gigantischen Raub durch die nichtjüdischen Ungarn verbunden. Etliche internationale Appel-

le, einschliesslich des Vatikans, anden ungarischen Machthaber Horthy und nicht zuletzt der Vormarsch der Roten Armee führten dazu, dass Horthy schliesslich die Einstellung der Deportationen zum 7. Juli verfügte. So blieben die Budapester Juden – Budapest war die einzige Zone, die bislang noch nicht «geräumt» worden war – fürs erste verschont. Eichmanns Kommando wurde aufgelöst.¹²³

Aus Furcht, das Horthy-Regime könnte sich wie Italien mit den Alliierten verbünden, inszenierte die SS Mitte Oktober einen Staatsstreich und zwang Horthy abzudanken. Die anschliessend an die Macht gehieften faschistischen «Pfeilkreuzler», die selbst viehisch auf Juden Jagd machten, erlaubten auch den Deutschen wieder, die verbliebenen etwa 200'000 Budapester Juden zu deportieren. Zwei Tage nach dem Putsch kehrte Eichmann in die ungarische Hauptstadt zurück. Viel Zeit blieb ihm nicht mehr, denn die sowjetische Armee rückte näher und näher. Züge konnten kaum noch fahren, also wurden Zehntausende, insgesamt über 75'000 Menschen, auf entsetzlichen Todesmärschen zum Arbeitseinsatz in Richtung Deutschland und Österreich getrieben. Mindestens 9'000 Menschen wurden von den «Pfeilkreuzlern» in Budapest umgebracht, bis endlich am 13. Februar die Rote Armee Budapest eroberte. Von den über 700'000 Juden, die im März 1944 in Gross-Ungarn gelebt hatten, überlebten nur 293'000, nicht zuletzt dank des Engagements des schwedischen Diplomaten Raoul Wallenberg, der in Budapest zehntausende Schutzpässe an ungarische Jüdinnen und Juden ausstellte.¹²⁴

Der Vormarsch der Roten Armee führte auch dazu, dass die SS die Konzentrationslager im Osten auflöste und die Gefangenen in entsetzlichen Fussmärschen in die westlich gelegenen Lager brachte. Hunderttausende waren nun unterwegs durch das vom Krieg gezeichnete Deutschland; allein aus dem KZ Auschwitz wurden Mitte Januar etwa 67'000 Menschen in Marsch gesetzt. Diese «Todesmärsche» erfolgten bei Eis und Schnee, ohne ausreichende Verpflegung, oftmals ohne Pause und führten in aller Öffentlichkeit durch die Ortschaften. Zehntausende, die nicht mithalten konnten, wurden von den SS-Wachmannschaften erschossen oder starben unterwegs an Erschöpfung.

Doch obwohl sich der Mordwillen und die Terrormacht des NS-Regimes in der Schlussphase des Holocaust noch einmal entfalten konnten, war ihr unausweichliches Ende offenkundig. So sehr sich die Täter bemühten, die Spuren ihrer Verbrechen zu tilgen, sie schafften es nicht, die Stimmen ihrer Opfer vollständig auszulöschen. Jules Schelvis zitiert in seinem Buch das Zeugnis von Moshe Bachir,

Angehöriger des Bahnhofskommandos in Sobibór inmitten der Vernichtungsgewalt, über einen Transport aus Holland. «Ich sah, wie ein Jude sich bückte, eine Handvoll Sand aufhob, sich an Reichleitner wandte und zu ihm sagte: ‚Sieh, wie ich den Sand aus meiner Hand bis auf das letzte Korn ausschütte, so werdet Ihr mit eurem Reich zugrunde gehen. Glaubt nicht, dass die Welt keine Rache üben wird. Sie wird jeden unschuldig vergossenen Blutstropfen rächen.›¹²⁵



*Befreite Häftlinge des Konzentrationslagers Dachau, 30. April 1945
(rechts Jean Voste, siehe S. 216).*

12.

1945 – Eine Welt in Trümmern

Der «Altjahresabend», 31. Dezember 1944, in Hamburg war überschattet von einem Bombenangriff. Luise Solmitz berichtete in ihrem Tagebuch: «Dieses Jahr gab uns Richard [Luises Enkel, M. W], – es sei gesegnet darum, trotz des Übermasses an Leid, Vernichtung, Verzweiflung. Uns hat es bewahrt, so danke ich ihm denn, trotz all der Angriffe u. Angst, die es brachte. [...] Um 11 Uhr Alarm. ‚USA-Bombenverband‘; das war wohl noch nicht gesagt worden, da eilte ich doch mit Richard in den Bunker, als der Verband die Elbmündung anflog. – Zwei Geigen spielten Weihnachtslieder im Bunker, verstummten bald, eine Frau wollte sie nicht hören. Schwere Angriff. Einmal zitterte der Boden des Bunkers. [...] 18 Uhr der zweite Alarm. Mit Richard in den Bunker [...] Nach der Heimkehr entsetzliches Durcheinander, Ausziehen, Umziehen, Ri.. Mit der Vollentwarnung kamen Rudes um 20 [Uhr], es war alles festlich und bereit. Rolffleisch, Pudding, Wein. Um ¾ 24 Uhr holte ich Richard, der Tannenbaum brannte, der Glühwein dampfte.»¹

Für Victor Klemperer war der wichtigste Tag des Jahres 1944 der 24. Juni, als er von der Zwangsarbeit entpflichtet wurde – eine zweiseitige Entscheidung, wie Klemperer sehr wohl bewusst war. Als arbeitsfähig eingestuft, würde er bei einer Evakuierung Dresdens wieder zum anstrengenden Arbeitseinsatz eingezogen werden, während «ich als nutzloser Judengreis fraglos beseitigt werde». Er blickte düster in das neue Jahr: «Der Zukunft stehe ich mit geringer Hoffnung stumpf gegenüber. Es ist sehr fraglich, wann der Krieg zu Ende sein wird (obschon im Augenblick die deutsche Chance bei stockender Westoffensive und verlorenem Budapest wieder gesunken ist). Und es ist mir noch fraglicher, ob ich aus dem Frieden noch etwas für mich werde herausholen können, da ich doch offenbar am Ende meines Lebens stehe. – Irgendwie mich mit dem Todesgedanken abzufinden vermag ich nicht: religiöse und philosophische Tröstungen sind mir vollkommen versagt. Es handelt sich nur darum, Haltung bis zuletzt zu bewahren. [...] Sehr ent-

täuschend geht das Jahr zu Ende. Bis in den Herbst hinein habe ich, hat wohl alle Welt es für sicher gehalten, dass der Krieg vor Jahresschluss fertig sei. Jetzt ist das allgemeine Gefühl und auch meines: vielleicht in ein paar Monaten, vielleicht in zwei Jahren. Zweiter Sylvesteralarm, ohne Keller, 22.15 Uhr bis 22.30 Uhr. Wir wollten gerade schlafen gehen.»²

Das Ende naht

Die Alliierten konnten im Jahr 1944 sicher sein, dass sie den Sieg über NS-Deutschland und seine Verbündeten erringen würden. Die Rote Armee hatte zu Beginn des Jahres die deutschen Truppen an der Nord- und Südflanke der Ostfront stark zurückgedrängt und auf der Krim die deutschen und rumänischen Kräfte vollständig geschlagen; die wichtigen Häfen Nikolajew und Odessa waren zurückerobert worden, und im Juni, wenige Tage nach der Invasion der Alliierten im Westen, hatte die sowjetische Grossoffensive begonnen, die zum Zusammenbruch der Heeresgruppe Mitte führte. In den folgenden Wochen eroberte die Rote Armee Rumänien und Bulgarien, marschierte auf Budapest zu und drang bis zur Weichsel kurz vor Warschau vor. Ermutigt von den Niederlagen der Deutschen, wagte die polnische Untergrundarmee Armia Krajowa in Warschau am 1. August den Aufstand, nicht zuletzt in der Hoffnung, dass ihr die Rote Armee zu Hilfe eilen würde. Doch nichts geschah. Stalin liess die polnischen Kämpferinnen und Kämpfer gegen die deutsche Übermacht verbluten, angeblich, weil die sowjetischen Truppen nach dem raschen Vormarsch erschöpft seien und der Nachschub organisiert werden müsse. Der eigentliche Grund war allerdings, dass die stalinistische Führung den nicht-kommunistischen polnischen Widerstand nachhaltig schwächen wollte. Anfang Oktober mussten die Aufständischen aufgeben; die rachsüchtigen Deutschen machten Warschau dem Erdboden gleich.³

Die Westalliierten konzentrierten sich ganz auf die Invasion in Nordfrankreich. Alliierte Luftangriffe hatten den deutschen Raffinerien schweren Schaden zugefügt, so dass die Treibstoffzufuhr für das Militär wie für die Industrie stark beeinträchtigt war. Das Schienennetz in Nordfrankreich war ebenfalls bombardiert worden, um eine Verlegung deutscher Soldaten in die Normandie zu behindern. Ausserdem hatten die Alliierten erfolgreich militärische Täuschungsmanö-

ver ausgeführt, so dass die deutsche Seite die Invasion in der Nähe von Calais, wo der Kanal besonders eng und England nah ist, erwartete. Dort hatte die Wehrmachtsführung die Kräfte konzentriert, um die Invasion abzuwehren. Stattdessen planten die Alliierten sorgfältig ihre Landung in der Normandie – ein immenses und riskantes Unternehmen, das sich die deutsche Führung 1940 in Bezug auf Grossbritannien nicht getraut hatte.⁴

Eine Million Soldaten und Tausende von Schiffen waren bereitgestellt, als am 6. Juni 1944 die ersten Truppen an der Küste der Normandie an Land gingen, unterstützt von der Luftwaffe und den Geschützen der Marine, und im heftigen Gegenfeuer der deutschen Soldaten erfolgreich einen Brückenkopf erringen konnten. Die Schlüsselfrage war, ob es der deutschen Seite gelingen würde, rechtzeitig so viele Truppen in die Normandie zu bringen, um die Alliierten wieder zurückzuschlagen. Ebendies misslang, weil Hitler und die Wehrmachtsführung noch mehrere Wochen lang glaubten, dass die Invasion ein Ablenkungsmanöver sei und der eigentliche Angriff bei Calais stattfinden werde. So konnten die alliierten Truppen Gerät und Material anlanden, weiter voranmarschieren und am 26. Juni den überaus wichtigen Hafen von Cherbourg einnehmen, über den nun der nötige Nachschub geliefert werden konnte.⁵

In dieser Lage, da allen verantwortlichen Militärs klar war, dass der Krieg verloren war, entschloss sich die Gruppe von Verschwörern um Claus Graf von Stauffenberg, ihren Staatsstreichplan auszuführen, und sei es, in den Worten von Henning von Tresckow, um der Welt zu zeigen, dass man die Tat gewagt hatte. Die Aktion war im Prinzip gut überlegt, da ein Wehrmachtsplan zur Niederschlagung eines möglichen Aufstandes, Operation «Walküre», genutzt wurde, um ihn gegen die NS-Dienststellen zu wenden, was zum Beispiel in Paris auch funktionierte, als der dortige Wehrmachtsbefehlshaber v. Stülpnagel die SS-Führung verhaften liess. Dagegen liessen die Akteure in Berlin wichtige Zeit nach dem Attentat am 20. Juli verstreichen, um die Rückkehr von Stauffenberg aus Hitlers Hauptquartier in Ostpreussen abzuwarten. Dadurch wurde der Gegenseite die Gelegenheit geschaffen, ihre Kräfte in Berlin zu sammeln und gegen die Verschwörer einzusetzen. Noch am Abend des 20. Juli wurden Claus Graf von Stauffenberg und drei weitere Offiziere im Hof des Bendlerblocks erschossen, Ludwig Beck wurde gezwungen, sich selbst zu töten.⁶

Hitler überlebte das Attentat, was ihn in seinem Wahn bestärkte, auserwählt zu sein. Die zahlreichen Freudenbekundungen in Deutschland über die «Rettung

des Führers» lassen ahnen, wie stark noch die Bindung an Hitler war. In ersten Berichten des SD stand, dass «schockartig stärkste Bestürzung, Erschütterung, tiefe Empörung und Wut» in der Bevölkerung herrsche. Sehr viele Menschen verbänden mythische, religiöse Gefühle mit der Person Hitlers. Ein Militärzensor, der im August etwa 45'000 Briefe deutscher Soldaten durchgesehen hatte, meldete eine «hohe Anzahl der freudig bewegten Stimmen zur Rettung des Führers». Damit erhielt das NS-Regime, dessen Niederlage bereits besiegelt war, neuen Auftrieb und nutzte die Gelegenheit zur radikalen Mobilisierung der Bevölkerung gegen innere wie äussere Feinde.⁷

Luise Solmitz notierte am 20. Juli nüchtern: «19 Uhr, zweite Mitteilung vom Sprengstoffattentat auf den Führer. – Generäle, Admirale mehr oder minder schwer verwundet. Der Führer ist mit leichten Verwundungen und Prellungen davongekommen, hat seine Arbeit fortgesetzt, Besprechung mit Mussolini.»⁸ Für Joseph Mehs bestand, als er die Nachricht vom Attentat am späten Nachmittag des 20. Juli im Radio hörte, erst einmal Grund zum Misstrauen: War es wirklich ein Anschlag oder nur eine Inszenierung, um angesichts der schlechten Kriegslage die Bevölkerung an die NS-Führung zu binden? «Entweder haben die Generäle aufgemuckt und einen Putsch von oben beabsichtigt und sie haben sich auch die nötigen Machtmittel gesichert, und dann stehen wir an der Wende des Krieges und die Ereignisse überstürzen sich in der nächsten Zeit – oder sie haben diese Machtmittel nicht, und dann geht die Initiative von der nationalsozialistischen Führerschicht aus, die jetzt zum Endkampf keine Kritik neben sich duldet und alle diesbezüglichen Elemente rücksichtslos beseitigen will. Die Idee des Putsches ist dann eine Finte.»⁹ Einen Tag später hatte Mehs schon die Nachkriegszeit im Blick und insistierte, dass Hitler weiterleben müsse und keine Revolution geschähe, damit er die Verantwortung für seine Taten behalte und zur Rechenschaft gezogen werden könne.

Bei den Menschen im Dresdner ‚Judenhaus‘, in dem die Klemperers wohnten, löste die Nachricht vom Attentat sofort Angst vor erneuter antisemitischer Gewalt aus. Und auch Klemperer, der sich bemühte, sich nicht von der Stimmung anstecken zu lassen und gefasst zu bleiben, packte die Furcht, ob angesichts der Verhaftungswelle, die nach dem Attentat einsetzte, seine nicht-jüdischen Bekannten, allesamt NS-Gegner, nicht gefährdet seien, und seine Tagebücher, die bei der befreundeten Ärztin Annemarie Köhler versteckt waren, entdeckt werden könnten.¹⁰

Tatsächlich ging das NS-Regime massiv gegen Offiziere und Widerständler vor, von denen es glaubte, dass sie zum Umkreis der Stauffenberg-Gruppe gehörten. Mehrere hundert Personen wurden festgenommen, vor Gericht gestellt und über hundert hingerichtet. Auf Weisung Himmlers verhaftete die Polizei darüber hinaus Tausende von Menschen, die verdächtigt wurden, oppositionell zu sein, darunter Konrad Adenauer und Kurt Schumacher. Auch Joseph Mehs wurde am 23. August mit vier weiteren ehemaligen Zentrumsabgeordneten im Wittlicher Stadtrat verhaftet und nach Trier gebracht, um dort verhört zu werden. Zwar wurden die Männer tags darauf wieder entlassen, aber Mehs führte von nun an sein Tagebuch nicht weiter – bis zum 1. April 1945, als er, nachdem die amerikanische Armee im März Wittlich eingenommen hatte, wieder mit Einträgen begann.¹¹

Der Kriegswinter 1944/45

Die Entscheidung der deutschen Führung, den Krieg trotz der aussichtslosen Lage fortzuführen, kostete ebenso viele deutschen Soldaten das Leben wie in den vier Jahren zuvor gefallen waren: Waren bis Juli 1944 etwa 2,7 Millionen Soldaten umgekommen, waren es von da an bis zum Mai 1945 noch einmal 2,6 Millionen. 400'000 Zivilisten, weit mehr als in den vorangegangenen Kriegsjahren, starben durch die Luftangriffe und Kriegsgewalt in den letzten zehn Kriegsmonaten – und das sind nur die deutschen Opfer.¹²

Nachdem deutlich wurde, dass die Eroberungen im Osten verloren waren und die Ostfront allenfalls stabilisiert werden konnte, versuchten Hitler und die Wehrmachtsführung, im Dezember 1944 durch einen konzentrierten Angriff gegen die alliierten Truppen im Westen wieder das Heft in die Hand zu bekommen. Zwar konnten die Deutschen in der Ardennen-Offensive die überraschten amerikanischen Truppen ein Stück zurückdrängen, aber bald blieb der Angriff stecken; das Ziel, rasch die Maas zu überschreiten und Antwerpen zurückzuerobern, lag in weiter Ferne. Die Hoffnung, den eigenen Benzinmangel durch Erbeutung von alliierten Treibstoffvorräten auszugleichen, zerschlug sich. 80'000 deutsche und 70'000 amerikanische Soldaten wurden getötet oder verwundet; jede Seite verlor etwa gleich viele Panzer und Flugzeuge, aber die deutsche Seite hatte ihre letzten Reserven verbraucht, während die Alliierten ihre Verluste ersetzen konnten. Das Massaker in Malmedy am 17. Dezember, bei dem Angehörige der Waffen-SS über

achtzig amerikanische Kriegsgefangene ermordeten, über das in der US-Presse Anfang Januar empört berichtet wurde, verhärtete den Blick auf Deutschland und bekräftigte den Willen, das verbrecherische NS-Regime endgültig zu zerschlagen.¹³

Zwar wurde die Produktion von U-Booten 1944 verstärkt, aber Treibstoffmangel und Konstruktionsfehler liessen sie nicht mehr zum Einsatz kommen. Die als «Wunderwaffe» gepriesenen Raketen V1 und V2 richteten in London und Antwerpen Schaden an und verbreiteten unter der Zivilbevölkerung noch einmal Schrecken, aber eine Kriegswende konnten sie nicht herbeiführen. Hektisch wurde noch ein Jäger-Programm aufgenommen, mit dem Jagdflugzeuge produziert werden sollten, aber infolge des Treibstoffmangels mussten sie am Boden bleiben oder wurden von alliierten Flugzeugen zerstört, bevor sie ihren ersten Flug machen konnten. All diese Rüstungsanstrengungen wurden durch einen brutalen Einsatz von KZ-Häftlingen und Zwangsarbeiterinnen getragen, die unter mörderischen Bedingungen zum Beispiel im Bunker Valentin bei Bremen U-Boote und in den unterirdischen Stollen im thüringischen Dora-Mittelbau Jäger und V2 bauen mussten. Allein in Dora-Mittelbau starben von den etwa 60'000 Häftlingen, die dort 1944/45 arbeiten mussten, 20'000 an den unmenschlichen Lebensbedingungen.¹⁴

Je näher die US-Armee der deutschen Grenze kam, desto grösser wurde die Besorgnis, ob man auf deutsche Partisanen stossen würde. Ende September hatte Hitler den Befehl zur Aufstellung eines «Volkssturms» gegeben; bewusst am Jahrestag der Völkerschlacht bei Leipzig 1813 forderte Heinrich Himmler am 18. Oktober in Königsberg von den Volkssturm-Einheiten, dass Kinder und Greise als «fanatische Freiheitskämpfer» wie seinerzeit der Landsturm jeden Zentimeter deutschen Bodens gegen die Feinde behaupten sollten.¹⁵ Victor Klemperer, der Ende September beobachtete, dass in den Schaufenstern der Dresdner Geschäfte Spruchbänder auftauchten: «Unser Lebenswille ist stärker als der Vernichtungswille unserer Feinde», «Die stärkste Bewährungsprobe besteht nur ein starkes Herz», hielt Himmlers Rede für den «äusserste [n] Gipfel des Wahnsinns und der Verzweiflung».¹⁶

Das US-Oberkommando verfolgte diese Entwicklungen genau und befürchtete einen nationalsozialistischen Guerillakrieg. Desto wichtiger waren Informationen über die Haltung der deutschen Bevölkerung aus erster Hand. Expertenteams der Psychological Warfare Division befragten deutsche Kriegsgefangene nach ihren

grössten Sorgen, wenn sie nach Hause kämen. Mehr als drei Viertel kümmerte vor allem die Familie, Arbeit und Ausbildung. Die Interviewer konstatierten überrascht, wie gleichgültig den meisten Befragten das Schicksal Deutschlands war, bis auf die Jungen, die offenbar am «Endkampf» festhielten.¹⁷

Diese Wahrnehmung verstärkte sich, als amerikanischen Soldaten in Monschau, einem der ersten Orte, die die US-Armee im September 1944 im äussersten Westen des Deutschen Reiches einnahm, das Tagebuch von Maria Bierganz in die Hände fiel, einer 17-jährigen BDM-Scharführerin, die sich auch nach der Besetzung Monschaus mit anderen Jugendlichen traf und an ihrem nationalsozialistischen Glauben festhielt. «Die Deutschen», so schrieb sie am 8. Oktober in ihrem Tagebuch in Form von Briefen an ihren Freund Peter, «verteidigen sich übermenschlich gegen die angreifende Masse. Trotzdem müssen sie sich leider Fussbreit um Fussbreit zurückziehen. Liebster Peter, wieso haben wir das verdient? Soll alles umsonst gewesen sein? Nein, Peter, ich fühle ganz deutlich, dass wir, eine schlimm geprüfte, aber gestählte Jugend, hart wie Eisen, dazu bestimmt sind, für die Ideale unseres unersetzlichen Führers weiterzukämpfen. Wenn alle den Führer verlassen, auf seine Jugend wird er sich verlassen können. Sie wird ihn niemals verraten.»¹⁸

Für die amerikanischen Nachrichtenoffiziere, die Marias Tagebuch übersetzten und auswerteten, war das Dokument ein deutlicher Beleg dafür, dass der Untergrundkrieg weitergehen werde, selbst wenn die offiziellen Kampfhandlungen beendet sein sollten. Der Fund gelangte auch in die alliierte Presse, die breit über «Mary von Monschau» berichtete. Aus den britischen Zeitungen erfuhren dann auch die NS-Propagandisten in Berlin vom Tagebuch und stilisierten Maria Bregenz zur heldenhaften Widerstandskämpferin. «Deutsche Jugend beugt sich nicht» titelte der *Völkische Beobachter* am 21. Februar 1945. In einer Rundfunkansprache Ende Februar pries Goebbels sie zum unbeugsamen «Kind unseres Volkes», das «für das ganze Volk das Wort ergriff».¹⁹

Aber selbstverständlich verschwieg der *Völkische Beobachter* die Haltung vieler anderer, über die Maria in ihrem Tagebuch zornig und enttäuscht schimpfte. «Weisst Du, Peter, die Gemeinheit meiner lieben Nachbarn und früheren BDM-Kameradinnen ist einfach grenzenlos. Einer von unseren Getreuen hat gestern belauscht, wie die Leute in der Stadt gesagt haben, dass die zwei BDM-Führerinnen, die in Monschau zurückgeblieben sind mit Amerikanern getanz haben. Peter, das

ist wirklich kein Witz mehr, das ist eine grenzenlose Gemeinheit.» Und wenige Tage später, am 21. Oktober, notierte sie: «Ganze drei Getreue gibt es noch in Monschau. Ist das nicht schrecklich? Die Jugend ist demoralisiert. Amerikanische Zigaretten werden 15jährigen und oft noch Jüngeren in die Hand gegeben, und dann zeigt man ihnen das Rauchen. Sonntags sitzen alle jungen Leute in einer Gruppe zusammen und paffen. Und obendrein helfen ihnen die Amerikaner dabei. Dreht sich Dir dabei nicht das Herz im Leibe um, Peter?»²⁰

Befreiung in Auschwitz

Dagegen herrschten an der Front im Osten Angst und Furcht in der deutschen Bevölkerung vor der Roten Armee. Am 12. Januar 1945, 4 Uhr morgens, begann die sowjetische Offensive. Den 1,8 Millionen deutschen Heeressoldaten standen über 2 Millionen sowjetische Soldaten gegenüber, die mit zehntausenden Geschützen, tausenden Panzern und Kampfflugzeugen ausgerüstet waren. Am 15. Januar nahmen die Spitzen der 1. Ukrainischen Front Kielce ein, drangen auf Schlesien vor und erreichten am 22. Januar die Oder; die 1. Weissrussische Front eroberte am 18. Januar Kutno, einen Tag später Lodz, schloss Posen ein und besetzte am 23. Januar Bromberg; die 3. Weissrussische Front durchbrach im Norden die deutschen Verteidigungslinien, überschritt die ostpreussische Grenze, eroberte Gumbinnen und Insterburg und stand am 26. Januar vor Königsberg.²¹

Luise Solmitz notierte lapidar, dass Warschau und Tschenstochau verloren seien und in Krakau und Litzmannstadt gekämpft werde. Auf das Drängen ihres Mannes, an Verwandte in Kattowitz und Breslau zu schreiben, bevor die Städte geräumt würden und sich die Menschen auf der Flucht befänden, lächelte sie, «weil es das Schicksal fast jeder Offensive ist, stecken zu bleiben. – Selbst die deutsche Offensive 1940 im Westen, der erfüllte Wunschtraum, bestätigt nur durch Sept. 44 die Richtigkeit meiner Behauptung.»²² Victor Klemperer war indes am 15. Januar durch einen Mitbewohner des ‚Judenhauses‘ in der Dresdner Zeughausstrasse, der BBC gehört hatte, schon recht genau über den sowjetischen Vorstoss informiert. Allerdings mochte im Haus keine Hoffnung aufkommen: «Im Keller vielfach grosse Deprimiertheit, Gleichgültigkeit gegen die russischen Erfolge, Pessimismus, Angst.» Beim befreundeten Ehepaar Steinitz gemischte Stimmung:

«Todesnähe und Erlösungsnähe: die Russen vor Krakau, die anglo-amerikanischen Bomber über uns, die Gestapo hinter uns.»²³ Am 29. Januar berichtete Kurt Waldmann, der ebenfalls im ‚Judenhaus‘ wohnte, Klemperer von einer Rede Thomas Manns, die er auf BBC gehört hatte. «Danach haben die Deutschen in Auschwitz anderthalb Millionen und einige bis auf die Einer bezifferten hundert Juden vergast, ihre Knochen gemahlen und als Dünger verwertet. Die genaue Zahl verdanke man der deutschen Gründlichkeit, es sei über jeden erledigten Juden Buch geführt worden, und die überraschend eindringenden Russen fanden die Bücher.»²⁴

In Auschwitz erlebte der italienische Chemiker Primo Levi, der im Februar 1944 deportiert worden war, die Tage vor der Befreiung im Krankenrevier, wo er wegen einer Scharlacherkrankung war. Mitte Januar trieb die SS etwa 56'000 Gefangene auf den Marsch nach Westen. Häftlinge, die von der SS noch als arbeitsfähig betrachtet wurden, auf den Marsch in Richtung Gleiwitz und Loslau, wo sie in offenen Güterwaggons in die Konzentrationslager Buchenwald, Mittelbauroda, Mauthausen, Ravensbrück, Dachau, Flossenbürg, Neuengamme, Bergen-Belsen gebracht wurden. 15'000 Häftlinge mussten von Gleiwitz in das 350 Kilometer entfernte KZ Gross-Rosen marschieren. Tausende starben auf den Transporten, ihre Leichen wurden zurückgelassen oder aus den Zügen geworfen.²⁵

Zurück in Auschwitz blieben die Schwachen und Kranken, stets in Gefahr, von den SS-Männern erschossen zu werden. Im Krankbereich lagen, so Levi, etwa 800 Häftlinge, auf seinem Zimmer elf. Am Tag der «Evakuierung» wurde noch einmal Suppe und Brot ausgeteilt, dann waren die Häftlinge auf sich allein gestellt. Die Heizung wurde ausgestellt bei Temperaturen weit unter Null Grad. «Keiner wusste, wie es um uns bestellt war. Einige SS-Leute waren zurückgeblieben, einige Wachtürme waren noch besetzt.»²⁶

Nach einem Bombenangriff auf das Lager verliessen die Wachleute Auschwitz. Die Häftlinge holten aus den verlassenen Küchen die letzten Kartoffeln, versuchten, einen Ofen in Gang zu setzen, um die Stube zu heizen. «Als das zerbrochene Fenster instandgesetzt war und der Ofen schon Wärme hergab, schien es, als löste sich etwas in jedem von uns; und da geschah es, dass Towarowski (ein Französischpöle, dreiundzwanzig Jahre alt, typhuskrank) den anderen Kranken vorschlug, sie sollten uns dreien, die wir arbeiteten, jeder eine Scheibe Brot abgeben; und es wurde akzeptiert. Nur einen einzigen Tag vorher wäre ein solches Ereignis undenkbar gewesen. Das Gesetz des Lagers sagte: ‚Iss dein Brot, und wenn du

kannst, auch das deines Nächstem, und es liess keinen Platz für Dankbarkeit. Dies hier bedeutete, nun wirklich, dass das Lager gestorben war. Es war die erste menschliche Geste, die unter uns geschah. Ich glaube, dass man auf diesen Augenblick den Beginn jenes Vorgangs festsetzen könnte, der uns, die wir nicht starben, von Häftlingen nach und nach zu Menschen verwandelte.»²⁷

Schon konnte man in der Ferne den Geschützdonner hören, aber die Kartoffeln wurden knapp und Wasser war nur zu besorgen, indem man Schnee schmolz. Durch das Fenster konnte man die Strasse jenseits des Lagers sehen. «Schon seit drei Tagen zogen in aufeinanderfolgenden Wellen die fliehende Wehrmacht vorbei. Panzerwagen, ‚Tiger‘-Panzer mit weissem Tarnanstrich, Deutsche zu Pferd, Deutsche auf Fahrrädern, Deutsche zu Fuss, bewaffnete und unbewaffnete.»²⁸ Das Krankenrevier war stark verdreckt, weil sich niemand mehr um die überquellenden Latrinen kümmerte und die Ruhrkranken ihre Notdurft überall verrichten mussten. Nur die strenge Kälte verhinderte, dass sich Infektionen ungehindert ausbreiteten.

Levi und ein Mithäftling trauten sich bis in das SS-Lager vor. «Die Lagerwachen müssen in grosser Hast aufgebrochen sein. Auf den Tischen fanden wir halbvolle Teller mit nunmehr gefrorener Suppe, die wir mit ausgesprochenem Genuss verschlangen, noch volle Krüge Bier, das zu gelbem Eis geworden war, ein Schachbrett mit einem angefangenen Spiel; in den Unterküften eine Menge kostbarer Dinge.»²⁹ Doch nur knapp waren sie dem Tod entronnen. Denn in einer anderen Baracke hatten SS-Leute achtzehn französische Häftlinge im Essraum entdeckt und sofort erschossen. Die Leichen lagen aufgereiht im Schnee der Lagerstrasse, keiner der lebenden Häftlinge hatte die Kraft, sie zu beerdigen.

In allen Baracken lagen Tote in den Betten; wenn es möglich war, wurden die Leichen auf einen Haufen gelegt. Alle Lebenden, so Levi, waren von erschreckender Mattigkeit. Nach den Entbehrungen des Lagerlebens konnte niemand allein mit Kartoffeln wieder zu Kräften kommen. Auch in Levis Stube starb ein Häftling, Somogyi, ein Ungar. Am Morgen des 27. Januar mussten erst einmal die nötigsten Arbeiten für die Überlebenden erledigt werden, bevor sie sich um den Toten kümmern konnten. «Die Russen kamen, als Charles und ich Somogyi ein kurzes Stück wegtrugen. Er war sehr leicht. Wir kippten die Bahre in den grauen Schnee. Charles nahm die Mütze ab. Mir tat es leid, dass ich keine hatte.»³⁰ Obwohl die Soldaten der Roten Armee alles taten, um die Häftlinge zu versorgen, überlebten viele ihre Befreiung nicht. Von den elf Häftlingen aus der Krankenstube von Pri-

mo Levi starben nach Somogyi noch fünf weitere an Erschöpfung im russischen Lazarett wenige Wochen später.

Für die Häftlinge, die mit der Räumung der Konzentrationslager vor der heranrückenden Roten Armee auf den Marsch nach Westen getrieben wurden, war der Tag der Befreiung noch weit entfernt. Im Baltikum begann die Evakuierung der Lager schon im Sommer und Herbst 1944, wobei die SS Tausende von Häftlingen tötete, bevor die restlichen Menschen zumeist nach Danzig ins KZ Stutthof verschleppt wurden.³¹ Die Häftlingszahl in Stutthof stieg folglich enorm an, und die SS selektierte erbarmungslos, wer ihrer Auffassung nach noch arbeitsfähig war und in ein Aussenlager gebracht wurde und wer getötet werden musste. Annähernd zehntausend Häftlinge starben in Stutthof in den Monaten zwischen Juli 1944 und Januar 1945 an Unterversorgung, Krankheit und gezielten Mordaktionen.³²

Mitte Januar 1945, als die sowjetischen Truppen heranrückten, löste die SS frontnahe Aussenlager auf und trieb die Menschen in Richtung Königsberg, damit sie von dort ins Reich geschafft werden sollten. Eine Kolonne mit rund 3'000 jüdischen Frauen strandete mit ihren Bewachern im kleinen Ort Palmnicken an der Ostseeküste nordwestlich von Königsberg. Dort warteten bereits mehrere tausend deutsche Flüchtlinge auf den Weitertransport, und die örtlichen NSDAP-Dienststellen und Lokalbehörden weigerten sich, die Häftlinge zu versorgen, drängten vielmehr darauf, dass sie rasch weitergetrieben würden. Allerdings weigerte sich der örtliche Volkssturmkommandant Feyerabend, die jüdischen Frauen mit seinen Männern aus dem Ort zu schaffen, sondern versorgte sie notdürftig. Daraufhin wurde der Volkssturm zu Verteidigungsstellen in der Umgebung befohlen, damit die radikalen Kräfte freie Hand hatten. Feyerabend selbst wurde am 30. Januar tot aufgefunden. Männer des SS-Begleitkommandos, Gestapoangehörige und örtliche Nationalsozialisten, darunter etliche HJ-Jugendliche, trieben die erschöpften Frauen in der Nacht zum 1. Februar in die eisige Ostsee, erschlugen oder erschossen sie. Nur etwa 200 von den 3'000 Frauen überlebten das Massaker.³³

Luftkrieg

Die Zahl der Bombenangriffe gegen das Deutsche Reich war im Sommer 1944 wegen der alliierten Invasion in der Normandie nur für wenige Wochen verringert worden, damit die Luftstreitkräfte die Landung und den Vormarsch unterstützen konnten. Danach setzten die Angriffe mit voller Wucht wieder ein. Auch wenn amerikanische Generäle skeptisch bis ablehnend waren, setzte Marshall Arthur Harris als Oberkommandierender der britischen Luftwaffe, unterstützt von Winston Churchill, auf das Konzept, deutsche Städte zu zerstören, um mit «Thunderclaps» («Donnerschlägen») die Widerstandsbereitschaft der Deutschen zu brechen. Dabei sollte bewusst auch die Zivilbevölkerung angegriffen werden.³⁴

Der Angriff auf Darmstadt in der Nacht des 11./12. September 1944 zerstörte über drei Viertel der Innenstadt, über 12'000 Menschen starben. Stuttgart wurde am 19. Oktober schwer getroffen, Freiburg am 27. November. In der Nacht des 16./17. Januar bombardierten 371 britische Flugzeuge Magdeburg, 44 Prozent der bebauten Fläche wurden zerstört, etwa 4'000 Menschen getötet. Mit schweren Angriffen auf Berlin und Dresden sollten die Regierungszentrale getroffen, Chaos gestiftet und der Nachschub an die Ostfront beeinträchtigt werden. Am 3. Februar flogen über tausend amerikanische Bomber sowie mehr als 600 Begleitjäger den bislang schwersten Angriff auf Berlin und zerstörten das Stadtzentrum weitgehend, unter anderem die Reichskanzlei, das Luftfahrtministerium und den Sitz des Reichssicherheitshauptamtes in der Prinz-Albrecht-Strasse. Fast 3'000 Tote, darunter auch der Präsident des Volksgerichtshofes Roland Freisler, 2'000 Verletzte und 120'000 Ausgebombte waren zu verzeichnen.³⁵

Einen der furchtbarsten Angriffe erlebte Dresden. Bislang war die Stadt von grösseren Bombenangriffen verschont geblieben; nun war sie voll von deutschen Flüchtlingen aus den Ostgebieten, was vom britischen Oberkommando bewusst ins Kalkül gezogen worden war. In der Nacht vom 13. auf den 14. Februar griffen über 770 britische Bomber die Stadt an und warfen vor allem Brandbomben ab, um einen Feuersturm zu erzeugen. In ihm verbrannten, erstickten geschätzt 25'000 bis 35'000 Menschen; von rund 200'000 Wohnungen wurden 86'000 ganz zerstört oder schwer beschädigt; rund 350'000 Menschen wurden obdachlos. Um Seuchen zu vermeiden, mussten fast 7'000 Leichen mitten in der Stadt verbrannt werden.³⁶

Am Tag des Angriffs auf Dresden musste Klemperer vormittags für die Reichsvereinigung Briefe austragen: Es handelte sich um Anordnungen, sich für einen auswärtigen Arbeitseinsatz am folgenden Freitag mit Arbeitsanzug, Handgepäck und Proviant für zwei, drei Reisetage in der Zeughausstrasse 3 einzufinden – «das Ganze ist ausdrücklich nur auswärtiger Arbeitseinsatz – wird aber durchweg als Marsch in den Tod aufgefasst». Abends um halb zehn – «sehr abgekämpft und bedrückt, denn tagsüber war ich als Hiobsbote herumgelaufen» – kam der Alarm. Im Keller erlebten die Bewohnerinnen und Bewohner des Judenhauses die erste Angriffswelle. «Man hörte sehr bald das immer tiefere und lautere Summen nahender Geschwader, das Licht ging aus, ein Krachen in der Nähe ... Pause des Atemholens, man kniete geduckt zwischen den Stühlen, aus einigen Gruppen Wimmern und Weinen – neues Herankommen, neue Beengung der Todesgefahr, neuer Einschlag. Ich weiss nicht, wie oft sich das wiederholte. Plötzlich sprang das dem Eingang gegenübergelegene Kellerfenster der Rückwand auf, und draussen war es taghell. Jemand rief: ‚Brandbombe, wir müssen löschen!‘ Zwei Leute schafften auch die Spritze heran und arbeiteten hörbar. Es kamen neue Einschläge, aber vom Hofe her ereignete sich nichts. Und dann wurde es ruhiger, und dann kam Entwarnung. Zeitgefühl war mir verlorengegangen. Draussen war es taghell. Am Pirnaischen Platz, in der Marschallstrasse und irgendwo an oder über der Elbe brannte es lichterloh. Der Boden war mit Scherben bedeckt. Ein furchtbarer Sturmwind blies.»³⁷

Um Mitternacht der zweite Alarm. Auf dem Weg zum Keller verlor Klemperer seine Frau aus den Augen. «Ich rief mehrmals nach Eva. Keine Antwort. Schwere Einschläge. Wieder sprang das Fenster an der Wand gegenüber auf, wieder Taghelle, wieder wurde gespritzt. Dann ein Schlag am Fenster neben mir, etwas schlug heftig und glutheiss an meine rechte Gesichtseite. Ich griff hin, die Hand war voller Blut, ich tastete das Auge ab, es war noch da.» Klemperer, den Rucksack mit Papieren und Evas Schmuck auf dem Rücken und einen Lederhandkoffer mit ein paar Kleidungsstücken in der Hand, stürzte aus dem Keller, fand sich auf einem unkenntlichen, grossen Platz wieder, «mitten in ihm ein ungeheurer Trichter, Krachen, Taghelle, Einschläge. Ich dachte nichts, ich hatte nicht einmal Angst, es war bloss eine ungeheure Spannung in mir, ich glaube, ich erwartete das Ende. [...] Wir rannten in eine flammenumgebene, aber fest aussehende Halle. Die Bombeneinschläge schienen für hier vorüber, aber ringsum flammte alles lichterloh. Ich konnte das Einzelne nicht unterscheiden, ich sah nur überall

Flammen, hörte den Lärm des Feuers und des Sturms, empfand die fürchterliche innere Spannung.» Mit anderen rannte Klemperer zur Elbe hinunter, den gelben Stern mit einer Woldecke verbergend. Und wie durch ein Wunder fand er Eva an der Elbterrasse wieder; sie «sass unversehrt in ihrem Pelz auf dem Handkoffer. Wir begrüßten uns sehr herzlich, und der Verlust unserer Habe war uns vollkommen gleichgültig, und ist es uns auch heute noch.» Dann fassten sie einen folgen-schweren Entschluss: Eva trennte mit einem Taschenmesserchen den Judenster von Klemperers Mantel ab, und beide machten sich auf den Weg, die Stadt zu verlassen.³⁸

Hamburg hatte bereits im Sommer 1943 seinen verheerendsten Luftangriff erlebt. Unter dem bezeichnenden Codenamen «Operation Gomorrha» flogen britische und amerikanische Bomber vom 24. Juli bis zum 3. August mehrere Angriffe mit Brandbomben und Luftminen auf die Stadt, die auch begünstigt durch eine Hitzewelle und Trockenheit einen furchtbaren Feuersturm entfachten, dem mindestens 34'000 Menschen zum Opfer fielen, die in den Flammen verbrannten, erstickten oder von den Trümmern erschlagen wurden. Häftlinge aus dem KZ Neuengamme mussten unter Lebensgefahr die Leichen bergen, von denen nur etwa 16'000 identifiziert werden konnten. Fast 280'000 Wohnungen waren zerstört, annähernd 3'000 Betriebe, auch Krankenhäuser, Schulen, Kirchen. Luise Solmitz war entsetzt über die Zerstörungen, die sie sah.³⁹

Der Luftkrieg war mittlerweile allgegenwärtig. Nach dem Angriff am Sylvestertag erlebte Luise Solmitz gleich in der folgenden Nacht den nächsten, nunmehr den 565. Alarm: «565mal todesbereit, angesichts des Nichts. Was das bedeutet, kann nur ermessen, wer es erlebt hat. Und ich habe noch keinen Alarm, keine L. W. [Luftwarnung, M. W] verpasst, habe sie alle durchmachen müssen. ‚Mach End, o Herr, mach Ende mit all unserer Not‘», zitierte sie aus dem Kirchenlied von Paul Gerhardt «Befiehl du deine Wege».⁴⁰ Auch in den kommenden Tagen und Wochen bis Ende April gab es fast jeden Tag Alarm, wenn auch manche Geschwader über Hamburg hinweg weiter nach Berlin und anderen Städten flogen. Eine Bekannte erlebte einen Mittagsangriff mitten in einer Menschenmenge vor dem Hochbunker, die sich staute und nicht mehr hineinkam. «20 Bomber über ihnen; sie sahen, wie die Bomben ausgeklinkt wurden; alles schrie, weinte, zog den Kopf zwischen die Schultern.»⁴¹

Ende Januar kam die Nachricht, dass keine D- oder Eilzüge mehr fahren, keine Pakete oder Briefe mehr befördert werden, nur noch Postkarten.

Wenige Tage später wurden Briefe wieder erlaubt, aber nur im Ortsverkehr. Spartage für Strom und Gas in der Woche; Kochkisten sollen eingerichtet werden («Woher nehmen?!»). Luise Solmitz kaufte indessen einen Petroleumkocher für den Stromspartag; darüber hinaus Spinnstoffsammlung. Flüchtlinge aus dem Osten kamen auch in Hamburg an und mussten notdürftig, zum Beispiel im Wartesaal des Hauptbahnhofes, untergebracht werden. Lebensmittelkarten, die für vier Wochen festgesetzt waren, mussten jetzt auf fünf Wochen gestreckt werden. Menschen ab 55 Jahren wurde die Raucherkarte gestrichen – ein herber Verlust, denn Luise Solmitz war zwar Nichtraucherin, aber die Zigaretten bildeten das wichtigste Tauschmittel auf dem Schwarzmarkt. Es gab aber auch wohlige Momente, so den Besuch eines befreundeten Ehepaars am Abend. Dann wieder ein Bericht vom Angriff auf den Hochbunker – Schrecken und Gemütlichkeit sentimental nebeneinander: «Was für ein Schneesturm! Ich stand mit Richardlein am Fenster in der grauen Dämmerung, die Flocken wirbelten vorüber, und ich gedachte der Millionen Heimatlosen auf den Landstrassen, – und all der kleinen Richards, die erfroren sind. R.s abends hier, es war warm und gemütlich. Fredy öffnete eine Flasche Rum, die er für den Friedenstag zurückgelegt hatte. Was hat das heute noch für einen Sinn. – So wurde sie halb geleert.»⁴²

Und sie wusste sich mit vielen anderen Deutschen eins, Opfer zu sein. «Das arme Berlin», schrieb Luise Solmitz, als sie von den schweren Angriffen auf die Hauptstadt erfuhr. «Ich mag auch nicht haben, wenn man selbst heute noch von der grossen Klappe der Berliner spricht, und nun sollten sie mal sehen, wie sie schaffen, – so etwa. Man kann nur mit Angst und Teilnahme an ihr Schicksal denken, das vielleicht bald das unsre sein wird. – Es sind doch nüchterne, rechtschaffene, fleissige Leute in Berlin, die so unvorstellbar Grausiges trifft. Von den Verwandten nicht zu reden. Wie schmerzlich gedenke ich ihrer.»⁴³

In den Trümmern der Grossstädte versuchten Jugendbanden indes, ein ungebundenes Leben zu leben, lieferten sich Kämpfe mit der HJ, «organisierten» Lebensmittel und Alkohol. Zum Teil auch leisteten sie wie die «Edelweisspiraten» Widerstand, versteckten verfolgte Juden oder geflohene Kriegsgefangene, verteilten Flugblätter. Die Gestapo setzte etliche Kräfte ein, um die Gruppen zu zerschlagen und ihre Mitglieder zu verhaften. «Edelweisspiraten» wurden in Konzentrationslagern interniert oder in Strafbataillone eingezogen. Wie viele von ihnen

vom NS-Regime ermordet wurden, ist nicht bekannt.⁴⁴ Auch entflozene oder ausgebombte Zwangsarbeiter tauchten in den zerstörten Städten unter. Auch hier ging die Gestapo mit brutaler Gewalt vor. Anfang November 1944 erlaubte das Reichssicherheitshauptamt den regionalen Gestapodienststellen, ausländische Arbeiterinnen und Arbeiter zu exekutieren, ohne zuvor eine Genehmigung in Berlin einholen zu müssen. In den folgenden Wochen, so Ulrich Herbert, entstand ein regelrechter Krieg gegen die «Ausländerbanden» wie im Ruhrgebiet, wo zehntausende Zwangsarbeiter versuchten, dem Ruhrkessel zu entkommen und sich in ihre Heimatländer durchzuschlagen.⁴⁵

Vorstoss im Westen

Nach dem Scheitern der Ardennen-Offensive war auch das deutsche Westheer der militärisch übermächtigen Kraft der alliierten Truppen nicht mehr gewachsen. Anfang Februar 1945 begann der Angriff im Norden von Nijmegen aus über die Reichsgrenze in Richtung Kleve und Xanten. Wenig später eroberten amerikanische Truppen Rheydt und Mönchengladbach und erreichten am 2. März den Rhein bei Neuss, gegenüber von Düsseldorf. Fast hätten es die amerikanischen Panzer an diesem Tag sogar in die rechtsrheinische Hauptstadt selbst geschafft, aber in letzter Minute gelang es den Deutschen, die Rheinbrücke zu sprengen. Das hielt den alliierten Vormarsch indes nur wenig auf, denn am 7. März setzten amerikanische Soldaten bei Remagen über den Rhein, nachdem zuvor bereits Köln, Bonn, Bad Godesberg eingenommen worden waren. Dass die Brücke bei Remagen nicht mehr gesprengt werden konnte, erzürnte Hitler so sehr, dass er ein «Standgericht West» einsetzte, das fünf Offiziere im Schnellverfahren zum Tode verurteilte und vier sofort erschossen liess.⁴⁶ Auch im Süden drangen alliierte Truppen weiter vor. Die Stadt Prüm am Fuss der Eifel wurde am 12. Februar, Bitburg am 28. Februar erobert. Der Brückenkopf über Mosel und Saar bei Saarburg wurde mehr und mehr erweitert, und am 2. März marschierten amerikanische Soldaten in Trier ein.⁴⁷ Eine Woche später, am 10. März 1945, besetzten sie auch Wittlich.

Dort trafen sie auf eine fast entvölkerte Stadt. Wittlich lag im Hinterfeld der Ardennenschlacht und wurde Ziel von mehreren amerikanischen Bombenangriffen. Der schwerste Angriff erfolgte am 24. Dezember 1944, bei dem über tausend Spreng- und Brandbomben über Wittlich abgeworfen wurden, so dass am Ende

grosse Teile der Innenstadt zerstört waren. Nachdem zwei weitere Angriffe in der Silvesternacht und am Neujahrstag folgten und sich deutsche Artillerie in der Stadt festsetzte, flohen die meisten Einwohner und suchten Zuflucht bei Verwandten oder Bekannten in den umliegenden Ortschaften oder hausten in selbstgebauten Hütten in den Wäldern. Erst nach dem Einmarsch amerikanischer Soldaten kehrten sie nach Wittlich zurück.⁴⁸

Auch Joseph Mehs hatte mit seiner Familie bereits im Januar Wittlich verlassen und lebte bei den Schwiegereltern im benachbarten Ürzig. Von dort aus konnte er den Artilleriekampf um Wittlich von einer bewaldeten Höhe aus verfolgen. Auch in Ürzig verschanzten sich deutsche Soldaten, während der Aufruf zum «Volkssturm» ergebnislos blieb. Nur wenige meldeten sich, die meisten, so Mehs, «verdünnten sich, hielten sich versteckt oder stahlen sich in die Weinberge und Wälder». In Erwartung des amerikanischen Angriffs wurde der Ort befestigt: Man baute Panzersperren auf, zog Gräben, grub Löcher für Maschinengewehr- und Panzerabwehrschützen. Die Bevölkerung schaffte alles in die Keller, was sich tragen liess, brachte das Vieh in abseits gelegene Stallungen, schob die Möbel in den Häusern aus den Zimmern, die vermutlich beschossen werden würden, in weniger gefährdete hintere Räume. «Der Tag war mit Spannung und Erwartung und Angst gefüllt.»⁴⁹

Aber es kam anders. Der deutsche Panzer rückte am Morgen des 12. März einfach ab, die Soldaten stiegen die Weinberge hinunter ins Tal. «Paar Wagen hinterdrein, paar Radfahrer, und der letzte deutsche Soldat war verschwunden. Ein historischer Augenblick: die letzten Träger des militaristischen Deutschlands, die letzten Verteidiger der furchtbaren Ideen Adolf Hitlers und seines Nationalsozialismus', ausgehungert, müde und geschlagen nehmen Abschied, Abschied hoffentlich für immer. Wir sind Zeugen, und dazu in einer so schönen, einzigartigen deutschen Landschaft. Es war kurz nach 1 Uhr mittags.» Eine Stunde später rückten die Amerikaner in Ürzig ein.⁵⁰

Für Mehs stand fest, dass er nun auf schnellstem Weg wieder nach Wittlich zurückkehren wollte. Mit seiner Frau und den beiden ältesten Kindern machte er sich auf den Weg, obwohl die Artillerieschlacht über die Mosel hinweg weiterhin anhielt und die Familie auf ihrem Marsch die Granaten über sich pfeifen hören konnte. Abends erreichten sie Wittlich, allerdings erst während der Sperrstunde. Daher brachten amerikanische Soldaten, nachdem sie die Personalien geprüft

hatten, die Familie für die Nacht in der Turnhalle unter, bis sie am Morgen dann ihre Gastwirtschaft betreten konnten – und die Verwüstung sahen: «Das ganze Haus stand auf dem Kopf, alles ausgeräumt, durcheinandergeschmissen, zertrampelt, bedeckt und beschweinst. Was verschlossen war, war erbrochen worden. Wir fanden kein Bettzeug mehr für uns, wo wir die Nacht drin schlafen konnten. In den Fremdenzimmern hausten Amerikaner. Ununterbrochen kamen und gingen amerikanische Soldaten ins Haus, durchs Haus, durch den Keller, suchten, was sie brauchten und verschwanden. Ich hatte noch ein paar hundert Flaschen Wein liegen; kein Tropfen war mehr zu finden. Ich hatte mir, zum grössten Teil aus der Friedenszeit, ein paar gute Schnäpse und Liköre beiseite gelegt, nichts mehr davon da.» Kein Pfennig Geld war geblieben; die Bücherkisten aufgebrochen und ihr Inhalt im Keller zerstreut.⁵¹

Erst allmählich stellte sich heraus, warum dermassen vandaliert worden war. Der Ortsgruppenleiter der NSDAP in Wittlich, Regierungsrat Döring vom Finanzamt, hatte in der Abwesenheit der Familie Mehs drei Kisten im Keller, eine davon mit braunen Uniformen, unterbringen lassen, ohne dass Joseph Mehs davon erfahren hatte. Amerikanische Soldaten fanden sie, und, so Mehs später, «man kann sich vorstellen, wie die Amerikaner da erst in meinem Haus gewütet haben. Mir wurde gesagt, es seien am Sonntag Abend etwa 500 Amerikaner durchs Haus gezogen. Und was haben sie alles noch kaputtgeschlagen! Die Eismaschine, die Brotmaschine, die Kaffeemaschine, die Korkmaschine, die Telefone zerbrochen, Wasserkrähnen abgedreht, Lampen von der Decke und der Wand gerissen, die Aufschnittmaschine geklaut, die Schreibmaschine geklaut, Sprungrahmen und Matratzen verschleppt. Kurz, ein einziges Bild der Verwüstung!» Und dennoch! Mehrere Wochen danach, Anfang Mai, «wo wir gehörig im Hause aufgeräumt haben, staunen und freuen wir uns darüber – wieviel noch da ist und erhalten geblieben».⁵²

Todesmärsche

Für Joseph Mehs und seine Familie war der Krieg Mitte März zu Ende. Für Zehntausende von KZ-Häftlingen bildeten diese letzten Wochen des Krieges eine Phase äussersten Schreckens durch die Selektionen und Massenmorde in den verbliebenen Lagern, durch die Räumungen und die Todesmärsche. Geschätzt et-

wa 250'000 Häftlinge, was mehr als einem Drittel der Gefangenen zu diesem Zeitpunkt in den Konzentrationslagern entsprach, kamen auf den Todesmärschen um.⁵³ Durch die Deportationen der KZ-Gefangenen aus den östlich gelegenen Lagern in die Konzentrationslager im Reichsgebiet waren diese völlig überfüllt. In Bergen-Belsen stieg die Zahl der Gefangenen von 18'000 im Januar auf 53'000 am 15. April, als britische Truppen das Lager befreiten. Da die SS die Menschen völlig sich selbst überliess und Hunger, Erschöpfung, Krankheiten das Lager beherrschten, starben allein im März über 18'000 Menschen, darunter auch die Schwestern Anne und Margot Frank, die Ende Oktober 1944 aus Auschwitz hierher deportiert worden waren.⁵⁴

Im Frühjahr 1945 kontrollierte die SS noch zehn Stammlager und nahezu vierhundert Aussenlager mit etwa 550'000 Häftlingen. Was mit ihnen geschehen sollte, war nicht eindeutig. Zwar hatte Himmler in seinen Bemühungen, sich den Westalliierten als verhandlungsbereiter NS-Führer zu präsentieren, zugestimmt, dass das Schwedische Rote Kreuz einige tausend skandinavische KZ-Häftlinge aus den Lagern bergen und retten konnte – jene bekannte Aktion mit den weissen Bussen. Aber Mitte April gab er den Befehl zur Räumung der Konzentrationslager: Eine Übergabe der Lager käme nicht in Frage. Keine Häftlinge dürften «lebend in die Hände des Feindes kommen».⁵⁵

Auch das SS-Wirtschafts- und Verwaltungshauptamt, das für die Konzentrationslager verantwortlich war, glaubte im Frühjahr immer noch, die Häftlinge für die Rüstungsproduktion einsetzen zu können, und ordnete die Evakuierung der Lager an. Doch war die SS nicht mehr in der Lage, die Lager vollständig und geordnet zu räumen, sondern machte sich jeweils mit einem marschfähigen Teil der Häftlinge auf den Weg, der sich durch den Abbruch der Kommunikation mit der Zentrale und die Auflösung der staatlichen Strukturen der NS-Diktatur in den letzten Wochen des Kriegs zunehmend verlor.⁵⁶

Daher waren die Trupps auf die lokalen Behörden angewiesen, die den Bewachern und den Häftlingen für die Nacht eine Unterkunft und Verpflegung zur Verfügung stellen sollten. Der jeweilige Bürgermeister, der NSDAP-Ortsgruppenleiter, die örtlichen Polizisten waren die entscheidenden Instanzen, die für die Behandlung der Häftlinge mitverantwortlich waren. Als ein Trupp von etwa 1'200 Häftlingen aus einem Aussenlager des KZ Natzweiler-Struthof, die seit zwei Tagen nicht mehr zu essen und zu trinken bekommen hatten, Anfang April in Hüt-

ten bei Schwäbisch Hall eintraf, verschaffte sich der Bürgermeister Hans Wieland selbst einen Überblick von den Häftlingen – ein «Bild des Grauens», wie er in einer Vernehmung 1946 sagte. Mit Unterstützung eines Leutnants der Wehrmacht sorgte er dafür, dass die Häftlinge mit Milch und Nahrungsmitteln versorgt wurden. Doch auch Wieland, das zeigt der Historiker Martin Clemens Winter, war sehr daran interessiert, dass die Häftlinge rasch wieder Hütten verliesen. Rund 200 völlig entkräftete Häftlinge, die nicht mehr in der Lage waren, weiterzumarschieren, blieben im Ort zurück. Als etwa 40 Häftlinge beim Aufbruch ebenfalls zusammenbrachen, wurden sie von den Wachmannschaften erschlagen und im Wald verscharrt. Wieland bemühte sich energisch bei der NSDAP-Kreisleitung, der SS, der Polizei, dem Landratsamt, dass die zurückgebliebenen Häftlinge wieder verschwinden sollten. Er erreichte, dass der Landrat anordnete, diese Menschen mit Lastwagen in das unweit entfernte KZ-Aussenlager Hessental abzutransportieren. Wielands Verhalten, so Winter, zeigt exemplarisch ein widersprüchliches Verhalten: auf der einen Seite spontane Hilfe angesichts des menschlichen Elends, auf der anderen Seite die Verweigerung, Verantwortung für diese Menschen zu übernehmen und sie bis zum Kriegsende im Ort zu versorgen und ihr Überleben zu sichern.⁵⁷

Im sächsischen Glaubitz, einer Ortschaft mit etwa 2'000 Einwohnerinnen und Einwohnern nahe Riesa, waren die lokalen Instanzen weit feindseliger. Mehrere tausend Häftlinge aus Aussenlagern des KZ Buchenwald rund um Leipzig wurden tagelang auf dem Sportplatz des Ortes festgehalten – vor aller Augen. Als Glaubitz Ziel eines Luftangriffs wurde, gelang mehreren hundert Gefangenen die Flucht. An der sofort einsetzenden Menschenjagd beteiligten sich auch viele HJ-Angehörige aus einem «Bannausbildungslager», das in einem Nachbarort angesiedelt war. Der H J kam in diesen letzten Kriegswochen eine wichtige Aufgabe zu, galten ihre jungen Angehörigen doch zum einen wie Maria Bierganz aus Monschau als fanatische Anhänger des Nationalsozialismus, und zum anderen war kaum erwachsenes Personal mehr da, um die nationalsozialistischen Strukturen vor Ort aufrechtzuerhalten. Im Glauben, die «Feinde» nicht entkommen lassen zu dürfen, beteiligten sich zahlreiche Jugendliche an der Jagd auf die entflohenen Häftlinge. Einige gehörten sogar zu den Schützen, die die aufgegriffenen Häftlinge in der Kiesgrube am Ortsrand von Glaubitz erschossen.⁵⁸

Zu einem Konflikt innerhalb der Gemeinden geriet die Frage, wo die Toten

begraben werden sollten. Mancherorts sorgen die Pfarrer dafür, dass sie auf den Friedhöfen bestattet wurden. An anderen Orten wehrten sich die Dorfbewohner und wollten, dass die Leichen ausserhalb des Ortes anonym in Massengräbern verscharrt würden. Daher bestand nach Kriegsende eine wichtige Aufgabe der alliierten Ermittlungskommissionen darin, diese Vielzahl von Gräbern allerorten ausfindig zu machen, die Toten zu exhumieren und sie würdig zu bestatten.⁵⁹

Das Verhalten der Bevölkerung war von Angst bestimmt – Angst sowohl vor den Häftlingen, die als Verbrecher und Kriminelle galten, als auch vor deren Rache angesichts der Gewalt, die ihnen in den Konzentrationslagern angetan wurde. Zudem befürchtete man, dass diese ausgemergelten Menschen sich einfach nehmen würden, was sie nun zum Überleben brauchten.⁶⁰ Renata Laqueur, 1919 in einer gutbürgerlichen Familie mit jüdischer Herkunft in Amsterdam geboren, 1943 als «Jüdin» verhaftet, von Westerbork nach Bergen-Belsen verschleppt, von dort im April 1945 mit zweitausend anderen Häftlingen mit einem Zug abtransportiert, erlebte am frühen Morgen des 25. April in Sachsen bei der Ortschaft Tröbitz ihre Befreiung, als sowjetische Truppen den Zug entdeckten und die deutschen Wächter festnahmen. «In dem Dorf, Tröbitz, herrschte ein unglaubliches Chaos. Jetzt gab es keine Zweifel, überall russisches Militär, russische Fahrzeuge, und eine Kolonne schwerer Panzer rollte dröhnend durch die Hauptstrasse. Die Russen hatten das Dorf um 2 Uhr in der Nacht erreicht, und der Bürgermeister war besonnen genug gewesen, es kampflos zu übergeben. Doch die Deutschen blieben ängstlich in ihren Verstecken. Ich spürte plötzlich wieder quälenden Hunger und in dem Augenblick begriff ich, was es für uns bedeutete, ‚frei‘ zu sein. [...] Ich ging in ein Haus und fand die Bewohner in der Küche eng aneinandergedrückt am Tisch sitzend, eine Mutter mit vier Kindern und eine Grossmutter. Dazu Tanten und Nichten, die alle aus dem Ruhrgebiet hierher evakuiert worden waren. Es war angenehm warm in dem überfüllten Raum, auf dem kleinen Tisch dampfte eine Kanne Kaffee. Tief atmete ich diesen so lang vermissten Duft ein. Ich fragte nach einer Tasse, fragte nach Brot. Man gab mir schwarzen Kaffee, und dicke Brotscheiben, die mit Speck belegt waren. Niemand sagte etwas. Nur, so ganz bereitwillig wollten sie den Speck nicht herausrücken, denn als ich mich niedersetzte und auf das Brot wartete, begann die Frau zu jammern: ‚Wir haben ja selber nichts. Die Sowjets haben heute in der Nacht alles weggenommen.‘ Ich wusste, sie log. Denn das Militär hatte ihr Brot nicht nötig, deswegen sagte ich in

bestimmtem, festem Ton: ‚Geben Sie mir Brot mit viel Butter, aber warten Sie nicht zu lang damit. ‘ Es dauerte eine knappe Minute. Ich ass, betont ruhig, bis ich satt war, sprach aber nichts mehr. Mein Blick fiel durch das Küchenfenster auf den Dorfplatz. Ich sah einen Brunnen und im Hintergrund den Kirchturm. Die Mutter strich einem Kind über das Haar und jammerte: ‚Siehst du, jetzt kommen sie, jetzt werden sie die Kirche anzünden, und wir werden alle verbrennen [...] Die Mofen in Tröbitz glaubten das fest.›⁶¹

Victor und Eva Klemperers gefährvolle Flucht

Die Nacht verbrachten Eva und Victor Klemperer irgendwo in Dresden in einem Bunker, am nächsten Morgen fuhr ein Lkw vor, der Kranke und Gesunde zum Fliegerhorst Klotzsche brachte. «Die erste Wonne war der Riesenkessel Nudelsuppe im Schlafsaal. Ich nahm ruhig den Löffel des alten Mannes, der vor mir gegessen hatte. Ich ass drei tiefe Teller.»⁶² Im Lazarett des Fliegerhorsts liess Klemperer dann auch seine Augenwunde behandeln; in die Aufnahmeliste trug er sich «senz altro», das heisst ohne den antisemitisch verpflichtenden Zusatznamen Israel, ein. Auf dem Amt der Stadt gab es Versorgungsscheine, Raucherkarten ... «Ich unterzeichnete zweimal. Ich sass in Restaurants, ich fuhr Eisenbahn und Trambahn – auf alles das steht im 3. Reich für mich der Tod.»⁶³

Aber im Fliegerhorst konnten sie nicht bleiben. Ins nahe gelegene Piskowitz wollten sie reisen, um bei Agnes, ihrer früheren Haushaltshilfe, eine Zuflucht zu finden. Aber der angekündigte Zug fuhr nur bis Kamenz, Übernachtung im Bahnhofsgebäude, am nächsten Morgen zu Fuss weiter die acht Kilometer bis Piskowitz. Agnes Scholze empfing sie überrascht und erfreut – sie hatte die Klemperers längst verschollen geglaubt. Jene erhielten eine kleine Kammer im Haus. «Es ist nicht so, als behandelte uns Agnes als Gäste und bereite Extrawürste, sondern wir bekommen genau das, was sie und ihre Kinder essen. Nur ging es uns beiden wohl in Dresden besonders schlecht, wir empfanden ja schon die Kost in Klotzsche als Herausfütterung. Hier aber nährt man sich wahrhaftig von Rahm und Butter und erhält an einem Tag mehr Kalorien, als es in Dresden wöchentlich gab.»⁶⁴

Doch stets war zu befürchten, dass ihn jemand erkannte und bei den Behörden denunzierte. «Aber es droht doch von Stunde zu Stunde die grauenhafte Gefahr,

dass jemand eintritt: ‚Sie sind... Sie haben mit mir zu gehen.‘ Weiss ich, nach wem von Dresden aus gefahndet wird? Vielleicht kümmert sich keine Seele um mich, vielleicht kann ich viele Wochen hier ruhig leben, vielleicht avant que l’hémistiche. Buchstäblich bei Tag und Nacht quält das.» Am 4. März teilte der Bürgermeister von Piskowitz den Klemperers mit, dass sie nur «privat» untergekommen seien, nicht amtlich, und daher den Ort wieder verlassen müssten. Wohin nun? Eva und Victor beschlossen, sich nach Pirna durchzuschlagen, wo Friedrich Dressel und Annemarie Köhler wohnten, die Ärztin, die Klemperers Tagebücher mutig aufbewahrte. Dort konnten sie eine Nacht bleiben, um am nächsten Morgen mit dem Zug nach Falkenstein im Vogtland zu fahren, um dort vielleicht Zuflucht bei dem Apotheker Hans Scherner zu finden, einen Bekannten aus der Leipziger Zeit. «Scherner selbst trägt den Parteiknopf und im Privatkontor hängt das Hitlerbild», die Fluchtgeschichte der Klemperers nahm er eher mit Stumpfheit auf, aber: «Natürlich bringen wir euch unter, es wird uns schon einfallen, wie.»⁶⁵

Tatsächlich konnten die Klemperers fast vier Wochen in Falkenstein bleiben, bis die Angestellten Scherners misstrauisch wurden, vor allem vor einem Lehrlingsmädchen, die vom Nationalsozialismus erfüllt war, musste man sich in Acht nehmen. So plante Eva einen anderen, allerdings sehr gefährlichen Weg, dass das Paar sich unter fremdem Namen mit der Ausrede, dass ihre Papiere unterwegs verloren gegangen seien, nach Bayern durchschlug, um dort die hoffentlich wenigen letzten Kriegswochen unterzutauchen. Am 3. April machte sich das Ehepaar Kleinpeter aus Landsberg an der Warthe, das in Dresden angeblich ausgebombt worden war, auf den Weg nach Regensburg. Papiere, Tagebuchaufzeichnungen der letzten Wochen und der Judenstern blieben bei Hans Scherner.

Aber bei dem schwer beschädigten Transportsystem und dem Durcheinander in der letzten Kriegsphase geriet die Reise zu einer Irrfahrt. Sieben von zehn Nächten «in Wartesälen, Bunkern, Zügen, ohne aus den Kleidern zu kommen, ungewaschen, bei unzulänglichster Beköstigung». Am ersten Tag kamen sie nur bis Marktredwitz und mussten im Bahnhofssaal übernachten. Am nächsten Tag fuhr morgens zwar ein Zug bis Landshut, zum Anschlusszug nach München musste man jedoch bis Altdorf laufen; erst spät in der Nacht erreichten die Klemperers die bayrische Hauptstadt und schliefen im Bahnhofsbunker. Die NSV (Nationalsozialistische Volkswohlfahrt) versorgte die Wartenden mit Kaffee, Brot und einer dünnen Suppe.

Von München aus ging es weiter nach Dachau, von dort mit einem neuen Zug nach Pfaffenhofen; nun nahm das Milchauto sie mit nach Schweitenkirchen, einer kleinen Ortschaft östlich von Pfaffenhofen. Eva und Victor hofften dort auf die Hilfe der Burkhardts, Eltern von Lisi Stühler, die mit den Klemperers im Dresdner ‚Judenhaus‘ gewohnt hatte. Zwar wurden sie herzlich empfangen, als sie sich als Nachbarn der Tochter vorstellten, aber bleiben konnten sie bei den Burkhardts nicht. Diese fürchteten vor allem einen nazistischen Hausbewohner und wollten das Zimmer für ihre Tochter freihalten. «Aber wir bekamen eine so gute Rast, wir konnten Atem schöpfen und Mut fassen. Ich konnte Schuhe und Strümpfe trocknen und mich in warmen Strümpfen und Hausschuhen ausruhen, wir bekamen Kaffee, wir bekamen ein reichliches warmes Abendessen, wir bekamen ein Nachtlager, gemeinsam auf sehr breitem Sofa, ich konnte mich am nächsten Morgen rasieren, es gab noch ein Frühstück – und bei alledem war man freundschaftlich zu uns, ja und am Abend hörten wir gemeinsam den englischen Rundfunk und schöpften Hoffnung aus dem Vormarsch der Anglo-Amerikaner.»⁶⁶

Also wieder zurück nach München – zu Fuss von Schweitenkirchen nach Pfaffenhofen, dort mit dem Zug in die Hauptstadt, ein Besuch beim alten Karl Vossler, dem akademischen Lehrer von Victor Klemperer, und seiner Frau, beide freundlich, aber ohne Rat, wo die Klemperer denn eine Unterkunft finden könnten. Wieder eine Nacht im Bahnhofsbunker. Am nächsten Tag ging Eva zum Umsiedlungsamt, um eine Unterkunft zugeteilt zu erhalten, und bekam tatsächlich eine Anweisung auf Aichach. «Wir hatten beide den Namen noch nie gehört und wussten nicht, wo der Ort lag.» Im Bahnhof lange Schlangen, um Fahrkarten zu ergattern; die Lebensmittelkarten mussten wiederum im Ernährungsamt geholt werden. Am Nachmittag dann ein Zug nach Dachau, weiter ging es bis Ingolstadt. Der Bahnhof war ganz unbeschädigt, im Restaurant gab es ein gutes Mittagessen, «da hörte ich schweres Sausen über mir, sprang in den Esssaal und lag, während es krachte und Scheiben klirrten, kniend an einem Pfeiler; halb unter mir kauerte ein ganz junges Mädchen, ‚o Gott! O Gottb wimmernd, ringsum knieten Leute, lagen umgestürzte Stühle; viele Menschen rannten zur Tür, andere schrien: ‚Drinbleiben! Drinbleiben!‘ All das Ineinander von Sekundendauer. Ich sagte mir sogleich, ein einzelner Tiefflieger. Tatsächlich hatte sein Abwurf einen Abort in der Nähe des Essraumes getroffen. Es wurde ein bisschen ruhiger, ich eilte zu

unserem Tisch in der Mitte des Saals; Eva sass dort unverletzt (wie alle übrigen auch); sie hatte unter dem Tisch Deckung genommen.»⁶⁷

Aber die Bahnstrecke war nun zerstört. Weiter ging es nur zu Fuss – neun Kilometer zur nächsten Station Zuchering. Dort musste man bis zum Abend warten. «Der Zug kam in tiefem Dunkel und war übervoll. Es gab ein Gedränge, Erregung, förmlichen Nachtkampf. Wir erzwangen den Eintritt in ein Abteil, wurden erst von den militärischen Insassen sehr unfreundlich aufgenommen, setzten uns gegen eine Bemerkung, das Zivil reise noch immer zu seinem Vergnügen zur Wehr, standen und hockten sehr unselig.» Aichach erwies sich als Sackgasse. Der Bezirk sei für Flüchtlinge bereits gesperrt, erfuhr Eva am nächsten Morgen auf dem Landratsamt. Sie sollten weiter nach Inchenhofen, ein Marktflecken, sieben Kilometer nordwestlich von Aichach. Wieder zu Fuss unterwegs, und als sie abends ankamen, verweigerte ihnen die Wirtin im Gasthof ein Abendessen. Vom Bürgermeister erhielt Eva einen Quartierzettel für den Bauern Joseph Pulver, «das böseste Subjekt, dem wir auf unserer Flucht bisher begegnet sind». Eine Kammer mit einem Bett könnten sie haben, alles andere gehe ihn nichts an. Wasser? Nein, habe er nicht. «Jetzt trieben mich Wut und Verzweiflung.» Victor Klemperer ging noch einmal zum Bürgermeister, bat um Hilfe, «geradezu feindselig» seien sie aufgenommen worden. Der Bürgermeister verwies an den örtlichen Polizeimeister, ein freundlicher Mann, der Joseph Pulver deutlich zurechtwies und den Klemperers in einem anderen Gasthof zu einem Abendessen verhalf. Aber auch in Inchenhofen konnten sie nicht bleiben, mussten mit einem Militärauto am nächsten Tag wieder nach Aichach zurück.⁶⁸

Erneut zum Landratsamt, nun eine Zuweisung nach Unterbernbach, einem kleinen Dorf in der Nähe von Aichach. Dort endlich fanden sie durch die Hilfe des Ortsbauernführer Flammenspeck eine Unterkunft: «Er sei Nationalsozialist, aber so gehe es nicht mehr, man müsse Frieden schliessen, es werde umsonst weiteres Blut geopfert. Vor den Feinden fürchte er sich nicht, obwohl er Nazi sei, denn er haben niemanden bedrückt. Dabei erzählt die Lehrerin, er sei der erste und leidenschaftlichste Nationalsozialist des Ortes gewesen.» Bei Flammenspeck arbeiteten zwei ukrainische Arbeiter, bei Grubers, wo die Klemperers eine Bodenkammer bewohnten, ein französischer Kriegsgefangener, der mit einer Gefangenengruppe neben dem Gasthaus wohnte. In der Lehrerin des Ortes und ihrer Schwester trafen Eva und Victor Klemperer auf entschiedene Gegnerinnen des National-

Sozialismus. Die beiden Schwestern berichteten ihnen vom Konzentrationslager Dachau, wo tausende Menschen umgekommen seien, und wussten sogar von jemanden, der in Theresienstadt gestorben sei. «Wir taten, als wüssten wir nichts von Theresienstadt, und waren geradezu erschüttert, den Namen hier im zentralen Oberbayern, im Dorf, zu hören.»⁶⁹

Angriff auf Berlin

In diesen Apriltagen schlossen die sowjetischen Truppen den Ring um Berlin und setzten zum Sturm auf die letzte Bastion des NS-Regimes an. Der Vormarsch der Roten Armee in Deutschland war von exzessiver Gewalt gegen die Zivilbevölkerung geprägt und hatte die nationalsozialistische Propaganda, Angst und Schrecken vor den «asiatischen Greuelthaten» zu schüren, befeuert. Anders als im Westen, wo zahlreiche Städte mit weissen Fahnen den westalliierten Soldaten die kampflose Übergabe anboten, war der Widerstand gegen die Rote Armee im Osten heftig, zäh und mit grossen Verlusten verbunden. Die Furcht der Zivilbevölkerung vor gewalttätigen Racheakten, Vergewaltigungen und Plünderungen war gross.⁷⁰

In der Tat bedurfte es von Seiten der sowjetischen Führung eines besonderen agitatorischen Aufwandes, um den Vormarsch nach Deutschland zu begründen, denn der alte Kampfslogan hatte die «Befreiung der Sowjetheimat» gefordert, die ja Anfang 1945 erfüllt worden war. Warum sollten sowjetische Soldaten nun ihr Leben aufs Spiel setzen, um weiterzumarschieren? Erst im Mai 1944 hatte Stalin die erweiterten Kriegsziele in einem neuen Befehl öffentlich benannt: «Unsere Aufgaben können sich jedoch nicht darauf beschränken, die feindlichen Truppen aus unserer Heimat zu vertreiben. Die deutschen Truppen gleichen jetzt einer verwundeten Bestie, die gezwungen ist, in ihre Höhle – an die Grenzen Deutschlands – zurück zu kriechen, um ihre Wunden zu heilen. Aber auch eine verwundete Bestie, die sich in ihre Höhle zurückgezogen hat, hört nicht auf, eine gefährliche Bestie zu sein. Um unser Land und die mit uns verbündeten Länder vor der Gefahr der Versklavung zu retten, muss man der verwundeten deutschen Bestie auf der Spur folgen und ihr in ihrer eigenen Höhle den Todesstoss versetzen.»⁷¹

Stalins Topos von der deutschen Bestie, die in ihrer eigenen Höhle getötet werden muss, wurde zum neuen Kampfslogan der Roten Armee, der sich in den Ar-

meezeitungen, Tagesbefehlen und Aufrufen an die Soldaten wiederfand. Insbesondere ein Publizist, Ilja Ehrenburg, tat sich hervor. In seinen nahezu täglichen Artikeln, die in der zentralen Armeezeitung *Krasnaja Zvezda* (Roter Stern) erschienen und von hunderten sowjetischen Frontzeitungen übernommen wurden, rief er zum Hass gegen die Deutschen auf. «Ich musste unsere Krieger darauf hinweisen», so Ehrenburg rückblickend und unbeirrbar 1963, «dass es sinnlos war, auf die Klassensolidarität der deutschen Arbeiter, auf eventuelle Gewissensregungen bei Hitlers Soldaten zu rechnen, dass jetzt nicht die Zeit sei, in der attackierenden feindlichen Armee die ,guten Deutschen herauszufinden und dabei unsere Städte und Dörfer der Vernichtung preiszugeben. Ich schrieb: ‚Töte den Deutschen!‘»⁷²

Der Aufruf zur Rache an den Deutschen konnte sich durchaus mit den Erfahrungen des deutschen Vernichtungskrieges gegen die Sowjetunion begründen. Wer als sowjetischer Soldat aus den von Deutschland besetzten Gebieten stammte, hatte die deutsche Gewaltherrschaft erlebt, wahrscheinlich eigene Familienangehörige verloren. Und auch wer nicht persönlich von der deutschen Besatzung betroffen gewesen war, hatte von den Gräueltaten erfahren, die seit dem Vormarsch der Roten Armee 1943 von den Ermittlungskommissionen aufgedeckt wurden. «Die Soldaten, die jetzt deutsche Städte erstürmen», schrieb Ehrenburg Ende Januar 1945, «werden nicht vergessen, wie die Mütter Leningrads auf Schlitten ihre toten Kinder zogen. [...] Für die Qualen Leningrads hat Berlin noch nicht bezahlt.»⁷³

Es waren aber auch die unmittelbaren Erfahrungen, die sowjetische Soldaten in Deutschland machten, die ihre Wut steigern konnten. Hatten sie unter dem Einfluss der sowjetischen Propaganda ein zerstörtes Land mit einer hungernden Bevölkerung erwartet, so erlebten sie nun recht wohlgenährte deutsche Volksgenossinnen und Volksgenossen. «Was für Städte ich gesehen habe, was für Männer und Frauen», schrieb eine ukrainische Soldatin Ende Februar nach Hause. «Wenn man sie sieht, überfällt einen so ein Hass! Sie gehen spazieren, sie lieben sich, sie leben einfach, und du gehst und befreist sie. Und sie lachen die Russen noch aus, und sagen: ‚Schwein!‘»⁷⁴

Damit rechtfertigt sich nicht die exzessive Gewalt, die Rotarmisten an der deutschen Zivilbevölkerung verübten, aber entgegen der rassistischen nationalsozialistischen Propaganda lassen sich Hintergründe für das Verhalten der Soldaten erhellen. Das Ausmass der Gewalttaten lässt sich nur schätzen. Das Bun-

desarchiv geht in seiner Dokumentation von Vertreibungsverbrechen davon aus, dass in den besonders in Mitleidenschaft gezogenen Regionen Ostpreussen und Pommern etwa 1 Prozent der dort ansässigen deutschen Bevölkerung gewaltsam zu Tode gekommen ist, was einer Zahl von annähernd 100'000 Menschen entspricht. Die Zahl der Vergewaltigungen wird auf fast eine Million geschätzt.⁷⁵

Zweifellos gab es tausende sowjetischer Soldaten, die sich korrekt gegenüber der deutschen Zivilbevölkerung verhielten. Und auch die sowjetische Militärführung sah rasch ein, dass die Gewalttaten die Disziplin der Truppe schwer beeinträchtigten, und bemühte sich schon Ende Januar darum, die Übergriffe zu ahnden und die Ordnung wiederherzustellen. Aber es dauerte doch bis zum 14. April, dass in Stalins Auftrag die *Prawda* in einem Artikel Ehrenburg kritisierte; tags darauf wurde der Kolumnist der *Krasnaja Zvezda* von seiner Aufgabe entbunden. Wenige Tage später gab Stalin persönlich die Direktive Nr. 11072 «Über die Verhaltensänderung gegenüber den deutschen Kriegsgefangenen und der deutschen Zivilbevölkerung» an die sowjetischen Truppen in Deutschland heraus, mit der er ein «humaneres Verhalten zu den Deutschen» forderte.⁷⁶

Am Morgen des 31. Januar erreichten Stosstrupps der Roten Armee die Oder bei Kienitz, nördlich von Küstrin, konnten den noch zugefrorenen Fluss überqueren und auf der Westseite einen Brückenkopf errichten. In den folgenden Tagen rückten sowjetische Truppen nach, und der Wehrmacht gelang es nicht mehr, die Sowjets zurückzuschlagen. Zwar dauerte es noch bis Ende März, bis die Rote Armee die Festung Küstrin erobern konnte, aber der Weg nach Berlin war offen. Auf den Seelower Höhen stemmten sich die letzten Reserven der deutschen Armee noch einmal den sowjetischen Soldaten entgegen, doch erlagen sie der Übermacht des Gegners. Vier Tage dauerte die Schlacht mit hohen Verlusten auf beiden Seiten.⁷⁷

Vom 4. bis zum 11. Februar hatten sich Franklin D. Roosevelt, Winston Churchill und Josef Stalin in Jalta auf der Krim getroffen, um über die Zukunft Deutschlands zu beraten, für das es nur die bedingungslose Kapitulation geben würde. Verhandlungen werde es mit der deutschen Führung nicht geben. Stalin forderte eine Aufteilung Deutschlands und stiess bei Roosevelt durchaus auf Bereitschaft; doch setzte sich die britische Seite mit einer Formulierung durch, die auch als Dezentralisierung Deutschlands, ohne es aufzuteilen, interpretiert werden konnte. Zugleich wurde Frankreich neben der sowjetischen, britischen und

amerikanischen eine eigene Besatzungszone zugestanden. In der wichtigen Frage der Zukunft Polens bekräftigten die Grossen Drei die bereits 1943 auf der Konferenz in Teheran beschlossene Westverschiebung, das heisst, dass die im Hitler-Stalin-Pakt 1939 vereinbarte Eingliederung Ostpolens in die Sowjetunion bestehen blieb. Allerdings wehrten sich die Westalliierten gegen eine endgültige Festlegung der Westgrenze Polens bzw. der deutschen Ostgrenze auf die Oder-Neisse-Linie, vielmehr wollten sie diese Frage einer Friedenskonferenz nach Kriegsende überlassen. Auch für Südosteuropa machten die Westalliierten Zugeständnisse. Schon auf ihrem Treffen im Oktober 1944 in Moskau hatten sich Churchill und Stalin auf Einflussphären geeinigt – jener berühmte Zettel Churchills mit Prozentzahlen der Einflussstärke, die Stalin mit einem Haken bestätigte, die die Amerikaner allerdings missbilligten und nicht zur Kenntnis nehmen wollten. Im Gegenzug sagte die sowjetische Seite zu, zwei, drei Monate nach der deutschen Kapitulation in den Krieg gegen Japan einzutreten, der insbesondere den USA grosse Sorgen bereitete, weil ein rascher Sieg nicht abzusehen war und ein andauernder Krieg im Pazifik unbedingt vermieden werden sollte. In Jalta einigten sich die Grossen Drei auch auf den Entwurf einer Charta zur Bildung der UNO mit dem Sicherheitsrat als entscheidendem Gremium, in dem jedoch die ständigen Mitglieder UdSSR, China, Frankreich, Grossbritannien und die USA ein Vetorecht besitzen sollten, worauf die sowjetische Seite bestand.⁷⁸

In diesem Wettlauf um künftige Einflussgebiete in Europa befahl Stalin, nicht zuletzt angesichts des raschen Vormarsches der amerikanischen und britischen Truppen im Westen, Anfang April die «Berliner Operation», sprich die Eroberung Berlins, und den raschen Vormarsch der Roten Armee bis zur Elbe.⁷⁹ Nach der gewonnenen Schlacht bei den Seelower Höhen rückten die sowjetischen Truppen auf Berlin vor. Am 25. April, dem Tag, an dem sich amerikanische und sowjetische Einheiten bei Torgau an der Elbe trafen, schlossen sowjetische Panzerkräfte den Ring um Berlin. Aber die Rotarmisten mussten sich Strasse für Strasse bis zum Zentrum vorkämpfen. Am 27. April war das Gebiet zwischen Schlesischem Bahnhof und Alexanderplatz in sowjetischer Hand, von Norden kommend stiessen andere Truppenteile über die Moltkebrücke bis zum Reichstag vor. Gegen erbitterten Widerstand konnten sowjetische Soldaten unter hohen Verlusten am Abend des 30. April in den Reichstag eindringen und sich im Nah-

kampf durchsetzen. In der Nacht hissten sie dann vom Dach des Reichstages die rote Fahne – eine Szene, die zwei Tage später noch einmal nachgestellt wurde, womit jenes weltbekannte Foto von Jewgeni Chaldej entstand.⁸⁰

Von Süden her drangen sowjetische Soldaten durch den Tiergarten bis kurz vor die Reichskanzlei. Es waren bezeichnenderweise Angehörige der französischen Waffen-SS-Division «Charlemagne», die Hitlers Bunker bis zum Schluss verteidigten. Als jedoch klar wurde, dass die Reichskanzlei binnen Kurzem erobert werden würde, nahm Hitler sich zusammen mit Eva Braun am Nachmittag des 30. April das Leben. Beide Leichen wurden im Garten der Reichskanzlei verbrannt. Auch Goebbels und seine Frau Magda begingen Selbstmord, nachdem sie zuvor ihre Kinder getötet hatten. Einigen wenigen der letzten Hitler-Getreuen gelang der Ausbruch aus der umschlossenen Reichskanzlei. Am 2. Mai, morgens 6.30 Uhr, kapitulierte General Weidling.⁸¹

In diesen letzten Wochen des Krieges vom 16. April, dem Beginn der «Berliner Operation», bis zum 8. Mai verloren noch über 352'000 sowjetische Soldaten ihr Leben. Die Verluste auf der deutschen Seite können nur geschätzt werden. Der Militärhistoriker Richard Lakowski geht von weit über 100'000 Toten aus.⁸² Schon am 28. April hatte die Wehrmacht in Italien kapituliert, am 4. Mai folgten die deutschen Generäle in Holland, Nordwestdeutschland und Dänemark; am 7. Mai unterzeichneten in Reims Generaloberst Jodl und Generaladmiral von Friedeburg die Kapitulationsurkunde gegenüber dem alliierten Oberkommandierenden Eisenhower, mit der die Einstellung der Kampfhandlungen am 8. Mai, 23.01 Uhr, befohlen wurde. Die sowjetische Seite bestand auf einer Kapitulation auch ihr gegenüber. Am Abend des 8. Mai trafen Keitel und von Friedeburg im sowjetischen Hauptquartier in Berlin-Karlshorst ein und unterzeichneten nach Mitternacht auch hier die Kapitulation.⁸³

Das Ende in Hamburg

Luise Sollnitz Tagebuch ist voll von Geschichten von Verwandten und Familienangehörigen, die aus dem Osten Deutschlands über Flucht und Bombardement geschrieben und zugleich dadurch mitteilten, dass sie noch am Leben seien. Aus der Zeitung notierte sie sich auch die Meldungen, dass Bürgermeister, Parteifunktio-

näre, die ihrer «Pflicht zu Verteidigung» nicht nachgekommen seien, womöglich sogar selbst flohen, aufgegriffen, zum Tode verurteilt und hingerichtet wurden. Und immer wieder Luftalarme, Nächte im Bunker, Todesangst und tagsüber Sorgen wegen der Versorgung. Anfang März wurden Lebensmittelkarten ausgegeben, die statt wie bisher für vier nun für fünf Wochen galten. «Ich hungere. Ich bin ein grosser Brotesser und [habe, L. S.] 4 Schnitten Brot den Tag, 2 morgens, 2 abends, und meist kein Mittagessen. Schlimm ist, dass ich zuckersüchtig bin» – «Hunger! 1/16 Pfd. Harzer Käse für mich auf Karte; ein Fang! Heiss hungrig verschlungen. Ein Ei! Doch etwas Zucker.»⁸⁴

Auch in Hamburg wurden Barrikaden in der Stadt errichtet. «Was wird das geben», fragte sich Luise Solmitz. Der Vormarsch der alliierten Truppen im Osten wie im Westen war jedenfalls unübersehbar, und sie notierte die Stationen der Kämpfe. «Die Rheinbrücke bei Remagen ist nicht gesprengt worden, der Feind hat darüber spazieren können. Ganz Hamburg war voll davon. Nun sind 4 Pioniermajore erschossen worden und ein Hauptmann ist in Abwesenheit zum Tode verurteilt. Strassenkämpfe in Koblenz. Ein Kriegsberichtersteller meldete stolz, die ganze Stadt sei nur noch eine Schutthalde. All die kleinen, traulichen Rheintorte ringsum seien zerstört. – Sterbendes, altes Deutschland.»⁸⁵

Aktivitäten des Volkssturms in der Stadt. Maschinengewehre und Kanonen wurden aufgestellt. «Alles ist voll Unruhe. Wird Hamburg zur Festung erklärt, dann sind wir verloren. Es heisst, der Reichsstatthalter Kaufmann bemühe sich vergeblich um die ‚offene Stadt‘.» – «Was wird morgen oder übermorgen werden? Alles ist in Aufregung und einer gewissen Auflösung. – Alle Brücken sind angebohrt, zur Sprengung bereit.» Ehemann Fredy verglich Hamburg mit dem biblischen Berg Ararat. «Diese schwer geprüfte Stadt als letzter Gipfel aus der Sintflut; aber nicht zum Fallen des Wassers, zum Frieden zwischen Gott und den Menschen wendet es sich, sondern seine Aussparung ist Hamburgs grösste Gefahr. Hier zieht sich alles zusammen, hierher flüchtet alles, hierher wird alles geflüchtet; und so braut sich über uns das letzte, schwere Wetter Deutschlands zusammen.»⁸⁶

Mitte April verbrannte Luises Mutter die Hakenkreuzfahnen, die Tochter tat es ihr nach. Auch vor den Parteihäusern, hiess es, wurden die Akten ins Feuer geworfen. «Merkwürdige Stimmung über uns allen. Alles wird unwirklich, verliert seinen Wert; man wartet auf den Daueralarm.» Frau L. zu Frau H., so hört es Luise Solmitz: «Der Führer ist seiner Zeit weit voraus, aber er scheitert leider

an der Unzulänglichkeit der Menschen.» Morgens liess sich schon das Schiessen der herannahenden Front hören. «Es ist wieder wie im August 1943, Nachbarn stehen beieinander, ratlos, angstvoll.» Fredy: «Ruhe bewahren und Ordnung, auch im Falle der Feindbesetzung.» Durch die Stadt schwirrten die Gerüchte, ob Hamburg zur offenen Stadt erklärt werde. «„Festung“, dann sind wir alle verloren. „Offene Stadt“, – dann dürfen wir leben, unser Liebstes, dürfen unser Zuhause behalten, der Krieg ist für uns vorbei. Nein, nicht daran denken.»⁸⁷

Ende April. Hartnäckig wurde behauptet, dass Himmler die Kapitulation angeboten und Hitler sich vergiftet hätte. Hitlers Satz: Gebt mir zehn Jahre Zeit und ihr werdet sehen, was ich aus Deutschland gemacht habe, sei der mit Bitterkeit meistzitierte der letzten Monate. «Vielleicht ist es noch eine Stunde zu früh. Aber meine Einstellung, seit er 1939 mit blutigen, verbrecherischen, plumpen Händen den Krieg herbeifuschte: der schäbigste Versager der Weltgeschichte.» Kein Wort zu den Verfolgungen, den Verbrechen des Regimes. Was Hitler vorgeworfen wurde, war, dass er seine Versprechen nicht eingelöst, dass er versagt habe. Und dann brach die Enttäuschung aus Luise Solmitz heraus: Dass sie darunter leide, dass es kein Wort, keine Bezeichnung für Hitler gebe. «Man mag zusammentragen, was die Sprache bietet an Schimpf, Schande, Ekel, Vorwurf, – es sind Liebkosungen für diese Höllenbrut; nein, auch das stimmt schon wieder nicht, – denn der Satan würde den Unhold nicht in seiner Hölle, am heissesten Platz nicht dulden. Er würde bei aller Schwärze schamrot werden, wollte mans ihm zumuten!»⁸⁸ – Abends um halb zehn erfuhr sie im Radio, dass der Teufel doch noch ein Erbarmen mit Luise Solmitz gehabt hatte.

Gleichwohl blieb die emotionale Anspannung, die Angst erhalten, denn Hitlers Nachfolger Dönitz erklärte im Rundfunk, dass es seine erste Aufgabe sei, die Deutschen vor dem Bolschewismus zu retten, was bedeutete, auch gegen die Westalliierten weiterzukämpfen, da diese Deutschland den Bolschewisten ausliefern wollten. «Nun ist Hamburg verloren [...] Alle, alle Hoffnung zerschlagen. Mein kleiner Richard wird geopfert, unser Heim.» Um 23 Uhr sprach Kaufmann im Radio, appellierte an die Hamburger, ihm zu vertrauen – keine konkrete Aussage über die Zukunft der Stadt. Endlich, am 2. Mai, gab Kaufmann wieder über den Rundfunk bekannt, dass die Stadt übergeben und von britischen Truppen besetzt werde. Alle Gefühlsspannungen bei Luise Solmitz lösten sich auf in grenzenlose Dankbarkeit: «Das Glück, der Segen, es ist nicht zu fassen, nicht zu er-

denken. – 5 Jahre, 8 Monate einer Last, wie kaum eine Generation sie je getragen hat, ist von uns genommen; durch Kaufmanns hochherzigen Entschluss von uns abgefallen. 1½ Millionen Hamburger danken ihm aus tiefster Seele. Mögen sich unsere Segenswünsche ihm und den Seinen auf ihrem Lebensweg förderlich zeigen immerdar. Der Retter Hamburgs. Unser Richardlein dürfen wir behalten, wir dürfen leben; unser Heim ist erhalten.»⁸⁹

Die Selbstinszenierung als Hamburgs Retter entsprang selbstredend nicht humanitären Überzeugungen, sondern es spielten, wie Frank Bajohr feststellt, «taktisch-opportunistische Motive und das Kalkül, sich persönlich einen reibungslosen Übergang in die Nachkriegszeit zu verschaffen, eine erhebliche Rolle».⁹⁰ Der Rheinländer Karl Kaufmann war immerhin ein überzeugter Nationalsozialist der ersten Stunde, der 1929, damals erst 28 Jahre alt, von Hitler zum NSDAP-Gauleiter ernannt worden war, ein beflissener Anhänger des «Führers» und Exekutor der verbrecherischen und antisemitischen NS-Politik. Anfang April 1945 war er zusammen mit dem General Wolz, dem Kampfkommandanten von Hamburg, nach Berlin gereist, um von Hitler Instruktionen zur Verteidigung der Stadt zu erhalten. Als einziges Dokument von der Unterredung gibt es nur eine nachträgliche Aufzeichnung Kaufmanns, in der er die Distanz zu Hitler hervorhebt. Was auch immer tatsächlich besprochen wurde, deutlich wurde, dass kaum nennenswerte militärische Kräfte zur Verfügung standen. Mag sein, dass dieses Gespräch die Einsicht in Kaufmann reifen liess, dass Hamburg nicht zu verteidigen war und die Stadt zur «Festung» zu erklären ihren Untergang bedeuten würde. Es waren aber auch mutige Bürger, die sich zu den britischen Linien südlich Harburgs durchschlugen, um die Einstellung des Beschusses eines Lazaretts zu erbitten, und vom britischen Kommandeur am 30. April eine Übergabeaufforderung an den Hamburger Kampfkommandanten überbrachten. Dönitz, dessen Einverständnis Kaufmann mit einem Fernschreiben einzuholen hoffte, lehnte eine Übergabe der Stadt kategorisch ab. Daraufhin handelten Wolz und Kaufmann auf eigene Faust. Am Abend des 1. Mai fuhren Offiziere aus dem Stab von Wolz zu den britischen Truppen mit einem Angebot, die Übergabe zu besprechen; der britische Kommandeur Lyne gab Hamburgs Führung 24 Stunden Zeit, die bedingungslose Kapitulation zu erklären. Am 2. Mai machte Kaufmann bekannt, dass die Stadt an die britischen Truppen übergeben werde.⁹¹

Victor Klemperer wanderte am 1. Mai nachmittags ins benachbarte Kühbach, um dort einzukaufen. Die letzten deutschen Soldaten hatten Unterbernbach

schon am 28. April verlassen. Nun traf er in Kühbach auf die ersten amerikanischen Soldaten, «schwarze, genauer: braune Negersoldaten in undefinierbar grau-grün erdfarbenen Jacken und Hosen, alle den Stahlhelm auf den Kopf gestülpt, hantierten und wimmelten – Dorfkinder standen dicht dabei und dazwischen.»⁹² Gleich schon verschwanden im Ort die NS-Schilder wie «Ortsbauernführer»; niemand wollte mehr Nazi gewesen sein. Aber noch war die Lage unklar, «wir müssen jede Chance, zu neuen Kräften zu kommen, mitnehmen und jeden Tag als ein für sich Bestehendes betrachten. Natürlich besprechen wir oft, ob und wann und wie und wohin wir von hier fortkommen werden. Aber alles ist absolut dunkel. Nur dies beides nicht, dass wir keine Gestapo und keine Bombe mehr zu fürchten haben, und dies ‚nur‘ ist doch so viel, dass wir eigentlich katholisch werden müssten.»⁹³

Noch in den letzten Tagen errichteten bayerische NS- und SS-Täter eine Terrorherrschaft. In einer mutigen Aktion hatten Aufständische unter Führung des Wehrmachtsoffiziers Rupprecht Gerngross am 28. April den Reichssender München besetzt und dazu aufgerufen, die NS-Funktionäre festzusetzen und zu entwaffnen. In den noch nicht von der amerikanischen Armee besetzten Gebieten Bayerns erhoben sich daraufhin Bürgerinnen und Bürger auch in anderen Orten. Doch gelang es den Kräften unter dem NSDAP-Gauleiter Paul Giesler und dem Münchener Kampfkommandanten Rudolf Hübner die Kontrolle zu behalten. Mindestens 46 Menschen wurden von «Fliegenden Standgerichten» zum Tode verurteilt und erschossen. In Penzberg erhängten die NS-Täter nicht weniger als 16 Männer und Frauen. Auch in Dachau hatten sich Arbeiter, Volkssturmmänner und entflozene KZ-Häftlinge zusammengeschlossen und am 28. April das Rathaus besetzt. Doch auch hier schlug die SS den Aufstand nieder, tötete fünf Menschen und liess die Leichen vor dem Rathaus liegen, bevor sie selbst die Stadt verliess. Tags darauf, am 29. April, befreiten amerikanische Soldaten das Konzentrationslager Dachau.⁹⁴

V-J Day

In Europa war der Zweite Weltkrieg am 9. Mai, o Uhr, zu Ende – in Asien nicht. Das japanische Militärregime war keineswegs bereit zu kapitulieren. Die amerikanische Armee war zwar Anfang April erfolgreich auf der südlichsten japanischen Insel Okinawa gelandet und hatte die dort stationierten Einheiten schlagen

können. Aber die Verluste waren enorm hoch. 75'000 amerikanische Soldaten waren getötet worden, auf japanischer Seite über 100'000 Soldaten und Zivilisten – ein deutliches Zeichen, wie schwer und verlustreich ein Landkrieg gegen Japan werden würde. Daher reifte in der US-Regierung die Entscheidung, Atombomben einzusetzen, um Japan zur Kapitulation zu zwingen. Der erste und erfolgreiche Test der neuen Waffe am 15. Juli 1945 in der Wüste von New Mexico hatte die verheerende Wirkung offenbart. Am 25. Juli erteilte US-Präsident Truman die Weisung zum Einsatz dieser Waffe.⁹⁵

Am 6. August 1945, kurz nach 8 Uhr morgens, explodierte die erste Atombombe über Hiroshima. Die erste Detonationswelle zerstörte das Zentrum der Stadt völlig, der folgende Feuersturm vernichtete einen Grossteil der übrigen Stadt. 70'000 bis 80'000 Menschen waren sofort tot, weitere Zehntausende starben an der radioaktiven Vergiftung durch die nukleare Strahlung. Doch noch immer konnte sich die japanische Führung nicht einigen, ob sie den Krieg beenden sollte. Zwar hatte Kaiser Hirohito schon im Juni die Regierung aufgefordert, einen Weg für ein Kriegsende zu suchen, dennoch hofften etliche Militärs darauf, mit der Sowjetunion einen Pakt zu schliessen und dadurch den USA weiterhin widerstehen zu können. Aus Moskau kam jedoch am 8. August eine Kriegserklärung, verbunden mit einem gleichzeitigen Angriff sowjetischer Truppen auf die japanische Armee in der Mandschurei. Am 9. August, 11 Uhr Ortszeit, fiel die zweite Atombombe auf die japanische Stadt Nagasaki. 22'000 Menschen starben sofort, mindestens 39'000 in den folgenden Wochen. Die Explosion zerstörte im Umkreis von einem Kilometer nahezu sämtliche Gebäude. Jetzt erst konnte sich Kaiser Hirohito durchsetzen und befahl der Regierung, die Forderungen der Alliierten anzunehmen. Am 15. August hörte die japanische Bevölkerung zum ersten Mal die Stimme des Kaisers im Radio, als er die Notwendigkeit der Kapitulation begründete. Am 2. September unterzeichneten die japanischen Generäle die Kapitulationsurkunde auf dem US-Schlachtschiff USS Missouri. Eine Woche später kapitulierten auch die japanischen Truppen in China, am 12. September schliesslich die japanischen Streitkräfte in Südostasien.⁹⁶

Die Kolonialkriege gingen indes weiter. Hatten Europas Kolonien auch Millionen Soldaten und Zwangsarbeiter für die alliierten Armeen ebenso wie kriegswichtige Ressourcen gestellt, um NS-Deutschland und seine Verbündeten zu besiegen, so erfüllte sich die Hoffnung auf Unabhängigkeit nach dem Ende des Krie-

ges nicht. Soldaten aus Afrika, Inder, Araber, Pazifikinsulaner, Aborigines wie Maoris – darunter auch Frantz Fanon, geboren in Martinique, einer der wichtigsten Theoretiker der Dekolonisierung, der sich freiwillig zum Dienst für das Freie Frankreich gemeldet hatte – waren am Krieg beteiligt. Doch der Kampf der kolonisierten Welt gegen die rassistischen Achsenmächte brachte keine internationale Gleichberechtigung.⁹⁷

Vielmehr suchten die Kolonialmächte auch nach 1945 ihre Reiche zu erhalten und schlugen Aufstände in den kolonisierten Ländern mit brutaler Gewalt nieder. Während am 8. Mai 1945 Europa das Ende des Krieges feierte, kam es in Algerien zu Protesten gegen die französische Kolonialherrschaft, auf die das Militär mit exzessiver Gewalt reagierte. Innerhalb eines Monats wurden nach heutiger Schätzung zwischen 20'000 und 30'000 Algerierinnen und Algerier getötet. In Kenia führte die britische Kolonialmacht blutige Kriege gegen die einheimische Bevölkerung ebenso wie Portugal in Angola und Mozambique und Frankreich in Indochina, bis in den 1960er und 1970er Jahren die meisten ehemaligen Kolonien die staatliche Unabhängigkeit errangen. Namibia, die einstige deutsche Kolonie Deutsch-Südwestafrika, wurde als letztes afrikanisches Land am 21. März 1990 von Südafrika in die Unabhängigkeit entlassen.⁹⁸

Schluss

Deutschland war besiegt und die nationalsozialistische Herrschaft beseitigt. Die Nationalsozialisten jedoch und die deutsche Volksgemeinschaft, die so lange dem NS-Regime die Treue gehalten hatte, weil es Einheit, Wohlstand und Grösse versprach, waren nicht einfach verschwunden. Schnell wurden die Hakenkreuzfahnen eingerollt und neu zugeschnitten. Wie viele rote Kleider und Tischdecken mag es nach dem Krieg in Deutschland gegeben haben? Rasch wurden die Exemplare von Hitlers «Mein Kampf» verbrannt, die Parteiabzeichen weggeworfen, von den Uniformjacken die Abzeichen der vielfältigen NS-Organisationen entfernt, die Soldatenmäntel gewendet.

Am Ende des NS-Regimes blieb von der Volksgemeinschaft eine «Trümmergesellschaft» übrig. Über 5 Millionen deutsche Soldaten waren getötet worden, der Luftkrieg hatte in Deutschland etwa 570'000 Todesopfer gefordert. Über 5 Millionen Wohnungen vor allem in den Grossstädten und industriellen Ballungsregionen waren zerstört. Die von Deutschland angegriffenen und besetzten Länder hatten weit höhere Verluste zu beklagen. 27 Millionen Angehörige der Sowjetunion waren getötet worden, davon 14 Millionen Zivilisten. Annähernd 6 Millionen Menschen der zivilen polnischen Bevölkerung waren umgekommen, darunter über 3 Millionen Jüdinnen und Juden. Gemessen an der Einwohnerzahl erlitt Polen noch vor der Sowjetunion die höchsten Verluste an Menschen; Deutschland stand nach Ungarn erst an vierter Stelle.¹

In Polen und der Tschechoslowakei kam es nun zur Abrechnung mit den einstigen deutschen Herrenmenschen im Land. Der tschechoslowakische Präsident Edvard Benes, der 1925 an der Locarno-Konferenz teilgenommen hatte, rief in einer Radioansprache im Mai 1945 dazu auf, das «deutsche Problem definitiv zu beseitigen», und gab damit das Signal zu systematischen Vertreibungen. Bis zum Herbst 1947 wurden etwa 3 Millionen Deutsche vertrieben. Ähnliches geschah in Polen, wo in den ersten Monaten nach Kriegsende Hunderttausende Deutsche

mit Gewalt fortgejagt wurden. Das Potsdamer Abkommen ordnete die ethnischen Verhältnisse in Europa neu, die in den Augen der Alliierten eine zentrale Ursache für immer wieder aufbrechende Konflikte waren. Insgesamt wurden mindestens 12 Millionen Deutsche aus Mittel- und Ostmitteleuropa in die deutschen Besatzungszonen getrieben, die dort keineswegs auf Aufnahmebereitschaft stiessen. Aber auch aus Ostpolen, das die Sowjetunion 1939 im Zuge des Hitler-Stalin-Paktes annektiert hatte und nun der ukrainischen Sowjetrepublik zugeschlagen wurde, «evakuierten» die sowjetischen Behörden offiziell 1,5 Millionen «Repatrianten» nach Polen, hinzu kommen noch mindestens 300'000 Flüchtlinge.² Im Jahr 1950, so Ian Kershaw, war das alte multiethnische Osteuropa nach Krieg, nationalsozialistischem Massenmord und Nachkriegsvertreibungen weitgehend verschwunden.³

Rund 15'000 Jüdinnen und Juden hatten in Deutschland überlebt, hinzu kamen Zehntausende, die aus Osteuropa in die von den Westalliierten besetzten Gebiete flüchteten. Etwa 250'000 Holocaust-Überlebende wurden als «Displaced Persons» (DPs) in diversen DP-Camps von den Besatzungsmächten und jüdischen Hilfsorganisationen versorgt. Rund 700'000 Häftlinge hatten die alliierten Armeen aus den Konzentrationslagern befreit, Millionen von ausländischen Zwangsarbeitern und Kriegsgefangenen befanden sich noch auf deutschem Gebiet. Allerdings wurden die meisten rasch in ihre Heimat repatriert; im Herbst 1945 waren noch 1,2 Millionen DPs in der amerikanischen und britischen Zone verblieben.⁴

Victor Klemperer, der inzwischen mit seiner Frau Eva nach Dölzchen zurückgekehrt war, erlebte die ersten Nachkriegsmonate als «beinahe trostloses Chaos». Auf dem Plauener Bahnhof beobachtete er «die Flüchtlinge mit ihrem Gepäck so elend kauern wie hundertmal unterwegs, aber ich sehe doch auch durchaus vergnügte und ruhige Menschen jeden Alters, sie haben beinahe satt zu essen, sie fürchten keine Bomben mehr, und das Plündern etc. der Russen hat im Wesentlichen aufgehört. Der entscheidende Eindruck ist immer der des absolut Schwankenden u. der absoluten Isoliertheit aller Zellen. Ich werde ständig an die Räterepublik München 1919 erinnert. Nur dass damals von den Sekunden- und Quadratcentimeter- Machthabern immerhin selbständig regiert wurde, während jetzt hinter allen der Russe steht.»⁵

Victor Klemperer skizzierte hier einen Zeitbogen, der von der üblichen Einteilung historischer Zeitphasen im 20. Jahrhundert abwich. Ohne Zweifel hat er ebenso wie Millionen anderer Überlebender, Verfolgter, nach Deutschland Ver-

schleppter das Ende des NS-Regimes als Befreiung erlebt. Aber damit öffnete sich ein Zeitraum, dessen Horizont ungewiss war. Wie sollte es weitergehen? Wie konnte Zukunft in einer Gesellschaft aussehen, die eben noch nahezu unerschütterlich zum Nationalsozialismus gestanden war? Nicht zufällig knüpfte Klemperer an die Erfahrungen nach dem Zusammenbruch des Kaiserreiches an, nach dem die politische und soziale Ordnung neu bestimmt wurde und ganz unterschiedliche Kräfte versuchten, die Macht, die auf der Strasse lag, an sich zu nehmen. Aber der Kontrast zu 1918 lag auf der Hand. War die Revolution damals ein gesellschaftlicher Aufbruch, so herrschten nun die Befreier über eine besiegte Gesellschaft. Klemperers Zeitbogen hatte auch einen tiefen, unauslöschlichen Riss: den Holocaust.

Nach der bedingungslosen Kapitulation und der Verhaftung der von Hitler eingesetzten Nachfolgeregierung um Admiral Dönitz Ende Mai 1945 übernahmen die vier alliierten Mächte in ihren Besatzungszonen die Kontrolle über Deutschland. Die Teilung Deutschlands, die bis 1990 anhalten sollte, war eine der schwerwiegendsten Konsequenzen des Nationalsozialismus. Durch sie zerriss nach Kriegsende auch der bisherige Zusammenhang der Ernährungswirtschaft. In den deutschen Ostgebieten, die nun unter sowjetischer Kontrolle standen, war ein Viertel des Getreides und etwa ein Drittel der Kartoffeln produziert worden, die nun für die Westzonen nicht mehr zur Verfügung standen. Die Ernährungssicherung der westdeutschen Bevölkerung hing damit zum entscheidenden Teil von den Getreideimporten aus den USA und Kanada ab. Jetzt erst wurde deutlich, wie sehr die Versorgung der NS-Volksgemeinschaft durch die rücksichtslose Ausplünderung der besetzten Gebiete gewährleistet worden war. Nicht während des Krieges mussten die Deutschen hungern, sondern danach.⁶

Aus dieser Erfahrung heraus entstand eine erste Entschuldigungslegende: Die Deutschen hätten durch die entbehrungsreichen Jahre unmittelbar nach 1945 ihre Schuld abgebüsst, ja, seien nun zu den eigentlichen Opfern des Krieges geworden. Rudolf Petersen, ein ehrbarer Hamburger Kaufmann, der unbescholten durch die NS-Zeit gelangt war, und nun 1945 von der britischen Militärregierung als erster Bürgermeister Hamburgs eingesetzt wurde, sagte 1947: «Das deutsche Volk hat in den zwei Jahren seit dem Niederbruch durch Geduld in namenlosem Leid ein gut Teil der Schuld ausgelöscht, die seine Regierung ihm in zwölf Jahren übelster Gewaltherrschaft aufgebürdet hat; es ist höchste Zeit, die Vergangenheit

zu vergessen.»⁷ Nicht nur die zweifellos harten Nachkriegsjahre sollten als Begründung erhalten, einen Schlusstrich unter die NS-Vergangenheit zu ziehen, auch der von Petersen behauptete Gegensatz zwischen unschuldigem Volk und verbrecherischer Regierung gehörte zu den gängigen Nachkriegstopoi, um die Auseinandersetzung mit der eigenen Beteiligung am NS-Regime zu vermeiden – eine Sichtweise, die sogar durch die alliierten Kriegsverbrecherprozesse gegen die NS-Eliten Bekräftigung erhalten konnte.

Nach dem Willen der Alliierten sollten die nationalsozialistischen Verbrechen in einem umfassenden Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher in Nürnberg abgeurteilt werden. Anklagepunkte waren laut Statut für den Internationalen Militärgerichtshof vom 8. August 1945 erstens Verbrechen gegen den Frieden, das hiess in erster Linie die Planung und Durchführung eines Angriffskrieges; zweitens Kriegsverbrechen wie die Ermordungen, Misshandlungen, Deportationen zur Zwangsarbeit von Zivilisten, Kriegsgefangenen oder Geiseln, zudem Plünderungen, Zerstörung von Städten und Dörfern; und drittens *Crimes against Humanity* (Verbrechen gegen die Menschheit), worunter vor allem Mord, Ausrottung, Versklavung der Zivilbevölkerung und Verfolgung aus politischen, rassistischen oder religiösen Gründen fielen. Damit klammerten die Nürnberger Ankläger die Verbrechen vor 1939, darunter auch die Verfolgung der Juden aus, weil es sich in der Logik des Verfahrens um Taten handelte, die Deutsche an Deutschen vor dem Krieg verübt hatten. Dass jedoch erstmals der Straftatbestand «Verbrechen gegen die Menschheit» vor einem internationalen Gericht verhandelt wurde, war in der Tat neu und sollte die völkerrechtliche Ahndung von Menschenrechtsverletzungen in den kommenden Jahrzehnten nachhaltig beeinflussen. Drei Jahre später, am 9. Dezember 1948, verabschiedete die UNO die Konvention über die Verhütung und Bestrafung von Völkermord und am folgenden Tag die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte.⁸

Rund 250'000 mutmassliche Kriegsverbrecher, ehemalige hochrangige NS-Funktionäre und Angehörige der im Nürnberger Prozess als verbrecherisch eingestuften Organisationen wie SS oder Gestapo befanden sich in den Westzonen in Internierungslagern, ein Jahr später waren es bereits nurmehr die Hälfte, 1947 waren es nur noch etwa 40'000. Rund 5'200 NS-Täter standen vor alliierten Militärtribunalen vor Gericht, 4'000 wurden verurteilt, darunter 668 zum Tode. In der sowjetischen Zone wurden über 120'000 Personen interniert, und zwar nicht

nur NS-Täter, sondern auch antistalinistische Oppositionelle, die man gleich mitinsperrte; mehr als 42'000 Menschen kamen in diesen «Speziallagern» ums Leben.⁹

Was aber sollte mit den Millionen Deutschen geschehen, die das NS-Regime unterstützt hatten? Auf der Potsdamer Konferenz der Alliierten im Juli/August 1945 waren folgende politische Grundsätze für die Besatzungspolitik in Deutschland beschlossen worden: Demilitarisierung, Dezentralisierung, Demokratisierung und Denazifizierung. Vor allem dieser letzte Punkt war schwierig umzusetzen, denn: Wer war denn ein Nazi, und wie erkannte man ihn? Während in der sowjetischen Zone alle NSDAP-Mitglieder aus dem öffentlichen Dienst und leitenden Positionen in der Wirtschaft entfernt wurden, begnügten sich die Militärdienststellen in der britischen und französischen Besatzungszone damit, in den Verwaltungsspitzen ehemalige Nationalsozialisten zu entlassen. In der US-Zone mussten alle Personen, die leitende Positionen innehatten, einen umfassenden Fragebogen ausfüllen. 1946 wurde die Entnazifizierung in deutsche Hände übergeben; alle erwachsenen Personen hatten einen Fragebogen auszufüllen, aufgrund dessen sie von Spruchgerichten in fünf Kategorien eingeteilt wurden: hauptschuldig, belastet, minderbelastet, Mitläufer, entlastet. Da zuerst die grosse Masse der weniger Belasteten verhandelt wurde, blieben die schwer Belasteten zunächst verschont, was die Akzeptanz der Entnazifizierung in der Bevölkerung zunehmend schwächte. Ernst v. Salomon, der in der Weimarer Republik zu einer rechtsterroristischen Miliz gehört hatte und am Mord an Walther Rathenau beteiligt gewesen war, sich jedoch in der NS-Zeit zurückgezogen hatte, nahm das Verfahren zum Anlass, mit der alliierten Entnazifizierung abzurechnen. In seinem Roman «Der Fragebogen» beantwortete v. Salomon die alliierten Fragen autobiographisch, um damit zu demonstrieren, wie sehr die Fragen an der deutschen Wirklichkeit im Nationalsozialismus vorbeigingen. Salomons Buch, 1951 erschienen, geriet mit über 200'000 verkauften Exemplaren binnen eines Jahres zum ersten deutschen Nachkriegsbestseller – und schuf eine weitere Legende: Die NS-Zeit könne nur derjenige beurteilen, der dabei gewesen sei. Diese Behauptung wurde insbesondere gegen deutsche Emigranten wie Thomas Mann oder Willy Brandt vorgebracht, die im Ausland gewesen waren und die Verhältnisse in Deutschland nicht kennengelernt hätten – ein Vorwurf, der im Falle Brandts von der politischen Rechten in den sechziger und siebziger Jahren sogar bis zur Denunziation gesteigert wurde, durch sein antifaschistisches Engagement sei er zum «Vaterlandsverräter» geworden.¹⁰

Im Zuge des Kalten Krieges zwischen den USA und der Sowjetunion sank bei den Alliierten wie bei den 1949 gegründeten beiden deutschen Staaten die Bereitschaft, weiterhin eine Politik der Entnazifizierung zu betreiben. In der DDR wurde im November 1949 allen Personen, die nicht zu einer längeren Gefängnisstrafe verurteilt worden waren, das aktive und passive Wahlrecht zurückgegeben; die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands SED erlaubte zudem den Eintritt von «kleinen Nazis» in ihre Reihen. 1950 verfügte das bundesdeutsche Parlament de facto das Ende der Entnazifizierung.¹¹

Victor Klemperer zog seine eigene Konsequenz und beantragte Ende November 1945 Aufnahme in die KPD. «Ich habe», so schrieb er zur Begründung, «als Hochschullehrer aus nächster [Nähe] mit ansehen müssen, wie die geistige Reaktion immer weiter um sich griff. Man muss sie wirklich und von Grund aus zu beseitigen suchen. Und den ganz unverklausulierten Willen hierzu sehe ich nur bei der KPD.»¹² Zugleich arbeitete er an seinem Buch über die Sprache des Nationalsozialismus, bei dem er sich stark auf seine umfangreichen Tagebuchaufzeichnungen aus den Jahren von 1933 bis 1945 stützte. 1947 erschien «LTI. Notizbuch eines Philologen» im Berliner Aufbau-Verlag.¹³ Auch wenn er 1945 seine Professur an der Technischen Hochschule Dresden wieder einnehmen konnte und in den folgenden Jahren als Professor an die Universitäten in Greifswald, Halle-Wittenberg und schliesslich an die Humboldt-Universität in Berlin berufen wurde, obwohl er Abgeordneter der Volkskammer, Mitglied der Akademie der Wissenschaften der DDR und 1952 mit dem Nationalpreis der DDR geehrt wurde, verliess ihn das Gefühl des Schwankenden, Unsicheren, der Heimatlosigkeit bis zu seinem Tod 1960 nicht mehr.¹⁴

Antisemitismus war in der deutschen Bevölkerung lange Zeit noch virulent. Eine Meinungsumfrage in der US-Zone im Auftrag der Militärregierung aus dem Dezember 1946 erbrachte das Ergebnis, dass nur ein Fünftel der Befragten als weitgehend frei von antisemitischen und rassistischen Ressentiments eingestuft wurden. Die Frage der Meinungsforscher des Instituts für Demoskopie Allensbach, die über mehrere Jahre hinweg immer wieder gestellt wurde, ob es besser für Deutschland sei, keine Juden mehr im Land zu haben, bejahten 1952 37 Prozent, 19 Prozent verneinten sie und 44 Prozent waren unentschieden. Erst 1958 überwog die Zahl der Nein-Sager die der Ja-Sager.¹⁵

Als Anfang 1948 bekannt wurde, dass Veit Harlan, der Regisseur des antisemi-

tischen Propagandafilms «Jüd Süß» von 1940, als «unbelastet» eingestuft werden sollte, stellte die Vereinigung der Verfolgten des Nazi-Regimes Strafantrag wegen Beihilfe zur rassistischen und antisemitischen Verfolgung. In dem Prozess vor dem Hamburger Landgericht inszenierte sich Harlan als unpolitischer Filmmacher, der Goebbels habe gehorchen müssen. Etliche andere NS-Kultur-Größen wie Gustaf Gründgens oder Werner Krauss unterstützten ihn als Zeugen und sprachen nebenbei sich selbst frei. Als Harlan im April 1949 aus Mangel an Beweisen freigesprochen wurde, kam Beifall im Zuschauerraum auf; Anhänger trugen ihn auf ihren Schultern aus dem Gerichtssaal. Auch nach erfolgreicher Revision vor dem Obersten Gerichtshof der Britischen Zone und erneuter Verhandlung in Hamburg blieb das Landgericht bei seinem Freispruch. Harlan erhielt daraufhin wieder erste Filmaufträge, was den damaligen Leiter der Staatlichen Pressestelle Hamburgs Erich Lüth, einen unbescholtenen Liberalen und Pazifisten, bewog, zum Boykott der Harlan-Filme aufzurufen. Tatsächlich gab es Protestdemonstrationen vor Kinos, aber Lüth handelte sich eine Klage wegen Geschäftsschädigung ein. Lüth verlor den Prozess, kämpfte aber weiter bis hin zum Bundesverfassungsgericht. Erst 1958 erhielt er Recht. In einem Grundsatzurteil, das heute noch zum Quellenmaterial des Jurastudiums gehört, stellte das Bundesverfassungsgericht fest, dass das Recht auf Meinungsfreiheit höher anzusetzen sei als die Geschäftsinteressen der Filmgesellschaft.¹⁶

Für den Jüdischen Weltkongress war es 1948 eindeutig, dass kein Jude, keine Jüdin mehr deutschen Boden betreten solle, und er veröffentlichte 1949 einen Bericht über den Antisemitismus in Deutschland, der allen überlebenden Jüdinnen und Juden in den DP-Camps die Auswanderung nahelegte.¹⁷ Wer in Deutschland blieb, verdeckte zumeist seine jüdische Herkunft. Vom Hamburger Reeder Erik Blumenfeld, der Mitglied der CDU, zehn Jahre sogar deren Landesvorsitzender in Hamburg war und wichtige Wirtschaftsverbandsposten bekleidete, war nur wenigen bekannt, dass er 1943 nach Auschwitz, dann weiter ins KZ Buchenwald deportiert worden war und nur durch Glück überlebt hatte. Auch der in den 1950er Jahren bekannte Rundfunk- und Fernsehunterhalter Hans Rosenthal, der in Berlin 1943 mit 18 Jahren wegen der drohenden Deportation untergetaucht war und in seinem Versteck in einer Kleingartenkolonie im April 1945 durch sowjetische Soldaten befreit wurde, schwieg lange Zeit über seine Vergangenheit. Bei Remigranten wie Ernst Fraenkel, Franz Neumann, Max Horkheimer, Theodor W.

Adorno wurde in der Öffentlichkeit meist ausgeblendet, dass sie Juden waren. Andere wie Martin Buber, Leo Baeck oder Hannah Arendt kehrten nicht mehr nach Deutschland zurück. Gershom Scholem, der schon 1923 nach Palästina ausgewandert war, kommentierte bitter diese gespaltene Wahrnehmung: «Nachdem sie als Juden ermordet worden sind, werden sie nun in einem posthumen Triumph zu Deutschen ernannt, deren Judentum zu betonen ein Zugeständnis an die antisemitischen Theorien wäre.»¹⁸

Mit Wenigen begann der Wiederaufbau der jüdischen Gemeinden. Aus München, wo die jüdische Gemeinde vor 1933 rund 10'000 Mitglieder besass, waren mehr als die Hälfte bis zum Kriegsbeginn emigriert und annähernd 3'000 nach Riga, Theresienstadt, Auschwitz, Sobibór, Majdanek und Belzec deportiert worden. Nur eine geringe Zahl von ihnen überlebte den Holocaust. Mitte Juli 1945 kamen 105 Personen zusammen, um die Israelitische Kultusgemeinde München zu konstituieren. Ihren ersten Verwaltungssitz hatte die Gemeinde in der Nähe des Platzes, wo im Juni 1938 die grosse Münchener Hauptsynagoge auf Betreiben der nationalsozialistischen Stadtführung abgerissen worden war. Im Mai 1947 konnte die wiederaufgebaute Synagoge in der Reichenbachstrasse eingeweiht werden.¹⁹

München entwickelte sich neben Berlin und Frankfurt zur grössten jüdischen Nachkriegsgemeinde, allerdings auch geprägt von Spannungen zwischen den vielen osteuropäischen Jüdinnen und Juden, die noch in DP-Camps lebten und hofften, bald ausreisen zu können, und den alteingesessenen Münchener Gemeindegliedern. Wichtige internationale Organisationen wie das American Joint Distribution Committee, kurz Joint genannt, die United Nations Relief and Rehabilitation Administration und deren Nachfolgeorganisation International Refugee Organization, die sich um die Flüchtlinge kümmerten, hatten ihre Vertretungen in München.²⁰

Auch im britisch besetzten Hamburg trafen sich Anfang Juli zwölf ehemalige Mitglieder der vormaligen Deutsch-Israelitischen Gemeinde, um die jüdische Gemeinde wieder zu errichten. Im September 1945 war eine kleine Haussynagoge im ehemaligen Oppenheimer Stift als vorläufige Synagoge eingerichtet worden, die Tora und andere Kultgegenstände mussten ausgeliehen werden. Erst 1958 konnte der Grundstein für den Neubau einer Synagoge an der Hohen Weide in Hamburg-Eimsbüttel gelegt werden. Schwierig war es auch, einen Rabbiner zu

finden. Mehrere Rabbiner wie Eli Munk, Paul Holzer, Alexander Carlebach oder Isidor Broch blieben nur kurze Zeit; Hermann Helfgott, der im Lager Bergen-Belsen Rabbiner war und auch für die Gemeinde in Hamburg zuständig sein sollte, wanderte 1948 nach Israel aus. Erst 1959 gelang es, für Hamburg, Niedersachsen und Schleswig-Holstein einen Rabbiner auf Dauer anzustellen.²¹

Die jüdischen Gemeinden in der Sowjetischen Besatzungszone und späteren DDR wurden stark vom Kalten Krieg in Mitleidenschaft gezogen. Die SED-Führung beäugte misstrauisch die Kontakte, die Jüdinnen und Juden in Ost- und West-Berlin miteinander pflegten. Die spätstalinistische, offen antisemitische Politik, die im Prozess und mit der Hinrichtung von Rudolf Slánsky und anderen im Dezember 1952 und einer angeblichen Ärzteverschwörung in Moskau Anfang 1953 ihren Höhepunkt erreichte, warf ihre Schatten auch auf die DDR, in der nun Juden verhört und verdächtigt wurden, Agenten westlicher Spionageorganisationen zu sein. Führende jüdische Funktionäre und mehrere hundert Jüdinnen und Juden flüchteten daraufhin nach Westdeutschland; zurück blieben Rumpfgemeinden unter staatlicher Kontrolle. Von den über 4'500 Juden, die 1946 in der Sowjetischen Besatzungszone gezählt worden waren, darunter allein 2'500 im Sowjetischen Sektor Berlins, blieben 1955 nur noch 1700 übrig, deren Zahl in den folgenden Jahren noch weiter sank.²²

Neben der Versorgung mit dem Nötigsten, vor allem mit Kleidung und Lebensmittelkarten, war die Wohnungsfrage äusserst dringlich. Alle deportierten Jüdinnen und Juden hatten ihre Wohnungen verloren; diejenigen, die in einer «Mischehe» lebten, hatten in sogenannten Judenhäusern leben müssen. Zwar wies die britische Militärregierung im Dezember 1945 an, dass alle aus rassistischen, politischen oder religiösen Gründen verfolgten ehemaligen KZ-Häftlinge einen Anspruch auf 7 Quadratmeter Wohnraum je Familienmitglied besäßen, aber im Alltag einer vom Luftkrieg zerstörten Stadt war dieser Anspruch kaum durchzusetzen.²³

Überhaupt standen die deutsch-jüdischen Beziehungen nach 1945 unter dem Vorzeichen von Restitution des geraubten Eigentums und der sogenannten Wiedergutmachung. Noch während des Krieges hatten Repräsentanten internationaler jüdischer Organisationen wie Nahum Goldmann gefordert, dass der Raub und das Leid der Verfolgten Teil der Reparationen, die Deutschland zu leisten habe, werden müsse. Tatsächlich beschlossen die Westalliierten auf der Pariser Reparationskonferenz 1945 einen Hilfsfonds von etwa 30 Millionen Dollar, mit denen

überwiegend jüdische Hilfsorganisationen unterstützt wurden. Die internationalen jüdischen Organisationen, für die das jüdische Leben in Deutschland erloschen war, reklamierten das Eigentum der Ermordeten für das jüdische Volk als Kollektiv, das nun in Israel eine neue Existenz aufbaute und das Erbe der Opfer antrat. Den neu entstehenden Gemeinden in Deutschland ging es hingegen um die Sicherung ihres Neubeginns und den Anspruch, Rechtsnachfolger der vernichteten Gemeinden zu sein. Im September 1952 übernahm die Bundesrepublik öffentlich die Verantwortung für die von Deutschland begangenen Verbrechen am jüdischen Volk und verpflichtete sich im Luxemburger Abkommen, dem Staat Israel 3 Milliarden DM sowie 500 Millionen DM der Jewish Claims Conference für ausserhalb Israels lebende, ehemals von NS-Deutschland verfolgte Jüdinnen und Juden als Entschädigung zu zahlen – ein Abkommen, das Bundeskanzler Adenauer im Bundestag nur mit Unterstützung der SPD gegen Teile seiner eigenen Regierungskoalition durchsetzen konnte.²⁴

Ein Jahr später verabschiedete der Bundestag ein mit zahlreichen Mängeln gekennzeichnetes Bundesentschädigungsgesetz, das nur ehemalige KZ-Häftlinge mit deutscher Staatsbürgerschaft berücksichtigte und zum Beispiel die Verfolgung von Sinti:ze und Rommja weitgehend ausblendete. In der Sowjetischen Besatzungszone unterschieden die Behörden zwischen «Kämpfern gegen den Faschismus», worunter Mitglieder von SPD und KPD als politisch Verfolgte gerechnet wurden, und «Opfern des Faschismus» wie Jüdinnen und Juden, Sinti:ze und Rommja oder Zeugen Jehovas, die hinsichtlich der Versorgung und Rentenansprüchen materiell schlechter gestellt waren.²⁵

Die deutsche Mehrheitsgesellschaft hatte anderes im Sinn. Wie viele andere bemerkte Hannah Arendt, die 1950 zum ersten Mal nach ihrer Flucht 1933 Deutschland wieder besuchte, wie rasch die Deutschen mit grosser Betriebsamkeit der katastrophalen Wirklichkeit zu entfliehen suchten. «Beobachtet man die Deutschen, wie sie geschäftig durch die Ruinen ihrer tausendjährigen Geschichte stolpern und für die zerstörten Wahrzeichen ein Achselzucken übrig haben oder wie sie es einem verübeln, wenn man sie an die Schreckenstaten erinnert, welche die ganze übrige Welt nicht loslassen, dann begreift man, dass die Geschäftigkeit zu ihrer Hauptwaffe bei der Abwehr der Wirklichkeit geworden ist.»²⁶ In ähnlicher Weise charakterisierten die beiden Psychoanalytiker Alexander und Margarete Mitscherlich später in ihrem berühmten Buch «Die Unfähigkeit zu trauern» dieses Verhalten als «manisches Ungeschehenmachen».²⁷

Luise Solmitz erlebte das Kriegsende «glücklich», wie sie in ihrem Tagebuch schrieb. «Und keine Luftangriffe mehr, – nicht zu ermessen, meinen Richard, Fredy, unsere Gesundheit, unser Heim erhalten, bei der ‚Reise nach Jerusalem‘ doch noch den letzten Stuhl erwischt.»²⁸ Wenn der Leser auch stutzt bei dem sonderbaren Bild von der «Reise nach Jerusalem», ist die Erleichterung, die NS-Zeit und insbesondere den Krieg überlebt zu haben, gut nachzuvollziehen. Indes richtete sich der Blick ganz auf die Deutschen. Am Tag nach der Kapitulation fragte sie sich: «Fühle ich mich besiegt oder als Sieger?», und gab sich die Antwort: «Nie hat sich ein Volk mit grösserer Begeisterung für eine schlechte Sache eingesetzt, nie sich so zur Selbstvernichtung gedrängt. Wie die Lemminge drängten sich die deutschen Menschen zum Tode; mir seit dem 1.9.1939 unverständlich. [...] Die unselige Ehe zwischen dem Nationalsozialismus und der Mutter Deutschland konnte nur gelöst werden durch den Untergang der verruchtesten aller ‚Bewegungen‘ der Erde seit Anbeginn; ganz gleich, welche Wunden Deutschland davonträgt. Entsetzlich schwer getroffen, kann es doch weiterleben; – mit der Naziherrschaft wäre es zugrunde gegangen in Blut und Verbrechen. – Wir haben den Feind im Land, aber die Nazimörder sind wir los.»²⁹

Kein Wort über ihre eigene Begeisterung für den Nationalsozialismus, über ihren Eindruck von Frische, Engagement und Kraft dieser «Bewegung», von Hitler als genialem Führer Deutschlands zu neuer Grösse, die sie immerhin 1930 bewogen hatte, NSDAP zu wählen und 1933 die Regierung Hitler-Papen enthusiastisch zu begrüßen. Der Krieg war kaum zu Ende gegangen, da stand für Luise Solmitz fest, dass Nationalsozialismus und Deutschland zwei getrennte Einheiten seien, die eine unglückselige Ehe eingegangen wären, die nur von aussen aufgelöst werden konnte. Frei nun von den «Nazimördern», könnte das deutsche Volk, das sich zur Selbstvernichtung gedrängt habe, wieder zu sich selbst kommen. Das eigentliche Opfer war das verblendete deutsche Volk, nicht die millionenfachen Opfer, die mit Beteiligung eben dieses Volks ermordet worden sind. «Lebensgier», so schreibt sie an anderer Stelle, der Wille einer durch zwei Kriege um zwölf Jahre – auch hier ein vielleicht kennzeichnendes Versehen, denn wenn sie den Ersten Weltkrieg einschliessen wollte, hätte von 16 Jahren die Rede sein müssen – betrogenen Generation, nun noch etwas vom Dasein zu haben, «ist uns das zu bedenken»³⁰

Das Tagebuch von Luise Solmitz vermittelt einen charakteristischen Einblick

in den Wahrnehmungshorizont bürgerlicher Deutscher in der Zeit zwischen Revolution 1918 und dem Ende des Zweiten Weltkrieges 1945. Als junge Frau hat sie das Ende des Kaiserreichs durchaus bejaht und die Republik begrüsst, die sie als politisch interessierte Zeitgenossin aufmerksam beobachtete. Zugleich war ihr unverhohlener, hasserfüllter Antikommunismus, der sie sogar dazu trieb, Rosa Luxemburg den Tod zu wünschen, von Anfang an existent, ebenso wie ihr tiefer emotionaler Bezug auf die deutsche Nation, der sich wie ein roter Faden durch ihre gesamten Aufzeichnungen hindurchzieht. Mit diesem Nationalgefühl mass sie das politische Geschehen und die Politiker. Die deutsche Nation war ihre Bezugsgrösse, nicht die deutsche Demokratie.

Luise Solmitz verkörpert auch das zweite Element bürgerlicher Mentalität in Deutschland: den Antisemitismus, den die israelische Historikerin Shulamit Volkov als «kulturellen Code» der deutschen Gesellschaft bezeichnet hat.³¹ Mit einem explizit antisemitischen Vater aufgewachsen, finden sich in ihrem Tagebuch immer wieder Notizen voller Abscheu allem Jüdischen gegenüber, vor allem bei sogenannten Ostjuden. Noch am 1. Mai 1945 bekannte sie, dass sie die «Handhabung der Judenfrage» empört habe, «aber Judenfreund werde ich nie».³² Und doch war sie ja mit dem Jüdischen eng verbunden, denn ihr Mann Friedrich stammte aus einer jüdischen Familie. Zwar empfand er dies als Makel, war wie viele andere Deutsche mit jüdischer Herkunft protestantisch getauft und stramm monarchisch wie deutschnational gesinnt, aber das half der Familie Solmitz im NS-Regime, das so viele Hoffnungen und Erwartungen bei ihnen geweckt hatte, nichts. Zwar wurde ihnen der Status eine «privilegierten Mischehe» zuerkannt, aber die Diskriminierungen im Alltag waren stets spürbar und demütigend. Gerade sie, die das Jüdische so heftig von sich gewiesen hatten, wurden nun vehement damit konfrontiert.

Noch während des NS-Regimes wurden exmittierte Jüdinnen und Juden den Solmitz' nun ein «Judenhaus», zugewiesen, und nach 1945 quartierte die britische Besatzungsmacht ebenfalls wohnungslose jüdische Menschen bei ihnen ein, so sehr Fredy und Luise Eingaben an die Behörden verfassten, um die unerwünschten Gäste wieder loszuwerden. Erst allmählich verlief das Leben wieder in geordneten Bahnen. Luise arbeitete für wenige Jahre wieder als Lehrerin, liess sich dann allerdings für den Rest ihrer Dienstzeit mit vollen Bezügen freistellen, um im Auftrag der Forschungsstelle für die Geschichte des Nationalsozialismus,

heute Forschungsstelle für Zeitgeschichte, in Hamburg ihre Tagebücher zu überarbeiten und maschinenschriftlich zu transkribieren. Sie starb im Dezember 1973, zwölf Jahre später als ihr Mann Fredy, mit 84 Jahren.

Matthias Joseph Mehs gehörte nach dem Krieg zu den Mitbegründern der CDU in Wittlich und wurde zum Orts- wie Kreisvorsitzenden gewählt. 1946 wurde er in den Stadtrat von Wittlich und danach zum ehrenamtlichen Bürgermeister gewählt. Beamter wollte Mehs nicht werden. 1949 errang er bei den ersten Wahlen zum Bundestag mit 80 Prozent der Stimmen das Direktmandat des Wittlicher Wahlkreises. Mehs war ein kritischer, unbotmässiger Abgeordneter, der als Einziger der CDU-Fraktion 1953 gegen die Verträge für eine Europäische Verteidigungsgemeinschaft stimmte, weil er damit die Spaltung Deutschlands fixiert sah. Ebenso lehnte er Adenauers Politik der Westbindung als einseitig ab. So war es nicht überraschend, dass die CDU ihn nicht wieder für die Bundestagswahl 1953 aufstellte. Mehs blieb in der Partei, zog sich allerdings aus der Politik zurück und verzichtete auch auf das Amt des Bürgermeisters von Wittlich. Vielmehr übernahm er mit seiner Frau wieder den Gasthof und arbeitete bis zu seinem Tod 1976 unermüdlich als Heimatforscher mit einer einzigartigen Bibliothek. Wittlich ehrte ihn 1966 mit der Wahl zum Ehrenbürger der Stadt.

Ungewollt wurden die Protagonisten dieses Buches, Luise Solmitz, Victor Klemperer, Joseph Matthias Mehs und andere, von der Gewalt, den Verwerfungen und Rissen in der ersten Hälfte des Jahrhunderts erfasst. Sie machten, um den eingangs zitierten Satz von Rosa Luxemburg noch einmal aufzunehmen, ihre Geschichte nicht aus freien Stücken, aber sie machten sie selbst. Stets bemühten sie sich, so dokumentieren es ihre Tagebücher, den Kopf oben zu behalten, sich nicht von der Woge der Geschehnisse überrollen zu lassen, ihr Schicksal selbstbestimmt zu steuern. Stets glaubten sie, ihre Gegenwart überblicken, die Kräfte, die auf sie einwirkten, verstehen und auf veränderte Verhältnisse adäquat reagieren zu können. Und doch täuschten sie sich, wie wir ebenfalls in ihren Aufzeichnungen lesen, über die wirkliche Dimension der Ereignisse. Weder sah Victor Klemperer die mörderische Radikalisierung der Judenverfolgung voraus, noch konnte Luise Solmitz ahnen, dass sie selbst einmal als «jüdisch versippt» aus der deutschen Volksgemeinschaft ausgeschlossen würde. Und Matthias Mehs, der von der tiefen Verwurzelung des Katholizismus in seiner Region überzeugt war, wurde von der Schnelligkeit überrascht, mit der die anscheinend festgebauten Burgen des Christentums geschleift wurden.

Die Wahrnehmungen, Irrungen und Wirrungen dieser Zeitgenossinnen und Zeitgenossen in den Mittelpunkt unserer Aufmerksamkeit zu rücken heisst, das 20. Jahrhundert nicht von den Kommandohöhen der Politik zu betrachten, sondern seine Wirkungen in der Gesellschaft zu untersuchen, die Formen seiner Aneignung zu verstehen. In den Blick kommen Beziehungsverhältnisse von Abhängigkeiten und Selbst-Handeln, die Gleichzeitigkeit von Herrschaft, Widerständigkeit und stummer Distanz. Für die Einzelnen hiess das, so Alf Lüdtke, «Zustimmen, Hinnehmen und Mitmachen – aber auch ‚Abtauchen‘, Sich-Distanzieren, mitunter auch Widersetzen».³³ Gewohnt, die grossen politischen Zäsuren des Jahrhunderts als prägende Einschnitte zu begreifen, übersehen wir, dass in den Lebensläufen der Menschen sich andere Kontinuitäten und Diskontinuitäten zeigen und vor allem die Tiefe der Risse dieses Jahrhunderts oftmals erst im Nachhinein spürbar wurde. Die Momente des Augenblicks waren noch bestimmt von dem Eindruck sich fortsetzender Gegenwart, bis sich die Dimension des Bruchs zeigte. In dem Satz von Hannah Arendt, dass der Holocaust etwas sei, das nicht hätte geschehen dürfen, wird beides erkennbar: das Entsetzen darüber, dass es geschehen konnte, und die Gewissheit, dass dies nicht wieder zu überbrücken, wiedergutzumachen oder zu versöhnen ist. Bei allem Bemühen in der Nachkriegszeit, die Trümmer der Vergangenheit hinter sich zu lassen, an Bekanntes anzuknüpfen, Kontinuitäten herzustellen und sich wie ein Phoenix aus der Asche zu erheben, blieb das Zerklüftete, Zerborstene dieser ersten Hälfte des Jahrhunderts bestehen – und ragt bis in die Gegenwart hinein.

Anmerkungen

Einleitung

- 1 Mann, Deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, S. 19.
- 2 Vgl. Anderson, Erfindung der Nation; Weichlein, Nationalbewegungen; Hobsbawm/Ranger, Invention of Tradition.
- 3 Raphael, Geschichtswissenschaft im Zeitalter der Extreme, S. 270.
- 4 Kocka/Nipperdey (Hg.), Theorie und Erzählung in der Geschichte, S. 17–62.
- 5 Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 1, S. 6–30.
- 6 Vgl. Maeder/Lüthi/Mergel (Hg.), Wozu noch Sozialgeschichte, S. 173–193.
- 7 Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866–1918, Bd. 2, S. 893.
- 8 Ebenda, S. 877; vgl. Nolte, Lebens Werk, S. 106–107.
- 9 Herbert, Geschichte Deutschlands, S. 19–20; vgl. ders., Europe in High Modernity. Kritisch dazu: Raphael, Ordnungsmuster.
- 10 Fulbrook, Divided Nation, dies., Dissonant Lives.
- 11 Frevert, Mächtige Gefühle, S. 21; zur Geschichte von Emotionen vgl. dies., Vergängliche Gefühle; Plamper, Geschichte und Gefühl.
- 12 Nolte, Lebens Werk, S. 309.
- 13 Lüdtke, Einleitung: Was ist und wer treibt Alltagsgeschichte?, S. 12.
- 14 Luxemburg, Karl Marx, S. 183.
- 15 Die insgesamt 65 handschriftlichen Tagebücher und 35 Reisetagebücher befinden sich im Staatsarchiv Hamburg (StAHH), Bestand 622-1/140; eine von Luise Solnitz selbst angefertigte, allerdings gekürzte und mitunter veränderte maschinenschriftliche Abschrift liegt im Archiv der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg, Bestand 11/S-13. Zitiert wird hier nach dem Original; um der besseren Lesbarkeit willen sind Abkürzungen wie u. für und, zw. für zwischen, dtsh. für deutsch etc. in den Zitaten weitgehend aufgelöst. Vgl. Meyer, «Ich schlüpfte unbeachtet wie eine graue Motte mit durch»; Führer, Alltagsorgen und Gemeinschaftssehnsüchte, S. 70–93.
- 16 Mehs, Tagebücher. November 1929 bis September 1946.
- 17 Klemperer, Leben sammeln, nicht fragen wozu und warum. Tagebücher 1918–1932; ders., Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten. Tagebücher 1933–1945; vgl. Heer (Hg.), Im Herzen der Finsternis; Hardtwig, Klemperers Tagebücher; Sepp, Topographie des Alltags.
- 18 Cohn, Kein Recht, nirgends. Tagebuch vom Untergang des Breslauer Judentums 1933–1941.
- 19 Klemperer, Ich will Zeugnis ablegen, Bd. 1, S. 220 (17.9.1935); vgl. Sepp, Topographie des Alltags, S. 244–246
- 20 Fritzsche, Life and Death in the Third Reich; Fulbrook, Dissonant Lives; Stargardt,

- Der deutsche Krieg 1939–1945; Steuer, «Ein Drittes Reich, wie ich es auffasse»; vgl. Bajohr/Steinbacher (Hg.), «... Zeugnis ablegen bis zum letzten».
- 21 Steuer, «Ein Drittes Reich, wie ich es auffasse», S. 24.
- 22 Steuer/Graf, Selbstkonstitution und Welterzeugung in Tagebüchern des 20. Jahrhunderts.
- 23 Lyotard, Das postmoderne Wissen.
- 24 Musil, Mann ohne Eigenschaften, S. 650.
- 25 Hobsbawm, Das Zeitalter der Extreme; Kershaw, Höllensturz. Europa 1914 bis 1949; ders., Achterbahn. Europa 1950 bis heute.
- 26 Arendt, Fernsehgespräch mit Günter Gaus, S. 59.
- 27 Vgl. van Laak, Literatur und Geschichte; sowie die Dokumentation der Beiträge von Gustav Seibt, Per Leo, Dirk van Laak und Hazel Rosenstrauch auf dem 51. Historikertag 2016 in Hamburg, in: Neue Rundschau, 129 (2018), Heft 3.
- 28 Friedländer/Reemtsma, Gebt der Erinnerung Namen, S. 19; vgl. auch Confino, Narrative Form and Historical Sensation.
- 29 Diner, Das Jahrhundert verstehen, S. 12; vgl. auch Gregor/Roemer/Roseman (ed.), German History from the Margins; Bergerson/Schmieding (ed.), Ruptures in the Everyday.
- 30 Chakrabarty, Europa als Provinz, S. 65.
- 31 Friedländer, Den Holocaust beschreiben.
- 32 Didi-Huberman, Remontagen der erlittenen Zeit.
- 33 Benjamin, Über den Begriff der Geschichte, S. 39.
- 34 Koselleck, «Neuzeit». Zur Semantik moderner Bewegungsbegriffe; Thompson, Zeit, Arbeitsdisziplin und Industriekapitalismus; übergreifend: Whitrow, Erfindung der Zeit.
- 35 Landwehr, Diesseits der Geschichte, S. 43.
- 36 Landwehr, Die anwesende Abwesenheit, S. 150.

1. Moskau – Washington – Berlin 1918

- 1 Albert, Activist Subjectivities, S. 184.
- 2 Zitiert nach Lösche, Bolschewismus, S. 86; vgl. Miller, Burgfrieden, S. 283–298; Aufruf des Petrograder Sowjet an die Völker der Welt vom 14. (27.) März 1917, zitiert nach Hellmann, Revolution, S. 182.
- 3 Ullrich, Großmacht, S. 515.
- 4 Chickering, Das Deutsche Reich, S. 192–193; Scheel, Aprilstreik; Miller, Burgfrieden, S. 156–177.
- 5 Luban, Massenstreiks.
- 6 Vgl. Rinke/Wildt (Hg.), Revolutions and Counter-Revolutionen.
- 7 Leonhard, Büchse, S. 682–683, 812–818; Baumgart, Ostpolitik, S. 13–28; Hildermeier, Geschichte Russlands, S. 128–129; Miller, Burgfrieden, S. 358–370.
- 8 Zarusky, Sozialdemokraten, S. 33–34.; Miller, Burgfrieden, S. 372–373; Flemming/Ulrich, Heimatfront, S. 197–201.

- 9 Neitzel, Weltkrieg und Revolution, S. 145–146; Boebel/Wentzel, Streiken gegen den Krieg; Luban, Massenstreiks, S. 127–134; Bartel, Januarstreik; Müller, Obleute, S. 69–77; Müller, Geschichte, S. 112–122. Zu den revolutionären Obleuten vgl. Müller, Obleute; zu Cläre Casper, Thuns, «Cläre mach Du's».
- 10 Müller, Geschichte, S. 118–119.
- 11 Kollwitz, Tagebücher, S. 352 (30.1.1918).
- 12 Müller, Geschichte, S. 122; Luban, Massenstreiks, S. 129. Die Zahl von sechs Toten bei den Demonstranten, die Müller angibt, ist nicht bestätigt oder durch Quellen belegt.
- 13 Müller, Burgfrieden, S. 379; vgl. auch Käppner, 1918, S. 121–137.
- 14 Müller, Geschichte, S. 121; vgl. Hoffrogge, Müller.
- 15 Rosenberg, Entstehung, S. 187; zu Arthur Rosenberg vgl. die Biographie von Keßler, Rosenberg.
- 16 Ausführlich zu Ludendorffs Karriere: Nebelin, Ludendorff.
- 17 Baden, Erinnerungen, S. 242.
- 18 Leonhard, Büchse, S. 827–855; Münkler, Krieg, S. 687–703; Stevenson, 1914, S. 471–498.
- 19 Protokoll der Besprechung im Großen Hauptquartier am 14. August 1918, Amtliche Urkunden, S. 3–6 (Dokument Nr. 1); Nebelin, Ludendorff, S. 446–450; Machtan, Kaisersturz, S. 78–79.
- 20 Nebelin, Ludendorff, S. 461–467; Machtan, Kaisersturz, S. 88–93; Haffner, Revolution, S. 27–40.
- 21 Heater, National Self-Determination, S. 36–40.
- 22 Woodrow Wilson, Address to a Joint Session of Congress, January 8, 1918, The Papers of Woodrow Wilson, Vol. 45, S. 534–539, Zitat S. 539; dazu kritisch Tooze, Sintflut, S. 153–157.
- 23 Tagebuchaufzeichnungen Albrecht von Thaers, zitiert nach Nebelin, Ludendorff, S. 467.
- 24 Ebenda, S. 466.
- 25 Mommsen, Freiheit, S. 22.
- 26 Baden, Erinnerungen, S. 328–329; Machtan, Prinz von Baden, S. 374–388; Payer, Bethmann Hollweg, S. 102–104; Seils, Haase, S. 639–640.
- 27 Kriegstagebuch David, S. 285.
- 28 Zitiert nach Reichstagsfraktion der deutschen Sozialdemokratie, S. 465; vgl. Miller, Bürde, S. 33–35; Winkler, Revolution, S. 37–38.
- 29 Scheidemann, Memoiren, Bd. 2, S. 190.
- 30 Baden, Erinnerungen, S. 323.
- 31 Telegramm des Vertreters des Auswärtigen Amtes im Großen Hauptquartier an das Auswärtige Amt in Berlin, 1.10.1918, Amtliche Urkunden, S. 59 (Dokument Nr. 21); vgl. Nebelin, Ludendorff, S. 468–469.
- 32 Telegramm des Chefs des Generalstabes des Feldheeres Generalfeldmarschall von Hindenburg an den Vizekanzler von Payer, 1.10.1918, Amtliche Urkunden, S. 60 (Dokument Nr. 22); vgl. Payer, Bethmann Hollweg, S. 96–97.
- 33 Telegramm des Vertreters des Auswärtigen Amtes bei Seiner Majestät Wirklicher Legationsrat von Grünau an das Auswärtige Amt, 1.10.1918, Amtliche Urkunden, S. 61 (Dokument Nr. 23).

- 34 Note der deutschen Reichsregierung an US-Präsident Wilson, 3.10.1918, Amtliche Urkunden, S. 74 (Dokument Nr. 34). Die Note wurde am 4.10. nachts um 1 Uhr nach Bern telegraphiert und am Morgen des 7.10. vom schweizerischen Gesandten in Washington US-Aussenminister Lansing übergeben (Regierung Max von Baden, S. 68 Anm. 13).
- 35 Berliner Tageblatt, 30.9.1918 (Abendausgabe), S. 1; vgl. Altenhöner, Kommunikation, S. 240-244.
- 36 Klemperer, Curriculum Vitae, Bd. 2, S. 661-662.
- 37 Tagebuch Luise Solmitz, StAHH, 622-1/140.1, Band 17, 27.9., 6.10.1918.
- 38 Kollwitz, Tagebücher, S. 374-375 (1.10.1918).
- 39 Berliner Tageblatt, 6.10.1918 (Morgenausgabe), S. 1.
- 40 Aufruf der Parteileitung und der Reichstagsfraktion der USPD, 5.10.1918, Dokumente und Materialien, II/2, S. 207-210. Der Aufruf der USPD durfte nicht verbreitet werden; Zeitungen, die ihn veröffentlichten, wurden für mehrere Tage verboten (Miller, Bürde, S. 54).
- 41 Bericht von der Reichskonferenz der Spartakusgruppe am 7.10.1918, Dokumente und Materialien II/2, S. 228-234, Zitate: S. 229; zur Korrektur des Datums: Luban, Neue Forschungsergebnisse.
- 42 Luban, Ermittlungen; Kolb, Arbeiterräte, S. 49-51.
- 43 Zitiert nach Luban, Neue Forschungsergebnisse, S. 75.
- 44 Tooze, Sintflut, S. 157.
- 45 Vatlin, Oktober, S. 191-192.
- 46 Bonwetsch, Lenin und Deutschland, S. 283; Zarusky, Sozialdemokraten, S. 73-74.
- 47 Baumgart, Ostpolitik, S. 367.
- 48 Adolph A. Joffe und die russische Aussenpolitik, S. 232-233.
- 49 Zitiert nach Luban, Bolschewiki, S. 287-288.
- 50 Leonhard, Büchse, S. 634-640; Bernhard, Entstehung.
- 51 Ziemann, Enttäuschte Erwartung.
- 52 Münkler, Krieg, S. 706.
- 53 Vgl. Bauer/Vögele, Spanische Grippe; Michels, Spanische Grippe; Münkler, Krieg, S. 708; allgemein zu dieser globalen Pandemie: Spinney, 1918.
- 54 Vgl. Jahr, Soldaten; Watson, Enduring the Great War, S. 208-215.
- 55 Zitiert nach Ziemann, Erwartung, 178.
- 56 Davis, Home Fires Burning, S. 76-92.
- 57 Vossische Zeitung, 16.10.1918 (Morgen- und Abendausgabe), 17.10.1918 (Morgenausgabe), 21.10.1918 (Morgenausgabe).
- 58 Vossische Zeitung, 26.10.1918 (Morgenausgabe), 5.11.1918 (Morgenausgabe); zur Berichterstattung in deutschen Zeitungen über die Grippe siehe Hieronimus, Krankheit, S. 160-176.
- 59 Michels, Spanische Grippe.
- 60 Berliner Polizeipräsident, Stimmungsberichte, 22.4., 22.5., 20.6., 22.7.1918, Dokumente aus geheimen Archiven, Band 4, S. 273-283; vgl. Altenhöner, Kommunikation, S. 228-236.
- 61 Text der Note nach: Amtliche Urkunden, S. 85 (Dokument Nr. 37).

- 62 Besprechung beim Reichskanzler, 9.10.1918, Regierung Max von Baden, S. 121; vgl. Baden, Erinnerungen, S. 369–374; Nebelin, Ludendorff, S. 472–475.
- 63 Antwortnote der deutschen Reichsregierung, 12.10.1918, Amtliche Urkunden, S. 106 (Dokument Nr. 47).
- 64 Tagebuch Luise Solmitz, a. a. O., 13.10.1918.
- 65 Antwortnote der deutschen Reichsregierung, 12.10.1918, Amtliche Urkunden, S. 106 (Dokument Nr. 47).
- 66 Sitzung des Interfraktionellen Ausschusses, 12.10.1918, Regierung Max von Baden, S. 148–162.
- 67 Scheidemann, Memoiren, Bd. 2, S. 206–210; Machtan, Prinz von Baden, S. 410–414; Miller, Bürde, S. 50–51.
- 68 Schwabe, Deutsche Revolution, S. 125–129.
- 69 Zweite Note Wilsons, 14.10.1918, Amtliche Urkunden, S. 109–110 (Dokument Nr. 48); vgl. Welskopp, «Democracy».
- 70 Sitzung des Kriegskabinetts, 16.10.1918, Regierung Max von Baden, S. 205–215.
- 71 Braun, Sturmvögel, S. 7–10.
- 72 Müller-Franken, Novemberrevolution, S. 14–15; Schwarz, Weltkrieg, S. 265–267.
- 73 Hortschansky, Illustrierte Geschichte, S. 67–68.
- 74 Kollwitz, Tagebücher, S. 375 (11. Oktober 1918).
- 75 Leipziger Volkszeitung, 17.10.1918, Dokumente und Materialien II/2, S. 247; Berliner Tageblatt, 17.10.1918 (Morgenausgabe).
- 76 Vorwärts, 17.10.1918 (Hervorhebungen im Original).
- 77 Vorwärts, 18.10.1918.
- 78 Zitiert nach Seils, Haase, S. 642.
- 79 Berliner Tageblatt, 24.10.1918 (Morgenausgabe); Barth, Werkstatt, S. 34; Trotnow, Liebknecht, S. 249; zur Entlassung Liebknechts: Miller, Bürde, S. 52–53; Scheidemann, Memoiren, Bd. 2, S. 233–234.
- 80 Berliner Tageblatt, 28.10.1918 (Morgenausgabe).
- 81 Kollwitz, Tagebücher, S. 377 (27.10.1918)
- 82 Barth, Werkstatt, S. 33; Zarusky, Sozialdemokraten, S. 73–74. Im Nachlass Barths fanden sich zwei Mahnungen von Firmen vom 23.11. und 12.12.1918, die die Bezahlung von 1500 Pistolen samt 20 000 Patronen sowie 1000 Handfeuerwaffen einfordern (Miller, Bürde, S. 41 Anm. 20).
- 83 Barth, Werkstatt, S. 35–43; Müller, Geschichte, S. 137–140; Liebknecht, Reden und Schriften, S. 580; Trotnow, Liebknecht, S. 252–254.
- 84 Sitzung des Gesamtkabinetts, 17.10.1918, Regierung Max von Baden, S. 220–242, Zitat: S. 230.
- 85 Telegramm Hindenburgs an Max von Baden, 20.10.1918, Amtliche Urkunden, S. 166 (Dokument Nr. 63).
- 86 Dritte Note Wilsons, 23.10.1918, Amtliche Urkunden, S. 189–190 (Dokument Nr. 76).
- 87 Baden, Erinnerungen, S. 502; Scheidemann, Memoiren, Bd. 2, S. 253–256; zur Flucht des Kaisers siehe Machtan, Abdankung, S. 199–202.
- 88 Zitiert nach Machtan, Abdankung, S. 215.

- 89 Telegramm des Chefs des Generalstabes des Feldheeres Generalfeldmarschall Hindenburg an die Armeen, 24.10.1918, Amtliche Urkunden, S. 194 (Dokument Nr. 76b).
- 90 Max von Baden an Wilhelm II., 25.10.1918, Regierung Max von Baden, S. 359–360; Machtan, Prinz von Baden, S. 414–420.
- 91 Bauer, Revolution; Pfoser/Weigl, Stunde Null; vgl. Botz, Österreichische Revolution; Saage, Otto Bauer.
- 92 Barth, Werkstatt, S. 46–51; Müller, Geschichte, S. 145–147.
- 93 Vgl. Groß, Eine Frage der Ehre?, S. 349–365.
- 94 Zitiert nach Dähnhardt, Revolution in Kiel, S. 52.
- 95 Ebenda, S. 66; vgl. auch Jones, Anfang, S. 39–41.
- 96 Dähnhardt, Revolution in Kiel, S. 74–76.
- 97 Scheidemann, Memoiren, Bd. 2, S. 267.
- 98 Sitzung des engeren Kabinetts am 4.11.1918, Regierung Max von Baden, S. 487–497.
- 99 Schwabe, Deutsche Revolution, S. 176–195.
- 100 Sitzung des Gesamtkabinetts mit General Groener, 5.11.1918; Regierung Max von Baden, S. 526–545.
- 101 Groener, Lebenserinnerungen, S. 403; Sitzung des Gesamtkabinetts mit General Groener, 5.11.1918, Regierung Max von Baden, S. 526–545, Zitate S. 532, 534.
- 102 Hortzschansky, Illustrierte Geschichte, S. 90–93.
- 103 Paschen, Frieden, S. 14–26; Hamburger Arbeiter- und Soldatenrat, S. 38–43, 125–131.
- 104 Hortzschansky, Illustrierte Geschichte, S. 96–99.
- 105 Machtan, Abdankung, S. 11–12; Hortzschansky, Illustrierte Geschichte, S. 99, 112–113.
- 106 Kluge, Militärrevolte.
- 107 Mitchell, Revolution, S. 65–94; Machtan, Abdankung, S. 239–263; zu Eisner siehe Grau, Kurt Eisner; Wiesemann, Kurt Eisner; Jacob, Kurt Eisner.
- 108 Tagebuch Luise Solmitz, a. a. O., 6.11.1918.
- 109 Miller, Bürde der Macht, S. 58.
- 110 Stellungnahme der nationalliberalen Reichstagsfraktion zur Kaiserfrage, 8.11.1918, Regierung Max von Baden, S. 603–604; Groener, Memoiren, S. 450–451; Miller, Bürde, S. 59–60.
- 111 Protokoll der Sitzung des engeren Kabinetts am 7.11.1918, Regierung Max von Baden, S. 574–581; Protokoll der Fraktionssitzung vom 7.11.1918, in: Reichstagsfraktion der deutschen Sozialdemokratie, S. 513–514; Scheidemann, Memoiren, Bd. 2, S. 278–284; Winkler, Revolution, S. 42–43.
- 112 Mitteilung des Kriegsministers Schöch in der Kabinettsitzung am 6.11.1918 nachmittags, Regierung Max von Baden, S. 563; Protokoll der Sitzung des engeren Kabinetts am 7.11.1918, ebenda, S. 574–581; Bericht des Generalobersten von Linsingen über seine Anordnungen in den letzten Tagen vor der Revolution, 16.11.1918, ebenda, S. 620–628.
- 113 Vorwärts, 8.11.1918, S. 1.
- 114 Flugblatt abgedruckt in Barth, Werkstatt, S. 53, und in: Dokumente und Materialien II/2, S. 326. Tatsächlich war, wie sich tags darauf herausstellte, nur Ernst Däumig verhaftet worden.
- 115 Barth, Werkstatt, S. 53.

- 116 Müller, Obleute, S. 98–101; Barth, Werkstatt, S. 54–56.
- 117 Scheidemann, Memoiren, Bd. 2, S. 294–296.
- 118 So erinnerte sich Otto Wels ein Jahr später: Otto Wels, Die Revolution in Berlin, in: Volk und Zeit. Bilder zum Tage, Beilage zum Vorwärts, 1. Jg. 1919, Nr. 20, 9.11.1919; vgl. Adolph, Otto Wels, S. 77.
- 119 «Der rote Sonnabend in Berlin», Vorwärts, 10.11.1918; Adolph, Otto Wels, S. 77–78; Winkler, Revolution, S. 45–46.
- 120 Berliner Tageblatt, 9.11.1918 (Abendausgabe); zum 9. November in Berlin, fokussiert auf das Geschehen im und um das Berliner Schloss, detailliert und anschaulich: Juhnke, Szenen des Aufbruchs.
- 121 Claire Casper-Derfert, «Steh auf, Arthur, heute ist Revolution!», in: Vorwärts und nicht vergessen, S. 293–300, Zitat S. 299–300.
- 122 Berliner Tageblatt, 10.11.1918 (Morgenausgabe); Müller, Geschichte, S. 241.
- 123 Bericht des Generalobersten von Linsingen über seine Anordnungen in den letzten Tagen vor der Revolution, 16.11.1918, Regierung Max von Baden, S. 620–628; Aufzeichnung Schöchls vom 15.10.1922 zu den Geschehnissen in der Reichskanzlei am Mittag des 9. November, Regierung der Volksbeauftragten, Bd. 1, S. 10–13.
- 124 Berliner Tageblatt, 10.11.1918 (Morgenausgabe).
- 125 Haußmann, Aufzeichnung über die Vorgänge in der Reichskanzlei am 9.11.1918, in: Regierung der Volksbeauftragten, Erster Teil, S. 3–9; Baden, Erinnerungen, S. 595–608; Scheidemann, Memoiren, Bd. 2, S. 296–312.
- 126 Zitiert nach Machtan, Abdankung, S. 271.
- 127 Kollwitz, Tagebücher, S. 378–379 (9.11.1918); vgl. Käppner, 1918, S. 192–198.
- 128 Juhnke, Szenen des Aufbruchs; Rotheit, Berliner Schloss, S. 8–11; Heinig, Hohenzollern, S. 65–67; Krieger, Berliner Schloss, S. 4–9, 15–17.
- 129 Kessler, Tagebuch, Band 6, S. 625–626 (9.11.1918).
- 130 Kerbs (Hg.), Novemberrevolution, S. 4; vgl. Kaufhold, Momente des Überliefers.
- 131 Berliner Tageblatt, 10.11.1918 (Morgenausgabe); Vorwärts, 10.11.1918; Berliner Tageblatt, 12.11.1918 (Morgenausgabe); Müller, Geschichte, S. 245.
- 132 Tanz auf dem Vulkan, S. 36. Mark Jones macht darauf aufmerksam, wie stark auch Gerüchte über angebliche Widerstandsnester von Offizieren diese Schießereien bestimmten, also durchaus auch Panik im Spiel war (Jones, Anfang, S. 61–65).
- 133 Aulke, Räume, S. 81–97.
- 134 Troeltsch, Spectator-Briefe, S. 24; vgl. Winkler, Weimar, S. 39.
- 135 Vgl. Bernstein, Revolution, S. 64–67, 77–78; Seils, Haase, S. 665–666.
- 136 Müller, Obleute, S. 106–108; Müller, Geschichte, S. 262.
- 137 Stenographische Notizen von Richard Bernstein, in: Groß-Berliner Arbeiter- und Soldatenräte, Bd. 1, S. 15–24 (Dokument Nr. 12); Müller, Geschichte, S. 265–269; Bernstein, Revolution, S. 78–80; Winkler, Revolution, S. 55–57; Laschitzka, Lebensrausch, S. 587.
- 138 Bieber, Gewerkschaften in Krieg und Revolution, B. 2, S. 778.
- 139 Zitiert nach Schönhoven, Wegbereiter, S. 69.
- 140 Bieber, Bürgertum, S. 49–81, 124–139, 176–180; Grimmer, Moral Power; Lützenkirchen, Hiller.

- 141 Canning, Geschlecht der Revolution; Sternsdorf-Hauck, Brotmarken und rote Fahnen; Weipert, Zweite Revolution, S. 329–342; Käppner, 1918, S. 357–377; Lauterer, Parlamentarierinnen, S. 64; Heinsohn, Im Dienste der deutschen Volksgemeinschaft.
- 142 Der Waffenstillstand 1918–1919, 1. Band, S. 22–55.
- 143 Beratung über die Annahme der Waffenstillstandsbedingungen, Regierung der Volksbeauftragten, Erster Teil, S. 23–30.
- 144 Ebenda, S. 25.
- 145 Stenographische Notizen von Richard Bernstein, Groß-Berliner Arbeiter- und Soldatenräte, Bd. 1, S. 15–24 (Dokument Nr. 12), Zitat S. 19.
- 146 Siehe auch die anschauliche, globale Schilderung dieses 11. November 1918 bei Schönpluf, Kometenjahre, S. 51–86.
- 147 Müller, Geschichte, S. 390–400; Kluge, Soldatenräte, S. 225–223; Müller, Obleute, S. 189–200; Käppner, 1918, S. 260–275.
- 148 Friedrich Ebert, Politische Reden, Bd. 3, S. 94–95.
- 149 Kluge, Soldatenräte, S. 233–240; Gietinger, Konterrevolutionär, S. 70–82, dort auch das Groener-Zitat S. 81–82.
- 150 Zum Folgenden vgl. Miller, Bürde, S. 208–235; Winkler, Weimar, S. 53–60.
- 151 Jones, Anfang, S. 136–148; Müller, Geschichte, S. 413–426.
- 152 Miller, Bürde, S. 208–212.
- 153 Aufruf in: Die Freiheit, 5.1.1919, Morgenausgabe.
- 154 Ritter/Miller, Revolution, S. 184–185.
- 155 Vgl. ausführlich Jones, Anfang, S. 149–211.
- 156 Gietinger, Konterrevolutionär, S. 120–127; Piper, Luxemburg, S. 671–674.
- 157 Vgl. umfassend Niess, Revolution; immer noch lesenswert: Rürup, Probleme der Revolution.

2. München – Budapest – Versailles 1919

- 1 Hitler an Gemlich, 16.9.1918, in: Hitler, Sämtliche Aufzeichnungen, S. 88–90.
- 2 Kershaw, Hitler, Bd. 1, S. 29–106; Ullrich, Hitler, Bd. 1, S. 23–63; Hamann, Hitlers Wien.
- 3 Hitler, Mein Kampf. Eine kritische Edition, Bd. 1, S. 555–556.; vgl. Kershaw, Hitler, Bd. 1, S. 109–147; Ullrich, Hitler, Bd. 1, S. 64–89.
- 4 Nicht erst im März, wie er in «Mein Kampf» schrieb (Hitler, Mein Kampf. Eine kritische Edition, Bd. 1, S. 560, Anm. 4; vgl. Joachimsthaler, Weg, S. 198–192, Plöckinger, Soldaten, S. 31–37, Weber, Hitler, S. 30–57).
- 5 Angermaier, München um 1900, S. 15.
- 6 Ebenda, S. 18–19.
- 7 Brenner, Schatten, S. 31.
- 8 Zitiert nach ebenda, S. 160.
- 9 Ay, Entstehung, S. 183–188; Geyer, Verkehrte Welt, S. 40–50; Sternsdorf-Hauck, Brotmarken, S. 12.
- 10 Vgl. Grau, Eisner; Jacob, Eisner.

- 11 Brenner, Schatten, S. 71, 98.
- 12 Graf, Gefangene, S. 282. Grafs Erinnerungen sind 1926 erschienen; den Teil zu den Jahren 1905 bis 1919 hat er nach eigenen Angaben 1920 geschrieben (ebenda, S. 7); vgl. Bauer, Gefangenschaft und Lebenslust, S. 85–102.
- 13 Müller-Franken, Novemberrevolution, S. 14–15; Mitchell, Revolution in Bayern, S. 68.
- 14 Bauer/Piper, München, S. 256; Ay, Entstehung, S. 204–207.
- 15 Zitiert nach Mitchell, Revolution in Bayern, S. 76; zur zunehmenden Aversion gegen «Preußen» in Bayern während des Krieges siehe Ay, Entstehung, S. 134–148.
- 16 Rainer Maria Rilke an Clara Rilke-Westhoff, 7.11.1919, in: Rilke, Briefe zur Politik, S. 229. Edgar Jaffe lehrte Nationalökonomie an der Handelshochschule in München. Er war Mitglied der USPD und gehörte als Finanzminister der Regierung unter Kurt Eisner an. In Rainer Maria Rilkes Wohnung kamen Revolutionäre wie Ernst Toller oder Alfred Kurella mit jungen Schriftstellern wie Oskar Maria Graf zusammen.
- 17 Bauer/Piper, München, S. 256.
- 18 Vgl. Strauss, Wir lebten in Deutschland, S. 223.
- 19 Graf, Gefangene, S. 353–354.
- 20 Mann, Tagebücher, S. 59 (7.11.1918).
- 21 Mitchell, Revolution in Bayern, S. 80–91.
- 22 Ebenda, S. 92.
- 23 Münchner Neueste Nachrichten, 16.11.1918, zitiert nach Bauer/Piper, München, S. 257.
- 24 Mitchell, Revolution in Bayern, S. 102–103.
- 25 Sternsdorf-Hauck, Brotmarken, S. 24–25.
- 26 Brenner, Schatten, S. 49–56, 70–74.
- 27 Becker, Bürgerliche Lebenswelt, S. 208–209.
- 28 Mann, Tagebücher, S. 163 (8.11.1918).
- 29 Zitiert nach Brenner, Schatten, S. 130; Benz, Ressentiment.
- 30 Hofmiller, Revolutionstagebuch, S. 74. Josef Hofmiller hat nach Auskunft seiner Witwe seine unmittelbaren Aufzeichnungen aus der Revolutionszeit umgearbeitet und ergänzt für die Veröffentlichung in der Beilage der «Münchner Neuesten Nachrichten». Die 1938 als Buch erschienene Ausgabe des «Revolutionstagebuchs» folgt diesem Erstdruck (Hulda Hofmiller, Nachwort, in: ebenda, S. 303–307).
- 31 Klemperer, Leben sammeln, Bd. 1, S. 31–33.
- 32 Weber, Wirtschaft und Gesellschaft, S. 140; vgl. Kroll, Webers Idealtypus.
- 33 Radkau, Max Weber, S. 743.
- 34 Zitiert nach ebenda, S. 732.
- 35 Max Weber-Gesamtausgabe, Bd. I/17.
- 36 Faulhaber, Tagebücher (19.12.1918).
- 37 Brenner, Schatten, S. 142–143.
- 38 Graf, Gefangene, S. 368.
- 39 Tagebuch Luise Solmitz, StAHH, 622–1/140_1, Band 19, 21.2.1919.
- 40 Meyer, Zwischen Begeisterung und Skepsis, S. 128–129.
- 41 Zitate nach Mitchell, Revolution in Bayern, S. 166, Brenner, Schatten, S. 147.

- 42 Zitiert nach Leonhard, Frieden, S. 659-662.
- 43 Ebenda, S. 663-666; Conze, Illusion, S. 204-212.
- 44 Münchner Neueste Nachrichten, 8.1.1919, Morgenausgabe, S. 1, Abendausgabe, S. 1.
- 45 Faulhaber, Tagebücher (8.1.1919).
- 46 Plakat «Drahtbericht der Münchner Neuesten Nachrichten Die Entscheidungskämpfe in Berlin», 11.1.1919, Münchner Stadtbibliothek, Monacensia, F.Mon.3200.
- 47 Münchner Neueste Nachrichten, 15.1.1919, Morgenausgabe, S. 1.
- 48 Plakat «Drahtbericht der Münchner Neuesten Nachrichten: Liebknecht und Rosa Luxemburg erschossen», 16.1.1919, Münchner Stadtbibliothek, Monacensia, F. Mon. 3235; «Das Ende der Spartacusführer. Liebknecht und Rosa Luxemburg erschossen», Münchner Neueste Nachrichten, 17.1.1919, Morgenausgabe, S. 2.
- 49 Ebenda, S. 184-188; Wahlergebnisse in: Münchner Neueste Nachrichten, 22.1.1919, Abendausgabe.
- 50 Fotos von Heinrich Hoffmann sowie eines unbekanntes Fotografen, Stadtarchiv München, Rev-014, Rev-016; vgl. Herz/Halfbrodt, Revolution und Fotografie, S. 109; Mitchell, Revolution in Bayern, S. 229-230.
- 51 Graf, Gefangene, S. 396.
- 52 Mitchell, Revolution in Bayern, S. 233-234.
- 53 Brenner, S. 64-65; Hitzer, Anton Graf Arco; ein Augenzeugenbericht der Schiesserei im Landtag findet sich bei Niekisch, Leben, S. 51.
- 54 Graf, Gefangene, S. 399-400.
- 55 Ebenda, S. 242-243; Niekisch, Leben, S. 51.
- 56 Faulhaber, Tagebücher (21.2.1919).
- 57 Mitchell, Revolution in Bayern, S. 251-253.
- 58 Ebenda, S. 255.
- 59 Siehe die detaillierte Schilderung der Gewaltereignisse bei Jones, Anfang, S. 237-275; Weipert, Zweite Revolution, S. 134-148.
- 60 Gerwarth, Die Besiegten, S. 171-180; Leonhard, Frieden, S. 470-475; zu Béla Kun vgl. Borsányi, Life of a Communist Revolutionary.
- 61 Münchner Neueste Nachrichten, 24.3.1919, Morgenausgabe, S. 1; Carsten, Revolution, S. 190-192.
- 62 Zitiert nach Leonhard, Frieden, S. 865.
- 63 Ebenda, S. 760-761, 774-775; Conze, Illusion, S. 312-314.
- 64 Münchner Neueste Nachrichten, 7.4.1919, Morgenausgabe, S. 1; Mitchell, Revolution in Bayern, S. 264-271.
- 65 Zitiert nach Brenner, Schatten, S. 76.
- 66 Über die Beziehung dieser Münchener Revolutionäre zum Judentum siehe ebenda, S. 41-117.
- 67 Zitiert nach ebenda, S. 120-121.
- 68 Flugblatt des C. V., Ortsgruppe München, «An alle ehrlichen Volksgenossen! Eine offene Erwiderung», o. D., ca. März/April 1919, Münchner Stadtbibliothek, Monacensia, F.Mon. 2649; vgl. Brenner, Schatten, S. 168.
- 69 Erich Mühsam, Zur Judenfrage, in: Die Weltbühne, 16. Jg. 1920, Heft 49, 2.12.1920, S. 643-647; vgl. Brenner, Schatten, S. 123.

- 70 Mann, Tagebücher, S. 188 (7.4.1919).
- 71 Klemperers Artikel erschien unter der Überschrift «Die dritte Revolution in Bayern» in der Abendausgabe der *Leipziger Neuesten Nachrichten* vom 10.4.1919, hier zitiert nach Klemperer, *Revolutionstagebuch*, S. 109–110.
- 72 Niekisch, *Leben*, S. 66.
- 73 Höller, *Anfang*, S. 175; Tokody, *Deutschland*, S. 71–75.
- 74 Zitiert nach Neubauer, *München*, S. 56. Eine Grußadresse Bela Kuns wurde in den *Münchener Neuesten Nachrichten*, 9.4.1919, Abendausgabe, S. 1, veröffentlicht.
- 75 Plakat des Zentralrats, gez. Toller, 9.4.1919, *Münchener Stadtbibliothek*, Monacensia, F.Mon. 2945.
- 76 *Münchener Neueste Nachrichten*, 9.4.1919, Abendausgabe, S. 1.
- 77 Gerwarth, *Die Besiegten*, S. 175.
- 78 Mitchell, *Revolution in Bayern*, S. 270; vgl. Weber/Herbst, *Deutsche Kommunisten*, S. 545–546; Brenner, *Schatten*, S. 105–109.
- 79 Vatlin, *Weltrevolutionär*.
- 80 Weber/Herbst, *Deutsche Kommunisten*, URL: <https://www.bundesstiftung-aufarbeitung.de/de/recherche/kataloge-datenbanken/biographische-datenbanken/max-levien?ID=4715> [Letzter Zugriff 12.10.2021].
- 81 Graf, *Gefangene*, S. 416.
- 82 *Tagebuch Luise Solmitz*, a. a. O., 16.4.1919.
- 83 Neubauer, *München*, S. 70–72.
- 84 *Revolution und Räteherrschaft in München*, S. 77.
- 85 Lenin, *Grußschreiben an die bayerische Räterepublik*, in: *Lenin, Werke*, Bd. 29, Berlin 1961, S. 314–315.
- 86 Ebert an Jordan, 11.4.1919, abgedruckt in: *Ursachen und Folgen*, Bd. 3, S. 126.
- 87 Mitchell, *Revolution in Bayern*, S. 282–284.
- 88 *Ebenda*, S. 286–287.
- 89 Joachimsthaler, *Weg*, S. 192–197.
- 90 *Ebenda*, S. 210–212; Weber, *Hitler*, 96–97. Ob Hitlers Engagement in diesen Tagen rechtfertigt, ihn als «Rädchen im Getriebe des Sozialismus» zu bezeichnen (Weber, *Hitler*, S. 86), ist fragwürdig.
- 91 *Hitler, Mein Kampf*. Eine kritische Edition, Bd. 1, S. 561; vgl. dazu Kershaw, *Hitler*, Bd. 1, S. 794, Anm. 2; Joachimsthaler, *Weg*, S. 216–217. Allein Thomas Weber hält die Geschichte für nicht unwahrscheinlich (Weber, *Hitler*, S. 102–103).
- 92 Kershaw, *Hitler*, Bd. 1, S. 152.
- 93 Klemperer, *Revolutionstagebuch*, S. 155–156.
- 94 Jones, *Anfang*, S. 293–313; Herz/Halbrodt, *Revolution und Fotografie*, S. 183–192; *Münchener Geiselmord*.
- 95 Killinger, *Ernstes*, S. 14–15.
- 96 Klaus Theweleit, *Männerphantasien*, Bd. 1, S. 88–105; vgl. Gerwarth, *Rechte Gewaltgemeinschaften*.
- 97 Mann, *Tagebücher*, S. 21 (1.5.1919).
- 98 Klemperer, *Revolutionstagebuch*, S. 162–163.
- 99 Graf, *Gefangene*, S. 451.

- 100 Bauer/Piper, München, S. 266.; Jones, Anfang, S. 314–330.
- 101 Weber/Herbst, Deutsche Kommunisten, S. 546; Neubauer, München, S. 68–69; Vatlin, Weltrevolutionär; Weber/Herbst, Deutsche Kommunisten, online: <https://www.bundesstiftung-aufarbeitung.de/de/recherche/kataloge-datenbanken/biografische-datenbanken/max-levien?ID=4715> [Letzter Zugriff 12.10.2021]. Mühsam kam aufgrund einer Amnestie 1924 wieder auf freien Fuß, zog nach Berlin und lebte dort als Schriftsteller, bis er 1933 von der SA verhaftet und 1934 im KZ Oranienburg nach schweren Misshandlungen ermordet wurde.
- 102 Rilke, Politische Briefe, S. 267–268, 592; Schoeller, Graf, S. 118–120; Bauer, Gefangenschaft, S. 103.
- 103 «Die Bilanz der Räterepublik», Münchner Neueste Nachrichten, 3.5.1919, S. 1.
- 104 Mann, Tagebücher, S. 223 (2. Mai 1919).
- 105 Münchner Neueste Nachrichten, 6.5.1919, Abendausgabe, S. 3, 7.
- 106 Münchner Neueste Nachrichten, 8.5.1919, Abendausgabe, S. 1.
- 107 Ich folge hier der Darstellung von Barth, Europa, S. 22–36; vgl. Conze, Illusion; Boemeke u. a., Treaty of Versailles; Krumeich (Hg.), Versailles; Kolb, Frieden von Versailles.
- 108 Lorenz, Weltgeschichte, S. 52; Conze, Illusion, S. 343–344; Leonhard, Frieden, S. 945–958.
- 109 Zitiert nach Leonhard, Frieden, S. 968.
- 110 Krumeich, Versailles, S. 237–258; Büttner, Weimar, S. 125–126.
- 111 Münchner Neuesten Nachrichten, 9.5.1919, Abendausgabe, S. 1; Vgl. Herbert, Geschichte Deutschlands, S. 192.
- 112 Leonhard, Frieden, S. 972; Lorenz, Weltgeschichte, S. 404.
- 113 Tagebuch Luise Solmitz, a. a. O., Band 20, 13.5.1919. Rassistisch diskriminierende Begriffe in den Quellen behalte ich der Authentizität des Zitats wegen bei.
- 114 Conze, Illusion, S. 365–377; Leonhard, Frieden, S. 988–1040; Audoin-Rouzeau, Delegation.
- 115 Sabrow, Verschwörung; Krüger, Brigade Ehrhardt; Winkler, Weimar, S. 115.
- 116 Geyer, Verkehrte Welt, S. 30–31; Müller, Erinnerungen.
- 117 Geyer, Verkehrte Welt, S. 32–33; Emil Kraepelin, Lebenserinnerungen, Berlin 1983, S. 193; Hagenlücke, Deutsche Vaterlandspartei; Auerbach, Lehrjahre.
- 118 Brenner, Schatten, S. 159–180; vgl. Gerwarth/Horne, Bolschewismus als Fantasie.
- 119 Zitiert nach Hecht, Deutsche Juden, S. 106, siehe dort auch weitere Belege zur Pogromangst (S. 101–119).
- 120 Geyer, Verkehrte Welt, S. 281. Der Deutschvölkische Schutz- und Trutz-Bund war nach Auffassung des Reichskommissars für Überwachung der öffentlichen Ordnung vom November 1922 «der größte, tätigste und einflußreichste antisemitische Verband in Deutschland» (zitiert nach Lohalm, Völkischer Radikalismus, S. 11, dort auch ausführlich zur Organisation und Praxis des Bundes). Nach dem Mord an Walther Rathenau im Juni 1922 wurde der Bund wegen seiner unverhüllten Aufrufe zur Gewalt verboten.
- 121 Stresemann an Generaldirektor Berckemeyer, 3.4.1920, zitiert nach Pohl, Stresemann, S. 99. Hans Berckemeyer war Generaldirektor der Oberschlesischen Koks-werke und Chemischen Fabriken AG in Berlin.

- 122 Zu Eckart vgl. Plewnia, Weg.
- 123 Zu Rosenberg vgl. Piper, Rosenberg.
- 124 Baur, Revolution und die «Weisen von Zion»; Piper, Rosenberg, S. 55–57.
- 125 Dieckmann, «Jüdischer Bolschewismus», S. 59.
- 126 Zitiert nach Joachimsthaler, Weg, S. 222; vgl. Plöckinger, Soldaten, S. 85; Weber, Hitler, S. 137.
- 127 Zitiert nach Auerbach, Hitlers politische Lehrjahre, S. 17. Karl Mayr wandte sich später der SPD zu, emigrierte 1933 nach Frankreich, wurde nach dem deutschen Sieg über Frankreich verhaftet und in das Konzentrationslager Buchenwald verschleppt, wo er im Februar 1945 starb (Ziemann, Wanderer zwischen den Welten).
- 128 Plewnia, Weg, S. 36.
- 129 Bericht Oberleutnant Benth über eine Vortragsfolge im Reichswehr-Aufklärungskommando vom 25.8.1919, in: Hitler, Sämtliche Aufzeichnungen, S. 88; vgl. Joachimsthaler, Weg, S. 243–245.
- 130 Maser, Sturm, S. 139.
- 131 Joachimsthaler, Weg, S. 250–255.
- 132 Polizeibericht zur Rede Hitlers am 13.11.1919, in: Hitler. Sämtliche Aufzeichnungen, S. 93.
- 133 Ebenda, S. 106–111.
- 134 Polizeibericht von der Versammlung am 24.2.1920 im Hofbräuhaus, in: ebenda, S. 111.
- 135 Büttner, Weimar, S. 137–139; Winkler, Weimar, S. 119–121; Könnemann, Kapp-Lüttwitz-Ludendorff-Putsch.
- 136 Büttner, Weimar, S. 139.
- 137 Winkler, Weimar, S. 124–127.
- 138 Herbert, Geschichte Deutschlands, S. 196.
- 139 Winkler, Von der Revolution zur Stabilisierung, S. 310–313.
- 140 Vgl. ausführlich Lucas, Märzrevolution 1920; Winkler, Von der Revolution zur Stabilisierung, S. 324–336, dort auch das Zitat S. 335–336.
- 141 Kahr zitiert nach Brenner, Schatten, S. 354; zu Kahrs Antisemitismus vgl. ebenda, S. 188–190.

3. 1923 – Ausnahmezustand und Volksgemeinschaft

- 1 Aufzeichnungen von Elisabeth Böhmer, zusammengestellt in den Jahren 1934–1937, Stadtarchiv Essen 115/05, S. 221. Ihr Ehemann Hermann Böhmer (1863–1933) besaß mehrere Schuhgeschäfte im Ruhrgebiet und eine Schuhfabrik in Kleve. 1903 hatte er in Essen den Christlichen Verein Junger Männer (CVJM) nach Londoner und Berliner Vorbild gegründet.
- 2 Wieneke, Heinrich Schäfer. Diese Antwort machte schnell die Runde, denn Luise Solmitz notierte sie bereits zwei Tage später in ihrem Tagebuch (Tagebuch Luise Solmitz, StAHH, 622–1/140_1, Band 23, 13.1.1923).
- 3 Wienecke, Heinrich Schaefer, S. 243–245; Luther, Zusammenbruch, S. 120–124.
- 4 Fischer, Ruhr Crisis; Pawley, Watch on the Rhine.

- 5 Fink u. a. (ed.), Genoa, Rapallo.
- 6 Büttner, Überforderte Republik, S. 153–165; Herbert, Geschichte Deutschlands, S. 199–200.
- 7 Protokoll der Mitgliederversammlung des Rheinisch-Westfälischen Kohlen-Syndikats vom 9.1.1923 abgedruckt in: Ursachen und Folgen, Bd. 5, S. 13–15.
- 8 Aufruf Degouttes an die Bevölkerung des Ruhrgebiets (französisch und deutsch), 11.1.1923, Stadtarchiv Essen, 910/2011.
- 9 Aufruf des Reichspräsidenten und der Reichsregierung, 11.1.1923, abgedruckt in: Ursachen und Folgen, Bd. 5, S. 21–22.
- 10 Anweisung des Reichskommissars für die Kohlenverteilung, 11.1.1923, abgedruckt in: ebenda, S. 22–23.
- 11 Verhandlungen des Reichstages. Stenographische Berichte, Bd. 357, S. 9423.
- 12 Ebenda, S. 9428.
- 13 Ebenda, S. 9431.
- 14 Tagebuch Luise Solmitz, a. a. O., 12.1.1923.
- 15 Tagebuch Theodor Reismann-Grone, Stadtarchiv Essen, 652/148 (13.1.1923). Reismann-Grohe, seit 1930 NSDAP-Mitglied, wurde im April 1933 zum kommissarischen Oberbürgermeister von Essen ernannt, musste allerdings wegen einer Steuerhinterziehungsaffäre 1937 zurücktreten. Er starb 1949 in Essen (vgl. Frech, Wegbereiter Hitlers?).
- 16 Entschließung von leitenden Beamten, Rheinprovinz, für den passiven Widerstand, 22.1.1923, Landeshauptarchiv Koblenz (LHAK), Oberpräsidium Rheinprovinz 403 14945 /155I: 1–3.
- 17 Bericht des Oberbürgermeisters Essen zur Besetzung, Ende Februar 1923, LHAK, Oberpräsidium Rheinprovinz 403 14931, 1217–1233; Bericht der Polizeipräsidenten Essen über Vorfälle, 14.2.1923, ebenda, S. 975–981.
- 18 Aufzeichnungen von Otto Flothmann, Stadtarchiv Essen 852/61, S. 5–8 (5.2., 19.–21.3.1923).
- 19 Bericht des Oberbürgermeisters Essen zur Besetzung, Ende Februar 1923, LHAK, Oberpräsidium Rheinprovinz 403 14931, 1217–1233; zu weiteren Fällen in anderen Städten siehe Fischer, Ruhr Crisis, S. 95–99.
- 20 Ruck, Gewerkschaften, S. 66–70.
- 21 Der Protestaufruf ist abgedruckt in: Ursachen und Folgen, Bd. 5, S. 23–24. Eine eindeutige Haltung des Internationalen Gewerkschaftsbundes oder gar ein Aufruf zu einem internationalen Proteststreik gegen die Besetzung scheiterte, wie 1914, an den nationalen Widerständen (Ruck, Gewerkschaften, S. 103–123).
- 22 Fischer, Ruhr Crisis, S. 49–57; Ruck, Gewerkschaften, S. 72–75.
- 23 Fischer, Ruhr Crisis, S. 68; Spethmann, Ruhrbergbau, Bd. 4, S. 105.
- 24 Wentzcke, Ruhrkampf, Bd. 1, S. 187; Ruck, Gewerkschaften, S. 85.
- 25 Aufzeichnung des britischen Botschafters Viscount D'Abernon, 21.1.1923, zitiert nach: Ursachen und Folgen, Bd. 5, S. 43–44, hier S. 43.
- 26 Schröder, Kommunisten, S. 172, das Zitat auf S. 178.
- 27 Winkler, Stabilisierung, S. 558.
- 28 Becker-Derouex, Begräbnis.

- 29 Die folgende Darstellung nach Wisotzky, Karsamstag.
- 30 Wisotzky, Karsamstag, S. 269–277.
- 31 Kistenmacher, Arbeit, S. 74–75.
- 32 Rede Radeks am 20.6.1923 in der Sitzung der Erweiterten Exekutive der Kommunistischen Internationale, abgedruckt in der Roten Fahne, 26.6.1923, zitiert nach: Ursachen und Folgen, Bd. 5, S. 141–145, hier S. 142; vgl. Hecker, Karl Radeks Werben; zu Schlageter siehe Zwicker, Märtyrer.
- 33 Rote Fahne, 29.7.1923, zitiert nach Kistenmacher, Arbeit, S. 76; zu Ruth Fischer siehe Keßler, Fischer.
- 34 Fischers Ausführungen zeichnete Franz Pfemfert auf, ehemaliges KPD-Mitglied und Herausgeber der rätekommunistischen Zeitschrift «Die Aktion», der an der Veranstaltung teilgenommen hatte, hier zitiert nach Kistenmacher, Arbeit, S. 39.
- 35 Dass es auch kritische Stimmen innerhalb der KPD gegenüber dem Schlageter-Kurs gab, vor allem in der Berliner Linken, zeigt Hoffroge, Sommer.
- 36 Zwicker, Nationale Märtyrer, S. 93, 102–106.
- 37 Lebzelter, Schwarze Schmach, S. 39.
- 38 Tagebuch Luise Solmitz, a. a. O., Band 21, 15.5.1920.
- 39 Landrat an Oberpräsidium, 21.2.1923, LHAK, Oberpräsidium Rheinprovinz 403 14931 /154I: 1195.
- 40 Spethmann, Ruhrkampf, S. 93.
- 41 Jeannesson, Übergriffe, S. 210, 223.
- 42 Krüger, Gewalt, S. 248; Frevert, Politik der Demütigung, S. 64–65.
- 43 Fischer, Ruhr Crisis, S. 84–86.
- 44 Canetti, Masse und Macht, Band 1, München 1978, S. 202.
- 45 Hartewig, Jahrzehnt, S. 163.
- 46 Holtfrerich, Inflation, S. 97–135; Tooze, Sintflut, S. 427–461; Feldman, Disorder, S. 211–305; Wehler, Gesellschaftsgeschichte, Bd. 4, S. 64–68, 240–246; Büttner, Weimar, S. 166–179.
- 47 Tagebuch Luise Solmitz, a. a. O., 17.1., 29.1.1923.
- 48 Winkler, Von der Revolution zur Stabilisierung, S. 378; Buggeln, Versprechen der Gleichheit, S. 258;
- 49 Haffner, Geschichte eines Deutschen, S. 60–61.
- 50 Klemperer, Leben sammeln, Bd. 1, S. 697 (27.5.1923).
- 51 Tagebuch Paul Maik, Haus der Essener Geschichte/Stadtarchiv Essen, Bestand 643, abgedruckt in: Berger/Steuer/Wisotzky, Zur Erinnerung, S. 69; vgl. Lüdtkke/Steuer, Gemengelage. Ich verdanke Alf Lüdtkke den Hinweis auf dieses Tagebuch.
- 52 Lüdtkke, Writing Time, S. 220.
- 53 Holtfrerich, Inflation, S. 230–231.
- 54 Geyer, Verkehrte Welt, S. 391–397.
- 55 Zitiert nach Geyer, Verkehrte Welt, S. 246 f.; vgl. Feldman, Disorder, S. 553–555.
- 56 Polizeibericht über eine Rede Hitlers in München vor annähernd zehntausend Zuhörerinnen und Zuhörern am 10.4.1923, zitiert nach: Hitler, Sämtliche Aufzeichnungen, S. 875.
- 57 Mann, Tagebücher 1918–1921, S. 144 (4.12.1919).

- 58 Mann, Kind dieser Zeit, S. 159; vgl. dazu Kroll/Täubert, 1906-1927, S. 63-71.
- 59 Haffner, Geschichte eines Deutschen, S. 58.
- 60 Tagebuch Luise Solmitz, a. a. O., Band 24, 24.9.1923.
- 61 Vgl. Winkler, Weimar, S. 199.
- 62 Tagebuch Luise Solmitz, a. a. O., 9.8., 13.8., 7.9.1923.
- 63 Winkler, Weimar, S. 205.
- 64 Feldman, Great Disorder, S. 741-746; Winkler, Weimar, S. 212-221.
- 65 Klemperer, Leben sammeln, Bd. 1, S. 697 (28.9.1923).
- 66 Weinbauer, Protest, S. 95-99; Voss u.a., Hamburger Aufstand.
- 67 Tagebuch Luise Solmitz, a. a. O., 24.10.1923.
- 68 Kershaw, Hitler, Bd. 1, S. 251-253.
- 69 Ullrich, Hitler, Bd. 1, S. 168-170.
- 70 Kershaw, Hitler, Bd. 1, S. 266; ausführliche Schilderung bei Ullrich, Hitler, Bd. 1, S. 170-178.
- 71 Tagebuch Luise Solmitz, a. a. O., 14.11.1923.
- 72 Vgl. Hitler-Prozess 1924.
- 73 Gritschneder, Hitler-Prozess.
- 74 Feldman, Great Disorder, S. 787-802; Büttner, Weimar, S. 179.
- 75 Winkler, Weimar, S. 239-243.
- 76 Haffner, Geschichte eines Deutschen, S. 71.
- 77 Maurer, Ostjuden, S. 329-344; Large, Ostjuden, S. 123-140; Langenbrinck, Feindschaft gegen «Ostjuden».
- 78 Brief der C. V-Ortsgruppe Beuthen an den Bürgermeister, 8.7.1922, zitiert nach Hecht, Deutsche Juden, S. 166-167.
- 79 Wildt, Volksgemeinschaft als Selbstermächtigung, S. 75; Walter, Kriminalität, S. 115-117; Hecht, Deutsche Juden, S. 175-177.
- 80 Die jüdenfeindliche Welle in Deutschland, Jüdische Rundschau, 20.11.1923.
- 81 Thamer, Volksgemeinschaft, S. 367; vgl. Retterath, «Was ist das Volk?», S. 272-327; Hagen, German History in Modern Times, S. 261-283.
- 82 Staat und Wirtschaft. Rede von Gustav Schneider, Bundesvorsitzender des Gewerkschaftsbundes der Angestellten auf dem Reichsparteitag der Deutschen Demokratischen Partei in Weimar am 6. April 1924, hrsg. von der Reichsgeschäftsstelle der DDP Berlin, o. J., S. 3, vgl. Hess, Deutschland, S. 331-332.
- 83 So Stresemann im Dezember 1918, zitiert nach Hartenstein, Anfänge, S. 53.
- 84 Zitiert nach Richter, Deutsche Volkspartei, S. 270; vgl. Kuriander, Living with Hitler.
- 85 Morsey, Zentrumsparlei, S. 42-52; Retterath, «Was ist das Volk?», S. 306-318.
- 86 Richtlinien der Deutschen Zentrumsparlei, 16.1.1922, gedruckt in: ebenda, S. 418-428, Zitat: S. 418.
- 87 Wahlaufuf, 27.3.1925, gedruckt in: ebenda, S. 450-453; zur Politik des Zentrums bei der Reichspräsidentenwahl 1925 siehe Ruppert, Dienst, S. 109-130.
- 88 Heilbronner, Achillesferse, S. 45; Kitzing, Volksstaat.
- 89 Protokoll über die Verhandlungen des Parteitags der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, abgehalten in Görlitz vom 18. bis 24. September 1921, Berlin 1921,

- S. III; vgl. zur Programmdiskussion siehe Winkler, Klassenbewegung oder Volkspartei.
- 90 Vgl. Friedrich Ebert, Schriften, Aufzeichnungen, Reden, 2 Bde., Dresden 1926, passim; Mühlhausen, Friedrich Ebert, S. 816-817; Retterath, «Was ist das Volk?», S. 295-296;
- 91 Siehe dazu die Schilderung bei Walter, Nationale Romantik, S. 12-25; vgl. ders., Republik.
- 92 Zum Hofeismar-Kreis vgl. Vogt, Nationaler Sozialismus, S. 78-98.
- 93 Heller, Sozialismus und Nation (1925), in: Gesammelte Schriften, Bd. 1, Leiden 1971, S. 437-526, hier: S. 468; vgl. Llanque (Hg.), Souveräne Demokratie.
- 94 Rohe, Reichsbanner Schwarz Rot Gold; Behrens, Freiheit und Republik.
- 95 Hardtwig, Volksgemeinschaft im Übergang; vgl. Wirsching, Verfassung und Verfassungskultur.
- 96 Zitiert nach Wietschorke, Ins Volk gehen!, S. 103.
- 97 Zitiert nach Ciupke, Diskurse über Volk, S. 13.
- 98 Pyta, Dorfgemeinschaft, S. 247; Ahlheim, Missionare.
- 99 Oswald, Fussball-Volksgemeinschaft, S. 50-55, 84-91.
- 100 Heilbronner, Freiheit, S. 82-92; Thieler, ‚Parteizugehörigkeitspsychose‘.
- 101 Mergel, Führer, Volksgemeinschaft und Maschine.
- 102 Broszat, Soziale Motivation, S. 396.
- 103 Tagebuch Luise Solmitz, a. a. O., 11.11., 1.12., 31.12.1923.
- 104 Meyer, Zwischen Skepsis und Begeisterung, S. 129-130.

3. Locarno 1925 – Aussenpolitik als Gesellschaftsausflug

- 1 Baedeker, Schweiz (1920), S. 458.
- 2 Cohrs, Quest for a New Concert of Europe.
- 3 Bariéty (Hg.), La France et l'Allemagne entre le deux guerres mondiales.
- 4 Most, Grossbritannien und der Völkerbund; Berg, Woodrow Wilson.
- 5 Wintzer, Deutschland und der Völkerbund, S. 445-448.
- 6 Cohrs, Quest for a New Concert of Europe, S. 38-44.
- 7 Keiger, Poincaré, Briand and Locarno.
- 8 Tooze, Sintflut, S. 574-580; Niedhart, Aussenpolitik, S. 19.
- 9 Winkler, Weimar, S. 260-261.
- 10 Zitiert nach: Ursachen und Folgen, Bd. 6, S. 122; vgl. Winkler, Weimar, S. 262-265.
- 11 Ebenda, S. 272-274.
- 12 Tagebuch Luise Solmitz, StAHH 622-1/140-1, Band 24, 3-3-1925-
- 13 Büttner, Weimar, S. 344-349; Kershaw, Hitler, Bd. 1, S. 345-347.
- 14 Tagebuch Luise Solmitz, a. a. O., 25.4.1925; zu Hugo Preuss siehe Lehnert, Preuss.
- 15 Tagebuch Luise Solmitz, a. a. O., 26.4.1925.
- 16 Krüger, Aussenpolitik, S. 270.
- 17 Zitiert nach Pohl, Stresemann. S. 43; vgl. Krüger, Carl von Schubert.
- 18 Krüger, Aussenpolitik, S. 272-279; Höltje, Weimarer Republik, S. 74-75.

- 19 Aufzeichnung des Reichskanzlers über eine Unterredung mit dem britischen Botschafter, 10.3.1925, AR Luther, Bd. 1, S. 156–160.
- 20 AR Luther I und II, Bd. 1, S. 203–206, 220–226; Gasteiger, Kuno von Westarp, S. 273–278; Krüger, Außenpolitik, S. 286–290.
- 21 Ministerbesprechung vom 24.6.1925, AR Luther I und II, Bd. 1, S. 356–374.
- 22 Aufzeichnung des Staatssekretärs Kempner über eine Besprechung zur außenpolitischen Lage am 4. August 1925, AR Luther I und II, Bd. 1, S. 469–470; Ministerbesprechung vom 26. August 1925, ebenda, S. 540–541.
- 23 Ministerbesprechung vom 22. September 1925, AR Luther I und II, Bd. 1, S. 550, vgl. Dreist, Beziehungen, S. 84.
- 24 Telegramm Sthamers an das Auswärtige Amt, 26.9.1925, zitiert nach AR Luther I und II, Bd. 1, S. 583 Anm. 2; Ministerbesprechung vom 22. September 1925, ebenda, S. 552–559.
- 25 Grayson, Chamberlain, S. 1–13.
- 26 Unger, Briand; Bariéty, Briand.
- 27 Polasky, Vandervelde.
- 28 Grayson, Chamberlain, S. 58–59.
- 29 Pohl, Stresemann, S. 30–31.
- 30 Ebenda, S. 11.
- 31 Käte Stresemann emigrierte 1939 mit dem Sohn Wolfgang in die USA, kehrte nach dem Krieg nach Berlin zurück und starb dort hochbetagt 1970 (Pohl, Stresemann, S. 21).
- 32 Siehe S. 106.
- 33 Vgl. dazu ausführlich Pohl, Stresemann, S. 99–108.
- 34 Datenbank der deutschen Parlamentsabgeordneten, URL: <https://www.reichsttag-abgeordnetendatenbank.de> [Letzter Zugriff 12.10.2021]
- 35 Zit. nach Pohl, Stresemann, S. 193.
- 36 Ebenda, S. 198–199.
- 37 Zitiert nach ebenda, S. 205; vgl. Wright, Stresemann.
- 38 Wright, Stresemann.
- 39 Dreist, Beziehungen, S. 73–84; Marks, Mussolini and Locarno, S. 425–428.
- 40 Stresemann, Tagebuch, ADAP 1925, S. 689 (2.10.1925).
- 41 E. D. [Erich Dombrowski], Rechtsradikale Mordpläne?, Berliner Tageblatt, 5.10.1925 (Morgenausgabe), S. 4.
- 42 Website Patto di Locarno: <http://www.pattodilocarno.ch/de/percorso.html> [Letzter Zugriff: 12.10.2021]; Baedeker, Schweiz (1920), S. 458; vgl. Knoch, Grandhotels.
- 43 E. D., Im Hauptquartier der Alliierten, Berliner Tageblatt, 5.10.1925, Morgenausgabe, S. 4.
- 44 Erich Dombrowski, Presseempfang bei Luther und Stresemann, Berliner Tageblatt, 5.10.1925, Morgenausgabe, S. 4; vgl. den Bericht des Chefdolmetschers der deutschen Delegation Paul Schmidt: Schmidt, Statist, S. 76; zum Handelsvertrag: Cameron/Heywood, Germany, Russia and Locarno.
- 45 Willy Ruppel, Englands Konferenzprogramm, Berliner Tageblatt, 5.10.1925, Morgenausgabe, S. 2.

- 46 Berliner Tageblatt, 8.10.1925.
- 47 Schildt, Medien-Intellektuelle, S. 558; übergreifend: Hodenberg, Konsens und Krise, S. 103–144.
- 48 «Die erste Sitzung in Locarno. Beginn der Verhandlungen (Telegramm unseres Sonderkorrespondenten)», Berliner Tageblatt, 5.10.1925 (Morgenausgabe), S. 1.
- 49 Schmidt, Statist, S. 77.
- 50 Vorausgegangen war ein Geplänkel zwischen den Delegationen, wer den Vorsitz der Konferenz übernehmen sollte. Während Frankreich und Belgien Chamberlain wollten, sahen sich die Deutschen wegen der deutschnationalen Kritik nicht in der Lage zuzustimmen, sondern regten eine Rotation an, was aber die alliierte Seite als unpraktikabel verwarf (Chamberlain, Englische Politik, S. 688).
- 51 Sitzungsniederschrift vom 5.10.1925, AR Luther I und II, Bd. 2, S. 669–677.
- 52 Stresemann, Tagebuch, ADAP 1925, S. 690 (5.10.1925).
- 53 E. D., Beginn der Verhandlungen, Berliner Tageblatt, 5.10.1925, Morgenausgabe, S. 1.
- 54 Stresemann, Tagebuch, ADAP 1925, S. 693, 697 (7., 13.10.1925).
- 55 E. D., Der zweite Konferenztag, Berliner Tageblatt, 7.10.1925, Morgenausgabe, S. 1.
- 56 Sitzungsniederschrift vom 6.10.1925, gez. von Dirksen, AR Luther I und II, Bd. 2, S. 677–683, vgl. Marks, Mussolini and Locarno, S. 431–432.
- 57 Berliner Tageblatt, 7.10.1925, Abendausgabe, S. 2.
- 58 Stresemann, Tagebuch, ADAP 1925, S. 693 (6.10.1925); Die Aussprache zwischen Briand und Luther, Berliner Tageblatt, 8.10.1925, Abendausgabe, S. 1.
- 59 Aufzeichnung Luther über sein Gespräch mit Briand, 7.10.1925, AR Luther I und II, Bd. 2, S. 683–687.
- 60 «Das Tête-à-tête im Albergo Elvezia», Berliner Tageblatt, 8.10.1925, Abendausgabe, S. 2.
- 61 Sitzungsniederschrift vom 8.10.1925, gez. von Dirksen, AR Luther I und II, Bd. 2, S. 697–708.
- 62 Ebenda, S. 697.
- 63 Sitzungsniederschrift vom 8.10.1925, gez. von Dirksen, Locarno-Konferenz 1925, S. 161–172. Auch Theodor Wolff, Chefredakteur des Berliner Tageblatts, stieß in seinem Leitartikel vom 11.10.1925 ins gleiche Horn. Das Durchmarschrecht zerstöre das deutsche-russische Verhältnis und provoziere einen Krieg mit Russland, der dann den Bolschewismus in der Mitte Europas ausbreiten würde und ganz Europa in Gefahr brächte. «Deutschland sorgt für die Sicherheit des ganzen europäischen Hauses, wenn es seine Tür verschließt.» T. W., «Der Stein auf der Schwelle. Artikel 16», Berliner Tageblatt, 10.10.1925, Morgenausgabe, S. 1.
- 64 Berliner Tageblatt, 9.10.1925, Abendausgabe, S. 1.
- 65 E. D., «Die Bootfahrt auf dem Lago Maggiore», Berliner Tageblatt, 11.10.1925, Morgenausgabe, S. 1; Telegramm Kempners an das Auswärtige Amt, 10.10.1925, AR Luther I und II, Bd. 2, S. 364–365; Chamberlain, Englische Politik, S. 690.
- 66 Locarno-Konferenz 1925, S. 182–183.
- 67 Stresemann, Tagebuch, ADAP 1925, S. 695 (10.10.1925); Sitzungsniederschrift vom 12.10.1925, gez. von Dirksen, AR Luther I und II, Bd. 2, S. 712–720; Schlussprotokoll vom 16.10.1925, abgedruckt in: Locarno-Protokoll, S. 197–198, hier S. 198.

- 68 Stresemann, Tagebuch, ADAP 1925, S. 699 (13.10.1925).
- 69 Wenige Wochen nach Abschluss der Locarner Verhandlungen wurde er zudem Ministerpräsident, musste jedoch General Józef Piłsudski weichen, der im Mai 1926 die Macht in Polen übernahm. Skrzyński starb bei einem Autounfall 1931.
- 70 Berliner Tageblatt, 9.10.1925, Morgenausgabe, S. 1; Berliner Tageblatt, 9.10.1925, Abendausgabe, S. 1.
- 71 E. D., «Die Ostverträge und die Nebenfragen», Berliner Tageblatt, 13.10.1925, Morgenausgabe, S. 1.
- 72 «Mussolini am Mittwoch in Locarno?», Berliner Tageblatt, 12.10.1925, Abendausgabe, S. 4; Stresemann, Tagebuch, ADAP 1925, S. 696 (Eintrag unter dem 12.10.1925); «Staatssekretär Kempners Reise», Berliner Tageblatt, 13.10.1925, Abendausgabe, S. 1; E. D., «Die Beratungen über den Ostpakt», Berliner Tageblatt, 14.10.1925, Morgenausgabe, S. 1.
- 73 Stresemann, Tagebuch, ADAP 1925, S. 696–697 (Einträge unter dem 11., 13.10.1925); Aufzeichnung Schubert, 12.10.1925, AR Luther I und II, Bd. 2, S. 366–372.
- 74 Clark, Schlafwandler, S. 709–718.
- 75 Sitzungsniederschrift vom 13.10.1925, gez. von Dirksen, AR Luther I und II, Bd. 2, S. 729–734.
- 76 Ministerbesprechung vom 13. und 14.10.1925, AR Luther I und II, Bd. 2, S. 735–738, 742–747; «Kempners Mission», Berliner Tageblatt, 14.10.1925, Abendausgabe, S. 1.
- 77 Aufzeichnung Schuberts über eine Besprechung mit Luther, Stresemann, Chamberlain, Briand, Vandervelde, 15.10.1925, AR Luther I und II, Bd. 2, S. 753–763; Aufzeichnung Luthers über diese Besprechung, ebenda, S. 763–767.
- 78 Sitzungsniederschrift vom 16.10.1925, erster und zweiter Teil, gez. von Dirksen, AR Luther I und II, Bd. 2, S. 773–779.
- 79 «Die Ankunft Mussolinis in Locarno», Berliner Tageblatt, 16.10.1925, Morgenausgabe, S. 1; vgl. Dreist, Beziehungen, S. 85–86.
- 80 Marks, Mussolini and Locarno, S. 433.
- 81 Ebenda, S. 434; Cassels, Locarno: Early Test of Fascist Intentions.
- 82 Schmidt, Statist, S. 91.
- 83 Schlussprotokoll vom 16.10.1925, zitiert nach: Ursachen und Folgen, Bd. 6, S. 379–380.
- 84 Paul, Statist, S. 91–92.
- 85 Berliner Tageblatt, 15. und 16.10.1925, Morgenausgabe, S. 1; Stresemann, Tagebuch, ADAP 1925, S. 702 (15.10.1925). Ein Faksimile der Menükarte ist abgedruckt in: Stresemann Vermächtnis, Bd. II, nach S. 271.
- 86 Krüger, Außenpolitik, S. 297.
- 87 Churchill, World Crisis, S. 459.
- 88 Runderlass Stresemanns, 20.10.1925, ADAP, Serie A, Bd. 14, S. 424–426, hier S. 424.
- 89 Stresemann an die Botschaft in London, 19.4.1926, ADAP, Serie B, Bd. II, 1, S. 363–366, hier S. 363–364; vgl. Herbert, Geschichte Deutschlands, S. 216; Winkler, Weimar, S. 308.
- 90 Winkler, Weimar, S. 308–309, dort auch die Zitate; Gasteiger, Kuno von Westarp, S. 280–283; Höltje, Weimarer Republik, S. 121–124.

- 91 Vgl. Winkler, Weimar, S. 309–310.
- 92 Tagebuch Luise Solmitz, a. a. O., Band 25, 1.12.1925.
- 93 Grayson, Chamberlain, S. 65; Poidevin/Bariéty, Frankreich und Deutschland, S. 353.
- 94 Wintzer, Deutschland und der Völkerbund, S. 560.
- 95 Krüger, Außenpolitik, S. 313–315.
- 96 Schmidt, Statist, S. 116.
- 97 Kessler, Tagebuch, Band 9, S. 264–265 (3.10.1929).

5. 1926 – Josephine Baker und People of Color in Deutschland

- 1 Rassistisch diskriminierende Begriffe in den Quellen behalte ich der Authentizität des Zitats wegen bei, um den damaligen Diskurs kenntlich zu machen. Selbstverständlich darf heute mit solchen Begriffen nicht über People of Color gesprochen oder geschrieben werden.
- 2 Jelavich, Berlin Cabaret, S. 95–98. Nelson emigrierte 1933 nach Wien, musste jedoch auch dort weichen und siedelte nach Holland um, wo er in Amsterdam ein Exilcabarett betrieb. Während der deutschen Besetzung entging er der Deportation in einem Versteck und überlebte den Holocaust. Nelson starb 1960 in Berlin.
- 3 Berliner Tageblatt, 4.1.1926; zitiert nach Jelavich, Berlin Cabaret, S. 171.
- 4 Zitiert nach Hammond/O'Connor, Baker, S. 2.
- 5 Zum *Cakewalk* umfassend Kusser, Körper.
- 6 Baker/Bouillon, Lieben, S. 16–17; Horncastle, Baker, S. 19–23.
- 7 Baker/Bouillon, Lieben, S. 13.
- 8 Vgl. Rudwick, Race Riot; McLaughlin, Reconsidering the East St. Louis Race Riot of July 1917.
- 9 Zitiert nach Hammond/O'Connor, Baker, S. 2.
- 10 Vgl. Kusser, Körper, S. 12, Anm. 7; Baker/Bouillon, Lieben, S. 29–38; Horncastle, Baker, S. 28–35.
- 11 Josephine Baker, Mein Debüt, in: Das Theater. Illustrierte Monatszeitschrift für die Welt der Bühne 9 (1928), Heft 1, S. 14; Horncastle, Baker, S. 36–39.
- 12 Zitiert nach Jules-Rosette, Josephine Baker, S. 57.
- 13 Zitiert nach Hammond/O'Connor, Baker, S. 12.
- 14 Ebenda, S. 14–15.
- 15 Baker/Bouillon, Lieben, S. 60, 70. Hervorhebungen im Original.
- 16 Dalton/Gates, Josephine Baker und Paul Colin, S. 907.
- 17 Baker/Bouillon, Lieben, S. 63; Dalton/Gates, Josephine Baker und Paul Colin; Jules-Rosette, Josephine Baker, S. 130–133.
- 18 Zitiert nach Hammond/O'Connor, Baker, S. 19.
- 19 Ebenda, S. 35; Horncastle, Baker, S. 60–63.
- 20 Jules-Rosette, Josephine Baker, S. 138.
- 21 Jelavich, Berlin Cabaret, 96; Kusser, Körper, S. 309.
- 22 Kusser, Körper, S. 222–223; die «Dahomey-Amazonen» traten auch in etlichen anderen deutschen Städten wie Köln oder Düsseldorf auf (Bechhaus-Gerst, Afrika und

- Köln, S. 77; Thode-Arora, Afrika-Völkerschauen, S. 31, Pützstück, Afrika und Düsseldorf, S. 59).
- 23 Kusser, Körper, S. 230.
- 24 Zitiert nach ebenda, S. 226.
- 25 Ebenda, S. 234.
- 26 Kusser, Körper, S. 366–367; vgl. zur Duala-Petition Otremba, Stimmen der Auflehnung (dort Schreibweise: Mpundo Akwa); zum Fall des Gouverneurs Jesco von Puttkammer: Schneider, Berlin-Kamerun.
- 27 Diedrich, American Slaves; Heyden, Rote Adler; Paul, German Reception.
- 28 Zitiert nach van der Heyden, Afrikaner in der Reichs(kolonial)hauptstadt, S. 153.
- 29 Thode-Arora, Hagenbeck, S. 251; Pützstück, Afrika und Düsseldorf, S. 59; Lewerenz, Geteilte Welten.
- 30 Zeller, Leiche, S. 100 f.; Stoecker, Lehrer, Informanten, Studienobjekte.
- 31 Martin/Alonzo, Zwischen Charleston und Stechschritt, S. 41.
- 32 Oguntoye, Eine afro-deutsche Geschichte, S. 32.
- 33 Faksimile des Artikels in: Zeller, Nicht nur «weiß», S. 54.
- 34 Zitate nach ebenda, S. 56.
- 35 Rüger, Imperialismus; zu Mdachi bin Shafiru siehe Stoecker, Lehrer.
- 36 Bundesarchiv Berlin, Reichskolonialamt, R 1001, 7220, Bl. 224–229, 233. Die 32 Forderungen sind dokumentiert bei Rüger, Imperialismus. S. 1302–1306; vgl. Martin, Anfänge politischer Selbstorganisation.
- 37 Rüger, Imperialismus, S. 1300.
- 38 Woodrow Wilson, Address to a Joint Session of Congress, January 8, 1918, The Papers of Woodrow Wilson, Vol. 45, S. 534–539, Zitat S. 537.
- 39 Vgl. dazu wie im folgenden Förster, 1919, S. 114–117.
- 40 Martin, Liga gegen koloniale Unterdrückung; Aitken/Rosenhaft, Politik und Performance, S. 270–271; Bechhaus-Gerst, Menschen afrikanischer Herkunft in Berlin, S. 92–94.
- 41 Siehe Recherche für das Berliner Gedenktafelprogramm, URL: <https://www.gedenktafeln-in-berlin.de/nc/gedenktafeln/person/alph/D/person/3180/> [Letzter Zugriff 12.10.2021].
- 42 Alfred Polgar, Chocolate Kiddies, in: Die Weltbühne, Nr. 6, 9.2.1926, S. 224; Lotz, Schwarze Entertainer, S. 256; Jelavich, Berlin Cabaret, S. 170.
- 43 Lotz, Schwarze Entertainer, S. 257.
- 44 Zitiert nach Gumbrecht, 1926, S. 215.
- 45 Tanz auf dem Vulkan, S. 102–103; ein anschauliches zeitgenössisches Bild der Nacktrevuen zeichnet Hans Ostwald, Sittengeschichte der Inflation, S. 134–146.
- 46 Fritsch-Vivié, Mary Wigman, S. 62–64.
- 47 Soyka, Valeska Gert, S. 129–133.
- 48 Tanz auf dem Vulkan, S. 102–103; Jelavich, Berlin Cabaret, S. 179–183.
- 49 Zitiert nach Gumbrecht, 1926, S. 218.
- 50 Iwan Goll, Die Neger erobern Europa, in: Die literarische Welt, 15.1.1926, zitiert nach ebenda, S. 159.
- 51 Vgl. Nenno, Feminity.

- 52 Kessler, Tagebuch, Band 8, S. 731 (17.2.1926).
- 53 Ebenda, S. 727 (13.2.1926).
- 54 Ebenda, S. 728 (13.2.1926); Kesslers «Choreographisches Scherzo» ist unvertonnt geblieben und wurde nie aufgeführt (Blubacher, Die vielen Leben der Ruth Landshoff-York, S. 107–108); vgl. Horncastle, Baker, S. 68–74.
- 55 Kessler, Tagebuch, Band 8, S. 739 (24.2.1926).
- 56 Jelavich, Grottesque and Carnavalesque, S. 89. Ich verdanke Astrid Kusser diesen Literaturhinweis.
- 57 Kusser, Körper, S. 315.
- 58 Zitate nach Baker/Bouillon, Ich habe zwei Lieben, S. 75–77.
- 59 Les Mémoires de Joséphine Baker, S. 126.
- 60 Hammond/O'Connor, Baker, S. 40–41; Horncastle, Baker, S. 82–84.
- 61 F. W. Koebner/Otto Dely, Charleston. Ein neues Tanzbrevier, Berlin 1927, S. 2, 6.
- 62 Kusser, Körper, S. 437.
- 63 Kendall, Where She Danced, S. 98; Cheng, Skins; Hammond/O'Connor, Baker, S. 51–53; Horncastle, Baker, 107–110.
- 64 Hammond/O'Connor, Baker, S. 47; Jürgs, Charleston, S. 161; Horncastle, Baker, S. 93–97.
- 65 Faber/Voković, Karrieristin; Faber Illustrationen.
- 66 Hauswald, Das bleibende Bild, S. 231.
- 67 Nach dem «Anschluss» Österreichs wurde das Haus von Dora Kallmus und ihrer Schwester in Frohnleiten zwangsweise verkauft. Anna Kallmus wurde 1941 ins Ghetto Litzmannstadt deportiert und vermutlich 1942 in der Mordstätte Kulmhof getötet. Dora Kallmus verließ 1942 Paris und konnte im Departement Ardèche bis zur Befreiung untertauchen. Nach dem Krieg entstanden von ihr Fotoserien über Flüchtlingslager, später über Pariser Schlachthäuser. 1962 zog sie nach Frohnleiten in das rückerstattete Haus und starb dort im Oktober 1963 (Faber u. a., Machen Sie mich schön, Madame d'Ora, S. 326).
- 68 Jules-Rosette, Josephine Baker, S. 137–142.
- 69 Leßmann, Weiblichkeit, S. 142–143; Dorgerloh, Josephine Baker; Anselm, Emanzipation.
- 70 New York Times, 12.3.1928; Hammond/O'Connors, Baker, S. 80; Horncastle, Baker, S. 118–119.
- 71 Vossische Zeitung, 3.7.1928, Morgenausgabe, Eichstedt/Polster, Wie die Wilden, S. 71; Les Mémoires de Joséphine Baker, S. 102–111.
- 72 Hammond/O'Connor, Baker, S. 80. Vossische Zeitung, 4.1.1929, Abendausgabe.
- 73 Martin/Alonzo, Charleston, S. 283.
- 74 100 Jahre Theater des Westens, 109.
- 75 Berliner Tageblatt, 5.11.1928, Abendausgabe.
- 76 Vossische Zeitung, 5.11.1928, Abendausgabe.
- 77 Ebenda.
- 78 Alfred Polgar, Baker-Revue, in: Die Weltbühne 24 (1928), Heft 46, S. 745–746, hier S. 745.
- 79 Vossische Zeitung, 18.11.1928, Beilage «Zeitbilder».

- 80 Vgl. Osterloh, Ausschaltung, S. 158–202.
- 81 Kusser 2013, S. 431 (eine Werbekarte für das Lokal ist abgedruckt in: Nagl, Unheimliche Maschine, S. 659); Nenno, Feminity, S. 157.
- 82 Les Mémoires de Joséphine Baker, S. 127–128; Horncastle, Baker, S. 123–124.
- 83 Vossische Zeitung, 15.2.1929, Morgenausgabe; Münchner Telegraph, 14.2.1929; Les Mémoires de Joséphine Baker, S. 131–132.
- 84 Kusser, Körper, S. 420; Martin/Alonzo, Charleston, S. 366; Bechhaus-Gerst, Menschen afrikanischer Herkunft in Berlin, S. 92.
- 85 Lotz, Tänzer.
- 86 Bechhaus-Gerst, Menschen afrikanischer Herkunft in Berlin, S. 97.
- 87 Zitiert nach Martin/Alonzo, Charleston, S. 487.
- 88 Camp, Other Germans, S. 68–79; Pommerin, Sterilisierung, S. 44, 77–84.
- 89 Als Faksimile abgedruckt in: Martin/Alonzo, Zwischen Charleston und Stechschritt, S. 282.
- 90 Faksimile in: Bechhaus-Gerst, Menschen afrikanischer Herkunft in Berlin, S. 100.
- 91 Alonzo, Rassenhygiene im Klassenzimmer, S. 515–516; Arolsen Archives, URL: <https://arolsen-archives.org/>; vgl. auch den Bericht von Martha Stark, 1914 als Tochter einer weißen deutschen Mutter und eines afroamerikanischen Vaters in Nürnberg geboren: My 13 years under the Nazi Terror.
- 92 Bechhaus-Gerst, Alexander N'doki.
- 93 Alonzo/Martin, Zwischen Charleston und Stechschritt, S. 636–639; Bechhaus-Gerst, Menschen afrikanischer Herkunft in Berlin, S. 105–111.
- 94 Siehe die Sammlung von Dokumenten in: Alonzo/Martin, Zwischen Charleston und Stechschritt, S. 624–673.
- 95 Das Foto ist abgedruckt in: ebenda, S. 671.
- 96 Jules-Rosette, Josephine Baker, S. 213–242; Horncastle, Baker, S. 168–203, Zitat S. 167; siehe auch den Artikel von Nadia Pantel, «In euren Träumen», Süddeutsche Zeitung, 29./30.5.2021.

6. «Menschen am Sonntag» Arbeit, Freizeit, Politik um 1930

- 1 Crowe, Conversations with Billy Wilder, S. 196, Übersetzung nach Hanisch, Billy Wilder, S. 17.
- 2 Jacobsen, Salz; Jacobsen, Suche; Siodmak, Zwischen Berlin und Hollywood; Deutsches Historisches Museum (Hg.), Robert Siodmak.
- 3 Karasek, Billy Wilder, S. 31–79; Hanisch, Billy Wilder, S. 12–19.
- 4 Crowe, Conversations with Wilder, S. 195.
- 5 Billy Wilder, Wir vom Filmstudio 1929, in: Tempo, 23.7.1929, abgedruckt in: Wilder, Prinz, S. 69–71, hier S. 70.
- 6 Alpi, Robert Siodmak, S. 20–23; Siodmak, Wolfsmenschen, S. 127; Gerald Kroll, Berühmt für einen Sommer, in: Die Welt, 16.11.2000, URL: <https://www.welt.de/printwelt/article547469/Beruehmt-fuer-einen-Sommer.html> [Letzter Zugriff: 12.10.2021]. Die Originalfassung des Films ist verlorengegangen. Auf der Grundlage von Kopien

- in holländischen, belgischen und italienischen Filmarchiven konnte 1997/98 eine, allerdings kürzere, Fassung wieder restauriert werden (Stiftung Deutsche Kinemathek, Siodmak Bros., S. 5).
- 7 Herbert Ihering, Menschen am Sonntag, in: Berliner Börsen-Courier, 5.2.1930, zitiert nach: Stiftung Deutsche Kinemathek, Siodmak Bros., S. 6.
 - 8 Zitiert nach Jacobsen, Salz, S. 13.
 - 9 Vgl. Schüler-Springorum, Vom Wort zur Tat.
 - 10 Wehler, Gesellschaftsgeschichte, Bd. 4, S. 303.
 - 11 Wildt, Konsumgesellschaft, S. 24–26.
 - 12 Frevert, Weiblichkeit, S. 510.
 - 13 Suhr, Die weiblichen Angestellten, S. 3–4.
 - 14 Ebenda, S. 8–9, 21. Die gewerbliche Betriebszählung von 1925 weist aus, dass 93,6 Prozent der weiblichen Angestellten unverheiratet waren, vgl. Frevert, Weiblichkeit, S. 514–516.
 - 15 Suhr, Die weiblichen Angestellten, S. 25.
 - 16 Ebenda, S. 34–40; Frevert, Weiblichkeit, S. 513–516.
 - 17 Suhr, Die weiblichen Angestellten, S. 19–20.
 - 18 Vgl. aus der Fülle der Literatur zur «Neuen Frau»: Sykora u. a. (Hg.), Die Neue Frau; Kessemeier, Sportlich, sachlich, männlich; Lüdtke, Bubikopf.
 - 19 Keun, Gilgi, S. 5, 13. Keuns Bücher wurden nach 1933 beschlagnahmt und verboten, sie selbst emigrierte zunächst nach Belgien, dann in die Niederlande. Nach dem Krieg konnte sie nicht mehr an ihre vormaligen Erfolge anknüpfen und starb 1982 in Köln, vgl. Häntzschel, Irmgard Keun.
 - 20 Vgl. Lüdtke, Bubikopf, S. 104–109.
 - 21 Wellner, Industriearbeiterinnen, S. 535–537.
 - 22 Mein Arbeitstag – mein Wochenende, S. 36.
 - 23 Wellner, Industriearbeiterinnen, S. 543–547.
 - 24 Mein Arbeitstag – mein Wochenende, S. 130.
 - 25 Nachwort, in: Mein Arbeitstag – mein Wochenende, S. 226.
 - 26 Lüdtke, Erwerbsarbeit, S. IX–XI.
 - 27 Mein Arbeitstag – mein Wochenende, S. 24, 79.
 - 28 Ebenda, S. 14–15.
 - 29 Ebenda, S. 108.
 - 30 Ebenda, S. 114.
 - 31 Ebenda, S. 182–183.
 - 32 Ebenda, S. 21.
 - 33 Zitiert nach Bernd Poch, Volk, S. 181.
 - 34 Victor Klemperer, Tagebücher 1918–1959, Online-Edition, 10.1.1924; vgl. jetzt auch Klemperer, Licht und Schatten.
 - 35 Klemperer, Leben sammeln, S. 160 (5.11.1925).
 - 36 Victor Klemperer, Tagebücher 1918–1959, Online-Edition, 19.5.1927.
 - 37 Zitiert nach Poch, Volk, S. 185; vgl. Später, Kracauer, S. 141–153.
 - 38 Felix, Anfänge.
 - 39 Aping, Charlie Chaplin in Deutschland, S. 17–74.

- 40 Peter Panther [Kurt Tucholsky], Rundschau, Konfekt, Weltbühne Nr. 41, 13.10.1921.
- 41 Aping, Charlie Chaplin in Deutschland, S. 85. Im Berliner Tageblatt erschien jedoch ein längeres Interview mit Chaplin, das Ernst Riemann-Georgi mit ihm führte (Berliner Tageblatt, 27.9.1921, Morgenausgabe); zum «Adlon» in den zwanziger Jahren vgl. Knoch, Grandhotels, S. 323–367.
- 42 Aping, Charlie Chaplin in Deutschland, S. 104–115, 133, 211–214.
- 43 Maase, Grenzenloses Vergnügen, S. 108.
- 44 Brandt, Anfänge des Kinos.
- 45 Korte/Faulstich, Film zwischen 1895 und 1924, S. 34–37; Nowak, Umkämpfte Filme, S. 219–220.
- 46 Dümmling, Musik, S. 100.
- 47 Rother, Monumentalkino; Korte, Geschichte und Realität; Thiele, Die dunklen Seiten der Seele; Degenhardt, Kleinbürgerschicksale; Hickethier, Theatervirtuosinnen; Macho, Stars.
- 48 Maase, Grenzenloses Vergnügen, S. 109.
- 49 Jason, Handbuch der Filmwirtschaft III, S. 57; Saekel, US-Film, S. 23, 118–119, 153.
- 50 Saekel, US-Film, S. 24, 161–162.
- 51 Korte, Faulstich, Film zwischen 1925 und 1944, S. 11–31; Saekel, US-Film, S. 84–115.
- 52 Tagebuch Luise Solmitz, StAHH, 622–1/140_1, Band 27, 8.8.1929.
- 53 Dümmling, Musik, S. 100.
- 54 Tagebuch Luise Solmitz, a. a. O., 30.11.1929. Der Film «Atlantic», eine englische Produktion unter der Regie von Ewald André Dupont und mit Fritz Kortner, Elsa Wagner, Heinrich Schroth in den Hauptrollen hatte am 28.10.1929 in Berlin Premiere und war der wirtschaftlich erfolgreichste Spielfilm der Spielzeit 1929/30 (Klaus, Deutsche Tonfilme, Bd. 1, S. 24–25).
- 55 Tagebuch Luise Solmitz, a. a. O., 18.4.1930.
- 56 Ebenda, 9.5.1930.
- 57 Ebenda, 11.6., 2.9.1930.
- 58 Ebenda, 3.1.1931.
- 59 Kracauer, Der bejubelte Fridericus Rex (23.12.1930), in: Kleine Schriften zum Film. Band 6.2, S. 432–433.
- 60 Tagebuch Luise Solmitz, a. a. O., 17.3.1931.
- 61 Zitiert nach Später, Kracauer, S. 208.
- 62 Gersch, Chaplin in Berlin, S. 36.
- 63 Ebenda, S. 63–101.
- 64 Ebenda, S. 116.
- 65 «Chaplin Rummel», Der Stürmer, Nr. 12, März 1931, zitiert nach Aping, Liberty Shtunk, S. 135.
- 66 «Der widerliche Rummel um den Kriegshetzer Chaplin», Der Angriff, 11.3.1931, zitiert nach ebenda, S. 128–129.
- 67 «Münzenbergs danebengegangene Schnorrerei», Der Angriff, 17.3.1931, zitiert nach ebenda, S. 137; der Artikel der Roten Fahne ist im Faksimile abgedruckt bei: Gersch, Chaplin in Berlin, S. 151.
- 68 Zitiert nach Gersch, Chaplin in Berlin, S. 148.

- 69 Ebenda, S. 161.
- 70 Jason, Handbuch der Filmwirtschaft III, S. 69–70; Aping, Liberty Shtunk, S. 210–211.
- 71 Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich, hrsg. vom Statistischen Reichsamte, 51. Jg. 1932, S. 290–291.
- 72 Hesse u. a., Große Depression, S. 26–28.
- 73 Wehler, Gesellschaftsgeschichte, Bd. 4, S. 258; Hesse u. a., Große Depression, S. 59–65; Herbert, Geschichte Deutschlands, S. 284–285.
- 74 Falter, Hitlers Wähler, S. 83–86.
- 75 Zitiert nach Kershaw, Hitler, Bd. 1, S. 419.
- 76 Tagebuch Luise Solmitz, a. a. O., 9.8., 21.8., 1.9., 14.9.1930.
- 77 Zahlen nach Reichardt, Kampfbünde, S. 63.
- 78 Bessel, Political Violence, S. 76. Auch Schumann spricht von einem «ubiquitären Charakter der politischen Gewalt» seit 1930 (Schumann, Politische Gewalt, S. 317).
- 79 Klemperer, Leben sammeln, Bd. 2, S. 659 (15.9.1930).
- 80 Die folgenden Abschnitte stützen sich auf die Analyse von Jürgen W. Falter, Hitlers Wähler.
- 81 Ebenda, S. 407.
- 82 Ebenda, S. 184–192.
- 83 Ebenda, S. 232–234.
- 84 Ebenda, S. 223–225.
- 85 Zitiert nach Scholder, Kirchen, Bd. 1, S. 174.
- 86 Falter, Hitlers Wähler, S. 243–272.
- 87 Wehler, Gesellschaftsgeschichte, Bd. 4, S. 259.
- 88 Ebenda, S. 261–262; Winkler, Weimar, S. 408–421.
- 89 Wehler, Gesellschaftsgeschichte, Bd. 4, S. 260–261.
- 90 Ebenda, S. 319–320.
- 91 Knickerbocker, Deutschland, S. 1. Der amerikanischen Originalausgabe «German Crisis», die 1932 im Verlag Farrar & Rinehart in New York erschien, folgte rasch die deutsche Übersetzung 1932 im Rowohlt Verlag.
- 92 Knickerbocker, Deutschland, S. 13–14.
- 93 Lüttke, Hunger, S. 161.
- 94 Knickerbocker, Deutschland, S. 36–37, 62–63.
- 95 Büttner, Weimarer Republik, S. 455–456; Pyta, Hindenburg, S. 671–683.
- 96 Zitate nach Winkler, Weimar, S. 447.
- 97 Mehs, Tagebücher, Bd. 1, S. 190 (10.3.1932).
- 98 Tagebuch Luise Solmitz, a. a. O., Band 28, 13.1.1932.
- 99 Klemperer, Leben sammeln, S. 744 (14.3.1932).
- 100 Mehs, Tagebücher, Bd. 1, S. 198 (10.4.1932).
- 101 Büttner, Weimar, S. 456–457.
- 102 Bytwerk, Versammlungspraxis.
- 103 Zitiert nach Paul, Aufstand der Bilder, S. 134.
- 104 Longerich, Braune Bataillone, S. 72–77; Grill, Nazi Party's Rural Propaganda; Siemens, SA, S. 108–120.

- 105 Tagebücher von Joseph Goebbels, Teil I, Band 2/II, S. 230 (1.3.1932); vgl. Paul, *Aufstand der Bilder*, S. 149–157; Witamwas, *Geklebte NS-Propaganda*; Mergel, *Propaganda*.
- 106 Interview Lüdtkes mit H. T., 1985, zitiert nach Lüdtker, *Hunger*, S. 173.
- 107 Herbst, *Hitlers Charisma*; Behrenbeck, *Führer*.
- 108 Mergel, *Führer, Volksgemeinschaft und Maschine*; Wildt, *Führererwartung*; McElligott, *Rethinking the Weimar Republic*, S. 196–206; mit europäischem Blick: Föllmer, *Führung und Demokratie in Europa*.
- 109 Hitler, *Reden, Schriften, Anordnungen*. Band V/1, S. 156; vgl. Paul, *Aufstand der Bilder*, S. 100–101.
- 110 Ullrich, *Hitler*, Bd. 1, S. 337–338.
- 111 Tagebuch Luise Solmitz, a. a. O., 23.4.1932; vgl. Johe, *Hitler in Hamburg*, S. 87.
- 112 Schirmann, *Altonaer Blutsonntag*; Bienert u. a. (Hg.), *Preußen zwischen Demokratie und Diktatur*.
- 113 Mommsen, *Freiheit*, S. 462.
- 114 Klemperer, *Leben sammeln*, S. 758 (7.8.1932).
- 115 Kershaw, *Hitler*, Bd. 1, S. 466–469; Ullrich, *Hitler*, Bd. 1, S. 354–358.
- 116 Tagebücher von Joseph Goebbels, Teil I, Band 2/II, S. 341 (15.8.1932).
- 117 Wildt, *Volksgemeinschaft*, S. 94–96; Bessel, *Political Violence*, S. 87–89; Schumann, *Politische Gewalt*.
- 118 Bessel, *Potempa Murder*; Ullrich, *Hitler*, Bd. 1, S. 359–360.
- 119 Büttner, *Weimar*, S. 480–481.
- 120 Mehs, *Tagebücher*, Bd. 1, S. 226 (3.11.1932).
- 121 Ebenda Bd. 1, S. 227 (6.11.1932).
- 122 Tagebuch Luise Solmitz, a. a. O., 4.2., 1.6., 16.8.1932.
- 123 Ebenda, 23.8., 13.9., 8.10., 3.11., 9.11.1932.
- 124 Herbert, *Geschichte Deutschlands*, S. 296–299; Büttner, *Weimar*, S. 481–483.
- 125 Ciolek-Kümper, *Wahlkampf in Lippe*.
- 126 Fest, *Franz von Papen*, S. 211.
- 127 Kershaw, *Hitler*, Bd. 1, S. 512–523; Ullrich, *Hitler*, Bd. 1, S. 406–420.

7. Nationalsozialistische Machteroberung. Wittlich 1933

- 1 Klaus Mann, *Tagebücher 1931–1933*, S. 113.
- 2 Haffner, *Geschichte eines Deutschen*, S. 106.
- 3 Cohn, *Kein Recht, nirgends*, Bd. 1, S. 6 (30.1.1933).
- 4 *Jüdische Rundschau*, 31.1.1933, zitiert nach *Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden (VEJ)*, Bd. 1, S. 66; vgl. Schoeps, *Düstere Vorahnungen*, S. 95–98.
- 5 Tagebuch Luise Solmitz, StAHH, 622-1/140_1, Band 28, 30.1.1933, abgedruckt in: Bajohr/Meyer/Szodrzynski (Hg.), *Bedrohung*, S. 152–153, vgl. Meyer, *Motte*, S. 65–66.
- 6 *C. V.-Zeitung*, 2.2.1933 (Hervorhebung im Original); vgl. Barkai, *Wehr Dich!*
- 7 Herbert, *Geschichte Deutschlands*, S. 306–308; Thamer, *Verführung und Gewalt*, S. 232–233; Wirsching, *Das Jahr 1933*.
- 8 Siemens, SA, S. 177–184; Wirsching, «Man kann nur Boden germanisieren».

- 9 Mehs, Tagebücher, Bd. 1, S. 239 (1.2.1933). Ich danke sehr herzlich Franz-Josef Schmit für die Unterstützung bei den Recherchen in Wittlich. Er wird demnächst ein Buch über Wittlich im Nationalsozialismus veröffentlichen.
- 10 Petry, Geschichte, Bd. 1, S. 315.
- 11 Ebenda, Bd. 2, S. 356–385; Wein-Mehs, Juden, S. 338–340.
- 12 Petry, Wittlich unter dem Hakenkreuz, S. 8; Schaaf, Zeitenwende, S. 102; Franz-Josef Schmit korrigiert mit genauer Quellenrecherche die bisher in der Forschungsliteratur angegebenen Daten (siehe Anm. 9).
- 13 Mehs, Tagebücher, Bd. 1, S. 134 (2.4.1931).
- 14 Petry, Kleinstadt Wittlich, S. 240–241; Schmit, Joseph Felzen.
- 15 Petry, Wittlich unter dem Hakenkreuz, S. 27.
- 16 Schaaf, Zeitenwende, S. 106; Petry, Kleinstadt Wittlich, S. 246.
- 17 Petry, Wittlich unter dem Hakenkreuz, S. 32–33, 92–93.
- 18 Ebenda, S. 34; Mehs, Tagebücher, Bd. 1, S. 240 (2.2.1933).
- 19 Ministerbesprechungen vom 30. und 31.1.1933, Regierung Hitler, Teil I, Bd. 1, S. 2, 6; Grüttner, Brandstifter, S. 49.
- 20 Erlass über die Einberufung und Verwendung von Hilfspolizei, abgedruckt in: Ursachen und Folgen, 9. Band, S. 39–41; vgl. Schmidt, Transformation, S. 158–164.
- 21 Tagebücher von Joseph Goebbels, Teil I, Band 2/III, S. 137 (28.2.1933). Die Urheberchaft der Brandstiftung wird in der Geschichtswissenschaft nach wie vor kontrovers diskutiert, vgl. Giebler, Kontroverse; Hett, Reichstagsbrand.
- 22 Reichsgesetzblatt I, 1933, S. 83; dokumentiert und kommentiert in: Bayrische Staatsbibliothek, 100(o) Schlüsseldokumente zur deutschen Geschichte im 20. Jahrhundert: http://www.100odokumente.de/index.html?c=dokument_de&dokument=0101_rbv&l=de [Letzter Zugriff 12.10.2021].
- 23 Vgl. Raithel/Streng, Reichstagsbrandverordnung.
- 24 Wittlicher Tageblatt, 1.3.1933; vgl. Schmit, KPD, S. 341.
- 25 Hinweis von Franz-Josef Schmit.
- 26 Domarus, Hitler. Reden und Proklamationen, Bd. 1, S. 208.
- 27 Mehs, Tagebücher, Bd. 1, S. 241 (10.2.1933).
- 28 Ebenda, S. 245 (28.2.1933).
- 29 Mehs, Tagebücher, Bd. 1, S. 246 (4.3.1933).
- 30 Tagebücher von Joseph Goebbels, Teil I, Band 2/III, S. 143 (9.3.1933).
- 31 Mehs, Tagebücher, Bd. 1, S. 247 (5./6.3.1933).
- 32 Wittlicher Tageblatt, 6.3.1933.
- 33 Schmit, KPD, S. 323.
- 34 Petry, Wittlich unter dem Hakenkreuz, S. 38.
- 35 Wittlicher Tageblatt, 13.3.1933.
- 36 Schmit, KPD, S. 348–351.
- 37 Thamer, Verführung und Gewalt, S. 259–263; Grüttner, Brandstifter, S. 39–41.
- 38 Kopke/Treß (Hg.), Der Tag von Potsdam; zur Fotografie des Handschlags: Paul, Bilder einer Diktatur, S. 36–47; Dörner, Heimtücke.
- 39 Solmitz, Tagebuch, a. a. O., 21.3.1933, teilweise abgedruckt in: Bajohr/Meyer/Szodrzynski (Hg.), Bedrohung, S. 178.

- 40 Erlass des Reichspräsidenten über die vorläufige Regelung der Flaggenhissung, 12.3.1933, RGBl. I, 1933, S. 103; vgl. Führer, Hoist the Flag.
- 41 Mehs, Tagebücher, Bd. 1, S. 253 (21.3.1933).
- 42 Wittlicher Tageblatt, 22.3.1933.
- 43 Mehs, Tagebücher, Bd. 1, S. 244 (22.3.1933). Die Sache hatte noch ein bezeichnendes Nachspiel. Weil sich die jungen Nationalsozialisten unehrerbietig gegenüber Kage-neck, der sogar Generalsuniform trug, verhalten hatten, sollten sie Ende April vor dem Kriegerverein offiziell Abbitte leisten. Die Mitglieder des Kriegervereins kamen, nur die Nationalsozialisten fehlten und verweigerten die Entschuldigung mit einer faulen Ausrede (ebenda, S. 269).
- 44 Gesetz zur Behebung der Not von Volk und Reich, RGBl. I 1933, S. 141; vgl. Thamer, Verführung und Gewalt, S. 272–279.
- 45 Zitiert nach Scholder, Kirchen, Bd. 1, S. 307.
- 46 Mehs, Tagebücher, Bd. I, S. 256 (24.3.1933).
- 47 Wittlicher Tageblatt, 11.3.1933.
- 48 Ebenda, 29.3.1933; vgl. Wein-Mehs, Juden in Wittlich, S. 306.
- 49 Ahlheim, Deutsche, S. 241–263; Wildt, Volksgemeinschaft, S. 115–132.
- 50 Tagebuch Luise Solmitz, a. a. O., 29.3., 1.4.1933, abgedruckt in: Bajohr/Meyer/Szodrzynski (Hg.), Bedrohung, S. 185.
- 51 Mehs, Tagebücher, Bd. 1, S. 259 (29.3., 1.4.1933), Scheindl, Boykott, S. 257–258.
- 52 Angelika Schleindl, Jüdisches Leben in Wittlich. Ausstellungskatalog, Wittlich 1993; Maria Wein-Mehs, Juden in Wittlich 1808–1942, Wittlich 1996; 100 Jahre Synagoge Wittlich, hrsg. von Reinhard Bohlen und René Richtscheid, Trier 2010: kritisch reflektierend: Schmit, Integration der Juden.
- 53 Wein-Mehs, Juden in Wittlich, S. 300–301.
- 54 Mehs, Tagebücher, Bd. 1, S. 260 (1.4.1933).
- 55 Klemperer, Zeugnis, Bd. 1, S. 15 (30.3.1933).
- 56 Cohn, Kein Recht, nirgends, Bd. 1, S. S. 25 (2.4.1933).
- 57 Tagebuch Luise Solmitz, a. a. O., 12.4.1933, abgedruckt in: Bajohr/Meyer/Szodrzynski (Hg.), Bedrohung, S. 191.
- 58 Mehs, Tagebücher, S. 263 (10.4.1933).
- 59 Cohn, Kein Recht, nirgends, Bd. 1, S. 28 (9.4.1933).
- 60 Ebenda, S. 40 (5.5.1933).
- 61 Klemperer, Zeugnis, Bd. 1, S. 20, 22 (10.4., 12.4.1933). Longerich, Politik der Vernichtung, S. 41–45.
- 62 Wittlicher Tageblatt, 22.2.1933. Der Aufruf der Fuldaer Bischofskonferenz ist abgedruckt in: Gruber, Katholische Kirche, S. 22; vgl. Scholder, Kirchen, Bd. 1, S. 302–303.
- 63 Wittlicher Tageblatt, 12.6.1933. Die Erklärung der Fuldaer Bischofskonferenz vom 28.3.1933 ist abgedruckt in: Gruber, Katholische Kirche, S. 39–40; vgl. Scholder, Kirchen, Bd. 1, S. 319–321.
- 64 Mehs, Tagebücher, Bd. 1, S. 260 (2.4.1933).
- 65 Wein-Mehs, Juden in Wittlich, S. 313–360; Schröder, Schicksal; 100 Jahre Synagoge Wittlich, S. 62–69. Die Wittlicher Synagoge wurde in den 1970er Jahren von der

- Stadt auf Betreiben einer Bürgerinitiative renoviert und ist heute ein Kulturzentrum mit einer Dauerausstellung zum jüdischen Leben in Wittlich.
- 66 Mehs, Tagebücher, Bd. 1, S. 258 (30.3.1933); Petry, Wittlich unter dem Hakenkreuz, S. 39–42. Wie im Reich werden auch an der Mosel in etlichen Gemeinden Hitler auf Antrag der jeweiligen NSDAP die Ehrenbürgerrechte verliehen (Schaaf, Zeitenwende, S. 120).
- 67 Mehs, Tagebücher, Bd. 1, S. 262 (7.4.1933).
- 68 Wittlicher Tageblatt, 31.3.1933.
- 69 Mehs, Tagebücher, Bd. 1, S. 265 (20.4.1933); Petry, Wittlich unter dem Hakenkreuz, S. 48.
- 70 Wittlicher Tageblatt, 22.4.1933; Mehs, Tagebücher, Bd. 1, S. 268 (26.4.1933).
- 71 Steuer, «Ein Drittes Reich, wie ich es auffasse», S. 144–160.
- 72 Mehs, Tagebücher, Bd. 1, S. 270 (30.4.1933).
- 73 Zur Inszenierung des 1. Mai 1933 siehe Heuel, Stand, S. 42–187; Marszolek, Proletarier; zum Thema Arbeit im NS: Lüdtke, «Ehre der Arbeit»; Buggeln/Wildt (Hg.), Arbeit im Nationalsozialismus; Därmann, Dienstgemeinschaft und «Arbeitsstaat»; Lelle, Arbeit, Dienst, Menschenführung.
- 74 Mehs, Tagebücher, S. 272–273 (1.5.1933).
- 75 Ebenda, S. 272–273 (1.5.1933).
- 76 Cohn, Kein Recht, nirgends, Bd. 1, S. 37–38 (1.5.1933).
- 77 Tagebuch Luise Solmitz, a. a. O., 1.4.1933, teilweise abgedruckt in: Bajohr/Meyer/Szodrzyński (Hg.), Bedrohung, S. 199.
- 78 Mehs, Tagebücher, Bd. 1, S. 273–274 (1.5.1933).
- 79 Schneider, Unterm Hakenkreuz, S. 101–105; Cohn, Kein Recht, nirgends, Bd. 1, S. 38 (3.5.1933).
- 80 Thamer, Verführung und Gewalt, S. 303; Schoeps, Düstere Vorahnungen, S. 252–259.
- 81 Zitiert nach Thamer, Verführung und Gewalt, S. 26; Schoeps/Treß, Verfemt und verboten. Das Zitat von Heinrich Heine stammt aus seiner Tragödie «Almanzor».
- 82 Confino, World without Jews, S. 27–55.
- 83 Grüttner, Brandstifter, S. 35–38.
- 84 Eckart, Medizin in der NS-Diktatur, S. 116–133; Bock, Nationalsozialistische Sterilisationspolitik.
- 85 Friedländer, Jahre der Verfolgung, S. 49–52.
- 86 Weigel, «Märzgefallene»; Falter, Hitlers Parteigenossen, S. 74–76.
- 87 Haffner, Von Bismarck zu Hitler, S. 219.
- 88 Mehs, Tagebücher, Bd. 1, S. 278, 282 (9.5., 12.5., 18.5.1933).
- 89 Solmitz, Tagebuch, a. a. O., 17.5.1933, abgedruckt in: Bajohr/Meyer/Szodrzyński (Hg.), Bedrohung, S. 205.
- 90 Solmitz, Tagebuch, a. a. O., 20.5.1933, abgedruckt in: ebenda, S. 206.
- 91 Solmitz, Tagebuch, a. a. O., 20.5., 21.5.1933, abgedruckt in: ebenda, S. 207; vgl. auch Süß, Gesellschaft, S. 19–20.
- 92 Solmitz, Tagebuch, a. a. O., 10.6., 5.9., 9.7.1933, teilweise abgedruckt in: Bajohr/Meyer/Szodrzyński (Hg.), Bedrohung, S. 225, 237.

- 93 Solmitz, Tagebuch, a. a. O., Band 29, 18.10.1933, abgedruckt in: ebenda, S. 250.
- 94 Klemperer, Zeugnis, Bd. 1, S. 52 (28.8.1933).
- 95 Ebenda, S. 39 (9.7.1933).
- 96 Ebenda, S. 75 (31.12.1933).
- 97 Ebenda, S. 37 (30.6.1933).
- 98 Wittlicher Tageblatt, 26.5.1933; Petry, Wittlich unter dem Hakenkreuz, S. 54 f.
- 99 Mehs, Tagebücher, Bd. 1, S. 289 (15.6.1933).
- 100 Wittlicher Tageblatt, 10.7.1933; vgl. Petry, Wittlich unter dem Hakenkreuz, S. 72.
- 101 Mehs, Tagebücher, Bd. 1, S. 287 (10.6.1933).
- 102 Wittlicher Tageblatt, 25.3., 11.4.1933; Petry, Wittlich unter dem Hakenkreuz, S. 47; Schaaf, Zeitenwende, S. 115.
- 103 Wittlicher Tageblatt, 16.8.1933. Den Hinweis auf diesen Artikel verdanke ich Herrn Willi Waxweiler, Wittlich; zur Öffentlichkeit von Konzentrationslagern siehe Moore, German Popular Opinion.
- 104 Mehs, Tagebücher, Bd. 1, S. 351 (18.10.1933).
- 105 Ebenda, S. 296–297 (21.6., 23.6.1933); Petry, Wittlich unter dem Hakenkreuz, S. 73.
- 106 Schwend, Bayrische Volkspartei, S. 504–509; Morsey, Zentrumsparterie, S. 398–404.
- 107 Mehs, Tagebücher, Bd. 1, S. 301 (30.6.1933).
- 108 Vgl. Scholder, Kirchen, S. 306–317; Morsey, Untergang, S. 115–151; Wolf, Reichskonkordat für Ermächtigungsgesetz.
- 109 Mehs, Tagebücher, Bd. 1, S. 301 (30.6.1933).
- 110 Ebenda, S. 306 (14.7.1933).
- 111 Ebenda, S. 315–316 (27.7.1933).
- 112 Ebenda, S. 332 (8., 9.9.1933).
- 113 Ebenda, S. 320 (14.8.1933).
- 114 Ebenda, S. 331 (6.9.1933); zur «deutschen Gruß» siehe Allert, Der deutsche Gruß; Matthäus, Antisemitic Symbolism; sowie die aufschlussreiche Studie zu Hildesheim: Bergerson, Nationalsozialismus in alltäglichen Interaktionen, S. 246–302.
- 115 Mehs, Tagebücher, Bd. 1, S. 330 (4.9.1933).
- 116 Ebenda, S. 360 (10.11.1933).
- 117 Ebenda, S. 382 (7.12.1933); Blaschke, Kirchen; Gailus, 1933 als protestantisches Erlebnis.
- 118 Thamer, Verführung und Gewalt, S. 310–316; Jung, Wahlen und Abstimmungen; S. 70–78; Jung, Plebiszit und Diktatur; Debus, Parlamentswahl in der Diktatur.
- 119 Wittlicher Tageblatt, 23.11.1933.
- 120 Wittlicher Tageblatt, 6.11.1933.
- 121 Mehs, Tagebücher, Bd. 1, S. 359 (9.11.1933).
- 122 Wittlich, Wittlicher Tageblatt, 4.11.1933.
- 123 Mehs, Tagebücher, Bd. 1, S. 360 (10.11.1933).
- 124 Wittlicher Tageblatt, 10.11.1933.
- 125 Zitiert nach Mehs, Tagebücher, Bd. 1, S. 362–363 (12.11.1933).
- 126 Ebenda, S. 363 (12.11.1933).
- 127 Wittlicher Tageblatt, 13.11.1933. Bei der Abstimmung über den Austritt hatte es 4144 abgegebene Stimmzettel und 60 ungültige Stimmen gegeben.

- 128 Mehs, Tagebücher, Bd. 1, S. 364 (13.11.1933).
 129 Rauh-Kühne, Katholisches Sozialmilieu, S. 221.
 130 Mehs, Tagebücher, Bd. 1, S. 383 (16.12.1933).
 131 Ebenda, S. 344 (6.10.1933).
 132 Steuer, «Ein Drittes Reich, wie ich es auffasse», S. 90–104.
 133 Föllmer, Was Nazism Collectivistic?
 134 Wirsching, Die deutsche «Mehrheitsgesellschaft», S. 15.
 135 Vgl. Schumann, Gewalt als Methode; als regionales Beispiel: Hördler (Hg.), SA-Terror als Herrschaftssicherung.
 136 Siehe das Kapitel «Konzentrationslager und Medienberichte» in: Gellately, Hingeschaut und weggesehen, S. 77–101.
 137 Zitiert nach Wildt, Generation des Unbedingten, S. 156.
 138 Bajohr, Ämter. Pfründe, Korruption.

8. 1936 – Äthiopien, Spanien: Der Weltkrieg rückt näher

- 1 Dussel, Bilder als Botschaft, S. 70–80; Scharnberg, «Judenfrage» im Bild, S. 41–56.
 2 Berliner Illustrierte Zeitung, Nr. 1, 2.1.1936. Als Quelle der Aufnahme wird «Associated Press» genannt, in deren online zugänglichem Historischen Archiv das Foto allerdings nicht nachgewiesen wird. Der Negus ist der Titel für einen königlichen Herrscher.
 3 Woller, Geschichte Italiens, S. 142–152, hier S. 150; Mattioli, Experimentierfeld der Gewalt, S. 99.
 4 Mattioli, Experimentierfeld der Gewalt, S. 25–27, 31–34.
 5 Pergher, Mussolini's Nation-Empire, S. 37–54; übergreifend: Alonso/Kramer/Rodrigo (Hg.), Fascist Warfare, 1922–1945.
 6 Mattioli, Experimentierfeld der Gewalt, S. 43, 48–49; zur Royal Air Force siehe Omissi, Air power.
 7 Pergher, Mussolini's Nation-Empire, S. 3, 51, 76–83.
 8 Del Boca, Yperit-Regen, S. 51.
 9 Zitiert nach Kershaw, Höllensturz, S. 359.
 10 Baudendistel, Das Rote Kreuz unter Feuer; Del Boca, Yperit-Regen, S. 52–53; Mattioli, Entgrenzte Kriegsgewalt, S. 329; Zitat nach Mattioli, Experimentierfeld der Gewalt, S. 105.
 11 Del Boca, Yperit-Regen, S. 52; Mattioli, Experimentierfeld der Gewalt, S. 46–47.
 12 Berliner Illustrierte Zeitung, Nr. 5, 30.1.1936.
 13 Mattioli, Experimentierfeld der Gewalt, S. 92.
 14 Berliner Illustrierte Zeitung, Nr. 6, 6.2.1936; siehe auch das durchaus von Sympathie für die Äthiopier bestimmte, 1936 im Ullstein-Verlag erschienene Buch von Friedrich Strindberg, Abessinien im Sturm. Kleines Tagebuch aus dem ostafrikanischen Krieg, Berlin 1936. Strindberg, der zusammen mit seiner Ehefrau Utje nach dem Krieg mit dem Titel «Gerechte unter den Völkern» von der israelischen Gedenkstätte Yad Vashem geehrt wurde, weil sie in ihrem Haus in Berlin 1942/43 den unter-

- getauchten Herbert Strauss versteckten, emigrierte 1943 nach Schweden und kehrte 1949 in die Bundesrepublik zurück, wo er wieder als Journalist tätig war. Herbert Strauss überlebte die Verfolgung und wurde später Gründungsdirektor des Zentrums für Antisemitismusforschung in Berlin.
- 15 Goeschel, Mussolini and Hitler, S. 64.
- 16 Morsch, Arbeit und Brot, S. 344-345.
- 17 NS-Presseanweisungen, Band 4/I, S. 49 (16.1.1936).
- 18 Tagebuch Luise Solmitz, StAHH, 622-I/i40_I, Band 29, 19.8.1935.
- 19 Mattioli, Versagen, S. 111; Asserate, Kaiser, S. 167-168.
- 20 Berliner Illustrierte Zeitung, Nr. 22, 28.5.1936.
- 21 Mattioli, Versagen, S. 112-114, Zitat: S. 113; Asserate, Kaiser, S. 171-173.
- 22 Funke, Sanktionen, S. 36-46; Petersen, Hitler-Mussolini, S. 386-391.
- 23 Falanga, Mussolinis Vorposten, S. 62-64; Petersen, Deutschland und Italien im Sommer 1935; Woller, Geschichte Italiens, S. 138-140.
- 24 Petersen, Hitler-Mussolini, S. 467-468.
- 25 Longerich, Himmler, S. 408-409; Bernhard, Konzentrierte Gegnerbekämpfung im Achsenbündnis.
- 26 Schieder, Mythos Mussolini, S. 174-180; zur Attraktion des italienischen Faschismus in Europa siehe auch Jarausch, Aus der Asche, S. 217-251.
- 27 Funke, Sanktionen, S. 72-81; Petersen, Hitler-Mussolini, S. 454.
- 28 Jacobsen, Aussenpolitik, S. 417-418; Petersen, Hitler-Mussolini, S. 471-474; vgl. insgesamt Wolz, Rheinlandkrise.
- 29 Schmidt, Statist, S. 320, vgl. Kershaw, Hitler, Bd. 1, S. 740-741.
- 30 Thamer, Verführung und Gewalt, S. 536; Schmidt, Aussenpolitik, S. 201.
- 31 Herbert, Geschichte Deutschlands, S. 354.
- 32 Domarus, Bd. I, 2, S. 606; vgl. Thamer, Verführung und Gewalt, S. 540.
- 33 Tagebuch Luise Solmitz, a. a. O., Band 30, 7.3.1936; vgl. Kershaw, Hitler, Bd. 1, S. 737-739.
- 34 Deutschland-Berichte der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (Sopade), 1936, S. 460; vgl. Grüttner, Brandstifter, S. 196; Schneider, Unterm Hakenkreuz, s. 729-732.
- 35 Morsch, Arbeit und Brot, S. 289-291.
- 36 Zitiert nach ebenda, S. 330.
- 37 Jacobsen, Aussenpolitik, S. 419.
- 38 Bericht über die Lage in Deutschland, Januar/Februar 1936, abgedruckt in: Stöver, Berichte über die Lage in Deutschland, S. 654; vgl. Stöver, Volksgemeinschaft, S. 182.
- 39 Deutschland-Berichte der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (Sopade), 1936, S. 315.
- 40 Ebenda, S. 310.
- 41 Ebenda, S. 308; vgl. Kershaw, Hitler-Mythos, S. 114-115.
- 42 Thamer, Verführung und Gewalt, S. 539-540.
- 43 Berliner Illustrierte Zeitung, 12., 19. und 26.3.1936; zu den Abbildungen von Hitler in der BIZ siehe Dussel, Bilder als Botschaft, S. 333-345.
- 44 Mehs, Tagebücher, Bd. 2, S. 28 (29.3.1936).

- 45 Cohn, Kein Recht, nirgends, Bd. 1, S. 316 (29.3.1936).
- 46 Tagebuch Luise Solmitz, a a. O., 9.3., 29.3.1936.
- 47 RGBI I, 1935, S. 1146, vgl. Essner, Nürnberger Gesetze; Brechtken u. a. (Hg.), Nürnberger Gesetze.
- 48 Siehe oben S. 214.
- 49 Tagebuch Luise Solmitz, a. a. O., 15.9.1935.
- 50 Ebenda, 13.10.1935.
- 51 1. Verordnung zum Reichsbürgergesetz, 14.11.1935, abgedruckt in: VEJ, Bd. 1, S. 521–523; Tagebuch Luise Solmitz, a. a. O., 15.11.1935.
- 52 Longerich, Politik der Vernichtung, S. 116.
- 53 Tagebuch Luise Solmitz, a. a. O., 8.12.1935.
- 54 Klemperer, Zeugnis, Bd. 1, S. 230–232 (19.11., 2.12., 31.12.1936).
- 55 Ebenda, S. 233 (31.12.1935).
- 56 Ebenda.
- 57 Ebenda, S. 257 (24.4.1936).
- 58 Ebenda, S. 261 (10.5.1936).
- 59 Ebenda, S. 254 (31.3.1936).
- 60 Ebenda, S. 442 (6.12.1938).
- 61 Rürup (Hg.), 1936, S. 15; Zitat: S. 7.
- 62 Ausführlich zur Boykottbewegung: Large, Nazi Games, S. 69–109.
- 63 Fuhrer, Hitlers Spiele, S. 23–40.
- 64 Vgl. Braun, Helene Mayer; Frietsch, Hitlers Angst.
- 65 Fuhrer, Hitlers Spiele, S. 83–90; Rürup (Hg.), 1936, S. 79–80, 106–108; Reichel, Der schöne Schein, S. 339–350.
- 66 Wolfe, Es führt kein Weg zurück, S. 525–526; Dodd, Eine Party für Tom.
- 67 Pientka, Zwangslager, S. 39–41; Rürup (Hg.), 1936, S. 133; Kaienburg, Sachsenhausen, S. 21, 28; Large, Nazi Games, S. 220–226.
- 68 Hoffmann, Mythos Olympia; Large, Nazi Games, S. 295–315; Fuhrer, Hitlers Spiele, S. 101–104, 119; Rürup (Hg.), 1936, S. 153, 161, 165.
- 69 Fuhrer, Hitlers, Spiele, S. 135–139.
- 70 Shirer, Berliner Tagebuch, S. 60.
- 71 Klemperer, Zeugnis, Bd. 1, S. 292–293 (13.8.1936).
- 72 Cohn, Kein Recht, nirgends, Bd. 1, S. 340 (27.7.1936); Berliner Illustrierte Zeitung, Nr. 31, 30.7.1936, Nr. 32, 6.8.1936. Die Fotos stammten von den Agenturen Presse-Photo GmbH, Reisner und Associated Press. Die Frankfurter Zeitung versuchte zunächst noch, eine differenzierte, unparteiische Berichterstattung durchzuhalten (Peter, Spanienbild, S. 85–101); zu den Bildreportagen der BIZ in der NS-Zeit siehe Dussel, Bilder als Botschaft, S. 176–180.
- 73 Seegers, Hör zu!, S. 181–182.
- 74 Bernecker, Krieg in Spanien, S. 5–24.
- 75 Whealey, Hitler and Spain, S. 5–14; Schmidt, Außenpolitik, S. 205–206; Abendroth, Hitler in der spanischen Arena, S. 15–41.
- 76 Bernecker, Spanien, S. 55.
- 77 Kershaw, Höllensturz, S. 422–423; Whealey, Hitler and Spain, S. 14–25.

- 78 Maier, Guernica; Reichardt, National Socialist Assessments; zur Legion Condor: Schüler-Springorum, Krieg und Fliegen; zu Picassos Gemälde: Hensbergen, Guernica.
- 79 Bernecker, Spanien, S. 58–61; Abendroth, Hitler in der spanischen Arena, S. 121–136.
- 80 Cohn, Kein Recht, nirgends, Bd. 1, S. 343 (7.8.1936).
- 81 Whealey, Hitler and Spain, S. 4; Sopade-Berichte, 1936, S. 472, 675–677, 968–971.
- 82 Peter, Spanienbild, S. 97; Longerich, Goebbels, S. 322; Deutschland-Berichte der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (Sopade), 1936, S. 1103–1107, 1256–1258.
- 83 Tagebuch Luise Solmitz, a. a. O., 23.8.1936.
- 84 Mehs, Tagebücher, Bd. 2, S. 56 (22.8.1936).
- 85 Die Sopade-Berichte geben eine Gesamtauflage dieser Broschüre von 1,2 Millionen Exemplare an (Sopade-Berichte, 1936, S. 972, 1107); im Bestand der Staats- und Universitätsbibliothek Berlin existiert ein Exemplar der 22. Auflage mit angegebenen 2,2 Millionen Exemplaren.
- 86 Kivelitz, Propagandaausstellung, S. 214–222; Sopade-Berichte, 1936, S. 1108, 1257.
- 87 Völkischer Beobachter, 10.9.1936.
- 88 Ebenda.
- 89 Völkischer Beobachter, 11.9.1936; vgl. Longerich, Goebbels, S. 322; Reuth, Goebbels, S. 380–381.
- 90 Mehs, Tagebücher, Bd. 2, S. 67 (30.9.1936).
- 91 Reuth, Goebbels, S. 381–382.
- 92 Berliner Illustrierte Zeitung, Nr. 38, 17.9.1936; Nr. 40, 1.10.1936.
- 93 Tooze, Ökonomie der Zerstörung, S. 247, 252–253; Petzina, Autarkiepolitik, S. 46; Herbst, Das nationalsozialistische Deutschland, S. 160–177.
- 94 Tooze, Ökonomie der Zerstörung, S. 248–251.
- 95 Hitlers Denkschrift zum Vierjahresplan 1936, S. 202–210.
- 96 Ebenda, S. 210.
- 97 Ebenda.
- 98 Longerich, Politik der Vernichtung, S. 119, 124–125.
- 99 Herbert, Best, S. 170–177.
- 100 Himmler, Aufgaben und Aufbau der Polizei, S. 128; vgl. Wilhelm, Polizei im NS-Staat, S. 73.
- 101 Protokoll der Staatssekretärsbesprechung im Reichsinnenministerium vom 29.9.1936, abgedruckt in: Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden (VEJ), Bd. 1, S. 602–608; vgl. Friedländer, Das Dritte Reich und die Juden, Bd. 1, S. 245–246; Longerich, Politik der Vernichtung, S. 119–120.
- 102 Klemperer, Zeugnis, Bd. 1, S. 305–306 (27.9.1936).
- 103 Ebenda, S. 311 (9.10.1936).
- 104 Ebenda, S. 319 (18.10.1936).
- 105 Tagebuch Luise Solmitz, a. a. O., 17.9.1936.
- 106 Ebenda, 1.12.1936.
- 107 Falanga, Mussolinis Vorposten, S. 79–81; Hedinger, Achse, S. 183–222.
- 108 Woller, Geschichte Italiens, S. 95–104; Schieder, Strukturwandel; Liebscher, Freude und Arbeit; Kershaw, Höllensturz, S. 380–391.

- 109 Woller, Geschichte Italiens, S. 153–161; Livingston, Fascists and the Jews of Italy.
- 110 Barth, Europa, S. 238–242.
- 111 Ebenda, S. 225–249; Mazower, Kontinent, S. 38–58; Lee, European Dictatorships.
- 112 Vgl. zum Hamburger Aufenthalt Becketts: Knowlson, Beckett, S. 299–313.
- 113 Quadflieg, Beckett, S. 22. Becketts Tagebuch seiner Deutschlandreise ist von den Erben noch nicht vollständig zur Edition freigegeben, sondern wurde bislang nur in Auszügen publiziert.
- 114 Beckett an McGreevy, 9.10.1936, in: Beckett, Briefe, S. 450.
- 115 Quadflieg, Beckett, S. 26–29.
- 116 Ebenda, S. 43. SS-Obergruppenführer Werner Lorenz, zu dieser Zeit Führer des SS-Oberabschnitts Nord, avancierte später zum Leiter der Volksdeutschen Mittelstelle. Lorenz wurde 1948 zu 20 Jahren Haft verurteilt, allerdings 1955 vorzeitig entlassen. Er starb 1974 in Hamburg.
- 117 Quadflieg, Beckett, S. 60.
- 118 Ebenda, S. 74.
- 119 Beckett an Manning Howe, 14.11.1936, in: Beckett, Briefe, S. 459.
- 120 Rosa Schapire starb 1954 in London und vermachte ihre gesammelten Kunstwerke verschiedenen deutschen Museen sowie dem Tel Aviv Museum. Erst 2009 fand eine Gesamtausstellung zu Rosa Schapire im Hamburger Museum für Kunst und Gewerbe statt; vgl. Dogramaci/Sandner, Rosa und Anna Schapire.
- 121 Quadflieg, Beckett, S. 153.
- 122 Vgl. Bruhns/Rosenkranz, Gretchen Wohlwill.
- 123 Quadflieg, Beckett, S. 99.
- 124 Beckett an McGreevy, 28.11.1936, in: Beckett, Briefe, S. 463.
- 125 Beckett an McGreevy, 22.12.1936, in: ebenda, S. 476.
- 126 Beckett an Manning Howe, 18.1.1937, in: ebenda, S. 493; vgl. Tophoven, Becketts Berlin, S. 106–108; Knowlson, Beckett, S. 314–322.
- 127 Beckett an Albrecht, 30.3.1937, in: Beckett, Briefe S. 543–544. Günter Albrecht wurde 1937 zum Reichsarbeitsdienst eingezogen und fiel als Soldat in den ersten Wochen des Krieges gegen die Sowjetunion im Juli 1941.
- 128 Beckett an McGreevy, 25.3.1937, in: ebenda, S. 536.
- 129 Beckett an Albrecht, 30.3.1937, in: ebenda, S. 546; vgl. Knowlson, Beckett, S. 330–336.
- 130 Beckett an Maning Howe, 13.12.1936, in: Beckett, Briefe, S. 472.
- 131 Beckett an Ussher, 26.3.1937, in: ebenda, S. 540.

9. Schicksalsjahr 1938

- 1 Besprechung in der Reichskanzlei am 5.11.1937 (Hoßbach-Protokoll), in: Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher, Bd. 25, S. 403–413; vgl. Smith, Überlieferung der Hoßbach-Niederschrift.
- 2 Besprechung in der Reichskanzlei am 5.11.1937, S. 410.
- 3 Schausperger, Österreich, S. 744–748; Beer, Von Ambivalenz zur Ohnmacht; Martens, Hermann Göring, S. 128–132; Tooze, Ökonomie der Zerstörung, S. 290–292.

- Text des Abkommens: Akten zur deutschen auswärtigen Politik (ADAP), Serie D, Bd. 1, S. 231-233.
- 4 Spitzzy, Reich, S. 225; Kershaw, Hitler, Bd. 2, S. 116-117.
- 5 Schuschnigg, Requiem S. 45.
- 6 Ebenda, S. 48-49.
- 7 Ebenda, S. 51-52.
- 8 Schmidt, Aussenpolitik, S. 251-252.
- 9 Domarus, Hitler. Reden und Proklamationen, Bd. I/2, S. 801.
- 10 Keppler, Protokoll über seine Reise nach Wien vom 3.-6.3.1938, ADAP, Serie D, Bd. 1, S. 458-459-
- 11 Kershaw, Hitler, Bd. 2, S. 121 f.; Berger Waldenegg, Hitler, Göring, Mussolini und der «Anschluss».
- 12 Kershaw, Hitler, Bd. 2, S. 126-139; Martens, Hermann Göring, S-126-128.
- 13 Domarus, Hitler. Reden und Proklamationen, Bd. 2, S. 824.
- 14 Tagebuch Luise Solmitz, StAHH, 622-1/14O_1, Band 31, 11.3.1938.
- 15 Klemperer, Zeugnis, Bd. 1, S. 399 (20.3.1938).
Safrian/Witek (Hg.), Und keiner war dabei, S. 17-38; Rosenkranz, Verfolgung und Selbstbehauptung, S. 31-47; zu den Fotografien der Pogrome: Paul, Bilder einer Diktatur, S. 152-161.
- 16 Zuckmayer, Als wär's ein Stück von mir, S. 71; vgl. auch die Zeugnisse von David Schapira und Karl Sass, in: Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden (VEJ), Bd. 2, S. 113-123.
- 17 Kieffer, Judenverfolgung in Deutschland, S. 158; Heim, Auswirkungen.
- 18 Reichmann, Deutscher Bürger, S. 60.
- 19 Anderl, Zentralstellen für jüdische Auswanderung; Weigl, Zahlen – Daten – Fakten, S. 137; Alt, Sigmund Freud, S. 849.
- 20 Heim, Einleitung, VEJ, Bd. 2, S. 13-14.
- 21 Blumenthal, Die unsichtbare Mauer, S. 433. Ich danke Susanne Heim den Hinweis auf dieses Buch.
- 22 Adam, Judenpolitik, S. 174; Tooze, Ökonomie der Zerstörung, S. 295-306; Kuller, Bürokratie und Verbrechen, S. 170-174, 343-347.
- 23 RGBl. 1938 I, S. 414, abgedruckt in: VEJ, Bd. 2, S. 139-140.
Tagebuch Luise Solmitz, a. a. O., 27.4.1948, auch abgedruckt in: VEJ, Bd. 2, S. 141-142.
- 24 Barkai, Vom Boykott zur «Entjudung», S. 123, 142; Bajohr, «Arisierung» in Hamburg, S. 133-135; Kreutzmüller/Loose/Nietzel, Nazi Persecution and Strategies for Survival.
- 25 Kreutzmüller, Ausverkauf, S. 244-250.
- 26 Tagebücher von Joseph Goebbels, Teil I, Band 5, S. 269-270 (23.4.1938); vgl. Longe-
rich, Goebbels, S. 378-380.
- 27 Die Denkschrift ist abgedruckt bei Gruner, «Lesen brauchen sie nicht zu können...».
- 28 Tagebücher von Joseph Goebbels, Teil I, Band 5, S. 331, 333 (3.6., 4.6.1938);
vgl. Kreutzmüller, Ausverkauf, S. 156-157.
- 29 Tagebücher von Joseph Goebbels, Teil I, Bd. 5, S. 340 (11.6.1938).

- 32 Die Fotos sind abgebildet bei Kreutzmüller, Ausverkauf, S. 157, 159.
- 33 Der Artikel ist abgedruckt in: Faludi, Juni-Aktion, S. 229–230.
- 34 SD-OA Ost an SD-Hauptamt, 24.6.1938, Sonderarchiv Moskau, 500/1/645, zitiert nach ebenda, S. 284.
- 35 Der Artikel ist abgedruckt in: ebenda, S. 248–250; vgl. Kreutzmüller, Ausverkauf, S. 163.
- 36 Zitiert nach VEJ, Bd. 2, S. 179.
- 37 Werner Best, Die Geheime Staatspolizei, in: Zeitschrift für Deutsches Recht, Jg. 1936, zitiert nach Herbert, Best. S. 181.
- 38 Abgedruckt in: Ayaß, «Gemeinschaftsfremde», S. 94–98; vgl. dazu ausführlich Wagner, Volksgemeinschaft ohne Verbrecher, S. 258–271.
- 39 Ebenda, S. 261.
- 40 Hörath, «Asoziale», S. 299–300.
- 41 Ayaß, «Asoziale» im Nationalsozialismus, S. 140–143.
- 42 Zur Aktion «Arbeitsscheu Reich» ausführlich Ayaß, «Asoziale» im Nationalsozialismus, S. 147–165; Zimmermann, Rassenutopie und Genozid, S. 112–117; Fings, Sinti und Roma, S. 67–69; Jost, Sinti und Roma als Häftlingsgruppe, S. 58–59.
- 43 Hörath, «Asoziale», S. 312–314. Die Disposition für die Rede Greifelts am 25.1.1939 ist abgedruckt in: Ayaß, «Gemeinschaftsfremde», S. 193–195.
- 44 Wagner, Volksgemeinschaft, S. 291.
- 45 Faludi, Juni-Aktion, S. 82.
- 46 Rosenkranz, Verfolgung und Selbstbehauptung, S. 87; Kieffer, Judenverfolgung, S. 210.
- 47 Zitiert nach Faludi, Juni-Aktion, S. 84; vgl. auch die Schilderung eines ehemaligen jüdischen Häftlings über die Haftbedingungen im KZ Buchenwald im Juni 1938, in: VEJ, Bd. 2, S. 187–196.
- 48 Reichmann, Deutscher Bürger, S. 76–79.
- 49 Barkai/Mendes-Flohr, Aufbruch und Zerstörung, S. 227; vgl. Gruner, Vertreibungen, Annexionen, Massenauswanderung.
- 50 Kieffer, Judenverfolgung, S. 161.
- 51 Ther, Außenseiter, S. 94–95.
- 52 Zur Évian-Konferenz siehe Thies, Evian 1938; Aly, Europa, S. 285–292; Kieffer, Judenverfolgung, S. 155–255.
- 53 Wyman, Paper Walls, S. 45.
- 54 Kieffer, Judenverfolgung, S. 229–230; Thies, Evian, S. 27–29; Aly, Europa, S. 288–289.
- 55 Kaplan, Évian Conference and the Americas. Die Anweisung des argentinischen Außenministeriums ist abgedruckt in: VEJ, Band 2, S. 218–219; White zitiert nach Kieffer, Judenverfolgung, S. 237–238.
- 56 Adler-Rudel, Evian Conference, S. 255; vgl. auch den Bericht von Max Kreutzberger in: VEJ, Band 2, S. 213–216.
- 57 Kieffer, Judenverfolgung, S. 242, 251–252; Thies, Evian, S. 151–153.
- 58 Barkai, Boykott, S. 168–169; Strauss, Jewish Emigration, S. 316–325.
- 59 SD-Hauptamt II 112, Lagebericht für August 1928, zitiert nach Wildt, Volksgemeinschaft als Selbstermächtigung, S. 311; vgl. Heim, Politik oder Philanthropie.

- 60 Longerich, Politik der Vernichtung, S. 186.
- 61 Vgl. Adam, Judenpolitik, S. 169 f.; die Verordnung ist abgedruckt in: VEJ, Bd. 2, S. 269-270.
- 62 Klemperer, Zeugnis, Bd. 1, S. 419 (24.8.1938).
- 63 Tagebuch Luise Solmitz, a. a. O., 24.8.1938, auch abgedruckt in: VEJ, Bd. 2, S. 272.
- 64 Klemperer, Zeugnis, Bd. 1, S. 409 (23.5.1938).
- 65 Tagebuch Luise Solmitz, a. a. O., 23.5.1938.
- 66 Kershaw, Hitler, Bd. 2, S. 149; Brandes, Sudetendeutschen, S. 56-119.
- 67 Dogliani, Das faschistische Italien und das Münchener Abkommen; Diner, Ein anderer Krieg, S. 109-123.
- 68 Thamer, Verführung und Gewalt, S. 585.
- 69 Siehe zum Beispiel «Neue Triumph für Henlein», BIZ, 9.6.1938; «Neuer Bildbericht aus dem ‚Bindestrich-Staat‘ der Tschecho-Slowakei», BIZ, 15.6.1938; «Ein Sonntag in der Tschecho-Slowakei», BIZ, 23.6.1938.
- 70 Kershaw, Hitler-Mythos, S. 165; Auerbach, Volksstimmung; Schwarzenbeck, Nationalsozialistische Pressepolitik; Obst, «Reichskristallnacht», S. 57.
- 71 Bajohr/Strupp, Fremde Blicke, S. 489, 492.
- 72 Tagebuch Luise Solmitz, a. a. O., 14.9.1938; Kershaw, Hitler-Mythos, S. 167-168; Schneider, Unterm Hakenkreuz, S. 749.
- 73 Kershaw, Hitler, Bd. 2, S. 166-167; Smetana, Die Tschechoslowakei und ihre Verbündeten in der Krise des September 1938.
- 74 Tagebuch Luise Solmitz, a. a. O., 21.9.1938.
- 75 Thamer, Verführung und Gewalt, S. 591; Kershaw, Hitler, Bd. 2, S. 174-175.
- 76 Shirer, Berliner Tagebuch, S. 114 (27.9.1938).
- 77 Tagebücher von Joseph Goebbels, Teil I, Band 6, S. 122 (30.9.1938).
- 78 Tagebuch Luise Solmitz, a. a. O., 28.9.1938.
- 79 Bouverie, Appeasing Hitler, S. 293-297; Kershaw, Hitler, S. 169-182, dort auch das Zitat: S. 180; vgl. Zarusky/Zückert (Hg.), Das Münchener Abkommen von 1938 in europäischer Perspektive.
- 80 Blasius, Appeasement und Widerstand; Benz, Im Widerstand, S. 406-409. Beck hatte bereits am 18. August sein Rücktrittsgesuch eingereicht.
- 81 Zitiert nach Thamer, Verführung und Gewalt, S. 599; Herbert, Geschichte Deutschlands, S. 376-377-
- 82 Reichmann, Deutscher Bürger, S. 97, 100-102.
- 83 Wildt, Volksgemeinschaft als Selbstermächtigung, S. 313-314.
- 84 SD-Hauptamt II112, Bericht für September 1938, abgedruckt in: Kulka/Jäckel (Hg.), Die Juden in den geheimen NS-Stimmungsberichten, S. 293-294.
- 85 Obst, «Reichskristallnacht», S. 27-29.
- 86 Wildt, Volksgemeinschaft als Selbstermächtigung, S. 315-316.
- 87 Zitiert nach ebenda, S. 317-318.
- 88 Bothe/Pickhan (Hg.), Ausgewiesen.
- 89 Reich-Ranicki, Mein Leben, S. 157-158; vgl. auch die Berichte von Arthur Bluhm und Gerta Pfeffer in: VEJ, Bd. 2, S. 327-338, 347-350.
- 90 Reich-Ranicki, Mein Leben, S. 159-160.

- 91 Bothe/Pickhan (Hg.), *Ausgewiesen*, S. 20–21. Anfang 1939 einigte sich die deutsche und polnische Regierung darauf, dass Polen die Ausgewiesenen aufnahm. Doch wies Deutschland auch 1939 erneut etwa 10 000 bis 15 000 Menschen aus (ebenda, S. 23).
- 92 DNB-Rundruf (20.37 Uhr), 7.11.1938, in: *NS-Pressenanweisungen*, Bd. 6/III, S. 1050, Nr. 3176; vgl. Friedländer, *Jahre der Verfolgung*, S. 291–301; Longerich, *Politik der Vernichtung*, S. 190–207.
- 93 Bericht der Staatspolizeistelle Kassel über die Ausschreitungen am 7. und 8. November 1938, gedruckt in: Kropat, *Kristallnacht in Hessen*, S. 31–33; Bericht des Bürgermeisters der Stadt Bebra an den Landrat des Kreises Rotenburg an der Fulda, 23.11.1938, gedruckt in: ebenda, S. 32–33.
- 94 Friedländer, *Jahre der Verfolgung*, S. 291–301; Longerich, *Politik der Vernichtung*, S. 198–207; Benz, *Gewalt im November 1938*.
- 95 Vgl. Fritsche/Kreutzmüller, *Topographie der Gewalt*; Gruner, *Totale Verwüstung*; Schrenk, *Plünderungen*; Kreutzmüller/Polley, *Geplündert*; vgl. die von der Wiener Library in London gesammelten Augenzeugenberichte: *Novemberpogrom 1938*.
- 96 Zum Folgenden siehe Wildt, *Volksgemeinschaft als Selbstermächtigung*, S. 330–335.
- 97 Moritz Mayer, *Erinnerungsbericht, 1939*, zitiert nach ebenda, S. 332.
- 98 Ebenda, S. 332–333.
- 99 Mayer, *Erinnerungsbericht, 1939*, zitiert nach ebenda, S. 334.
- 100 Beide Dokumente sind abgedruckt in: VEJ, Bd. 2, S. 366–368.
- 101 Siehe die zahlreichen Beispiele bei Obst, «Reichskristallnacht», S. 279–307; Benz, *Gewalt im November 1938*, S. 108–127.
- 102 *Tagebuch Luise Solmitz*, a. a. O., 9., 10.11.1938, auch abgedruckt in: VEJ, Bd. 2, S. 438.
- 103 Bankier, *Die öffentliche Meinung im Hitler-Staat*, S. 112; vgl. ebenfalls Longerich, «Davon haben wir nichts gewußt!», S. 129–135.
- 104 Longerich, *Politik der Vernichtung*, S. 202.
- 105 Niederschrift der Besprechung im Reichsluftfahrtministerium, 12.11.1938, abgedruckt in: *Der Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher*, Bd. 28, S. 499–540, Zitat: S. 518.
- 106 Friedländer, *Jahre der Verfolgung*, S. 302–306.
- 107 Niederschrift der Besprechung im Reichsluftfahrtministerium, 12.11.1938, in: *Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher*, Bd. 28, S. 532.
- 108 Heim/Aly, *Staatliche Ordnung und «organische Lösung»*, S. 384.
- 109 Niederschrift der Besprechung im Reichsluftfahrtministerium, 12.11.1938 in: *Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher*, Bd. 28, S. 539.
- 110 Confino, *World without Jews*, S. 115–141.
- 111 Friedländer, *Jahre der Verfolgung*, S. 331–338; vgl. Mommsen, *Hitler's Reichstag Speech*.

10. Vernichtungskrieg – Lemberg 1941

- 1 Roth, Lemberg, S. 287.
- 2 Schlögel, Lemberg.
- 3 Mark, Bastion, S. 51; Mick, Kriegserfahrungen, S. 28–41.
- 4 Sands, Rückkehr, S. 102–105.
- 5 Holzer, Orient; Mark, Bastion, S. 49.
- 6 Mark, Bastion, S. 53–58.
- 7 Golczewski, Beziehungen; Mick, Kriegserfahrungen, S. 41–67; Buchen, Antisemitismus in Galizien.
- 8 Jobst, Nationalbewegung; Mick, Kriegserfahrungen, S. 79–202; Pohl, Judenverfolgung, S. 25.
- 9 Sands, Rückkehr, S. 111.
- 10 Woodrow Wilson, Address to a Joint Session of Congress, January 8, 1918, gedruckt in: Papers of Woodrow Wilson, Vol. 45, S. 534–539, hier: S. 538.
- 11 Mick, Kriegserfahrungen, S. 203–232; Böhler, Civil War, S. 77–80.
- 12 Mick, Kriegserfahrungen, S. 217; Leszczawski-Schwerk, Frauen an den Fronten des Bürgerkrieges.
- 13 Rosen an Auswärtiges Amt, 18.11.1918, zitiert nach Golczewski, Beziehungen, S. 198.
- 14 Schnell, Räume des Schreckens, S. 164–190.
- 15 Pufelska, Judäo-Kommune.
- 16 Joseph Roth, Juden auf Wanderschaft, zitiert nach Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden (VEJ), Bd. 4, S. 19.
- 17 Beyrau, Antisemitismus; Friedrich, Juden; Aleksium, Christian Corpses.
- 18 Sands, Rückkehr, S. 120–127.
- 19 Lemkin, Totally Unofficial, S. 20; Jacobs, Complicated Cases; Sands, Rückkehr, S. 202–211.
- 20 Akten zur deutschen auswärtigen Politik (ADAP), Serie D, Bd. 7, S. 206–207; Pätzold/Rosenfeld, Sowjetstern und Hakenkreuz, S. 231–232; Oberländer (Hg.), Hitler-Stalin-Pakt 1939; Weber, Pakt, S. 45–72.
- 21 ADAP, Serie D, Bd. 7, S. 172; vgl. Baumgart, Ansprache Hitlers; Boehm/Baumgart, Ansprache Hitlers.
- 22 Fleischhauer, Grenz- und Freundschaftsvertrag; Böhler, Überfall; Musial, Schlachtfeld, S. 15.
- 23 Blatt, Schatten, S. 21.
- 24 Sands, Rückkehr, S. 227–241; Lemkin, Totally Unofficial, 25–78; Moses, Inventing Genocide.
- 25 Mick, Kriegserfahrungen, S. 420.
- 26 Steinhaus, Erinnerungen, S. 261; vgl. auch Lanckoronska, Mut, S. 9.
- 27 Gross, Revolution, S. 45–50.
- 28 Zitiert nach ebenda, S. 31.
- 29 Mick, Kriegserfahrungen, S. 307; Struve, Deutsche Herrschaft, S. 69–75.

- 30 Gross, *Revolution*, S. 35.
- 31 Steinhaus, *Erinnerungen*, S. 264 f.
- 32 Gross, *Revolution*, S. 4–5.
- 33 Gross, *Revolution*, S. 61–63, 126–127; Mick, *Kriegserfahrungen*, S. 434–435.
- 34 Pohl, *Judenverfolgung*, S. 29.
- 35 Gross, *Revolution*, S. 193–197, 269; Musial, *Schlachtfeld*, S. 23.
- 36 Steinhaus, *Erinnerungen*, S. 287.
- 37 Weber, *Krieg der Täter*.
- 38 Zapalec, *Politoffiziere*; Wierzbicki, *Elitenwechsel*.
- 39 Zitiert nach Młynarczyk, *Nation*, S. 159.
- 40 Zitate nach Bruder, *Staat*, S. 124; vgl. Rossoliński-Liebe, *Bandera*, S. 176–181; Struve, *Deutsche Herrschaft*, S. 80–90.
- 41 Fernschreiben Heydrichs an die Einsatzgruppenchefs, 29.6.1941, in: VEJ, Bd. 7, S. 137–138.
- 42 Pohl, *Judenverfolgung*, S. 32, 46; Mick, *Kriegserfahrungen*, S. 448.
- 43 Steinhaus, *Erinnerungen*, S. 304.
- 44 Musial, *Konterrevolutionäre Elemente*, S. 102–114; Mick, *Kriegserfahrungen*, S. 468–469; Struve, *Deutsche Herrschaft*, S. 214–221, 247–248. Struve schätzt die Zahl der Ermordeten in Lemberg auf 2100 (ebenda, S. 247–252).
- 45 Steinhaus, *Erinnerungen*, S. 311.
- 46 Meyer, *Edelweiß*, S. 58.
- 47 Bruder, *Staat*, S. 130–132, 148–150; Struve, *Deutsche Herrschaft*, S. 354–360; Heer, *Einübung*, S. 413; Wachs, *Fall Theodor Oberländer*.
- 48 Rossoliński-Liebe, *Verlauf*, S. 224; Bruder, *Staat*, S. 125; Struve, *Deutsche Herrschaft*, S. 288–297.
- 49 Musial, *Konterrevolutionäre Elemente*, S. 266–268; Heer, *Einübung*, S. 416.
- 50 Zitiert nach Meyer, *Edelweiß*, S. 59.
- 51 Rossoliński-Liebe, *Verlauf*, S. 222. Zur Aufdeckung der Massenmorde siehe ausführlich Musial, *Elemente*, S. 151–156.
- 52 Yones, *Straße nach Lemberg*, S. 20.
- 53 Vgl. die Berichte von Überlebenden bei Rossoliński-Liebe, *Verlauf*, S. 226–231.
- 54 Zitiert nach ebenda, S. 234.
- 55 Zitiert nach Musial, *Konterrevolutionäre Elemente*, S. 176–177.
- 56 Zitiert nach Mick, *Kriegserfahrungen*, S. 473.
- 57 Pohl, *Judenverfolgung*, S. 61.
- 58 Zitiert nach Mallmann/Rieß/Pyta (Hg.), *Deutscher Osten 1939–1945*, S. 81–82.
- 59 Meyer, *Edelweiß*, S. 60, 62; Struve, *Deutsche Herrschaft*, S. 312–313; Pohl, *Judenverfolgung*, S. 59–60.
- 60 Vgl. Paul, *Bilder einer Diktatur*, S. 297.
- 61 Zitiert nach Podolsky, *Tragic Fate of Ukrainian Jewish Women*, S. 101; vgl. Mühlhäuser, *Handlungsräume*.
- 62 Affidavit Roland H. McIntire, Lt. Colonel, Corps of Military Police, U.S. Army, 22.11.1945, in: *Der Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher*, Bd. 31, S. 521; zur Überlieferungsgeschichte und Analyse dieser Aufnahmen siehe Gerhard Paul, *Blood-*

- lands⁴¹. Der Film wird seither in den National Archives and Records Administration (NARA) der USA aufbewahrt. Das US Holocaust Memorial Museum erwarb 1991 eine Kopie (Record Group No.: RG-60.0441, Film ID: 402).
- 63 Paul, *Bloodlands*, S. 167–168.
- 64 Das Foto ist abgebildet in: Paul, *Bilder einer Diktatur*, S. 293.
- 65 Zur Überlieferungs- und Rezeptionsgeschichte dieser Fotos siehe Paul, *Bloodlands*, S. 184–188.
- 66 Sontag, *Über Fotografie*, S. 20; siehe auch Milton, *Camera as Weapon*.
- 67 Paul, *Bilder einer Diktatur*, S. 300; siehe auch die Fotodokumentation des Pogroms im rumänischen Iași, das ebenfalls Ende Juni/Anfang Juli 1941 stattfand: Ioanid, *Das Iași-Pogrom*.
- 68 Heer, *Einübung*, S. 417.
- 69 *Tagebücher Goebbels*, Teil I, Bd. 9, S. 427 (5.7.1941); vgl. Longerich, *Goebbels*, S. 475–476.
- 70 Zitiert nach Paul, *Bloodlands*, S. 178.
- 71 *Tagebücher Goebbels*, Teil I, Bd. 9, S. 428 (6.7.1941).
- 72 Paul, *Bloodlands*, S. 178.
- 73 Zitiert nach Musial, *Elemente*, S. 201, dort auch weitere Beispiele.
- 74 Boberach (Hg.), *Meldungen aus dem Reich*, Bd. 7, S. 2505 (Lagebericht vom 10.7.1941).
- 75 *Tagebücher Goebbels*, Teil I, Bd. 9, S. 433 (8.7.1941); vgl. Pietrow-Ennker, *Die Sowjetunion in der Propaganda des Dritten Reiches*.
- 76 *Deutsche Wochenschau vom 10.7.1941*, Filmbeschreibung nach Paul, *Bloodlands*, S. 166.
- 77 Ebenda.
- 78 Feldpostbrief von Mathilde D., 21.7.1941, zitiert nach Musial, *Elemente*, S. 203.
- 79 Boberach (Hg.), *Meldungen aus dem Reich*, Bd. 7, S. 2536 (Lagebericht vom 17.7.1941).
- 80 *Kriegstagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht*, Erster Halbband, Bd. 1, S. 340–341.
- 81 Hamburger Institut für Sozialforschung (Hg.), *Verbrechen der Wehrmacht*.
- 82 Streit, *Keine Kameraden*, S. 136.
- 83 Aktennotiz über Ergebnis der heutigen Besprechung mit den Staatssekretären über Barbarossa, 2.5.1941, in: *Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher*, Bd. 31, S. 84; vgl. Kay, *Germany's Staatssekretäre*.
- 84 Cesarani, *«Endlösung»*, S. 435; Kay, *Exploitation*, S. 120–139, 185–187; Gerlach, *Mord an den europäischen Juden*, S. 211–255; übergreifend: Jones, *Hunger als Waffe*.
- 85 Zitiert nach Klein (Hg.), *Einsatzgruppen in der besetzten Sowjetunion*, S. 323–328; vgl. Cesarani, *«Endlösung»*, S. 437–441; Longerich, *Politik der Vernichtung*, S. 310–320.
- 86 Hilberg, *Vernichtung der europäischen Juden*, S. 304–312; Gerlach, *Mord an den europäischen Juden*, S. 76–82.
- 87 *New York Times*, 26.10. 1941, S. 6, eine deutsche Übersetzung ist abgedruckt in: VEJ, Bd. 7, S. 328–329.
- 88 Zitiert nach Jasch, *Crime without Name*, S. 46.
- 89 Struve, *Deutsche Herrschaft*, S. 379, siehe auch Struves Bewertung der Forschungssituation S. 377, Anm. 412.

- 90 Pohl, Judenverfolgung, S. 68–69; Aussage Landau, in: Klee/Dreßen/Rieß, «Schöne Zeiten», S. 89.
- 91 Schenk, Lemberger Professorenmord.
- 92 Wildt, Generation des Unbedingten, S. 569–572.
- 93 Pohl, Judenverfolgung, S. 74–78.
- 94 Sandkühler, Endlösung, S. 185–191, 202–208.
- 95 Pohl, Judenverfolgung, S. 333–335.
- 96 Zitiert nach VEJ, Bd. 9, S. 373–374. Schreibfehler beim Namen von Willhaus im Original.
- 97 Pohl, Judenverfolgung, S. 169–171, 338–342.
- 98 Protokoll der Wannsee-Konferenz, Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes, R 100857, Bl. 166–180, als Faksimile online verfügbar unter: <https://www.ghwk.de/wannsee-konferenz/dokumente-zur-wannsee-konferenz/> [Letzter Zugriff 12.10.2021].
- 99 Pohl, Judenverfolgung, S. 158–160.
- 100 Siehe Kapitel 11.
- 101 Sandkühler, Endlösung, S. 173–175, 208–213.
- 102 Pohl, Judenverfolgung, S. 197–200.
- 103 Longerich, Politik der Vernichtung, S. 508; Cesarani, «Endlösung», S. 579; Gerlach, Mord an den europäischen Juden, S. 241.
- 104 Pohl, Verfolgung und Massenmord, S. 93–96.
- 105 Diensttagebuch des deutschen Generalgouverneurs in Polen, S. 532–533.
- 106 Pohl, Judenverfolgung, S. 216–217; Sandkühler, Endlösung, S. 219–222.
- 107 Rothfels, Augenzeugenbericht; zur Person vgl. Friedländer, Kurt Gerstein; Schäfer, Kurt Gerstein.
- 108 Pohl, Judenverfolgung, S. 258–259; Mick, Kriegserfahrungen, S. 506–507.
- 109 Szeptycki an Papst Pius XII., 28.3.1942, zitiert nach VEJ, Bd. 9, S. 234.
- 110 Mick, Kriegserfahrungen, S. 500–501.
- 111 Zitate nach Ther, Die dunkle Seite der Nationalstaaten, S. 169–170.
- 112 Mick, Kriegserfahrungen, S. 524–535, 550–562.
- 113 Ther, Die dunkle Seite der Nationalstaaten, S. 175.
- 114 Ther, War versus Peace, S. 271.
- 115 Statut für den Internationalen Militärgerichtshof, 8.8.1945, gedruckt in: Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher, Bd. 1, S. 10–18.; vgl. Sands, Rückkehr, S. 165–169; Priemel, Betrayal, S. 71–84.
- 116 Indictment against Hermann Göring et al., 18.10.1945, in: Trial of Major War Criminals before The International War Tribunal, Vol. 1, S. 43–44 (in der deutschen Ausgabe ist der Begriff «Genocide» mit «Massenmord» übersetzt worden); Sands, Rückkehr, S. 265.
- 117 Convention on the Prevention and Punishment of the Crime of Genocide, 9.12.1938, URL: <http://www.un-documents.net/a3r260.htm> [Letzter Zugriff 12.10.2021]; vgl. Schabas, Genozid im Völkerrecht.
- 118 Sands, Rückkehr, S. 396–397, 468–469.

9. Holocaust. Amsterdam – Sobibór 1943

- 1 Mommsen, Ausnahmezustand als Herrschaftstechnik, hier S. 262; vgl. auch Mommsen, Realisierung des Utopischen.
- 2 Primo Levi, Die Untergegangenen und die Geretteten, München 1993, S. 85.
- 3 Nbg. Dok. PS-630, vgl. Klee, «Euthanasie» im NS-Staat, S. 100-108.
- 4 Friedlander, Weg zum NS-Genozid, S. 125-151; Harms, Meldebogen.
- 5 Tagebücher von Joseph Goebbels, Teil I, Bd. 9, S. 119.
- 6 Aly, Aktion T4, S. 168-182.
- 7 Böhler, Auftakt zum Vernichtungskrieg.
- 8 Rede Franks am 25.11.1939 vor Mitarbeitern in Radom, zitiert nach: Faschismus-Getto-Massenmord, S. 46; Aly, «Endlösung», S. 59-92.
- 9 Fings, Sinti und Roma, S. 69-70; Zimmermann, Rassenutopie und Genozid, S. 167-184.
- 10 Matthäus, «Unternehmen Barbarossa»; Longerich, Politik der Vernichtung, S. 352-405; Kundrus, Krieg und Holocaust, S. 198-221; Zimmermann, Rassenutopie und Genozid, S. 259-276; Holler, «Killing Fields».
- 11 Bericht Dannecker, 21.1.1941, als Faksimile gedruckt in: Steur, Dannecker, S. 185-188.
- 12 Vermerk Heydrich, 26.3.1941, Sonderarchiv Moskau, 500-3-795, zitiert nach Aly, Endlösung, S. 270.
- 13 Zitiert nach Longerich, Ermordung der europäischen Juden, S. 78.
- 14 Paxton, Vichy France, S. 55-56; Umbreit, Militärbefehlshaber, S. 79-81.
- 15 Cesarani, «Endlösung», S. 381-385; Friedländer, Jahre der Vernichtung, S.119-120.
- 16 Hilberg, Vernichtung, Bd. 2, S. 646; Herbert, Best, S. 273-277.
- 17 Aufzeichnung Bests über ein Gespräch mit Abetz am 17.8.1940, zitiert nach: Klarsfeld, Vichy – Auschwitz, S. 356; vgl. Herbert, Best, S. 326-335.
- 18 Cesarani, «Endlösung», S. 386-388; Peschanski, Zigeuner in Frankreich, S. 272.
- 19 Hilberg, Vernichtung, Bd. 2, S. 599; Koll, Seyss-Inquart, S. 164-178, 212-234.
- 20 Hirschfeld, Universität Leiden, S. 573-576; Friedländer, Jahre der Vernichtung, S. 150-152; Happe, Hoffnungen, S. 47-51; der Erlass vom 11.10.1941 zum Nachweis der «arischen» Herkunft ist abgedruckt in: Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden (VEJ), Bd. 5, S. 168-170.
- 21 Kreuzmüller, Erfassung; die Verordnung vom 10.1.1941 ist abgedruckt in: VEJ, Bd. 5, S. 212-214.
- 22 Happe, Hoffnungen, S. 57-58, dort auch das Zitat. Ernst Cahn wurde zum Tode verurteilt und hingerichtet; Alfred Kohn zu zehn Jahren Haft verurteilt, später nach Auschwitz deportiert und ermordet (ebenda, S. 283, Anm. 60).
- 23 Illegales Flugblatt vom 24.2.1941 mit dem Aufruf zum Generalstreik, abgedruckt in: VEJ, Bd. 5, S. 224-226.
- 24 Cesarani, «Endlösung», S. 392-394; Hilberg, Vernichtung, Bd. 2, S. 609-610; Happe, Hoffnungen, S. 58-59, 73.
- 25 Hilberg, Vernichtung, S. 600-604; Happe, Hoffnungen, S. 68-69; die Verordnung vom 12.3.1941 ist abgedruckt in: VEJ, Bd. 5, S. 236-239; Zwischenbilanz der Bank Lippmann, Rosenthal & Co. vom 11.11.1941, in: ebenda, S. 296-304.

- 26 Anordnung Rauters vom 15.9.1941 zum «Auftreten von Juden in der Öffentlichkeit», in: VEJ, Bd. 5, S. 275–276; Happe, Hoffnungen, S. 67; die Anweisung Müllers ist gedruckt in: Longerich, Ermordung der europäischen Juden, S. 82.
- 27 Besprechungsvorlage Best für den Militärbefehlshaber, 4.4.1941, gedruckt in: Klarsfeld, Vichy-Auschwitz, S. 366–367; vgl. Longerich, Politik der Vernichtung, S. 436.
- 28 Zeitschel an Abetz, 21., 22.8.1941, gedruckt in: Klarsfeld, Vichy-Auschwitz, S. 367–368.
- 29 Aktenvermerk Höppner mit Anschreiben an Eichmann, 16.7.1941, gedruckt in: Longerich, Ermordung der europäischen Juden, S. 74–75; vgl. dazu Aly, Endlösung, S. 327–329; Browning, Ghettoisierungspolitik.
- 30 Tagebücher von Joseph Goebbels, Teil II, Bd. 1, S. 265–266 (19.8.1941). Die Verordnung über das Tragen eines gelben Sterns erging am 1.9.1941 (RGBl. 1941 I, S. 547).
- 31 Vermerk Lösener für Frick, 18.8.1941, gedruckt in: Lösener, Rassereferent, S. 303; vgl. dazu Witte, Zwei Entscheidungen, S. 42–43.
- 32 Willems, Der entsiedelte Jude, S. 284–285; Brechtken, Speer, S. 148–150; Gruner, Von der Kollektivausweisung zur Deportation, S. 47–48.
- 33 Cohn, Kein Recht, nirgends, Bd. 2, S. 960 und folgende; vgl. Konieczny, Tormersdorf.
- 34 Gerlach, Mord, S. 85; Cesarani, «Endlösung», S. 517–518; Longerich, Politik der Vernichtung, S. 429–430.
- 35 Himmler an Greiser, 18.9.1941, Bundesarchiv, NS 19/2655, als Faksimile gedruckt in: Witte, Zwei Entscheidungen, S. 50; vgl. Longerich, Politik der Vernichtung, S. 430 (mit Schreibfehler: «Judenabwanderung»); Alberti, Verfolgung und Vernichtung, S. 400–407; Tagebuch Luise Solmitz, StAHH, 622–1/140_1, Band 32, 7.11.1941.
- 36 Friedländer, Jahre der Vernichtung, S. 291–295; Adler, Der verwaltete Mensch, S. 168–175; Fings, Sinti und Roma, S. 73–74; Zimmermann, Rassenutopie und Genozid, S. 223–227.
- 37 Cohn, Kein Recht, nirgends, Bd. 2, S. 996 (21.10.1941).
- 38 Ebenda, S. 1008 (15.11.1941).
- 39 Cesarani, «Endlösung», S. 519–521; Angrick/ Klein, «Endlösung» in Riga, S. 146–166.
- 40 Browning, Entfesselung der «Endlösung», S. 593–597; Krakowski, Todeslager Chelmno/Kulmhof, S. 31–35.
- 41 Einleitung zu Cohn, Kein Recht, nirgends, Bd. 1, S. XXX; Dieckmann, Deutsche Besatzungspolitik in Litauen, Bd. 2, S. 959–964.
- 42 Hilberg, Vernichtung, Bd. 2, S. 776; Longerich, Politik der Vernichtung, S. 491–493.
- 43 New York Times, 28.10.1941, S. 10. Den Hinweis auf den Artikel verdanke ich Hans-Christian Jasch. Vgl. Bajohr/Pohl, Holocaust als offenes Geheimnis, S. 86–91.
- 44 Heiber, Akten des Gauleiters Kube.
- 45 Roseman, Wannsee-Konferenz; Longerich, Wannseekonferenz.
- 46 Das Protokoll ist als Faksimile dokumentiert auf der Website der Gedenk- und Bildungsstätte Haus der Wannsee-Konferenz: <https://www.ghwk.de/de/konferenz/protokoll-und-dokumente> [Letzter Zugriff 12.10.2021].
- 47 Zu Globocnik siehe Joseph Poprzeczny, Odilo Globocnik, Hitler's Man in the East.

- 48 Silberklang, *Gates of Tears*, S. 137–155; Musial, *Zivilverwaltung*, S. 164–170.
- 49 Zitiert nach Schulte, *Initiative der Peripherie*, S. 123; Perz, *Austrian Connection*.
- 50 Benz, *Handlanger der SS*, S. 65–100; Black, *Trawniki-Männer*; Cüppers, *Trawniki*.
- 51 Schulte, *Zwangsarbeit und Vernichtung*, S. 272–278.
- 52 Globocnik an Himmler, 1.10.1941, zitiert nach Musial, *Ursprünge*, S. 69.
- 53 *Dienstkalender Himmlers 1941/42*, S. 233; Browning, *Entfesselung*, S. 515–517; Silberklang, *Gates of Tears*, S. 222; Arad, *Operation Reinhard*, S. 34–35.
- 54 Aussage von Stanislaw Kozak, in: Kogon u. a., *Nationalsozialistische Massentötungen*, S. 152–153; Kuwałek, *Vernichtungslager Belzec*, S. 59–63; ausführlich zu den Trawniki in Belzec: Sandkühler, *Fußvolk der «Endlösung»*, S. 238–319.
- 55 Burrin, *Hitler*, S. 149.
- 56 *Dienstkalender Himmlers 1941/42*, S. 290; Heberer, *Von der «Aktion T4» zum Massenmord*; Cüppers/Hänschen, *Belohnung für den Völkermord*.
- 57 Vgl. Rieß, *Christian Wirth*.
- 58 Berger, *Experten der Vernichtung*, S. 40–41; Arad, *Operation Reinhard*, S. 35–38.
- 59 Berger, *Experten der Vernichtung*, S. 47–48.
- 60 Ebenda, S. 47–52, 416; Lehnstaedt, *Kern des Holocaust*, S. 52–53.
- 61 Arad, *Operation Reinhard*, S. 54–57; Schelvis, *Sobibór*, S. 36–38.
- 62 Berger, *Experten der Vernichtung*, S. 57–58; Benz, *Handlanger der SS*, S. 163; Schelvis, *Sobibór*, S. 43–44.
- 63 Vgl. zu Franz Stangl: Sereny, *Am Abgrund*; zu Johann Niemann: Graf/Ross, *Johann Niemann*.
- 64 Berger, *Experten der Vernichtung*, S. 61–64.
- 65 Ebenda, S. 422–423.
- 66 Zitiert nach Schelvis, *Sobibór*, S. 56; vgl. das Kapitel, verfasst von Andreas Engwert, «... fährt täglich ein Zug mit je 5000 Juden ...», in: *Sonderzüge in den Tod*, S. 56–62.
- 67 Der Brief ist im Faksimile abgedruckt in: *Sonderzüge in den Tod*, S. 57; eine biographische Notiz zu Ganzenmüller findet sich bei Gottwaldt, *Dorpmüllers Reichsbahn*, S. 193–194.
- 68 Wolff an Ganzenmüller, 13.8.1942, zitiert nach Hilberg, *Vernichtung der europäischen Juden*, S. 516; der Brief ist im Faksimile abgedruckt in: *Sonderzüge in den Tod*, S. 59.
- 69 Himmler an Ganzenmüller, 20.1.1943, zitiert nach Schelvis, *Sobibór*, S. 57; vgl. Hilberg, *Vernichtung der europäischen Juden*, S. 516–517.
- 70 Arad, *Operation Reinhard*, S. 186–189; Schelvis, *Sobibór*, S. 58; Berger, *Experten der Vernichtung*, S. 424, 430–431.
- 71 Blatt, *Schatten*, S. 11.
- 72 Berger, *Experten der Vernichtung*, S. 65–67.
- 73 Bericht Globocniks an Reichsführer SS, 5.1.1944, abgedruckt in: *VEJ*, Bd. 9, S. 773–780; vgl. Perz, *Verwertung des Opfergoldes*.
- 74 Blatt, *Schatten*, S. 138–139.
- 75 Arad, *Operation Reinhard*, S. 62–68; Lehnstaedt, *Kern des Holocaust*, S. 55–57; Grabher, *Irmfried Eberl*.

- 76 Lehnstaedt, Kern des Holocaust, S. 57; Schmitten, Hölle; Rajchman, Ich bin der letzte Jude, S. 38.
- 77 Zitiert nach Berger, Experten der Vernichtung, S. 79.
- 78 Dienstkalender Himmlers 1941/42, S. 496; Anordnung Himmlers an den HSSPF Krüger vom 19.7.1942, gedruckt in: VEJ, Bd. 9, S. 337; Longerich, Politik der Vernichtung, S. 504–511; Mommsen, Auschwitz, 17. Juli 1942, S. 7–9.
- 79 Hilberg, Vernichtung der europäischen Juden, Bd. 2, S. 526–528.; vgl. die Tagebucheintragungen von Czerniakow vom 18.-23.7.1942, gedruckt in: VEJ, Bd. 9, S. 343–346.
- 80 Longerich, Politik der Vernichtung, S. 495; Herbert, Militärverwaltung.
- 81 Kausch, Viel früher als die niederländischen Juden, S. 86–90; vgl. Ritz, Schreibtischtäter.
- 82 Anne Frank, Tagebücher, Einträge 8.-11.7.1942.
- 83 Hirschfeld, Niederlande, S. 162; Happe, Hoffnungen, S. 107–109; der Wortlaut des Aufrufs im Het Joodsche Weekblad ist abgedruckt in: VEJ, Bd. 12, S. 238; Czech, Kalendarium, S. 250.
- 84 Gemeinsame Kanzelabkündigung, 26.7.1942, abgedruckt in: VEJ, Bd. 12, S. 250–253, hier S. 250.
- 85 Happe, Hoffnungen, S. 111.
- 86 Tulp an Rauter, 26.9.1942, zitiert nach ebenda, S. 115.
- 87 Happe, Hoffnungen, S. 118–119.
- 88 Tagebuch Ringelblum, Eintrag unter dem 26.6.1942, gedruckt in: VEJ, Bd. 9, S. 306–309; Jasch, Crime without Name, S. 48–52; zum Wissen der deutschen Täter in den Niederlanden siehe Meyer, Wissen um Auschwitz, S. 52–71.
- 89 Kristel, Survivors as Historians.
- 90 Happe, Hoffnungen, S. 138–146; zu Anne Frank siehe die Informationen, die das Anne-Frank-Haus in Amsterdam zur Verfügung stellt: <https://www.annefrank.org/de/> [Letzter Zugriff 12.10.2021].
- 91 Happe, Hoffnungen, S. 146–151.
- 92 Schelvis, Sobibór, S. 60.
- 93 Happe, Hoffnungen, S. 161–163.
- 94 Ebenda, S. 164–165.
- 95 Zitiert nach Schelvis, Sobibór, S. 63.
- 96 Ebenda, S. 65.
- 97 Blatt, Schatten, S. 133–134.
- 98 Ebenda, S. 178–179.
- 99 Blatt, Schatten, S. 139; Distel, Sobibór, S. 381.
- 100 Organisation des Terrors, S. 145 (12.2.1943); Arad, Operation Reinhard, S. 206–207; Schelvis, Sobibór, S. 106–107; Cüppers, Verwirklichung des Udenkbaren, S. 98.
- 101 Blatt, Schatten, S. 146
- 102 Ebenda, S. 146–147.
- 103 Bericht von Kalmen Wewryk, Nach Sobibór und zurück, S. 58–59; Arad, Operation Reinhard, S. 315–316; Schelvis, Sobibór, S. 161–164.
- 104 Anordnung Himmlers, 5.7.1943, gedruckt in: VEJ, Bd. 9, S. 709; Arad, Operation Reinhard, S. 355–364; Schelvis, Sobibór, S. 170–179; Blatt, Schatten, S. 188–193.

- 105 Arad, Operation Reinhard, S. 365–372; Schelvis, Sobibór, S. 179–183.
- 106 Schelvis, Sobibór, S. 188–196; Arad, Operation Reinhard, S. 373–384.
- 107 Blatt, Schatten, S. 206.
- 108 Arad, Operation Reinhard, S. 385–392; Schelvis, Sobibór, S. 197–199.
- 109 Longerich, Himmler, S. 685–687.
- 110 Longerich, Politik der Vernichtung, S. 540; Wójcik, Aufstand in Treblinka; Arad, Operation Reinhard, S. 334–343.
- 111 Angrick, Aktion 1005, S. 259–260, 272–275; Zalewska, Erinnerungsort.
- 112 Lehnstaedt, Kern des Holocaust, S. 85; Longerich, Politik der Vernichtung, S. 541.
- 113 Gruner, Widerstand, S. 139–156.
- 114 Anordnung Himmlers an HSSPF Krüger, 16.2.1943, gedruckt in: VEJ, Bd. 9, S. 597–598; Organisation des Terrors, S. 316–318 (19.6.1943); vgl. Longerich, Politik der Vernichtung, S. 538–540.
- 115 Longerich, Politik der Vernichtung, S. 548–553.
- 116 Wetzel, Frankreich und Belgien.
- 117 Hirschfeld, Niederlande, S. 165; Lucassen, Gypsy Research, S. 249.
- 118 Yahil, Rescue; Friedländer, Jahre der Vernichtung, S. 574–576.
- 119 Korb, Im Schatten des Weltkriegs, S. 245–256.
- 120 Mazower, Griechenland unter Hitler, S. 281–309; Safrian, Eichmann-Männer, S. 225–260.
- 121 Fargion, Italien, S. 216; Sarfatti, Juden im faschistischen Italien.
- 122 Yahil, Shoah, S. 678–682; Braham, Politics, S. 510–542; Gerlach/Aly, Kapitel, S. 136–138.
- 123 Vgl. Braham, Politics, S. 543–571; Yahil, Shoah, S. 702 f.; Gerlach/Aly, Kapitel, S. 187–240, 295–296.
- 124 Karsai, Last Phase; Braham, Politics of Genocide, S. 943–952; Gerlach/Aly, Kapitel, S. 356–368.
- 125 Schelvis, Sobibór, S. 76.

12. 1945 – Eine Welt in Trümmern

- 1 Tagebuch Luise Solmitz, StAHH, 622–1/140_1, Band 34, 31.12.1944. Tochter Gisela hatte 1944 in Belgien einen Sohn geboren, den Luise zwischenzeitlich betreute.
- 2 Klemperer, Ich will Zeugnis ablegen, Bd. 2, S. 633–634 (31.12.1944).
- 3 Frieser, Zusammenbruch, S. 526–603; Weinberg, Welt in Waffen, S. 704–713, 748–755.
- 4 Vogel, Kriegführung, S. 451–501; Kershaw, Ende, S. 200–203.
- 5 Weinberg, Welt in Waffen, S. 724–728; Vogel, Kriegführung, S. 536–547.
- 6 Heinemann, Unternehmen Walküre; Steinbach, 20. Juli 1944.
- 7 Zitate nach Thamer, Verführung und Gewalt, S. 746, und Kershaw, Hitler, Bd. 2, S. 913.
- 8 Tagebuch Luise Solmitz, a. a. O., 20.7.944.
- 9 Mehs, Tagebücher, Bd. 2, S. 501 (21.7.1944).

- 10 Klemperer, Ich will Zeugnis ablegen, Bd. 2, S. 552 (23.7.1944).
- 11 Mehs, Tagebücher, Bd. 2, S. 517 Anm. 78, S. 519 Anm. 2.
- 12 Kershaw, Ende, S. 514.
- 13 Henke, Besetzung, S. 326–328; Vogel, Kriegführung, S. 619–634; Kershaw, Ende, S. 227–235.
- 14 Weinberg, Welt in Waffen, S. 810–815; Boog, Luftkrieg, S. 298–319, 380–415; Buggeln, U-Boot-Bunker «Valentin»; Wagner, Produktion des Todes.
- 15 Völkischer Beobachter, 19.10.1944, zitiert nach Henke, Besetzung, S. 128; Keller, Volksgemeinschaft am Ende, S. 131–145; Yelton, Hitler's Volkssturm; Stargardt, Der deutsche Krieg, S. 541–545.
- 16 Klemperer, Ich will Zeugnis ablegen, Bd. 2, S. 588, 605 (21.9., 21.10.1944).
- 17 Henke, Besetzung, S. 160–163.
- 18 Zitiert nach ebenda, S. 166.
- 19 Zitiert nach ebenda, S. 163, 169.
- 20 Einträge vom 10. und 21.10.1944, zitiert nach ebenda, S. 166–167.
- 21 Lakowski, Zusammenbruch der deutschen Verteidigung, S. 512–523, 537–539; Kershaw, Ende, S. 251–256.
- 22 Tagebuch Luise Solmitz, a. a. O., 20.1.1945.
- 23 Klemperer, Ich will Zeugnis ablegen, Bd. 2, S. 639, 642–643 (15., 16., 18.1.1945).
- 24 Ebenda, S. 648 (29.1.1945).
- 25 Strzelecki, Endphase des KL Auschwitz.
- 26 Levi, Ist das ein Mensch?, S. 186. Levis bedeutsamer Auschwitz-Bericht «Se questo è un uomo» erschien 1947; 1961 kam eine deutsche Übersetzung heraus, aber erst die Neuauflage von 1991 erreichte ein größeres deutsches Publikum.
- 27 Ebenda, S. 191.
- 28 Ebenda, S. 194.
- 29 Ebenda, S. 198.
- 30 Ebenda, S. 207.
- 31 Birn, Klooga; Dieckmann, Kaunas; Angrick/Klein, «Endlösung» in Riga.
- 32 Hördler, Ordnung und Inferno, S. 258–278.
- 33 Bergau, Todesmarsch zur Bernsteinküste; Blitz, Endzeit in Ostpreußen; siehe auch die Überlebendenberichte von Bronisława Krakauer und Dora Hauptmann in: Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden (VEJ), Bd. 16, S. 654–657 (Dok. 197, 198).
- 34 Boog, Bomberoffensive, S. 779–782.
- 35 Demps (Hg.), Luftangriffe auf Berlin, S. 39–42: zu den Erfahrungen des Bombenkriegs siehe Stargardt, Der deutsche Krieg, S. 411–453; Schneider, Kriegsgesellschaft, S. 811–830.
- 36 Bergander, Dresden; Schaarschmidt, Dresden; Boog, Bomberoffensive, S. 792–796. Dort auch die Widerlegung der oftmals behaupteten hohen Opferzahlen, die im Nachkriegsdeutschland kursierten.
- 37 Klemperer, Ich will Zeugnis ablegen, Bd. 2, S. 661–662 (13.2., 22.-24.2.1945).
- 38 Ebenda, S. 663–667 (22.-24.2.1945).
- 39 Kucklick, Feuersturm; Büttner, «Gomorrha»; Thießen, Eingebrennt ins Gedächtnis.
- 40 Tagebuch Luise Solmitz, a. a. O., 1.1.1945.

- 41 Ebenda, 28.1.1945.
- 42 Ebenda.
- 43 Ebenda, 3.2.1945.
- 44 Kenkmann, Wilde Jugend, S. 316–333; Schilde, Jugendopposition, S. 136–150.
- 45 Herbert, Geschichte Deutschlands, S. 540.
- 46 Henke, Besetzung, S. 345–348. Der fünfte Offizier überlebte, weil er sich bereits in amerikanischer Kriegsgefangenschaft befand.
- 47 Henke, Besetzung, S. 344.
- 48 Mehs, Tagebücher, Bd. 2, S. 521 Anm. 2.
- 49 Ebenda, S. 520–521 (2.4.1945).
- 50 Ebenda, S. 522 (2.4.1945).
- 51 Ebenda, S. 530–532 (6.5.1945).
- 52 Ebenda.
- 53 Vgl. Blatman, Todesmärsche; Krakowski, Death Marches; Winter, Gewalt und Erinnerung; Wachsmann, KL, S. 625–721.
- 54 Wachsmann, KL, S. 651–653; Stiftung, Bergen-Belsen; Wenck, Menschenhandel.
- 55 Longerich, Himmler, S. 745–752; Wachsmann, KL, S. 667; zur Überlieferungsgeschichte des Himmler-Befehls: Zámečník, Häftling.
- 56 Wachsmann, KL, S. 665–669.
- 57 Winter, Gewalt und Erinnerung, S. 85–87.
- 58 Greiser, Todesmärsche, S. 116; Winter, Gewalt und Erinnerung, S. 42–43, 50–51, 117–121; vgl. den Abschnitt: Jugend im «Volkskrieg» bei Keller, Volksgemeinschaft am Ende, S. 151–168.
- 59 Winter, Gewalt und Erinnerung, S. 55–62, 147–154; Blondel u. a., Spuren.
- 60 Kershaw, Ende, S. 320–321.
- 61 Renata Laqueur, Bergen-Belsen Tagebuch 1944/45, hier zitiert nach Kempowski, Echlot, S. 139.
- 62 Klemperer, Ich will Zeugnis ablegen, Bd. 2, S. 673 (15./17.2.1945).
- 63 Ebenda, S. 675 (19.2.1945).
- 64 Ebenda, S. 683 (21.2.1945); zur Flucht der Klemperers vgl. auch Stargardt, Der deutsche Krieg, S. 621–625.
- 65 Ebenda, S. 687, 696 (27.2., 8.3.1945).
- 66 Ebenda, S. 716, 725–726 (15.4.1945).
- 67 Ebenda, S. 734 (15.4.1945).
- 68 Ebenda, S. 736–741 (15.4.1945).
- 69 Klemperer, Ich will Zeugnis ablegen, Bd. 2, S. 744–749 (20., 21.4.1945).
- 70 Kershaw, Ende, S. 172–177.
- 71 Zitiert nach Zeidler, Rote Armee, S. 684.
- 72 Zitiert nach ebenda, S. 689.
- 73 Zitiert nach ebenda, S. 695; siehe dazu das Kapitel «Revenge» in: Bessel, Germany 1945, S. 148–168.
- 74 Scherstjanoi (Hg.), Rotarmisten schreiben aus Deutschland, S. 81–82; Merridale, Iwans Krieg, S. 328–366.
- 75 Herbert, Geschichte Deutschlands, S. 534; Mühlhäuser, Vergewaltigungen.

- 76 Zeidler, Rote Armee, S. 726–729, 736–738.
- 77 Lakowski, Zusammenbruch, S. 588–600, 631–642.
- 78 Loth, Die deutsche Frage, S. 289–300.
- 79 Lakowski, Zusammenbruch, S. 625–626.
- 80 Ullrich, Acht Tage, S. 20–21; Chaldej, Augenblick.
- 81 Lakowski, Zusammenbruch, S. 671–672; Dufving, Kapitulationsverhandlungen.
- 82 Lakowski, Zusammenbruch, S. 673.
- 83 Ausführlich dazu Ullrich, Acht Tage, S. 199–202; 216–220; Der Text der Kapitulationsurkunde von Berlin-Karlshorst ist abgedruckt in: Rürup (Hg.), Berlin 1945, S. 42; Herbert/Schildt (Hg.), Kriegsende in Europa.
- 84 Tagebuch Luise Solmitz, a. a. O., 21., 31.3.1945.
- 85 Ebenda, 18.3.1945.
- 86 Ebenda, 5., 6., 11.4.1945.
- 87 Ebenda, 18., 19., 20., 21.4.1945.
- 88 Ebenda, 1.5.1945.
- 89 Ebenda, 2.5.1945.
- 90 Bajohr, Hamburg, S. 328–329.
- 91 Pelc/Zwick (Hg.), Kriegsende in Hamburg; Bajohr, Kaufmann; Ullrich, Acht Tage, S. 99–105.
- 92 Klemperer, Ich will Zeugnis ablegen, Bd. 2, S. 762 (2.5.1945).
- 93 Ebenda, S. 769 (5.5.1945).
- 94 Keller, Volksgemeinschaft am Ende, S. 389–395; Henke, Besetzung, S. 854–870; Arendes u. a. (Hg.), Terror nach innen.
- 95 Weinberg, Welt in Waffen, S. 919–926.
- 96 Ebenda, S. 926–930.
- 97 Rheinisches JournalistInnenbüro, «Unsere Opfer zählen nicht».
- 98 Klein/Schumacher (Hg.), Kolonialkriege; Zimmerer/Zeller (Hg.), Völkermord in Deutsch-Südwestafrika.

Schluss

- 1 Weinberg, Welt in Waffen, S. 932–960.
- 2 Kershaw, Höllensturz, S. 643–644, dort auch das Zitat; Ther, Die dunkle Seite der Nationalstaaten, S. 176–177.
- 3 Kershaw, Höllensturz, S. 645; Schwartz, Ethnische «Säuberung» als Kriegsfolge.
- 4 Herbert, Geschichte Deutschlands, S. 551–553; Grossmann, Juden, Deutsche, Alliierte; Brenner, Nach dem Holocaust.
- 5 Klemperer, So sitze ich denn zwischen allen Stühlen, Bd. 1, S. 6 (17.6.1945).
- 6 Vgl. Wildt, Traum vom Sattwerden.
- 7 Rudolf Petersen, Bürgermeister in schwerer Zeit, in: Neues Hamburg, hrsg. von Erich Lüth, Bd. 10, Hamburg 1955, S. 19.
- 8 Priemel/Stiller (Hg.), NMT; Schabas, Genozid im Völkerrecht.
- 9 Zahlen nach Herbert, Geschichte Deutschlands, S. 566–567, 572.

- 10 Vollnhals (Hg.), Entnazifizierung; Leßau, Entnazifizierungsgeschichten; Sabrow, Fragebogen.
- 11 Boldorf, Brüche oder Kontinuitäten; van Melis, Entnazifizierung.
- 12 Klemperer, So sitze ich denn zwischen allen Stühlen, Bd. 1, S. 147 (23.11.1945).
- 13 Fröhlich, Nachwort.
- 14 Sepp, Topographie des Alltags, S. 233–244.
- 15 Benz, Antisemitismus nach Hitler; Bergmann, «Der Antisemitismus in Deutschland braucht gar nicht übertrieben werden ...», S. 204.
- 16 Buchloh, Veit Harlan, S. 156–176; Henne, Erich Lüth vs. Veit Harlan; Przyrembel/Schönert (Hg.), «Jud Süß».
- 17 Bergmann, «Der Antisemitismus in Deutschland braucht gar nicht übertrieben werden ...», S. 201; zum Bericht von Chaim Yahil siehe Diner, Im Zeichen des Banns, S. 15–19.
- 18 Bajohr, Hanseat und Grenzgänger; Rosenthal, Zwei Leben in Deutschland; Boll/Gross (Hg.), «Ich staune, dass Sie in dieser Luft atmen können», dort auch das Zitat: S. 11.
- 19 Wetzel, Jüdisches Leben in München, S. 81–83.
- 20 Ebenda, S. 84–85.
- 21 Lorenz, Jüdischer Neubeginn.
- 22 Mertens, Davidstern unter Hammer und Zirkel, S. 323–341; Brenner/Frei, Konsolidierung, S. 175–182.
- 23 Lorenz, Jüdischer Neubeginn, S. 124.
- 24 Diner, Im Zeichen des Banns, S. 27–31; Goschler, Wiedergutmachung, S. 38–48.
- 25 Goschler, Schuld und Schulden, S. 169–187; Margalit, Nachkriegsdeutschen, S. 154–160.
- 26 Arendt, Besuch in Deutschland, S 51.
- 27 Mitscherlich, Die Unfähigkeit zu trauern, S. 38.
- 28 Tagebuch Luise Solmitz, StAHH, 622–1/140_1, Band 34, 5.5.1945.
- 29 Ebenda, 8.5.1945.
- 30 Ebenda, 6.5.1945.
- 31 Volkov, Antisemitismus als kultureller Code.
- 32 Tagebuch Luise Solmitz, a. a. O., 1.5.1945
- 33 Lüdtke, Praxis von Herrschaft, S. 240.

Abkürzungsverzeichnis

AAU	Amateur Athletic Union
ADAP	Akten zur deutschen auswärtigen Politik
AK	Armia Krajowa (Heimatarmee)
Anm.	Anmerkung
AR	Akten der Regierung
Aufl.	Auflage
BBC	British Broadcasting Company
Bd.	Band
BIZ	Berliner Illustrierte Zeitung
BDM	Bund Deutscher Mädel
BVP	Bayerische Volkspartei
C. V.	Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens
DAF	Deutsche Arbeitsfront
DAW	Deutsche Ausrüstungswerke
DDP	Deutsche Demokratische Partei
DDR	Deutsche Demokratische Republik
DP	Displaced Persons
DTAV	Deutscher Textilarbeiterverband
DVP	Deutsche Volkspartei
etc.	et cetera (und weitere)
HSSPF	Höherer SS- und Polizeiführer
i. e.	id est (das ist)
IOC	International Olympic Committee
KPD	Kommunistische Partei Deutschlands
LHAK	Landeshauptarchiv Koblenz
MSPD	Mehrheitssozialdemokratische Partei Deutschlands
NAACP	National Association for the Advancement of Colored People
NARA	National Archives and Records Administration
Nbg. Dok.	Beweisdokument der Nürnberger Prozesse
NKWD	Narodnyi Kommissariat Wnutrennich Del (Volkskommissariat für Inneres)
NSDAP	Nationalsozialistische Arbeiterpartei
NSV	Nationalsozialistische Volkswohlfahrt
OA	Oberabschnitt
OHL	Oberste Heeresleitung
OUN	Organisation Ukrainischer Nationalisten
PKWN	Polski Komitet Wyzwolenia Narodowego (Polnisches Komitee Nationaler Befreiung)
RGBl.	Reichsgesetzblatt

RSHA	Reichssicherheitshauptamt
SA	Sturmabteilung
SD	Sicherheitsdienst des Reichsführers SS
SED	Sozialistische Einheitspartei Deutschlands
SPD	Sozialdemokratische Partei Deutschlands
SS	Schutzstaffel
SSPF	SS- und Polizeiführer
StAHH	Staatsarchiv Hamburg
UFA	Universum Film AG
USA	United States of America
USPD	Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands
VEJ	Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das national-sozialistische Deutschland (Edition)
VfZ	Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte
vgl.	vergleiche
ZdA	Zentralverband der Angestellten
ZfG	Zeitschrift für Geschichtswissenschaft

Literaturverzeichnis

Gedruckte Quellen:

- Akten zur deutschen auswärtigen Politik 1918-1945, Serie A: 1918-1925, hrsg. von Walter Bussmann, Göttingen 1982-1995.
- Amtliche Urkunden zur Vorgeschichte des Waffenstillstandes 1918. Auf Grund der Akten der Reichskanzlei, des Auswärtigen Amtes und des Reichsarchivs hrsg. vom Auswärtigen Amt und vom Reichsministerium des Innern, 2., vermehrte Auflage, Berlin 1924.
- Wolfgang Ayass, «Gemeinschaftsfremde». Quellen zur Verfolgung von «Asozialen» 1933-1945, Koblenz 1998.
- Samuel Beckett, Weitermachen ist mehr, als ich tun kann. Briefe 1929-1940, hrsg. von George Craig u.a., Frankfurt a.M. 2013.
- Heinz Boberach (Hg.), Meldungen aus dem Reich. Die geheimen Lageberichte des Sicherheitsdienstes der SS 1938-1945, 17 Bde., Herrsching 1984.
- Joseph Austen Chamberlain, Down the Years, 1935, und Politics from Inside: An Epistolary Chronicle, 1906-1914. Cassell, London 1936.
- Willy Cohn, Kein Recht, nirgends. Breslauer Tagebücher 1933-1941. Eine Auswahl, hrsg. von Norbert Conrads, Köln 2008.
- Deutschland-Berichte der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (Sopade) 1934-1940, hrsg. von Klaus Behnken, 7 Bde., Frankfurt a.M. 1980.
- Der Dienstkalender Heinrich Himmlers 1941/42, bearbeitet, kommentiert und eingeleitet von Peter Witte, Michael Wildt, Martina Voigt, Dieter Pohl, Peter Klein, Christian Gerlach, Christoph Dieckmann und Andrej Angrick, Hamburg 1999.
- Das Dienstagebuch des deutschen Generalgouverneurs in Polen, 1939-1945, hrsg. von Werner Präg, Stuttgart 1975.
- Dokumente und Materialien zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, Reihe II: 1914-1945, hrsg. vom Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED, Berlin (Ost) 1958.
- Max Domarus, Hitler. Reden und Proklamationen 1932-1945, 4 Bände, Wiesbaden 1973.
- Friedrich Ebert, Schriften, Aufzeichnungen, Reden, 2 Bände, Dresden 1926.
- Faschismus – Getto – Massenmord. Dokumentation über Ausrottung und Widerstand der Juden in Polen während des zweiten Weltkrieges, hrsg. vom Jüdischen Historischen Institut Warschau, Frankfurt a.M. 1962.
- Michael von Faulhaber, Kritische Online-Edition der Tagebücher, 1918/1919, www.faulhaber-edition.de.

- Anne Frank, Gesamtausgabe. Tagebücher – Geschichten und Ereignisse aus dem Hinterhaus – Erzählungen – Briefe – Fotos und Dokumente, hrsg. vom Anne Frank Fonds, Basel, Frankfurt a.M. 2013.
- Gross-Berliner Arbeiter- und Soldatenräte in der Revolution 1918/19. Dokumente der Vollversammlungen und des Vollzugsrates. 3 Bände, hrsg. von Gerhard Engel, Bärbel Holtz, Ingo Materna, Berlin 1993-2002.
- Der Hamburger Arbeiter- und Soldatenrat 1918/19, eingeleitet und bearbeitet von Volker Stalman unter Mitwirkung von Jutta Stehling, Düsseldorf 2013.
- Hitler. Sämtliche Aufzeichnungen 1905-1924. Herausgegeben von Eberhard Jäckel zusammen mit Axel Kuhn, Stuttgart 1980.
- Hitler. Reden, Schriften, Anordnungen. Februar 1925 bis Januar 1933, hrsg. und kommentiert von Klaus A. Lankheit, München 1996.
- Der Hitler-Prozess 1924. Wortlaut der Hauptverhandlung vor dem Volksgericht München I, hrsg. und kommentiert von Lothar Gruchmann und Reinhard Weber unter Mitarbeit von Otto Gritschneider, 4 Bände, München 1997-1999«
- Hitler, Mein Kampf. Eine kritische Edition, hrsg. von Christian Hartmann u.a., 2 Bände, München/Berlin 2016.
- Adolph A. Joffe und die russische Aussenpolitik. Unveröffentlichte Dokumente. Eingeleitet, übersetzt und kommentiert von Dietmar Wulff, 3 Teile, in: Berliner Jahrbuch für osteuropäische Geschichte 1995/1, S. 209-247, 1995/2, S. 223-266, 1996/2, S. 267-304.
- Harry Graf Kessler, Das Tagebuch, hrsg. von Roland S. Kamzelak, Ulrich Ott, 9 Bände, Stuttgart 2010-2018.
- Victor Klemperer, Curriculum Vitae. Erinnerungen 1881-1918, hrsg. von Walter Nowojski, 2 Bde., Berlin 1996.
- Victor Klemperer, Man möchte immer weinen und lachen in einem. Revolutionstagebuch 1919, Berlin 2015.
- Victor Klemperer, Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten. Tagebücher 1933-1945, hrsg. von Walter Nowojski unter Mitarbeit von Hadwig Klemperer, 2 Bde., Berlin 1995.
- Victor Klemperer, Leben sammeln, nicht fragen wozu und warum. Tagebücher 1918-1932, hrsg. von Walter Nowojski unter Mitarbeit von Christian Löser, 2 Bde., Berlin 1996.
- Käthe Kollwitz, Die Tagebücher, hrsg. von Jutta Bohnke-Kollwitz, Berlin 1989.
- Emil Kraepelin, Lebenserinnerungen, Berlin 1983.
- Bogdan Krieger, Das Berliner Schloss in den Revolutionstagen 1918. Erinnerungen und Eindrücke, Leipzig 1922.
- Kriegstagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht, hrsg. von Percy E. Schramm, Herrsching 1982.
- Otto Dov Kulka, Eberhard Jäckel (Hg.), Die Juden in den geheimen NS-Stimmungsberichten 1933-1945, Düsseldorf 2004.
- Karl Liebknecht, Gesammelte Reden und Schriften, hrsg. vom Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED, Band 9: Mai 1916 bis 15. Januar 1919, Berlin 1974.
- Locarno-Konferenz 1925. Eine Dokumentensammlung, hrsg. vom Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten der Deutschen Demokratischen Republik, Berlin 1962.
- Klaus Mann, Tagebücher 1931-1933, hrsg. von Joachim Heimannsberg, Peter Laemmle, Wilfried Schoeller, Reinbek bei Hamburg 1995.

- «Mein Arbeitstag – mein Wochenende». Arbeiterinnen berichten von ihrem Alltag 1928, herausgegeben von Alf Lüdtke, Hamburg 1991.
- NS-Pressenanweisungen der Vorkriegszeit. Edition und Dokumentation, hrsg. von Gabriele Toepser-Ziegert, Hans Bohrmann, München 1984-2001.
- Die Organisation des Terrors. Der Dienstkalender Heinrich Himmlers 1945-1945. Herausgegeben von Matthias Uhl, Thomas Pruschwitz, Martin Holler, Jean-Luc Leleu und Dieter Pohl, unter Mitarbeit von Henrik Eberle und Wladimir Sacharow, München 2020.
- The Papers of Woodrow Wilson, ed. by Arthur S. Link et al., Princeton 1984.
- Der Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof, 42 Bände, Nürnberg 1947.
- Die Regierung der Volksbeauftragten 1918/19, bearbeitet von Susanne Miller und Heinrich Potthoff, Düsseldorf 1969.
- Die Regierung Max von Baden, bearbeitet von Erich Matthias und Rudolf Morsey, Düsseldorf 1962.
- Die Regierung Hitler, Teil 1:1933/34, Band 1, bearbeitet von Karl-Heinz Minuth, Boppard am Rhein 1983.
- Gerhard Ritter, Susanne Miller (Hg.), Die deutsche Revolution 1918-19. Dokumente, 2., erheblich erweiterte und überarbeitete Auflage, Hamburg 1975.
- Paul Schmidt, Statist auf diplomatischer Bühne 1923-45. Erlebnisse des Chefdolmetschers im Auswärtigen Amt mit den Staatsmännern Europas, Bonn 1954.
- Kurt von Schuschnigg, Ein Requiem in Rot-Weiss-Rot. «Aufzeichnungen des Häftlings Dr. Auster», Zürich 1946.
- William L. Shirer, Berliner Tagebuch. Aufzeichnungen eines Ausländskorrespondenten 1934-1941, Leipzig 1995.
- Curt Siodmak, Unter Wolfsmenschen. Bd. 1: Europa, Bonn 1995.
- Robert Siodmak, Zwischen Berlin und Hollywood. Erinnerungen eines grossen Filmregisseurs hrsg. von Hans C. Blumenberg, München 1980.
- Reinhard Spitzzy, So haben wir das Reich verspielt. Bekenntnisse eines Illegalen, München/Wien 1986.
- Hugo Steinhaus, Erinnerungen und Aufzeichnungen, Dresden 2010.
- Gustav Stresemann, Vermächtnis. Der Nachlass in drei Bänden, hrsg. von Henry Bernhard unter Mitarbeit von Wolfgang Goetz und Paul Wiegler, Berlin 1932.
- Friedrich Strindberg, Abbessinien im Sturm. Kleines Tagebuch aus dem ostafrikanischen Krieg, Berlin 1936.
- Die Tagebücher von Joseph Goebbels, im Auftrag des Instituts für Zeitgeschichte herausgegeben von Elke Fröhlich, Teil I Aufzeichnungen 1923-1942, Teil II Diktate 1941-1945, München 1993-2006.
- Ursachen und Folgen. Vom deutschen Zusammenbruch 1918 und 1945 bis zur staatlichen Neuordnung Deutschlands in der Gegenwart. Eine Urkunden- und Dokumentensammlung zur Zeitgeschichte, hrsg. und bearbeitet von Herbert Michaelis, Ernst Schraepler, 26 Bände, Bonn/Berlin 1963-1977.
- Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933-1945, 16 Bände, München 2008-2021.

Der Waffenstillstand 1918-1919. Das Dokumentenmaterial der Waffenstillstands-Verhandlungen von Compiègne, Spa, Trier und Brüssel. 1. Band: Der Waffenstillstandsvertrag von Compiègne und seine Verlängerungen nebst den finanziellen Bestimmungen, Berlin 1928.

Literatur:

- 100 Jahre Synagoge Wittlich, hrsg. von Reinhard Bohlen und René Richtscheid, Trier 2010.
- 100 Jahre Theater des Westens, 1896-1996, hrsg. vom Theater des Westens, Berlin 1996.
- Hans-Henning Abendroth, Hitler in der spanischen Arena. Die deutsch-spanischen Beziehungen im Spannungsfeld der europäischen Interessenpolitik vom Ausbruch des Bürgerkrieges bis zum Ausbruch des Weltkrieges 1936-1939, Paderborn 1973.
- Uwe Dietrich Adam, Judenpolitik im Dritten Reich, Düsseldorf 1972.
- Hans Günther Adler, Der verwaltete Mensch. Studien zur Deportation der Juden aus Deutschland, Tübingen 1974.
- Salomon Adler-Rudel, The Evian Conference on the Refugee Question, in: Leo Baeck Institute Year Book XIII (1968), S. 235-273.
- Hans J. L. Adolph, Otto Wels und die Politik der deutschen Sozialdemokratie 1894-1939. Eine politische Biographie, Berlin 1971.
- Hannah Ahlheim, «Deutsche, kauft nicht bei Juden!». Antisemitismus und politischer Boykott in Deutschland 1924 bis 1935, Göttingen 2011.
- Klaus Ahlheim, «Wir müssen Missionare sein, Missionare der Volksgemeinschaft». Hans von Lüpke, die Dorfkirchenbewegung und die Heimvolkshochschulen, in: Paul Ciupke, u.a. (Hg.), «Die Erziehung zum deutschen Menschen». Völkische und nationalkonservative Erwachsenenbildung in der Weimarer Republik, Essen 2007, S. 243-256.
- Robbie Aitken, Eve Rosenhaft, Politik und Performance. Deutsch-Kameruner in der Anti-Kolonialbewegung der zwanziger und dreissiger Jahre, in: Ulrich van der Heyden und Joachim Zeller (Hg.): «... Macht und Anteil an der Weltherrschaft». Berlin und der deutsche Kolonialismus. Münster 2005, S. 270-276.
- Gleb J. Albert, Activist Subjectivities and the Charisma of World Revolution. Soviet Communists Encounter Revolutionary Germany, 1918/19, in: Klaus Weinhauer, Anthony Mc Elligott, Kirsten Heinsohn (ed.), Germany 1916-23. A Revolution in Context, Bielefeld 2015, S. 181-203.
- Michael Alberti, Die Verfolgung und Vernichtung der Juden im Reichsgau Wartheland 1939-1945, Wiesbaden 2006.
- Natalia Aleksiu, Christian Corpses for Christians! Dissecting the Anti-Semitism behind the Cadaver Affair of the Second Polish Republic, in: Jan T. Gross (ed.), The Holocaust in Occupied Poland: New Findings and New Interpretations, Frankfurt a.M. u.a. 2012, S. 9-28.
- Tilman Allert, Der deutsche Gruss. Geschichte einer unheilvollen Geste, Frankfurt a.M. 2005.

- Miguel Alonso, Alan Kramer, Javier Rodrigo (ed.), *Fascist Warfare, 1922-1945. Aggression, Occupation, Annihilation*, Cham 2019.
- Christine Alonzo, *Rassenhygiene im Klassenzimmer. Ein Hakenkreuzzug gegen die Kinder im Namen der Rasse*, in: Peter Martin, Peter Martin (Hg.), *Zwischen Charleston und Stechschritt. Schwarze im Nationalsozialismus*, Köln 2005, S. 509-516.
- Peter-André Alt, *Sigmund Freud. Der Arzt der Moderne. Eine Biographie*, München 2016.
- Florian Altenhöner, *Kommunikation und Kontrolle. Gerüchte und städtische Öffentlichkeiten in Berlin und London 1914/18*, München 2008.
- Götz Aly, *Aktion T4: 1939-1945. Die «Euthanasie»-Zentrale in der Tiergartenstrasse 4*, Berlin 1987.
- Götz Aly, *«Endlösung». Völkerverschiebung und der Mord an den europäischen Juden*, Frankfurt a.M. 1995.
- Götz Aly, *Europa gegen die Juden 1880-1945*, Frankfurt a.M. 2017.
- Gabriele Anderl, *Die «Zentralstellen für jüdische Auswanderung» in Wien, Berlin und Prag – ein Vergleich*, in: *Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte* 23 (1994), S. 275-299.
- Benedict Anderson, *Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts*, Frankfurt a.M. 1996.
- Elisabeth Angermair, *München um 1900: Struktur einer Stadt*, in: *München – «Hauptstadt der Bewegung»*, hrsg. vom Münchner Stadtmuseum, München 1993, S. 15-19.
- Andrej Angrick, Peter Klein, *Die «Endlösung» in Riga: Ausbeutung und Vernichtung 1941-1944*, Darmstadt 2006.
- Andrej Angrick, *«Aktion 1005» – Spurenbeseitigung von NS-Verbrechen 1942-1945. Eine «geheime Reichssache» im Spannungsfeld von Kriegswende und Propaganda*, 2. Bde., Göttingen 2018.
- Sigrun Anselm, *Emanzipation und Tradition in den 20er Jahren*, in: Sigrun Anselm, Barbara Beck (Hg.), *Triumph und Scheitern in der Metropole. Zur Rolle der Weiblichkeit in der Geschichte Berlins*, Berlin 1987, S. 253-274.
- Norbert Aping, *Charlie Chaplin in Deutschland. 1915-1924: Der Tramp kommt ins Kino*, Marburg 2014.
- Norbert Aping, *Liberty Shtunk! Die Freiheit wird abgeschafft. Charlie Chaplin und die Nationalsozialisten*, Marburg 2011.
- Yitzhak Arad, *The Operation Reinhard Death Camps. Belzec, Sobibór, Treblinka*, revised and expanded edition, Bloomington 2018.
- Cord Arendes/Edgar Wolfrum/Jörg Zedler (Hg.), *Terror nach innen. Verbrechen am Ende des Zweiten Weltkriegs*, Göttingen 2006.
- Hannah Arendt, *Fernsehgespräch mit Günter Gaus*, ZDF, 28.10.1964, abgedruckt in: *Dies., Ich will verstehen. Selbstauskünfte zu Leben und Werk*, München 1996, S. 44-70.
- Asfa-Wossen Asserate, *Der letzte Kaiser von Afrika. Triumph und Tragödie des Haile Selassie*, Berlin 2014.
- Stephane Audoin-Rouzeau, *Die Delegation der «gueules cassées» in Versailles am 28. Juni 1919*, in: *Versailles 1919. Ziele – Wirkung – Wahrnehmung*, hrsg. von Gerd Krumeich in Zusammenarbeit mit Silke Fehleemann, Essen 2001, S. 281-287.

- Hellmuth Auerbach, Hitlers politische Lehrjahre und die Münchener Gesellschaft 1919-1923, in: *VfZ* 25 (1977), S. 1-45.
- Hellmuth Auerbach, Volksstimmung und veröffentlichte Meinung in Deutschland zwischen März und November 1938, in: Franz Knipping, Klaus-Jürgen Müller (Hg.), *Machtbewusstsein in Deutschland am Vorabend des Zweiten Weltkrieges*, Paderborn 1984, S. 274-293.
- Julian Aulke, *Räume der Revolution. Kulturelle Verräumlichung in Politisierungsprozessen während der Revolution 1918-1920*, Stuttgart 2015.
- Karl-Ludwig Ay, *Die Entstehung einer Revolution. Die Volksstimmung in Bayern während des Ersten Weltkrieges*, Berlin 1968.
- Wolfgang Ayass, *«Asoziale» im Nationalsozialismus*, Stuttgart 1995.
- Max von Baden, *Erinnerungen und Dokumente [1927/28]*, herausgegeben von Golo Mann und Andreas Burckhardt. Mit einer Einleitung von Golo Mann, Stuttgart 1968.
- Frank Bajohr, Hamburgs «Führer». Zur Person und Tätigkeit des Hamburger NSDAP-Gauleiters Karl Kaufmann (1900-1969), in: Ders., Joachim Szodrzynski (Hg.), *Hamburg in der NS-Zeit. Ergebnisse neuerer Forschungen*, Hamburg 1995, S. 59-91.
- Frank Bajohr, «Arisierung» in Hamburg. Die Verdrängung der jüdischen Unternehmer 1933-1945' Hamburg 1997.
- Frank Bajohr, Ämter, Pfründe, Korruption. Materielle Aspekte der nationalsozialistischen Machteroberung, in: Andreas Wirsching (Hg.), *Das Jahr 1933. Die nationalsozialistische Machtergreifung und die deutsche Gesellschaft*, Göttingen 2009, S. 185-199.
- Frank Bajohr (Hg), *Hamburg im «Dritten Reich»*, Göttingen 2005.
- Frank Bajohr, Dieter Pohl (Hrsg.), *Der Holocaust als offenes Geheimnis. Die Deutschen, die NS-Führung und die Alliierten*, München 2006.
- Frank Bajohr, Christian Strupp (Hg.), *Fremde Blicke auf das «Dritte Reich». Berichte ausländischer Diplomaten über Herrschaft und Gesellschaft in Deutschland 1933-1945*, Göttingen 2011.
- Frank Bajohr, Sybille Steinbacher (Hg.), *«... Zeugnis ablegen bis zum letzten». Tagebücher und persönliche Zeugnisse aus der Zeit des Nationalsozialismus und des Holocaust*, Göttingen 2015.
- Josephine Baker, *Jo Bouillon, Ich habe zwei Lieben*, Berlin 1980.
- David Bankier, *Die öffentliche Meinung im Hitler-Staat. Die «Endlösung» und die Deutschen. Eine Berichtigung*, Berlin 1995.
- Jacques Bariéty (ed.), *La France et l'Allemagne entre les deux guerres mondiales. Actes du colloque tenu en Sorbonne (Paris IV), 15.-16.1.1987*, Paris 1987.
- Jacques Bariéty (ed.), *Aristide Briand, la Société des Nations et l'Europe, 1919-1932*, Strasbourg 2007.
- Avraham Barkai, *Vom Boykott zur «Entjudung». Der wirtschaftliche Existenzkampf der Juden im Dritten Reich, 1933-1943*, Frankfurt a.M. 1988.
- Avraham Barkai, Paul Mendes-Flohr, *Aufbruch und Zerstörung 1918-1945*, München 1997.
- Walter Bartel, *Der Januarstreik 1918 in Berlin*, in: Albert Schreiner (Hg.), *Revolutionäre*

- Ereignisse und Probleme in Deutschland während der Periode der grossen Sozialistischen Oktoberrevolution, Berlin (Ost) 1957, S. 141-183.
- Emil Barth, Aus der Werkstatt der deutschen Revolution, Berlin 1919.
- Boris Barth, Europa nach dem Grossen Krieg. Die Krise der Demokratie in der Zwischenkriegszeit 1918-1938, Frankfurt a.M. 2016.
- Rainer Baudendistel, Das Rote Kreuz unter Feuer, in: Asfa-Wossen Asserate, Aram Mattioli (Hg.), Der erste faschistische Vernichtungskrieg. Die italienische Aggression gegen Äthiopien 1935-1941, Köln 2006, S. 59-72.
- Frieder Bauer, Jörg Vögele, Die «Spanische Grippe» in der deutschen Armee 1918: Perspektiven der Ärzte und Generäle, in: Medizinhistorisches Journal 48 (2013), S. 117-152.
- Gerhard Bauer, Gefangenschaft und Lebenslust. Oskar Maria Graf in seiner Zeit, München 1987.
- Reinhard Bauer, Ernst Piper, München. Die Geschichte einer Stadt, München 1993.
- Winfried Baumgart, Zur Ansprache Hitlers am 22. August 1939, in: VfZ 16 (1968), S. 120-149.
- Winfried Baumgart, Deutsche Ostpolitik 1918. Von Brest-Litowsk bis zum Ende des Ersten Weltkrieges, Wien/München 1966.
- Baur, Johannes, Die Revolution und «Die Weisen von Zion». Zur Entwicklung des Russlandbildes in der frühen NSDAP, in: Gerd Koenen, Lev Kopelev (Hg.), Deutschland und die Russische Revolution 1917-1924. München 1998, S.165-190.
- Marianne Bechhaus-Gerst, Alexander Ndoki. Ein Opfer nationalsozialistischer Justiz, in: Christine Alonzo, Peter Martin (Hg.), Zwischen Charleston und Stechschritt. Schwarze im Nationalsozialismus, Köln 2005, S. 557-565.
- Marianne Bechhaus-Gerst, Afrika und Köln – eine koloniale Spurensuche, in: Dies., Reinhard Klein-Arendt (Hg.), Afrikanerinnen in Deutschland und schwarze Deutsche – Geschichte und Gegenwart, Münster 2004, S. 75-87.
- Marianne Bechhaus-Gerst, Menschen afrikanischer Herkunft in Berlin 1918-1945, in: Oumar Diallo, Joachim Zeller (Hg.), Black Berlin. Die deutsche Metropole und ihre afrikanische Diaspora in Geschichte und Gegenwart, 2. überarb. Aufl., Berlin 2014, S. 89-111.
- Nikola Becker, Bürgerliche Lebenswelt und Politik in München. Autobiographien über das Fin de Siècle, den Ersten Weltkrieg und die Weimarer Republik, Kallmünz 2014.
- Siegfried Beer, Von Ambivalenz zur Ohnmacht: Britische Reaktionen zum «Anschluss» im März 1938, in: Stefan Karner, Peter Ruggenthaler (Hg.), 1938. Der «Anschluss» im internationalen Kontext, Graz/Wien 2020, S. 157-172.
- Sabine Behrenbeck, «Der Führer». Die Einführung eines politischen Markenartikels, in: Gerald Diesener, Rainer Gries (Hg.), Propaganda in Deutschland. Zur Geschichte der politischen Massenbeeinflussung im 20. Jahrhundert, Darmstadt 1996, S. 51-78.
- Walter Benjamin. Über den Begriff der Geschichte, hrsg. von Gérard Paul (Walter Benjamin, Werke und Nachlass. Kritische Gesamtausgabe, Band 19), Berlin 2010.
- Angelika Benz, Handlanger der SS. Die Rolle der Trawniki-Männer im Holocaust, Berlin 2015.
- Wolfgang Benz, Ressentiment und Trauma. Juden und Novemberrevolution in Bayern, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 66 (2018), S. 842-858.

- Wolfgang Benz, *Gewalt im November 1938. Die «Reichskristallnacht». Initial zum Holocaust*, Berlin 2018.
- Wolfgang Benz, *Im Widerstand. Grösse und Scheitern der Opposition gegen Hitler*, München 2018.
- Wolfgang Benz, Barbara Distel (Hg.), *Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager*, 9 Bände, München 2006-2009.
- Götz Bergander, *Dresden im Luftkrieg. Vorgeschichte, Zerstörung, Folgen*, Weimar 1994.
- Martin Bergau, *Todesmarsch zur Bernsteinküste. Das Massaker an Juden im ostpreussischen Palmnicken im Januar 1945*, Heidelberg 2006.
- Sara Berger, *Experten der Vernichtung. Das T4-Reinhardt-Netzwerk in den Lagern Belzec, Sobibór und Treblinka*, Hamburg 2013.
- Stefan Berger, Janosch Steuer, Klaus Wisotzky (Hg.), *Zur Erinnerung. Das Aufschreibebuch des Krupparbeiters Paul Maik*, Münster 2021.
- Georg Christoph Berger Waldenegg, *Hitler, Göring, Mussolini und der «Anschluss» Österreichs an das Deutsche Reich*, in: *VfZ* 51 (2003), S. 147-182.
- Andrew Stuart Bergerson, *Nationalsozialismus in alltäglichen Interaktionen. Freundschaft und Nachbarschaft in Hildesheim zwischen den Kriegen*, Hildesheim 2019.
- Andrew Bergerson, Leonard Schmieding (ed.), *Ruptures in the Everyday. Views of Modern Germany from the ground*, New York/Oxford 2017.
- Walther L. Bernecker, *Krieg in Spanien 1936-1939*, 2., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage, Darmstadt 2005.
- Hans-Joachim Bernhard, *Die Entstehung einer revolutionären Friedensbewegung in der deutschen Hochseeflotte im Jahre 1917*, in: Albert Schreiner (Hg.), *Revolutionäre Ereignisse und Probleme in Deutschland während der Periode der grossen Sozialistischen Oktoberrevolution*, Berlin (Ost) 1957, S. 89-140.
- Patrick Bernhard, *Konzertierte Gegnerbekämpfung im Achsenbündnis. Die Polizei im Dritten Reich und im faschistischen Italien 1933-1943*, in: *VfZ* 59 (2011), Heft 2, S. 229-262.
- Eduard Bernstein, *Die deutsche Revolution von 1918/19. Geschichte der Entstehung und ersten Arbeitsperiode der deutschen Republik [1921]*, hrsg. von Heinrich August Winkler, Bonn 1998.
- Richard Bessel, *Germany 1945. From War to Peace*, New York 2009.
- Richard Bessel, *Political Violence and the Rise of Nazism: the Storm Troopers in Eastern Germany 1925-1934*, New Haven 1984.
- Dietrich Beyrau, *Antisemitismus und Judentum in Polen, 1918-1939*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 8 (1982), S. 205-232.
- Hans-Joachim Bieber, *Gewerkschaften in Krieg und Revolution. Arbeiterbewegung, Industrie, Staat und Militär in Deutschland 1914-1920*, 2 Bände, Hamburg 1981.
- Hans-Joachim Bieber, *Bürgertum in der Revolution. Bürgerräte und Bürgerstreiks in Deutschland 1918-1920*, Hamburg 1992.
- Michael C. Bienert, *Lars Lüdike unter Mitarbeit von Leonie Kayser (Hg.), Preussen zwischen Demokratie und Diktatur. Der Freistaat, das Ende der Weimarer Republik und die Errichtung der NS-Herrschaft, 1932-1934*, Berlin 2018.
- Olaf Blaschke, *Die Kirchen und der Nationalsozialismus*, Stuttgart 2014.

- Rainer A. Blasius, *Appeasement und Widerstand 1938*, in: Peter Steinbach, Johannes Tuchel (Hg.), *Widerstand gegen den Nationalsozialismus*, Berlin 1994, S. 280-293.
- Daniel Blatman, *Die Todesmärsche 1944/45. Das letzte Kapitel des nationalsozialistischen Massenmords*, Reinbek bei Hamburg 2011.
- Thomas Toivi Blatt, *Nur die Schatten bleiben. Der Aufstand im Vernichtungslager Sobibór*, Berlin 2000.
- Maria Blitz, *Endzeit in Ostpreussen. Ein beschwiegenes Kapitel des Holocaust*, Berlin 2013.
- Jean-Luc Blondel, Susanne Urban, Sebastian Schönemann (Hg.), *Auf den Spuren der Todesmärsche*, Göttingen 2012.
- W. Michael Blumenthal, *Die unsichtbare Mauer. Die dreihundertjährige Geschichte einer deutsch-jüdischen Familie*, München/Wien 1999.
- Gisela Bock, *Nationalsozialistische Sterilisationspolitik*, in: Klaus-Dietmar Henke (Hg.), *Tödliche Medizin im Nationalsozialismus. Von der Rassenhygiene zum Massenmord*, Köln 2008, S. 85-99.
- Chaja Boebel, Lothar Wenzel (Hg.), *Streiken gegen den Krieg – die Bedeutung der Massenstreiks in der Metallindustrie vom Januar 1918*, Hamburg 2008.
- Jochen Böhler, *Auftakt zum Vernichtungskrieg. Die Wehrmacht in Polen 1939*, Frankfurt a.M. 2006.
- Jochen Böhler, *Der Überfall. Deutschlands Krieg gegen Polen*, Frankfurt a.M. 2009.
- Jochen Böhler, *Civil War in Central Europe 1918-1921. The Reconstruction of Poland*, Oxford 2018.
- Hermann Boehm, Winfried Baumgart, *Zur Ansprache Hitlers am 22. August 1939. Miscelle*, in: *VfZ* 19 (1971), S. 294-304.
- Manfred E Boemeke, Gerald D. Feldman, E Lisabeth Glaser (ed.), *The Treaty of Versailles. A reassessment after 75 years*, Cambridge 1998.
- Bernd Bonwetsch, *Lenin und Deutschland*, in: Dagmar Herrmann (Hg.), *Deutsche und Deutschland aus russischer Sicht. 19./20. Jahrhundert: Von den Reformen Alexanders II. bis zum Ersten Weltkrieg*, München 2006, S. 280-305.
- Horst Boog, Gerhard Krebs, Detlef Vogel, *Das Deutsche Reich in der Defensive. Strategischer Luftkrieg in Europa, Krieg im Westen und in Ostasien 1943-1944/45*, Stuttgart/München 2001.
- György Borsányi, *The Life of a Communist Revolutionary. Béla Kun*, Boulder 1993.
- Alina Bothe, Gertrud Pickhan (Hg.), *Ausgewiesen! Berlin, 28.10.1938. Die Geschichte der «Polenaktion»*, Berlin 2018.
- Gerhard Botz, *Die ‚Österreichische Revolution‘ 1918/19. Zu Kontexten und Problematik einer alten Meistererzählung der Zeitgeschichte in Österreich*, in: *Zeitgeschichte* 41 (2014), Heft 6, S. 359-370.
- Tim Bouverie, *Appeasing Hitler. Chamberlain, Churchill and the Road to War*, London 2019.
- Randolph L. Braham, *The Politics of Genocide, The Holocaust in Hungary*, erw. u. rev. Ausgabe, New York 1994.
- Detlef Brandes, *Die Sudetendeutschen im Krisenjahr 1938*, München 2008.
- Hans-Jürgen Brandt, *Die Anfänge des Kinos*, in: Helmut Korte, Werner Faulstich, *Der Film*

- zwischen 1895 und 1924: ein Überblick, in: Dies. (Hg.), *Fischer Filmgeschichte*, Band 1: Von den Anfängen bis zum etablierten Medium 1895-1924, Frankfurt a.M. 1994, S. 86-98.
- Adolf Braun, *Sturmvogel der Revolution! Aktenstücke zur Vorgeschichte der Revolution*, Berlin 1919.
- Jutta Braun, Helene Mayer. Eine jüdische Sportlerin in Deutschland, in: Theresia Bauer, Elisabeth Kraus, Christiane Kuller, Winfried Süß (Hg.), *Gesichter der Zeitgeschichte. Deutsche Lebensläufe im 20. Jahrhundert*, München 2009, S. 85-102.
- Magnus Brechtken, Hans-Christian Jasch, Christoph Kreuztmüller, Niels Wiese (Hg.), *Die Nürnberger Gesetze – 80 Jahre danach. Vorgeschichte, Entstehung, Auswirkungen*, Göttingen 2017.
- Magnus Brechtken, Albert Speer. Eine deutsche Karriere, München 2017.
- Michael Brenner, *Der lange Schatten der Revolution. Juden und Antisemiten in Hitlers München 1918 bis 1923*, Berlin 2019.
- Martin Broszat, Soziale Motivation und Führer-Bindung des Nationalsozialismus, in: *VfZ* 18 (1970), S. 392-409.
- Christopher Browning, Die nationalsozialistische Ghettoisierungspolitik in Polen 1939-1941, in: Ders., *Der Weg zur «Endlösung». Entscheidungen und Täter*, Bonn 1998, S. 37-65.
- Christopher Browning, *Die Entfesselung der «Endlösung». Nationalsozialistische Judenpolitik 1939-1942. Mit einem Beitrag von Jürgen Matthäus*, Berlin 2003.
- Franziska Bruder, «Den ukrainischen Staat erkämpfen oder sterben!» Die Organisation Ukrainischer Nationalisten (OUN) 1929-1948, Berlin 2007.
- Maïke Bruhns, Brigitte Rosenkranz, Gretchen Wohlwill – eine jüdische Malerin der Hamburger Secession, Hamburg 1989.
- Tim Buchen, *Antisemitismus in Galizien. Agitation, Gewalt und Politik gegen Juden in der Habsburgermonarchie um 1900*, Berlin 2012.
- Marc Büggeln, *Der U-Boot-Bunker «Valentin». Marinerüstung, Zwangsarbeit und Erinnerung*, Bremen 2017.
- Marc Büggeln, *Das Versprechen der Gleichheit. Progressive Steuern und die Reduktion sozialer Ungleichheit 19871 bis 1945*, Habilitationsschrift, Humboldt Universität zu Berlin 2019.
- Marc Büggeln, Michael Wildt (Hg.), *Arbeit im Nationalsozialismus*, München 2014.
- Ursula Büttner, *Weimar. Die überforderte Republik 1918-1933. Leistung und Versagen in Staat, Gesellschaft, Wirtschaft und Kultur*, Stuttgart 2008.
- Philippe Burrin, *Hitler und die Juden. Die Entscheidung für den Völkermord*, Frankfurt a.M. 1993.
- Randall L. Bytwerk, Die nationalsozialistische Versammlungspraxis. Die Anfänge vor 1933, in: Gerald Diesener/Rainer Gries (Hg.), *Propaganda in Deutschland. Zur Geschichte der politischen Massenbeeinflussung im 20. Jahrhundert*, Darmstadt 1996, S. 35-50.
- David Cameron, Anthony Heywood, *Germany, Russia and Locarno, The German-Soviet Trade Treaty of 12 October 1925*, in: Gaynor Johnson (ed.), *Locarno Revisited: European Diplomacy 1920-1929*, London/New York 2004, S. 122-145.

- Tina Campt, *Other Germans. Black Germans and the Politics of Race, Gender, and Memory in the Third Reich*, Ann Arbor 2004.
- Elias Canetti, *Masse und Macht*, München 1978.
- Kathleen Canning, *Das Geschlecht der Revolution – Stimmrecht und Staatsbürgertum 1918/19*, in: Alexander Gallus (Hg.), *Die vergessene Revolution von 1918/19*, Göttingen 2010, S. 84-116.
- Francis L. Carsten, *Revolution in Mitteleuropa 1918-1919*, Köln 1973.
- Alan Cassels, *Locarno, Early Test of Fascist Intentions*, in: Gaynor Johnson (ed.), *Locarno Revisited: European Diplomacy 1920-1929*, London/New York 2004, S. 80-94.
- David Cesarani, *«Endlösung». Das Schicksal der Juden 1933 bis 1948*, Berlin 2016.
- Dipesh Chakrabarty, *Europa als Provinz. Perspektiven postkolonialer Geschichtsschreibung*, Frankfurt a.M./New York 2010.
- Jewgeni Chaldej, *Der bedeutende Augenblick*, hrsg. von Ernst Volland und Heinz Krimmer, Leipzig 2008.
- Anne Anling Cheng, *Second Skin. Josephine Baker and the Modern Surface*. Oxford 2011.
- Roger Chickering, *Das Deutsche Reich und der Erste Weltkrieg*, München 2002.
- Winston S. Churchill, *The World Crisis. The Aftermath*, London 1929.
- Jutta Ciolek-Kümper, *Wahlkampf in Lippe. Die Wahlkampfpropaganda der NSDAP zur Landtagswahl am 15. Januar 1933*, München 1976.
- Paul Ciupke, *Diskurse über Volk, Gemeinschaft und Demokratie in der Erwachsenenbildung der Weimarer Zeit*, in: Ders. u.a. (Hg.), *«Die Erziehung zum deutschen Menschen». Völkische und nationalkonservative Erwachsenenbildung in der Weimarer Republik*, Essen 2007.
- Christopher M. Clark, *Die Schlafwandler. Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog*, München 2013.
- Patrick O. Cohrs, *The Quest for a New Concert of Europe: British Pursuits of German Rehabilitation and European Stability in the 1920s*, in: Gaynor Johnson (ed.), *Locarno Revisited: European Diplomacy 1920-1929*, London/New York 2004, S. 33-58.
- Alon Confino, *Narrative Form and Historical Sensation: On Saul Friedländer's The Years of Extermination*, in: *History and Theory* 48 (October 2009), S. 199-219.
- Alon Confino, *A World Without Jews. The Nazi Imagination from Persecution to Genocide*, New Haven/London 2014.
- Eckart Conze, *Die grosse Illusion. Versailles 1919 und die Neuordnung der Welt*, München 2018.
- Cameron Crowe, *Conversations with Billy Wilder*, New York 2001.
- Martin Cüppers, Steffen Hänchen, *Belohnung für den Völkermord. Eine Berlin-Reise von Akteuren der «Aktion Reinhard»*, in: Martin Cüppers u.a., *Die Fotos aus Sobibór. Die Niemann-Sammlung zu Holocaust und Nationalsozialismus*, Berlin 2020, S. 215-255.
- Martin Cüppers, *Die Verwirklichung des Undenkbaren: die Aktionen «T4» und «Reinhard» mit ihren Akteuren*, in: Martin Cüppers u.a., *Die Fotos aus Sobibór. Die Niemann-Sammlung zu Holocaust und Nationalsozialismus*, Berlin 2020, S. 85-102.

- Danuta Czech, *Kalendarium der Ereignisse im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau 1939-1945*» Reinbek bei Hamburg 1989.
- Dirk Dähnhardt, *Revolution in Kiel. Der Übergang vom Kaiserreich zur Weimarer Republik 1918/19*, Neumünster 1978.
- Dalton, Karen C. C., Gates, Henry Louis Jr., Josephine Baker and Paul Colin. *African American Dance Seen Through Parisian Eyes*. In: *Critical Inquiry* 24 (1998), S. 903-934.
- Belinda J. Davis, *Home Fires Burning. Food, Politics, and Everyday Life in World War I Berlin*, Chapel Hill/London 2000.
- Marc Debus, *Parlamentswahl in der Diktatur. Eine Analyse des Wählerverhaltens auf Ebene der Land- und Stadtkreise bei der Reichstagswahl vom 12. November 1933*, in: *Zeitschrift für Parlamentsfragen* 47 (2016), S. 693-708.
- Inge Degenhardt, *Kleinbürgerschicksale im deutschen Spielfilm: Die Strasse (1923)*, in: Helmut Korte, Werner Faulstich, *Der Film zwischen 1895 und 1924*, Fischer Filmgeschichte, Band 1: *Von den Anfängen bis zum etablierten Medium 1895-1924*, Frankfurt a.M. 1994, S. 394-411.
- Angelo Del Boca, *Yperit-Regen. Der Giftgaskrieg*, in: Asfa-Wossen Asserate, Aram Mattioli (Hg.), *Der erste faschistische Vernichtungskrieg. Die italienische Aggression gegen Äthiopien 1935-1941*, Köln 2006, S. 45-58.
- Laurenz Demps (Hg.), *Luftangriffe auf Berlin. Die Berichte der Hauptluftschutzstelle 1940-1945*, Berlin 2012.
- Annette Becker-Deroeux, *Das Begräbnis des Leutnants Colpin in Lille am 21. März 1923*, in: Gerd Krumeich, Joachim Schröder, (Hg.), *Der Schatten des Weltkrieges. Die Ruhrbesetzung 1923*, Essen 2004, S. 257-263.
- Deutsches Historisches Museum (Hg.), *Robert Siodmak*, Marburg 2015.
- Maria I. Diedrich, *From American Slaves to Hessian Subjects. Silenced Black Narratives of the American Revolution*, in: Mischa Honeck, Martin Klimke, Anne Kuhlmann (ed.), *Germany and the Black Diaspora. Points to Contact, 1250-1914*, New York/Oxford 2013, S. 92-111.
- Georges Didi-Huberman, *Remontagen der erlittenen Zeit. Das Auge der Geschichte II*, Paderborn 2014.
- Christoph Dieckmann, *«Jüdischer Bolschewismus» 1917 bis 1921. Überlegungen zur Verbreitung, Wirkungsweise und jüdischen Reaktionen*, in: Sybille Steinbacher (Hg.), *Holocaust und Völkermorde. Die Reichweite des Vergleichs*, Frankfurt a.M. 2012, S. 55-81.
- Christoph Dieckmann, *Deutsche Besatzungspolitik in Litauen 1941-1944*, 2 Bände, Göttingen 2012.
- Dan Diner, *Das Jahrhundert verstehen. Eine universalhistorische Deutung*, Frankfurt a.M. 2000.
- Dan Diner, *Ein anderer Krieg. Das jüdische Palästina und der Zweite Weltkrieg 1935-1942*, München 2021.
- Barbara Distel, *Sobibór*, in: Wolfgang Benz, Barbara Distel (Hg.), *Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager*, Bd. 8, München 2008, S. 375-404.

- Martha Dodd, Eine Party für Tom, in: Oliver Lubrich (Hg.), Reisen ins Reich 1933 bis 1945. Ausländische Autoren berichten aus Deutschland, Frankfurt a.M. 2004, S. 116-122.
- Patrizia Dogliani, Das faschistische Italien und das Münchener Abkommen, in: Jürgen Zarusky, Martin Zückert (Hg.), Das Münchener Abkommen von 1938 in europäischer Perspektive, München 2013, S. 53-68.
- Burcu Dogramaci, Günther Sandner (Hg.), Rosa und Anne Schapire. Sozialwissenschaft, Kunstgeschichte und Feminismus um 1900, Berlin 2017.
- Bernward Dörner, «Heimtücke»: Das Gesetz als Waffe. Kontrolle, Abschreckung und Verfolgung in Deutschland 1933-1945, Paderborn 1998.
- Annette Dorgerloh, Josephine Baker. Zwischen Bananenröckchen und «neuer Frau» der zwanziger Jahre, in: Christine Alonson, Peter Martin, Peter (Hg.), Zwischen Charleston und Stehschritt. Schwarze im Nationalsozialismus, Köln 2005, S. 287-291.
- Markus Dreist, Die deutsch-italienischen Beziehungen im Spannungsfeld der europäischen Politik 1918-1934, Frankfurt a.M. 2000.
- Michael G. Dufving, Die Kapitulationsverhandlungen vom 30. April bis 2. Mai 1945, in: Bengt von zur Mühlen (Hg.), Der Todeskampf der Reichshauptstadt, Berlin 1994, S. 177-181.
- Albrecht Dümmling, Musik, in: Kino der Moderne. Film in der Weimarer Republik, hrsg. von der Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik, Bonn, und der Deutschen Kinemathek, Berlin, Bonn 2018, S. 100-105.
- Konrad Dussel, Bilder als Botschaft. Bildstrukturen deutscher Illustrierter 1905-1945 im Spannungsfeld von Politik, Wirtschaft und Publikum, Köln 2019.
- Wolfgang Uwe Eckart, Medizin in der NS-Diktatur. Ideologie, Praxis, Folgen, Köln 2012.
- Astrid Eichstedt/Bernd Polster, Wie die Wilden. Tänze auf der Höhe ihrer Zeit, Berlin 1985.
- Andreas Engwert, Susanne Kill (Hg.), Sonderzüge in den Tod. Die Deportationen mit der Deutschen Reichsbahn. Eine Dokumentation der Deutschen Bahn AG, Köln 2009.
- Cornelia Essner, Die «Nürnberger Gesetze» oder die Verwaltung des Rassenwahns 1933-1945, Paderborn 2002.
- Monika Faber, Esther Ruels und Magdalena Vukovic (Hg.), Machen Sie mich schön, Madame d'Ora. Dora Kallmus, Fotografin in Wien und Paris 1907-1957, Wien 2017.
- Monika Faber, Magdalena Vukovic, Skrupellose Karrieristin mit wienerischem Charme? Die beruflichen Anfänge von Dora Kallmus, in: ebenda, S. 25-57.
- Gianluca Falanga, Mussolinis Vorposten in Hitlers Reich. Italiens Politik in Berlin 1933-1945, Berlin 2008.
- Jürgen W. Falter, Hitlers Wähler. Die Anhänger der NSDAP 1924-1933, überarbeitete und erweiterte Neuauflage, Frankfurt a.M./New York 2020.
- Jürgen W. Falter, Hitlers Parteigenossen. Die Mitglieder der NSDAP 1919-1945, Frankfurt a.M./New York 2020.
- Christian Faludi (Hg.), Die «Juni-Aktion» 1938. Eine Dokumentation zur Radikalisierung der Judenverfolgung, Frankfurt a.M./New York 2013.
- Liliana Picciotto Fargion, Italien, in: Wolfgang Benz (Hg.), Dimension des Völkermords. Die Zahl der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus, München 1991, S. 199-227.

- Gerald D. Feldman, *The Great Disorder. Politics, Economics and Society in the German Inflation, 1914-1924*, New York 1993.
- Jürgen Felix, *Die Anfänge der Slapstick Comedy: Arbeit (Work, 1915)*, in: Helmut Korte, Werner Faulstich, *Der Film zwischen 1895 und 1924: ein Überblick, Fischer Filmgeschichte, Band 1: Von den Anfängen bis zum etablierten Medium 1895-1924*, Frankfurt a.M. 1994, S. 248-265.
- Joachim Fest, *Franz von Papen und die Konservative Kollaboration*, in: Ders., *Das Gesicht des Dritten Reiches. Profile einer totalitären Herrschaft*, München 1993, S. 209-224.
- Karola Fings, *Sinti und Roma. Geschichte einer Minderheit, 2., aktualisierte Aufl.*, München 2019.
- Karola Fings, Sybille Steinbacher (Hg.), *Sinti und Roma. Der nationalsozialistische Völkermord in historischer und gesellschaftspolitischer Perspektive*, Göttingen 2021.
- Carole Fink, Axel Frohn, Jürgen Heideking (ed.), *Genoa, Rapallo, and European Reconstruction*, Washington 1991.
- Conan Fischer, *The Ruhr Crisis, 1923-1924*, Oxford/New York 2003.
- Ingeborg Fleischhauer, *Der deutsch-sowjetische Grenz- und Freundschaftsvertrag vom 28. September 1939. Die deutschen Aufzeichnungen über die Verhandlungen zwischen Stalin, Molotov und Ribbentrop in Moskau*, in: *VfZ* 39 (1991), Heft 3, S. 447-470.
- Thomas Flemming, Bernd Ulrich, *Heimatfront. Zwischen Kriegsbegeisterung und Hungernot – wie die Deutschen den Ersten Weltkrieg erlebten*, München 2014.
- Moritz Föllmer, *Führung und Demokratie in Europa*, in: Tim B. Müller, Adam Tooze (Hg.), *Normalität und Fragilität. Demokratie nach dem Ersten Weltkrieg*, Hamburg 2015, S. 177-197.
- Moritz Föllmer, *Was Nazism Collectivistic? Redefining the Individual in Berlin, 1930-1945*, in: *Journal of Modern History* 82 (2010), S. 61-100.
- Birte Förster, *1919. Ein Kontinent erfindet sich neu*, Stuttgart 2018.
- Ute Frevert, *Vergängliche Gefühle*, Göttingen 2013.
- Ute Frevert, *Die Politik der Demütigung. Schauplätze von Macht und Ohnmacht*, Frankfurt a.M. 2017.
- Ute Frevert, *Mächtige Gefühle. Von A wie Angst bis Z wie Zuneigung. Deutsche Geschichte seit 1900*, Frankfurt a.M. 2020.
- Ute Frevert, *Traditionale Weiblichkeit und moderne Interessensorganisation: Frauen im Angestelltenberuf 1918-1933*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 7 (1981), S. 508-533.
- Henry Friedlander, *Der Weg zum NS-Genozid. Von der Euthanasie zur Endlösung*, Berlin 1997.
- Saul Friedländer, Jan Philipp Reemtsma, *Gebt der Erinnerung Namen. Zwei Reden*, München 1999.
- Saul Friedländer, *Das Dritte Reich und die Juden, Bd. 1: Die Jahre der Verfolgung 1933-1939, Bd. 2: Die Jahre der Vernichtung 1939-1945*, München 1999, 2006.
- Saul Friedländer, *Den Holocaust beschreiben. Auf dem Weg zu einer integrierten Geschichte*, Göttingen 2007.
- Saul Friedländer, *Kurt Gerstein oder die Zwiespältigkeit des Guten*, München 2007.
- Klaus Peter Friedrich, *Juden und jüdisch-polnische Beziehungen in der Zweiten Polni-*

- sehen Republik (1918-1939), in: Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung 46 (1997), S. 535-560.
- Karl-Heinz Frieser, Der Zusammenbruch im Osten. Die Rückzugskämpfe seit Sommer 1944, in: Karl-Heinz Frieser u.a., Die Ostfront 1943/44. Der Krieg im Osten und an den Nebenfronten, München 2007, S. 493-678.
- Christian Frietsch, Hitlers Angst vor dem jüdischen Gold. Der Fall Bergmann, die verhinderte Olympiasiegerin, Baden-Baden 2013.
- Gabriele Fritsch-Vivié, Tanz wird nur durch Tanz vermittelt: Mary Wigman (1886-1973), in: Amelie Soyka (Hg.), Tanzen und tanzen und nichts als tanzen. Tänzerinnen der Moderne von Josephine Baker bis Mary Wigman, Berlin 2004, S. 62-76.
- Jana Fritsche, Christoph Kreuzmüller, Eine Topographie der Gewalt. Übergriffe auf Jüdinnen und Juden im Deutschen Reich 1930-1938, in: ZfG 68 (2020), Heft 6, S. 493-517.
- Peter Fritzsche, Life and Death in the Third Reich, Cambridge 2008.
- Daniel Führer, Alltagsorgen und Gemeinschaftssehnsüchte. Tagebücher der Weimarer Republik (1913-1934), Stuttgart 2020.
- Karl Christian Führer, ‚Hoist the Flag‘! Flags as a Sign of Political Consensus and Distance in the Nazi Period, in: Elizabeth Harvey u.a. (ed.), Private Lives and Privacy in Nazi Germany, Cambridge 2019, S. 156-181.
- Armin Fuhrer, Hitlers Spiele. Olympia 1936 in Berlin, Berlin 2011.
- Mary Fulbrook, The Divided Nation: a History of Germany, 1918-1990, New York 1992.
- Mary Fulbrook, Dissonant Lives. Generations and violence through the German dictatorships, Oxford/New York 2011.
- Manfred Funke, Sanktionen und Kanonen. Hitler, Mussolini und der internationale Abessinienkonflikt 1934-36, Düsseldorf 1970.
- Manfred Gailus, 1933 als protestantisches Erlebnis: emphatische Selbsttransformation und Spaltung, in: Geschichte und Gesellschaft 29 (2003), Heft 4, S. 481-511.
- Daniela Gasteiger, Kuno von Westarp (1864-1945). Parlamentarismus, Monarchismus und Herrschaftsutopien im deutschen Konservatismus, Berlin/Boston 2018.
- Robert Gellately, Hingeschaut und Weggesehen. Hitler und sein Volk, Stuttgart/München 2002.
- Christian Gerlach, Götz Aly, Das letzte Kapitel. Der Mord an den ungarischen Juden, Stuttgart/München 2002.
- Christian Gerlach, Der Mord an den europäischen Juden. Ursachen, Ereignisse, Dimensionen. Aus dem Englischen von Martin Richter, München 2017.
- Wolfgang Gersch, Chaplin in Berlin. Illustrierte Miniatur nach Berliner Zeitungen von 1931, Berlin 1989.
- Robert Gerwarth, Rechte Gewaltgemeinschaften und die Stadt nach dem Ersten Weltkrieg: Berlin, Wien und Budapest im Schatten von Kriegsniederlage und Revolution, in: Friedrich Lenger (Hg.), Kollektive Gewalt in der Stadt. Europa 1890-1939, München 2013, S. 103-121.
- Robert Gerwarth, Die Besiegten. Das blutige Erbe des Ersten Weltkriegs, München 2017.

- Robert Gerwarth, John Horne, Bolschewismus als Fantasie. Revolutionsangst und konterrevolutionäre Gewalt 1917 bis 1923, in: Dies. (Hg.), *Krieg im Frieden. Paramilitärische Gewalt in Europa nach dem Ersten Weltkrieg*, Göttingen 2013, S. 94-107.
- Martin H. Geyer, *Verkehrte Welt. Revolution, Inflation und Moderne, München 1914-1924*, Göttingen 1998.
- Marcus Giebeler, *Die Kontroverse um den Reichstagsbrand. Quellenprobleme und historiographische Paradigmen*, München 2010.
- Klaus Gietinger, *Der Konterrevolutionär. Waldemar Pabst – eine deutsche Karriere*, Hamburg 2009.
- Christian Goeschel, *Mussolini and Hitler. The Forging of the Fascist Alliance*, New Haven/London 2018.
- Frank Golczewski, *Polnisch-jüdische Beziehungen 1881-1922. Eine Studie zur Geschichte des Antisemitismus in Osteuropa*, Wiesbaden 1981.
- Alfred Gottwaldt, *Dorpmüllers Reichsbahn. Die Ära des Reichsverkehrsminister Julius Dorpmüller 1920-1945*, Freiburg 2009.
- Michael Grabher, Irmfried Eberl. «Euthanasie»-Arzt und Kommandant von Treblinka. Frankfurt a.M. 2006.
- Karin Graf, Florian Ross, Johann Niemann, Von Völlen nach Sobibór I und II, in: Martin Cüppers u.a., *Die Fotos aus Sobibór. Die Niemann-Sammlung zu Holocaust und Nationalsozialismus*, Berlin 2020, S. 27-35, 57-70.
- Oskar Maria Graf, *Wir sind Gefangene [1927]*, Frankfurt a.M. 1982.
- Bernhard Grau, *Kurt Eisner 1867-1919. Eine Biografie*, München 2001.
- Richard S. Grayson, *Austen Chamberlain and the Commitment to Europe. British Foreign Policy, 1924-29*, London/Portland 1997.
- Neil Gregor, Niels Roemer, Mark Roseman (ed.), *German History from the Margins*, Bloomington 2006.
- Katrin Greiser, *Die Todesmärsche von Buchenwald. Räumung, Befreiung und Spuren der Erinnerung*, Göttingen 2008.
- Johnpeter Horst Grill, *The Nazi Partys Rural Propaganda Before 1928*, in: *Central European History* 15 (1982), S. 149-185.
- Ian Grimmer, ‚Moral Power‘ and Cultural Revolution. Räte geistiger Arbeiter in Central Europe, 1918/19, in: Klaus Weinbauer, Anthony McElligott, Kirsten Heinsohn (ed.), *Germany 1916-23. A Revolution in Context*, Bielefeld 2015, S. 205-227.
- Otto Gritschneder, *Der Hitler-Prozess und sein Richter Georg Neithardt. Skandalurteil von 1924 ebnet Hitler den Weg*, München 2001.
- Wilhelm Groener, *Lebenserinnerungen. Jugend, Generalstab, Weltkrieg*, hrsg. von Friedrich Freiherr Hiller von Gaertringen, Göttingen 1957.
- Gerhard P. Gross, *Eine Frage der Ehre? Die Marineführung und der letzte Flottenvorstoss 1918*, in: Jörg Duppler, Gerhard P. Gross (Hg.), *Kriegsende 1918: Ereignis, Wirkung, Nachwirkung*, München 1999, S. 349-365.
- Jan Tomasz Gross, *Revolution from Abroad. The Soviet Conquest of Western Ukraine and Western Belorussia*, Princeton 2002.
- Hubert Gruber, *Katholische Kirche und Nationalsozialismus 1930-1945. Ein Bericht in Quellen*, Paderborn 2006.

- Michael Grüttner, *Brandstifter und Biedermänner. Deutschland 1933-1939*, Stuttgart 2015.
- Wolf Gruner, «Lesen brauchen sie nicht zu können...» Die «Denkschrift über die Behandlung der Juden in der Reichshauptstadt auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens» vom Mai 1938, in: *Jahrbuch für Antisemitismusforschung* 4 (1995), S. 305-341.
- Wolf Gruner, *Von der Kollektivausweisung zur Deportation der Juden aus Deutschland (1938-1945)*. Neue Perspektiven und Dokumente, in: Birthe Kundrus, Beate Meyer (Hg.), *Die Deportation der Juden aus Deutschland. Pläne – Praxis – Reaktionen, 1938-1945*, Göttingen 2004, S. 21-62.
- Wolf Gruner, *Widerstand in der Rosenstrasse. Die Fabrik-Aktion und die Verfolgung der «Mischehen» 1943*, Frankfurt a.M. 2005.
- Wolf Gruner, *Vertreibungen, Annexionen, Massenauswanderung. Die NS-Judenpolitik und Évian im Jahr 1938*, in: *Jahrbuch für Antisemitismusforschung* 28 (2019), S. 15-37.
- Wolf Gruner, *Totale Verwüstung. Die vergessene Massenzerstörung jüdischer Häuser und Wohnungen im Novemberpogrom 1938*, in: *ZfG* 67 (2019), S. 793-811.
- Hans Ulrich Gumbrecht, *1926. Ein Jahr am Rand der Zeit*, Frankfurt a.M. 2003.
- Israel Gutman, Avital Saf (ed.), *The Nazi Concentration Camps: Structure and Aims, the Image of the Prisoners, the Jews in the Camps*, Jerusalem 1984.
- Sebastian Haffner, *Von Bismarck zu Hitler. Ein Rückblick*, München 1987.
- Sebastian Haffner, *Geschichte eines Deutschen. Die Erinnerungen 1914-1933*, erweiterte Taschenbuchausgabe, München 2002.
- Sebastian Haffner, *Die deutsche Revolution 1918/19*, Reinbek bei Hamburg 2004.
- William W. Hagen, *German History in Modern Times. Four Lives of the Nation*, Cambridge 2012.
- Heinz Hagenlücke, *Deutsche Vaterlandspartei. Die nationale Rechte am Ende des Kaiserreichs*, Düsseldorf 1997.
- Brigitte Hamann, *Hitlers Wien. Lehrjahre eines Diktators*, München 1996.
- Hamburger Institut für Sozialforschung (Hg.), *Verbrechen der Wehrmacht. Dimensionen des Vernichtungskrieges 1941-1944*, Hamburg 2002.
- Bryan Hammond, Patrick O'Connor, Josephine Baker, Boston 1988.
- Michael Hanisch, Billy Wilder (1906-2002). *Von Galizien nach Beverley Hills*, Teetz 2004.
- Katja Happe, *Viele falsche Hoffnungen. Judenverfolgung in den Niederlanden 1940-1945*, Paderborn 2016.
- Wolfgang Hardtwig, *Volksgemeinschaft im Übergang. Von der Demokratie zum rassistischen Führerstaat*, in: Detlef Lehnert (Hg.), *Gemeinschaftsdenken in Europa. Das Gesellschaftskonzept «Volkshheim» im Vergleich 1900-1938*, Köln 2013, S. 227-253.
- Wolfgang Hardtwig, *Klemperers Tagebücher – historische Quelle und geschichtskulturelles Problem*, in: Janosch Steuer, Rüdiger Graf (Hg.), *Selbstreflexionen und Weltdeutungen. Tagebücher in der Geschichte und der Geschichtsschreibung des 20. Jahrhunderts*, Göttingen 2015, S. 288-311.
- Ingo Harms, *Die Meldebogen und ihre Gutachter*, in: Maike Rotzoll u.a. (Hg.), *Die nationalsozialistische «Euthanasie»-Aktion «T4» und ihre Opfer. Geschichte und ethische Konsequenzen für die Gegenwart*, Paderborn 2010, S. 259-271.

- Wolfgang Hartenstein, *Die Anfänge der Deutschen Volkspartei: 1918-1920*, Düsseldorf 1962.
- Hartewig, Karin. *Das unberechenbare Jahrzehnt: Bergarbeiter und ihre Familien im Ruhrgebiet 1914-1924*, München 1993.
- Cathrin Hauswald, *Das bleibende Bild der Fotografin. Dora Kallmus' Selbstdarstellung in ihren autobiografischen Schriften*, in: Monika Faber, Esther Ruels, Magdalena Vukovic (Hg.), *Machen Sie mich schön, Madame d'Ora. Dora Kallmus, Fotografin in Wien und Paris 1907-1957*, Wien 2017, S. 229-231.
- Patricia Heberer, *Von der «Aktion T4» zum Massenmord an den europäischen Juden. Der Transfer des Tötungspersonals*, in: Günter Morsch, Bertrand Perz unter Mitarbeit von Astrid Ley (Hg.), *Neue Studien zu nationalsozialistischen Massentötungen durch Giftgas. Historische Bedeutung, technische Entwicklung, revisionistische Leugnung*, Berlin 2011, S. 165-175.
- Cornelia Hecht, *Deutsche Juden und Antisemitismus in der Weimarer Republik*, Bonn 2003.
- Hans Hecker, *Karl Radeks Werben um die deutsche Rechte: Die Sowjetunion und der «Ruhrkampf»*, in: Gerd Krumeich, Joachim Schröder (Hg.), *Der Schatten des Weltkrieges. Die Ruhrbesetzung 1923*. Essen 2004, S. 187-205.
- Hannes Heer (Hg.), *Im Herzen der Finsternis. Victor Klemperer als Chronist der NS-Zeit*, Berlin 1997.
- Hannes Heer, *Einübung in den Holocaust: Lemberg Juni/Juli 1941*, in: *ZfG* 49 (2001), S. 409-427.
- Helmut Heiber, *Aus den Akten des Gauleiters Kube*, in: *VfZ* 4 (1956), S. 67-92.
- Oded Heilbronner, *Die Achillesferse des deutschen Katholizismus*, Gerlingen 1998.
- Oded Heilbronner, *«Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit und Dynamit». Populäre Kultur, populärer Liberalismus und Bürgertum im ländlichen Süddeutschland von den 1860ern bis zu den 1930ern*, München 2007.
- Susanne Heim, *Politik oder Philanthropie? Die internationalen Hilfsorganisationen und die Diskussion um die Auswanderung der Juden aus dem Deutschen Reich 1939-1941*, in: Susanne Heim, Beate Meye, Francis R. Nicosia (Hg.), *«Wer bleibt, opfert seine Jahre, vielleicht sein Leben»*. *Deutsche Juden 1938-1941*, Göttingen 2010, S. 149-165.
- Susanne Heim, *Auswirkungen des «Anschlusses» Österreichs auf die Juden Österreichs*, in: Stefan Karner, Peter Ruggenthaler (Hg.), 1938. *Der «Anschluss» im internationalen Kontext*, Graz/Wien 2020, S. 65-78.
- Susanne Heim, *Götz Aly, Staatliche Ordnung und «organische Lösung». Die Rede Hermann Görings «Über die Judenfrage» vom 6. Dezember 1938*, in: *Jahrbuch für Antisemitismusforschung* 2 (1992), S. 378-404.
- Winfried Heinemann, *Unternehmen «Walküre». Eine Militärgeschichte des 20. Juli 1944*, München 2019.
- Kurt Heinig, *Hohenzollern. Wilhelm II. und sein Haus. Der Kampf um den Kronbesitz*, Berlin 1921.
- Kirsten Heinsohn, *Im Dienste der deutschen Volksgemeinschaft. Die «Frauenfrage» und konservative Parteien vor und nach den Ersten Weltkrieg*, in: Ute Planert (Hg.), *Nation*

- und Politik. Frauenbewegungen und Nationalismus in der Moderne, Frankfurt a.M./New York 2000, S. 215-233.
- Hermann Heller, Sozialismus und Nation (1925), in: Gesammelte Schriften, Bd. 1, Leiden 197L S. 437-526.
- Manfred Hellmann (Hg.), Die russische Revolution 1917. Von der Abdankung des Zaren bis zum Staatsstreich der Bolschewiki, München 1969.
- Klaus-Dietmar Henke, Die amerikanische Besetzung Deutschlands, München 1995.
- Gijs van Hensbergen, Guernica. Biographie eines Bildes, München 2007.
- Ulrich Herbert, Karin Orth, Christoph Dieckmann (Hg.), Die nationalsozialistischen Konzentrationslager – Entwicklung und Struktur, 2 Bände, Göttingen 1998.
- Ulrich Herbert, Axel Schildt (Hrsg.), Kriegsende in Europa. Vom Beginn des deutschen Machterfalls bis zur Stabilisierung der Nachkriegsordnung 1944-1948, Essen 1998.
- Ulrich Herbert, Europe in High Modernity. Reflections on a Theory of the 20th Century, in: Journal of Modern European History 5 (2007), Heft 2, S. 5-20.
- Ulrich Herbert, Geschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert, München 2014.
- Ulrich Herbert, Best, Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft, 1903-1989, Neuaufgabe, München 2016.
- Ulrich Herbert, Die deutsche Militärverwaltung in Paris und die Deportation der französischen Juden in: Ders. (Hg.), Nationalsozialistische Vernichtungspolitik 1939-1945. Neue Forschungen und Kontroversen, Frankfurt a.M. 1998, S. 170-208.
- Ludolf Herbst, Das nationalsozialistische Deutschland 1933-1945. Die Entfesselung der Gewalt: Rassismus und Krieg, Frankfurt a.M. 1996.
- Ludolf Herbst, Hitlers Charisma. Die Erfindung eines deutschen Messias, Frankfurt a.M. 2010.
- Rudolf Herz, Dirk Halbrodt, Revolution und Fotografie. München 1918/19, Berlin 1988.
- Jürgen C. Hess, «Das ganze Deutschland soll es sein». Demokratischer Nationalismus in der Weimarer Republik am Beispiel der Deutschen Demokratischen Partei, Stuttgart 1978.
- Jan-Otmar Hesse, Roman Köster, Werner Plumpe (Hg.), Die Grosse Depression. Die Weltwirtschaftskrise 1929-1939, Frankfurt a.M. 2014.
- Benjamin Carter Hett, Der Reichstagsbrand. Wiederaufnahme eines Verfahrens, Reinbek bei Hamburg 2016.
- Eberhard Heuei, Der umworbene Stand. Die ideologische Integration der Arbeiter in den Nationalsozialismus 1933-1935, Frankfurt a.M./New York 1988
- Ulrich van der Heyden, Rote Adler an Afrikas Küste. Die brandenburgisch-preussische Kolonie Grossfriedrichsburg in Westafrika. Berlin 2014.
- Knut Hickethier, Theatervirtuosinnen und Leinwandmimen. Zum Entstehen des Stars im deutschen Film, in: Corinna Müller, Harro Segeberg (Hg.), Die Modellierung des Kinofilms. Zur Geschichte des Kinoprogramms zwischen Kurzfilm und Langfilm 1905/06-1918. Mediengeschichte des Films, Band 2, München 1998, S. 333-357.
- Marc Hieronimus, Krankheit und Tod 1918. Zum Umgang mit der Spanischen Grippe in Frankreich, England und dem Deutschen Reich, Berlin 2006.
- Raul Hilberg, Die Vernichtung der europäischen Juden, 3 Bde., Frankfurt a.M. 1990. Manfred Hildermeier, Geschichte der Sowjetunion 1917-1991. Entstehung und Niedergang des ersten sozialistischen Staates, München 1998.

- Heinrich Hillmayr, Roter und Weisser Terror in Bayern nach 1918. Ursachen, Erscheinungsformen und Folgen der Gewalttätigkeiten im Verlauf der revolutionären Ereignisse nach dem Ende des Ersten Weltkrieges, München 1974.
- Heinrich Himmler, Aufgaben und Aufbau der Polizei des Dritten Reiches, in: Dr. Wilhelm Frick und sein Ministerium, hrsg. von Hans Pfundtner, München 1937, S. 125-130.
- Gerhard Hirschfeld, Die Universität Leiden unter dem Nationalsozialismus, in: *Geschichte und Gesellschaft* 23 (1997), S. 560-591.
- Gerhard Hirschfeld, Niederlande, in: Wolfgang Benz (Hg.), *Dimension des Völkermords. Die Zahl der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus*, München 1991, S. 137-165.
- Friedrich Hitzer, Anton Graf Arco. Das Attentat auf Kurt Eisner und die Schüsse im Landtag, München 1988.
- Eric J. Hobsbawm, Terence Rangers (ed.), *The invention of tradition*, Cambridge 1983.
- Erich Hobsbawm, *Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts*, München 1995.
- Christina von Hodenberg, *Konsens und Krise. Eine Geschichte der Medienöffentlichkeit 1945-1973*, Göttingen 2006.
- Hilmar Hoffmann, *Mythos Olympia. Autonomie und Unterwerfung von Sport und Kultur*, Berlin/Weimar 1993.
- Ralf Hoffrogge, Richard Müller. *Der Mann hinter der Novemberrevolution*, Berlin 2008.
- Ralf Hoffrogge, *Der Sommer des Nationalbolschewismus?* in: *Sozial.Geschichte online*, Heft 20, 2017, S. 99-146.
- Josef Hofmiller, *Revolutionstagebuch 1918/19. Aus den Tagen der Münchner Revolution*, hrsg. von Hulda Hofmiller, Leipzig 1939.
- Martin Holler, «Killing Fields». Der Völkermord an den Roma in Ost- und Südosteuropa am Beispiel der besetzten Sowjetunion und Jugoslawiens, in: Karola Fings, Sybille Steinbacher (Hg.), Sinti und Roma. *Der nationalsozialistische Völkermord in historischer und gesellschaftspolitischer Perspektive*, Göttingen 2021, S. 82-111.
- Ralf Höller, *Der Anfang, der ein Ende war. Die Revolution in Bayern 1918/19*, Berlin 1999.
- Carl-Ludwig Holtfrerich, *Die deutsche Inflation 1914-1923. Ursachen und Folgen in internationaler Perspektive*, Berlin/Boston 2011.
- Christian Höltje, *Die Weimarer Republik und das Ostlocarno-Problem 1919-1934. Revision oder Garantie der deutschen Ostgrenze von 1919*, Würzburg 1958.
- Jerzy Holzer, «Vom Orient die Fantasie, und in der Brust der Slawen Feuer...» Jüdisches Leben und Akkulturation in Lemberg des 19. und 20. Jahrhunderts, in: Peter Fässler, Thomas Held, Dirk Sawitzki (Hg.), *Lemberg – Lwow – Lviv. Eine Stadt im Schnittpunkt europäischer Kulturen*, Köln/Weimar/Wien 1993, S. 75-91.
- Julia Hörath, «Asoziale» und «Berufsverbrecher» in den Konzentrationslagern 1933 bis 1938, Göttingen 2017.
- Stefan Hördler (Hg.), *SA-Terror als Herrschaftssicherung. «Köpenicker Blutwoche» und öffentliche Gewalt im Nationalsozialismus*, Berlin 2013.
- Stefan Hördler, *Ordnung und Inferno. Das KZ-System im letzten Kriegsjahr*, Göttingen 2015.

- Mona Horncastle, Josephine Baker. Weltstar, Freiheitskämpferin, Ikone. Die Biographie, Wien 2020.
- Günter Hortschansky u.a., Illustrierte Geschichte der deutschen Novemberrevolution 1918/19, hrsg. vom Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK des SED, Berlin 1978.
- Radu Ioanid, Das Iași-Pogrom, Juni-Juli 1941. Eine Fotodokumentation aus dem Holocaust in Rumänien, Göttingen 2019.
- Frank Jacob, Kurt Eisner, der unvollendete Revolutionär in: ZfG 66 (2018), Heft 10, S. 826-841.
- Steven Leonard Jacobs, The Complicated Cases of Soghomon Tehlirian and Sholem Schwartzbard and Their Influence on Raphaël Lemkins Thinking About Genocide, in: Genocide Studies and Prevention 13 (2019), No. 1, S. 33-41.
- Hans-Adolf Jacobsen: Nationalsozialistische Aussenpolitik 1933-1938, Frankfurt/Berlin 1968.
- Wolfgang Jacobsen, «Kann ich mal das Salz haben?», in: Siodmak Bros. Berlin – Paris – London – Hollywood, hrsg. von Wolfgang Jacobsen und Hans Helmut Prinzler, Berlin 1998, S. 9-48.
- Wolfgang Jacobsen, «Suche nach dem Geheimnis-in-den-Geheimnissen», in: ebenda, S. 263-281.
- Christoph Jahr, Gewöhnliche Soldaten. Desertion und Deserteure im deutschen und britischen Heer 1914-1918, Göttingen 1998.
- Konrad Jarausch, Aus der Asche. Eine neue Geschichte Europas im 20. Jahrhundert. Ditzingen 2015.
- Hans-Christian Jasch, «The crime without name» – erste Berichte über den Judenmord in der westlichen Welt, in: Ders., Stephan Lehnstaedt (Hg.), Verfolgen und Aufklären. Die erste Generation der Holocaustforschung, Berlin 2019, S. 42-71.
- Alexander Jason, Handbuch der Filmwirtschaft Band III: Die erste Tonfilmperiode, Berlin 1932.
- Stanislas Jeannesson, Übergriffe der französischen Besatzungsmacht und deutsche Beschwerden, in: Gerd Krumeich, Joachim Schröder (Hg.), Der Schatten des Weltkrieges. Die Ruhrbesetzung 1923, Essen 2004, S. 207-231.
- Peter Jelavich, Berlin Cabaret. Paperback Edition. Cambridge/London 1996.
- Anton Joachimsthaler, Hitler in München 1908-1920, Frankfurt a.M. 1992.
- Anton Joachimsthaler, Hitlers Weg begann in München 1913-1923. München 2000.
- Kerstin S. Jobst, Die ukrainische Nationalbewegung bis 1917, in: Frank Golczewski (Hg.), Geschichte der Ukraine, Göttingen 1993, S. 158-171.
- Werner Johe, Hitler in Hamburg. Dokumente zu einem besonderen Verhältnis, Hamburg 1996.
- Heather Jones, Hunger als Waffe, in: Bruno Cabanes (Hg.), Eine Geschichte des Krieges. Vom 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart, Hamburg 2020, S. 639-654.
- Mark Jones, Am Anfang war Gewalt. Die deutsche Revolution 1918/19 und der Beginn der Weimarer Republik, Berlin 2017.
- Steffen Jost, Sinti und Roma als Häftlingsgruppe im Konzentrationslager Dachau. Phasen und Erfahrungen des Terrors, in: Karola Fings, Sybille Steinbacher (Hg.), Sinti und Roma

- Der nationalsozialistische Völkermord in historischer und gesellschaftspolitischer Perspektive, Göttingen 2021, S. 52-81.
- Dominik Juhnke, Szenen des Aufruhrs. Der 9. November 1918 am Berliner Schloss, in: Ders., Judith Prokasky und Martin Sabrow, Mythos der Revolution. Karl Liebknecht, das Berliner Schloss und der 9. November 1918, München 2018, S. 24-102.
- Bennetta Jules-Rosette, Josephine Baker in Art and Life. The Icon and the Image, Urban/Chicago 2007.
- Otmar Jung, Plebiszit und Diktatur. Die Volksabstimmungen der Nationalsozialisten. Die Fälle «Austritt aus dem Völkerbund» (1933), «Staatsoberrhaupt» (1934) und «Anschluss Österreichs» (1938), Tübingen 1995.
- Otmar Jung, Wahlen und Abstimmungen im Dritten Reich 1933-1938, in: Eckhard Jesse, Konrad Löw (Hg.), Wahlen in Deutschland, Berlin 1998, S. 69-97.
- Britta Jürs, Charleston, Chansons und Clownereien. Josephine Baker (1906-1975), in: Amelie Soyka (Hg.): Tanzen und tanzen und nichts als tanzen. Tänzerinnen der Moderne von Josephine Baker bis Mary Wigman. Berlin 2004, S. 152-165.
- Hermann Kaienburg, Sachsenhausen – Stammlager, in: Wolfgang Benz, Barbara Distel (Hg.), Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager, Band 3, München 2006, S. 17-72.
- Marion Kaplan. The Évian Conference and the Americas, in: Jahrbuch für Antisemitismusforschung 28 (2019), S. 38-55.
- Joachim Käppner, 1918 – Aufstand für die Freiheit. Die Revolution der Besonnenen, München 2017.
- Hellmuth Karasek, Billy Wilder. Eine Nahaufnahme, aktualisierte und erweiterte Neuauflage, Hamburg 2006.
- László Karsai, The Last Phase of the Hungarian Holocaust. The Szálasi Regime and the Jews, in: Randolph L. Braham (ed.), The Nazis' Last Victims. The Holocaust in Hungary, Detroit 1998, S. 103-116.
- Enno Kaufhold, Momente des Überlieferens, in: Berlin in der Revolution 1918/19, hrsg. von Ludger Derenthal, Evelin Förster, Enno Kaufhold, Dortmund 2018, S. 25-59.
- Christine Kausch, «Viel früher als die niederländischen Juden müssen sie sich vogelfrei gefühlt haben». Jüdische Flüchtlinge in den Niederlanden 1940-1942, in: Der Holocaust. Neue Studien zu Tathergängen, Reaktionen und Aufarbeitungen, hrsg. von Jörg Osterloh, Katharina Rauschenberger, Frankfurt a.M./New York 2017, S. 79-98.
- Alex J. Kay, Germanys Staatssekretäre, Mass Starvation and the Meeting of 2 May 1941, in: Journal of Contemporary History 41 (2006), S. 685-700.
- Alex J. Kay, Exploitation, Resettlement, Mass Murder. Political And Economic Planning for German Occupation Policy in the Soviet Union, 1940-1941, Oxford 2006.
- John Keiger, Poincaré, Briand and Locarno: Continuity in French Diplomacy in the 1920s, in: Gaynor Johnson (ed.), Locarno Revisited: European Diplomacy 1920-1929, London/New York 2004, S. 95-107.
- Sven Keller, Volksgemeinschaft am Ende. Gesellschaft und Gewalt 1944/45, München 2013.
- Walter Kempowski, Das Echolot. Abgesang 45. Ein kollektives Tagebuch, München 2005.
- Elizabeth Kendall, Where She Danced. The Birth of American Art-Dance, Berkeley/Los Angeles 1984.

- Alfons Kenkmann, *Wilde Jugend. Lebenswelt grossstädtischer Jugendlicher zwischen Weltwirtschaftskrise, Nationalsozialismus und Währungsreform*, Essen 2002.
- Ian Kershaw, *Der Hitler-Mythos. Volksmeinung und Propaganda im Dritten Reich*, Stuttgart 1980.
- Ian Kershaw, *Hitler*. Bd. 1:1889-1936, Stuttgart 1998, Bd. 2:1936-1945, Stuttgart 2000.
- Ian Kershaw, *Das Ende. Kampf bis in den Untergang. NS-Deutschland 1944/45*, München 2011.
- Ian Kershaw, *Höllenzug. Europa 1914 bis 1949*, München 2016.
- Ian Kershaw, *Achterbahn. Europa 1950 bis heute*, München 2019.
- Gesa Kessemeier, *Sportlich, sachlich, männlich. Das Bild der ‚Neuen Frau‘ in den zwanziger Jahren. Zur Konstruktion geschlechtsspezifischer Körperbilder in der Moderne der Jahre 1920 bis 1929*, Dortmund 2000.
- Mario Kessler, *Arthur Rosenberg. Ein Historiker im Zeitalter der Katastrophen (1889-1943)*, Köln 2003.
- Mario Kessler, *Ruth Fischer. Ein Leben mit und gegen Kommunisten (1895-1961)*, Köln 2013.
- Irmgard Keun, *Gilgi – eine von uns [1932]*, Berlin 2016.
- Fritz Kieffer, *Judenverfolgung in Deutschland – eine innere Angelegenheit? Internationale Reaktionen auf die Flüchtlingsproblematik 1933-1939*, Stuttgart 2002.
- Manfred von Killinger, *Ernstes und Heiteres aus dem Putschleben*, München 1928.
- Christoph Kivelitz, *Die Propagandaausstellung in europäischen Diktaturen. Konfrontation und Vergleich: Nationalsozialismus in Deutschland, Faschismus in Italien und die UdSSR der Stalinzeit*, Bochum 1999.
- Olaf Kistenmacher, *Arbeit und «jüdisches Kapital». Antisemitische Aussagen in der KPD-Tageszeitung «Die Rote Fahne» während der Weimarer Republik*, Bremen 2016.
- Michael Kitzing, *Für den christlichen und sozialen Volksstaat. Die Badische Zentrumsparterie in der Weimarer Republik*, Düsseldorf 2013.
- Serge Klarsfeld, *Vichy – Auschwitz. Die Zusammenarbeit der deutschen mit französischen Behörden bei der «Endlösung der Judenfrage» in Frankreich*, Nördlingen 1989.
- Ulrich J. Klaus, *Deutsche Tonfilme. Filmlexikon der abendfüllenden deutschen und deutschsprachigen Tonfilme nach ihren deutschen Uraufführungen (1929-1945)*, Berlin 1988.
- Ernst Klee, *«Euthanasie» im NS-Staat. Die «Vernichtung lebensunwerten Lebens»*, Frankfurt a.M. 1985.
- Ernst Klee/Willi Dressen/Volker Riess, *«Schöne Zeiten». Der Judenmord aus der Sicht der Täter und Gaffer*, Frankfurt a.M. 1988.
- Peter Klein (Hg.), *Die Einsatzgruppen in der besetzten Sowjetunion 1941/42*, Berlin 1997.
- Thoralf Klein, Frank Schumacher (Hg.), *Kolonialkriege. Militärische Gewalt im Zeichen des Imperialismus*, Hamburg 2006.
- Ulrich Kluge, *Soldatenräte und Revolution. Studien zur Militärpolitik in Deutschland 1918/19*, Göttingen 1975.

- Hubert R. Knickerbocker, *Deutschland so oder so?*, Berlin 1932.
- Habbo Knoch, *Die Tat als Bild. Fotografien des Holocaust in der deutschen Erinnerungskultur*, Hamburg 2001.
- Habbo Knoch, *Grandhotels. Luxusräume und Gesellschaftswandel in New York, London und Berlin um 1900*, Göttingen 2016.
- James Knowlson, *Samuel Beckett. Eine Biographie*, Frankfurt a.M. 2001.
- Jürgen Kocka, Thomas Nipperdey (Hg.), *Theorie und Erzählung in der Geschichte*, München 1979.
- F.W. Koebner, *Otto Dely, Charleston. Ein neues Tanzbrevier*, Berlin 1927.
- Eugen Kogon (Hg.), *Nationalsozialistische Massentötungen durch Giftgas. Eine Dokumentation*, Frankfurt a.M. 1983.
- Eberhard Kolb, *Arbeiterräte in der deutschen Innenpolitik 1918-1919*, Düsseldorf 1978.
- Eberhard Kolb, *Der Frieden von Versailles*, München 2005.
- Johannes Koll, *Arthur Seyss-Inquart und die deutsche Besatzungspolitik in den Niederlanden (1940-1945)*, Köln 2015.
- Alfred Konieczny, *Tormersdorf, Grüssau, Riebzig, Wroclaw 1997*.
- Erwin Könnemann, Gerhard Schulze (Hg.), *Der Kapp-Lüttwitz-Ludendorff-Putsch. Dokumente*, München 2002.
- Christoph Kopke, Werner Tress (Hg.), *Der Tag von Potsdam. Der 21. März 1933 und die Errichtung der nationalsozialistischen Diktatur*, Berlin 2013.
- Alexander Korb, *Im Schatten des Weltkriegs. Massengewalt der Ustasa gegen Serben, Juden und Roma in Kroatien*, Hamburg 2013.
- Helmut Korte, Werner Faulstich, *Der Film zwischen 1895 und 1924: ein Überblick*, in: Dies. (Hg.), *Fischer Filmgeschichte, Band 1: Von den Anfängen bis zum etablierten Medium 1895-1924*, Frankfurt a.M. 1994, S. 13-47.
- Reinhart Koselleck, *„Neuzeit“. Zur Semantik moderner Bewegungsbegriffe*, in: Ders., *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt a.M. 1979, S. 300-348.
- Siegfried Kracauer, *Kleine Schriften zum Film*, hrsg. von Inka Müller-Bach, Frankfurt a.M. 2004.
- Shmuel Krakowski, *The Death Marches in the Period of the Evacuation of the Camps*: in: Israel Gutman, Avital Saf (ed.), *The Nazi Concentration Camps: Structure and Aims, the Image of the Prisoners, the Jews in the Camps*, Jerusalem 1984, S. 475-489.
- Shmuel Krakowski, *Das Todeslager Chelmno/Kulmhof. Der Beginn der «Endlösung»*, Göttingen 2007.
- Christoph Kreutzmüller, *Die Erfassung der Juden im Reichskommissariat der besetzten niederländischen Gebiete*, in: Johannes Hürter, Jürgen Zarusky (Hg.), *Besatzung, Kollaboration, Holocaust. Neue Studien zur Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden*, München 2008, S. 21-44.
- Christoph Kreutzmüller, Ingo Loose, Benno Nietzel, *Nazi Persecution and Strategies for Survival. Jewish Businesses in Berlin*, Frankfurt a.M., and Breslau, 1933-1942, in: *Yad Vashem Studies* 39 (2011), No. 1, S. 31-70.
- Christoph Kreutzmüller, *Ausverkauf. Die Vernichtung der jüdischen Gewerbetätigkeit in Berlin*, Berlin 2013.

- Conny Kristel, Survivors as historians: Abel Herzberg, Jacques Presser and Loe de Jong on the Nazi persecution of the Jews in the Netherlands, in: David Bankier, Dan Michman (ed.), *Holocaust Historiography in Context: Emergence, Challenges, Polemics and Achievements*, Jerusalem 2008, S. 207-224.
- Frederic Kroll, Klaus Täubert, 1906-1927 Unordnung und früher Ruhm (Klaus-Mann-Schriftenreihe, Band 2), Wiesbaden 1977.
- Thomas Kroll, Max Webers Idealtypus der charismatischen Herrschaft und die zeitgenössische Charisma-Debatte, in: Edith Hanke, Wolfgang J. Mommsen (Hg.), *Max Webers Herrschaftssoziologie. Studien zur Entstehung und Wirkung*, Tübingen 2001, S. 47-72.
- Wolf-Arno Kropat, *Kristallnacht in Hessen. Der Judenpogrom vom November 1938. Eine Dokumentation*, Wiesbaden 1988.
- Gabriele Krüger, *Die Brigade Ehrhardt*, Hamburg 1971.
- Gerhard Krüger, «Wir wachen und strafen!» – Gewalt im Ruhrkampf von 1923, in: Gerd Krumeich, Joachim Schröder (Hg.), *Der Schatten des Weltkrieges. Die Ruhrbesetzung 1923*, Essen 2004, S. 233-255.
- Peter Krüger, *Die Aussenpolitik der Republik von Weimar*, Darmstadt 1985.
- Peter Krüger, Carl von Schubert. Aussenpolitiker aus Leidenschaft. Sein Beitrag zur internationalen Politik und europäischen Ordnung in der Ära der Weimarer Republik, Berlin 2017.
- Gerd Krumeich (Hg.), *Versailles 1919. Ziele – Wirkung – Wahrnehmung*, Essen 2001.
- Christoph Kucklick, *Feuersturm. Der Bombenkrieg gegen Deutschland*, Hamburg 2003.
- Christiane Kuller, *Bürokratie und Verbrechen. Antisemitische Finanzpolitik und Verwaltungspraxis im nationalsozialistischen Deutschland*, München 2013.
- Birthe Kundrus, «Dieser Krieg ist der grosse Rassenkrieg». *Krieg und Holocaust in Europa*, München 2018.
- Eric Kuriander, *Living with Hitler. Liberal Democrats in the Third Reich*, New Haven 2009.
- Astrid Kusser, *Körper in Schiefelage. Tanzen im Strudel des Black Atlantic um 1900*, Bielefeld 2013.
- Robert Kuwaiek, *Das Vernichtungslager Beizec*, Berlin 2013.
- Dirk van Laak, *Literatur und Geschichte. Eine Beziehungsanalyse*, Berlin 2012.
- Karolina Lanckoronska, *Mut ist angeboren. Erinnerungen an den Krieg 1939-1945*, Wien 2003.
- Achim Landwehr, *Die anwesende Abwesenheit der Vergangenheit. Essays zur Geschichtstheorie*, Frankfurt a.M. 2016.
- Achim Landwehr, *Diesseits der Geschichte. Für eine andere Historiographie*, Göttingen 2020.
- Johanna Langenbrinck, Die Feindschaft gegen «Ostjuden» in der Berliner Polizei und das Scheunenviertelpogrom 1923, in: Anja Siegemund, Michael Wildt (Hg.), *Gedächtnis aus den Quellen. Zur jüdischen Geschichte Berlins. Hermann Simon zu Ehren*, Leipzig 2021, S. 71-83.
- David Clay Large, *Out with the Ostjuden: the Scheunenviertel Riots in Berlin*, November

1923. in: Christhard Hoffmann, Werner Bergmann, Helmut Walser Smith (ed.). *Exclusionary Violence: Antisemitic Riots in Modern German History*, Ann Arbor 2002.
- David Clay Large, *Nazi Games. The Olympics of 1936*, New York/London 2007.
- Annelies Laschitzka, *Im Lebensrausch, trotz alledem – Rosa Luxemburg. Eine Biographie*, Berlin 1996.
- Heide-Marie Lauterer, *Parlamentarierinnen in Deutschland 1918/19-1949*, Königstein 2002.
- Gisela Lebzelter, Die «Schwarze Schmach». Vorurteile – Propaganda – Mythos, in: *Geschichte und Gesellschaft* 11 (1985), S. 37-58.
- Stephen J. Lee, *European Dictatorships, 1918-1945*, London 2000.
- Stephan Lehnstaedt, *Der Kern der Holocaust. Belzec, Sobibór, Treblinka und die Aktion Reinhardt*, München 2017.
- Nikolas Lelle, *Arbeit, Dienst, Menschenführung. Eine historisch-philosophische Durcharbeit des Nationalsozialismus und seines Nachlebens*, Diss. phil., Humboldt-Universität zu Berlin 2021.
- Raphael Lemkin, *Totally unofficial: the autobiography of Raphael Lemkin*, ed. by Donna-Lee Frieze, New Haven/London 2013.
- Jörn Leonhard, *Die Büchse der Pandora. Geschichte des Ersten Weltkrieges*, München 2014.
- Jörn Leonhard, *Der überforderte Frieden. Versailles und die Welt 1918-1923*, München 2018.
- Sabina Lessmann, «Weiblichkeit ist Maskerade». Verkleidungen und Inszenierungen von Frauen in Fotografien *Madame d'Oras*, *Marta Astfalck-Vietz'* und *Olga/Adjoran Wlasics'*, in: Katharina Sykora u.a. (Hg.), *Die Neue Frau. Herausforderung für die Bildmedien der Zwanziger Jahre*, Marburg 1993, S. 141-152.
- Angelique Leszczawski-Schwerk, *Frauen an den Fronten des Bürgerkrieges. Der polnisch-ukrainische Konflikt um Lember/Lwów/L'viv und Ostgalizien 1918/19*, in: Jochen Böhrler, Włodzimierz Borodziej, Joachim von Puttkamer (Hg.), *Dimensionen der Gewalt. Ostmitteleuropa zwischen Weltkrieg und Bürgerkrieg 1918-1921*, Berlin 2020, S. 39-69.
- Primo Levi, *Ist das ein Mensch? Ein autobiographischer Bericht*, München 1992.
- Primo Levi, *Die Untergegangenen und die Geretteten*, München 1993.
- Susann Lewerenz, *Geteilte Welten. Exotisierte Unterhaltung und Artist*innen of Color in Deutschland 1920-1960*, Köln 2017.
- Daniela Liebscher, *Freude und Arbeit. Zur internationalen Freizeit- und Sozialpolitik des faschistischen Italien und des NS-Regimes*, Köln 2009.
- Michael A. Livingston, *The Fascists and the Jews of Italy. Mussolini's Race Laws, 1938-1943*, Cambridge 2014.
- Marcus Llanque (Hg.), *Souveräne Demokratie und soziale Homogenität. Das politische Denken Hermann Hellers*, Baden-Baden 2010.
- Peter Lösche, *Der Bolschewismus im Urteil der deutschen Sozialdemokratie, 1903-1920*, Berlin 1967.
- Bernhard Lösener, *Als Rassereferent im Reichsministerium des Innern*, in: VfZ 9 (1961), S. 264-313.

- Uwe Lohalm, *Völkischer Radikalismus. Die Geschichte des Deutschvölkischen Schutz- und Trutz-Bundes 1919-1923*, Hamburg 1970.
- Peter Longerich, *Die braunen Bataillone. Geschichte der SA*, München 1989.
- Peter Longerich (Hg.), *Die Ermordung der europäischen Juden. Eine umfassende Dokumentation des Holocaust 1941-1945*, München/Zürich 1989.
- Peter Longerich, *Politik der Vernichtung. Eine Gesamtdarstellung der nationalsozialistischen Judenverfolgung*, München 1998.
- Peter Longerich, «Davon haben wir nichts gewusst!» *Die Deutschen und die Judenverfolgung 1933-1945*, Berlin 2006.
- Peter Longerich, *Heinrich Himmler. Biographie*, München 2008.
- Peter Longerich, *Joseph Goebbels. Eine Biographie*, Berlin 2010.
- Peter Longerich, *Wannseekonferenz. Der Weg zur «Endlösung»*, München 2016.
- Thomas Lorenz, «Die Weltgeschichte ist das Weltgericht!» *Der Versailler Vertrag in Diskurs und Zeitgeist der Weimarer Republik*, Frankfurt a.M./New York 2008.
- Wilfried Loth, *Die deutsche Frage und der Wandel des internationalen Systems*, in: Jörg Echternkamp u.a., *Der Zusammenbruch des Deutschen Reiches 1945, Zweiter Halbband: Die Folgen des Zweiten Weltkrieges*, München 2008, S. 201-378.
- Rainer Lotz, *Schwarze Entertainer in der Weimarer Republik*, in: Peter Martin, Christine Alonzo (Hg.), *Zwischen Charleston und Stechschritt. Schwarze im Nationalsozialismus*. Hamburg/München 2004, S. 255-261.
- Rainer E. Lotz, *Der Tänzer, Choreograf und Schauspieler Louis Douglas*, in: Oumar Diallo, Joachim Zeller (Hg.), *Black Berlin. Die deutsche Metropole und ihre afrikanische Diaspora in Geschichte und Gegenwart*, 2. überarb. Aufl., Berlin 2014, S. 124-130.
- Ottokar Luban, *Neue Forschungsergebnisse über die Spartakuskonferenz im Oktober 1918*, in: Ulla Plener (Hg.), *Die Novemberrevolution 1918/1919 in Deutschland. Für bürgerliche und sozialistische Demokratie. Allgemeine, regionale und biographische Aspekte. Beiträge zum 90. Jahrestag der Revolution*, Berlin 2009, S. 68-78.
- Ottokar Luban, *Russische Bolschewik! und deutsche Linkssozialisten am Vorabend der deutschen Novemberrevolution. Beziehungen und Einflussnahme*, in: *Jahrbuch für historische Kommunismusforschung* 2009, S. 283-298.
- Ottokar Luban, *Die politischen Massenstreiks in den letzten Weltkriegsjahren und die Haltung der Freien Gewerkschaften (1916-1918)*, in: Karl Christian Führer u.a. (Hg.), *Revolution und Arbeiterbewegung in Deutschland 1918-1920*, Essen 2013, S. 121-134.
- Erhard Lucas, *Märzrevolution 1920. Bd. 1: Vom Generalstreik gegen den Militärputsch zum bewaffneten Arbeiteraufstand, Bd. 2: Der bewaffnete Arbeiteraufstand im Ruhrgebiet in seiner inneren Struktur und in seinem Verhältnis zu den Klassenkämpfen in den verschiedenen Regionen des Reiches*, Frankfurt a.M. 1973/1974.
- Leo Lucassen, *Gypsy Research and Gypsy Policy in the Netherlands (1850-1970) in a Comparative Perspective*, in: Michael Zimmermann (Hg.), *Zwischen Erziehung und Vernichtung. Zigeunerpolitik und Zigeunerforschung im Europa des 20. Jahrhunderts*, Stuttgart 2007, S. 240-253.
- Alf Lüdtke, *Hunger in der Grossen Depression. Hungererfahrungen und Hungerpolitik am Ende der Weimarer Republik*, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 27 (1987), S. 145-176.

- Alf Lüdtke, Einleitung: Was ist und wer treibt Alltagsgeschichte?, in: Ders. (Hg.), *Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen*, Frankfurt a.M. 1989, S. 9-47.
- Alf Lüdtke, Erwerbsarbeit und Hausarbeit: Arbeiterinnen in den 1920er Jahren, in: «Mein Arbeitstag – mein Wochenende». Arbeiterinnen berichten von ihrem Alltag 1928, neu herausgegeben von Alf Lüdtke, Hamburg 1991, S. IX-XXXIII.
- Alf Lüdtke, Writing Time – Using Space. The Notebook of a Worker at Krupps Steel Mill and Manufacturing – an Example from the 19202, in: *Historical Social Research* 38 (2013), 3, S. 216-228.
- Alf Lüdtke, Janosch Steuwer, Gemengelagen. Das Aufschreibebuch des Krupparbeiters Paul Maik, 1919-1977, in: Stefan Berger, Janosch Steuwer, Klaus Wisotzky (Hg.), *Zur Erinnerung. Das Aufschreibebuch des Krupparbeiters Paul Maik*, Münster 2021, S. 1-24.
- Helga Lüdtke, *Der Bubikopf. Männlicher Blick, weiblicher Eigen-Sinn*, Göttingen 2021.
- Harald Lützenkirchen, Kurt Hiller und der Politische Rage geistiger Arbeiter in der Novemberrevolution 1918, in: Heidi Beutin, Wolfgang Beutin, Ralph Müller-Beck (Hg.), *Das waren Wintermonate voller Arbeit, Hoffen und Glück... Die Novemberrevolution 1918 in Grundzügen*, Frankfurt a.M. 2010, S. 83-109.
- Hans Luther, *Zusammenbruch und Jahre nach dem Ersten Weltkrieg in Essen. Erinnerungen*, Essen 1958.
- Rosa Luxemburg, Karl Marx, in: Dies., *Gesammelte Werke*, Bd.3, Berlin (Ost) 1973, S. 78-184.
- Jean-François Lyotard, *Das postmoderne Wissen. Ein Bericht*, 9., überarbeitete Auflage, Wien 2019.
- Kaspar Maase, *Grenzenloses Vergnügen. Der Aufstieg der Massenkultur 1850-1970*, Frankfurt a.M. 1997.
- Lothar Machtan, *Prinz Max von Baden. Der letzte Kanzler des Kaisers*, Berlin 2013.
- Lothar Machtan, *Kaisersturz. Vom Scheitern im Herzen der Macht 1918*, Darmstadt 2018.
- Pascal Maeder, Barbara Lüthi, Thomas Mergel (Hg.), *Wozu noch Sozialgeschichte? Eine Disziplin im Umbruch*, Göttingen 2012.
- Klaus A. Maier, *Guernica*, 26. 4.1937. Die deutsche Intervention in Spanien und der «Fall Guernica», Freiburg/Br. 1975.
- Klaus-Michael Mallmann, Volker Riess, Wolfram Pyta (Hg.), *Deutscher Osten 1939-1945« Der Weltanschauungskrieg in Photos und Texten*, Darmstadt 2003.
- Golo Mann, *Deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts* [1958], Frankfurt a.M. 1992.
- Klaus Mann, *Kind dieser Zeit* [1932], Reinbek bei Hamburg 1991.
- Thomas Mann, *Tagebücher 1918-21*, hrsg. von Peter de Mendelssohn, Frankfurt a.M. 2003.
- Rudolf A. Mark, «Polnische Bastion und ukrainisches Piemont». Lemberg 1772-1921, in: Peter Fässler, Thomas Held, Dirk Sawitzki (Hg.), *Lemberg – Lwow – Lviv. Eine Stadt im Schnittpunkt europäischer Kulturen*, Köln 1993, S. 46-74.
- Sally Marks, *Mussolini and Locarno. Fascist foreign policy in microcosm*, in: *Journal of Contemporary History* 14 (1979), S. 423-439«

- Inge Marszolek, Vom Proletarier zum ‚Soldaten der Arbeit Zur Inszenierung der Arbeit am 1. Mai 1933, in: Marc Büggeln, Michael Wildt (Hg.), Arbeit im Nationalsozialismus, München 2014, S. 215-228.
- Stefan Martens, Hermann Göring. «Erster Paladin des Führers» und «Zweiter Mann im Reich», Paderborn 1985.
- Peter Martin, Anfänge politischer Selbstorganisation der deutschen Schwarzen bis 1933, in: Marianne Bechhaus-Gerst, Reinhard Klein-Arendt (Hg.), Die (koloniale) Begegnung. Afrikanerinnen in Deutschland, 1880-1945 – Deutsche in Afrika, 1880-1918. Frankfurt a.M. 2003, S. 193-206.
- Peter Martin, Die «Liga gegen koloniale Unterdrückung», in: Ulrich van der Heyden und Joachim Zeller (Hg.): «... Macht und Anteil an der Weltherrschaft». Berlin und der deutsche Kolonialismus. Münster 2005, S. 261-269.
- Peter Martin, Christine Alonzo (Hg.): Zwischen Charleston und Stechschritt. Schwarze im Nationalsozialismus. Hamburg 2004.
- Werner Maser, Der Sturm auf die Republik. Frühgeschichte der NSDAP, Stuttgart 1973.
- Jürgen Matthäus, Antisemitic Symbolism in early Nazi Germany, 1933-1935, in: Yearbook of the Leo Baeck Institute XLV (2000), S. 183-203.
- Jürgen Matthäus, Das «Unternehmen Barbarossa» und der Beginn der Judenvernichtung Juni-Dezember 1941, in: Christopher Browning/Jürgen Matthäus, Die Entfesselung der «Endlösung». Nationalsozialistische Judenpolitik 1939-1942, Berlin 2003, S. 360-448.
- Aram Mattioli, Entgrenzte Kriegsgewalt. Der italienische Giftgaseinsatz in Abessinien 1935-1936, in: VIZ 51 (2003), S. 311-337.
- Aram Mattioli, Experimentierfeld der Gewalt. Der Abessinienkrieg und seine internationale Bedeutung 1935-1941, Zürich 2005.
- Aram Mattioli, Das Versagen der Weltgemeinschaft, in: Asfa-Wossen Asserate, Aram Mattioli (Hg.), Der erste faschistische Vernichtungskrieg. Die italienische Aggression gegen Äthiopien 1935-1941, Köln 2006, S. 109-115.
- Trude Maurer, Ostjuden in Deutschland 1918-1933, Hamburg 1983.
- Mark Mazower u.a., Griechenland unter Hitler. Das Leben während der deutschen Besatzung 1941-1944, Frankfurt a.M. 2016.
- Mark Mazower, Der dunkle Kontinent. Europa im 20. Jahrhundert, Berlin 2000.
- Anthony McElligott, Rethinking the Weimar Republic. Authority and Authoritarianism 1916-1936, London 2014.
- Malcom McLaughlin, Reconsidering the East St. Louis Race Riot of July 1917, in: International Review of Social History 47 (2002), S. 187-212.
- Les Mémoires de Josephine Baker, recueillis et adaptés par Marcel Sauvage, Paris 1949.
- Thomas Mergel, Führer, Volksgemeinschaft und Maschine. Politische Erwartungsstrukturen in der Weimarer Republik und dem Nationalsozialismus 1918-1936, in: Wolfgang Hardtwig (Hg.), Politische Kulturgeschichte der Zwischenkriegszeit 1918-1939, Göttingen 2005, S. 91-127.
- Catherins Merridale, Iwans Krieg. Die Rote Armee 1939-1945, Frankfurt a.M. 2006.
- Ahlrich Meyer, Das Wissen um Auschwitz. Täter und Opfer der «Endlösung» in Westeuropa, Paderborn 2010.

- Beate Meyer, Zwischen Begeisterung und Skepsis. Die Wandlung der Luise Solmitz im Spiegel ihrer Tagebücher, in: Frank Bajohr u.a. (Hg.), *Bedrohung, Hoffnung, Skepsis: Vier Tagebücher des Jahres 1933*. Göttingen 2013.
- Beate Meyer, «Ich schlüpfte unbeachtet wie eine graue Motte mit durch.» Die Wandlungen der Luise Solmitz zwischen 1933 und 1945 im Spiegel ihrer Tagebücher, in: Frank Bajohr, Sybille Steinbacher (Hg.), «... Zeugnis ablegen bis zum letzten». *Tagebücher und persönliche Zeugnisse aus der Zeit des Nationalsozialismus und des Holocaust*, Göttingen 2015, S. 61-80.
- Hermann Frank Meyer, *Blutiges Edelweiss. Die 1. Gebirgs-Division im Zweiten Weltkrieg*, Berlin 2008.
- Eckard Michels, Die «Spanische Grippe» 1918/19. Verlauf, Folgen und Deutungen in Deutschland im Kontext des Ersten Weltkriegs, in: *VfZ* 58 (2010), S. 1-33.
- Mick, Christoph: *Kriegserfahrungen in einer multiethnischen Stadt: Lemberg 1914-1947*, Wiesbaden 2011.
- Susanne Miller, *Burgfrieden und Klassenkampf. Die deutsche Sozialdemokratie im Ersten Weltkrieg*, Düsseldorf 1974.
- Susanne Miller, *Die Bürde der Macht. Die deutsche Sozialdemokratie 1918-1920*, Düsseldorf 1978.
- Sybil Milton, *The Camera as Weapon: Documentary Photography and the Holocaust*, in: *Simon Wiesenthal Center Annual* 1 (1984), S. 45-68.
- Allan Mitchell, *Revolution in Bayern 1918/19. Die Eisner-Regierung und die Räterepublik*, München 1967.
- Jacek Andrzej Mlynarczyk, Die zerrissene Nation. Die polnische Gesellschaft unter deutscher und sowjetischer Herrschaft 1939-1941, in: Klaus-Michael Mallmann, Bogdan Musial (Hg.), *Genesis des Genozids. Polen 1939-1941*, Darmstadt 2004, S. 145-169.
- Hans Mommsen, *Die verspielte Freiheit. Der Weg der Republik von Weimar in den Untergang 1918-1933*, Berlin 1989.
- Hans Mommsen, Die Realisierung des Utopischen. Die «Endlösung der Judenfrage» im «Dritten Reich» [1983], in: Ders., *Der Nationalsozialismus und die deutsche Gesellschaft. Ausgewählte Aufsätze*, hrsg. von Lutz Niethammer und Bernd Weisbrod, Reinbek bei Hamburg 1991, S. 184-232.
- Hans Mommsen, *Hitlers Reichstag Speech of 30 January 1939*, in: *History & Memory* 9 (1997), No. 1/2, S. 147-161.
- Hans Mommsen, *Ausnahmezustand als Herrschaftstechnik des NS-Regimes [1976]*, in: Ders., *Von Weimar nach Auschwitz. Zur Geschichte Deutschlands in der Weltkriegsepoch*. *Ausgewählte Aufsätze*, Stuttgart 1999, S. 248-267.
- Hans Mommsen, *Auschwitz, 17. Juli 1942. Der Weg zur europäischen «Endlösung der Judenfrage»*, München 2002.
- Paul Moore, *German Popular Opinion on the Nazi Concentration Camps 1933-1939*, London 2010.
- Günter Morsch, *Arbeit und Brot. Studien zur Lage, Stimmung, Einstellung und Verhalten der deutschen Arbeiterschaft, 1933-1936/37*, Frankfurt a.M. 1993.
- Günter Morsch, *Bertrand Perz (Hg.), Neue Studien zu nationalsozialistischen Massentötungen durch Giftgas*, Berlin 2011.

- Rudolf Morsey, Die Deutsche Zentrumsparlei 1917-1923, Düsseldorf 1966.
- Rudolf Morsey, Die Deutsche Zentrumsparlei, in: Erich Matthias, Rudolf Morsey (Hg.), Das Ende der Parteien 1933, Düsseldorf 1960, S. 281-453.
- Rudolf Morsey, Der Untergang des politischen Katholizismus. Die Zentrumsparlei zwischen christlichem Selbstverständnis und ‚Nationaler Erhebung‘ 1932/33, Stuttgart/ Zürich 1977.
- A. Dirk Moses, Inventing Genocide in the 1940s, in: ders., The Problems of Genocide. Permanent Security and the Language of Transgression, Cambridge 2021, S. 201-239.
- Eckhard Most, Grossbritannien und der Völkerbund. Studien zur Politik der Friedenssicherung 1925 bis 1934, Frankfurt a.M. 1981.
- Walter Mühlhausen, Friedrich Ebert 1871-1925. Reichspräsident der Weimarer Republik, Bonn 2006.
- Regina Mühlhäuser, Vergewaltigungen in Deutschland 1945. Nationaler Opferdiskurs und individuelles Erinnern betroffener Frauen, in: Klaus Naumann (Hg.), Nachkrieg in Deutschland, Hamburg 2001, S. 384-408.
- Regina Mühlhäuser, Handlungsräume. Sexuelle Gewalt durch Wehrmacht und SS in den besetzten Gebieten der Sowjetunion 1941-1945, in: Insa Eschebach, Regina Mühlhäuser (Hg.), Krieg und Geschlecht. Sexuelle Gewalt im Krieg und Sex-Zwangsarbeit in NS-Konzentrationslagern, Berlin 2008, S. 167-185.
- Dirk H. Müller, Die revolutionären Obleute und der November 1918. Zur Verschränkung von institutioneller Revolution und Rätebewegung, Norderstedt 2019.
- Karl Alexander von Müller, Mars und Venus. Erinnerungen, Bd. 2:1914-1919, Stuttgart 1954.
- Richard Müller, Eine Geschichte der Novemberrevolution. Bd.1: Vom Kaiserreich zur Republik, Bd. 2: Die Novemberrevolution, Bd. 3: Der Bürgerkrieg in Deutschland, Neuausgabe in einem Band, 7., erweiterte und durchgesehene Aufl., Berlin 2013.
- Hermann Müller-Franken, Die November-Revolution. Erinnerungen, Berlin 1928.
- Herfried Münkler, Der grosse Krieg. Die Welt 1914-1918, Berlin 2013.
- Bogdan Musial, Deutsche Zivilverwaltung und Judenverfolgung im Generalgouvernement. Eine Fallstudie zum Distrikt Lublin 1939-1944, Wiesbaden 1999.
- Bogdan Musial, «Konterrevolutionäre Elemente sind zu erschliessen». Die Brutalisierung des deutsch-sowjetischen Krieges im Sommer 1941, München 2000.
- Bogdan Musial, Ursprünge der «Aktion Reinhardt». Planung des Massenmordes an den Juden im Generalgouvernement, in: Ders. (Hg.), «Aktion Reinhardt». Der Völkermord an den Juden im Generalgouvernement 1941-1944, Osnabrück 2004, S. 49-85.
- Bogdan Musial, Das Schlachtfeld zweier totalitärer Systeme. Polen und deutscher und sowjetischer Herrschaft 1939-1941, in: Klaus-Michael Mallmann, Bogdan Musial (Hg.), Genesis des Genozids. Polen 1939-1941, Darmstadt 2004, S. 13-35.
- Robert Musil, Der Mann ohne Eigenschaften. Roman [1930], Reinbek bei Hamburg 1978.
- Tobias Nagl, Die unheimliche Maschine. Rasse und Repräsentation im Weimarer Kino, München 2009.
- Manfred Nebelin, Ludendorff. Diktator im Ersten Weltkrieg, München 2010.
- Sönke Neitzel, Weltkrieg und Revolution 1914-1918/19, Berlin 2008.

- Nancy Nenno, *Feminity, the Primitive, and Modern Urban Space. Josephine Baker in Berlin*, in: Katharina von Ankm (Hg.): *Women in the Metropolis. Gender and Modernity in Weimar Culture*, Berkeley 1997, S. 145-161.
- Helmut Neubauer, *München und Moskau 1918/1919. Zur Geschichte der Rätebewegung in Bayern*, München 1958.
- Gottfried Niedhart, *Die Aussenpolitik der Weimarer Republik*, 3. aktual. Aufl., München 2013.
- Ernst Niekisch, *Gewagtes Leben. Begegnungen und Begebnisse*, Köln/Berlin 1958.
- Wolfgang Niess, *Die Revolution von 1918/19 in der deutschen Geschichtsschreibung. Deutungen von der Weimarer Republik bis ins 21. Jahrhundert*, Berlin/Boston 2013.
- Thomas Nipperdey, *Deutsche Geschichte 1866-1918*, 2 Bde., München 1990-1992.
- Paul Nolte, *Lebens Werk. Thomas Nipperdeys Deutsche Geschichte. Biographie eines Buches*, München 2018.
- Kai Nowak, *Umkämpfte Filme. Skandal und Zensur im Kino der Weimarer Republik*, in: Karin Herbst-Messlinger u a. (Hg.), *Weimarer Kino neu gesehen*, Berlin 2018, S. 214-237.
- Erwin Oberländer (Hg.), *Hitler-Stalin-Pakt 1939. Das Ende Ostmitteleuropas?*, Frankfurt a.M. 1989.
- Dieter Obst, «Reichskristallnacht». Ursachen und Verlauf des antisemitischen Pogroms vom November 1938, Frankfurt a.M. 1991.
- Katharina Oguntoye, *Eine afro-deutsche Geschichte. Zur Lebenssituation von Afrikanern und Afro-Deutschen in Deutschland von 1884 bis 1950*, Berlin 1997.
- David E. Omissi, *Air power and colonial control. The Royal Air Force 1919-1939*, Manchester/New York 1990.
- Jörg Osterloh, «Ausschaltung der Juden und des jüdischen Geistes». Nationalsozialistische Kulturpolitik 1920-1945, Frankfurt a.M./New York 2020.
- Hans Ostwald, *Sittengeschichte der Inflation. Ein Kulturdokument aus den Jahren des Marksturzes*, Berlin 1931.
- Rudolf Oswald, «Fussball-Volksgemeinschaft». Ideologie, Politik und Fanatismus im deutschen Fussball 1919-1964, Frankfurt a.M. 2008.
- Katrin Otremba, *Stimmen der Auflehnung. Antikoloniale Haltungen in afrikanischen Petitionen an das Deutsche Reich*, in: Ingo H. Warnke (Hg.), *Deutsche Sprache und Kolonialismus*, Berlin 2009, S. 35-262.
- Joachim Paschen, «Frieden, Freiheit, Brot!» Die Revolution 1918/19 in Hamburg, Hamburg 2008.
- Kurt Pätzold, Günter Rosenfeld (Hg.), *Sowjetstern und Hakenkreuz 1938-1941. Dokumente zu den deutsch-sowjetischen Beziehungen*, Berlin 1990.
- Gerhard Paul, *Aufstand der Bilder. Die NS-Propaganda vor 1933*, Bonn 1992.
- Gerhard Paul, «Bloodland' 41. Gewalt in Bildern – Bilder als Gewalt – Gewalt an Bildern, in: Ders., *BilderMACHT. Studien zur Visual History des 20. und 21. Jahrhunderts*, Göttingen 2013, S. 155-197.
- Gerhard Paul, *Bilder einer Diktatur. Zur Visual History des ‚Dritten Reiches‘*, Göttingen 2020.

- Heike Paul, The German Reception of Harriet Beecher Stowes Uncle Tom's Cabin, in: Dies. (Hg.), *Amerikanische Populärkultur in Deutschland*, Leipzig 2002, S. 21-39.
- Margaret Pawley, *The watch on the Rhine. The military occupation of the Rhineland, 1918-1930*, London/New York 2007.
- Robert O. Paxton, *Vichy France. New Order, 1940-1944*, New York 1972.
- Friedrich Payer, *Von Bethmann Hollweg bis Ebert. Erinnerungen und Bilder*, Frankfurt a.M. 1923.
- Ortwin Pele, Christiane Zwick (Hg.), *Kriegsende in Hamburg. Eine Stadt erinnert sich*, Hamburg 2005.
- Roberta Pergher, *Mussolinis Nation-Empire. Sovereignty and Settlement in Italy's Borderlands, 1922-1943*, Cambridge 2018.
- Bertrand Perz, Die Verwertung des Opfergoldes aus den Vernichtungslagern der «Aktion Reinhard», in: *Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes* (Hg.): *Forschungen zum Nationalsozialismus und dessen Nachwirkungen in Österreich*, Wien 2012, S. 131-154.
- Denis Peschanski, *Zigeuner in Frankreich 1912-1969: Eine Periode durchgehender Stigmatisierung*, in: Michael Zimmermann (Hg.), *Zwischen Erziehung und Vernichtung. Zigeunerpolitik und Zigeunerforschung im Europa des 20. Jahrhunderts*, Stuttgart 2007, S. 268-277.
- Antonio Peter, *Das Spanienbild in den Massenmedien des Dritten Reiches 1933-1945*, Frankfurt a.M. 1992.
- Jens Petersen, *Deutschland und Italien im Sommer 1935. Der Wechsel des italienischen Botschafters in Berlin*, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 20 (1969), S. 330-341.
- Jens Petersen, *Hitler – Mussolini. Die Entstehung der Achse Berlin – Rom 1933-1936*, Tübingen 1973.
- Klaus Petry, *Die Kleinstadt Wittlich und das Erstarken des Nationalsozialismus im Spiegel der lokalen Presse*, in: *Jahrbuch für den Kreis Bernkastel-Wittlich* 2006, S. 240-251.
- Klaus Petry, *Die Geschichte der Stadt vom beginnenden 19. Jahrhundert bis zur Zeitenwende am 10. März 1945*, Bd. 1. *Die Zeit des Umbruchs und der Konsolidierung: Wittlich im 19. Jahrhundert*, Bd. 3: *Wittlich unter dem Hakenkreuz*, Wittlich 2009.
- Dieter Petzina, *Autarkiepolitik im Dritten Reich. Der nationalsozialistische Vierjahresplan*, Stuttgart 1968.
- Patricia Pientka, *Das Zwangslager für Sinti und Roma in Berlin-Marzahn*, Berlin 2013.
- Bianka Pietrow-Ennker, *Die Sowjetunion in der Propaganda des Dritten Reiches: Am Beispiel der Wochenschau*, in: *Militärgeschichtliche Mitteilungen* H. 46, 1989, S. 79-120.
- Ernst Piper, *Alfred Rosenberg. Hitlers Chefideologe*, München 2005.
- Jan Plamper, *Geschichte und Gefühl. Grundlagen der Emotionsgeschichte*, München 2012.
- Margarete Plewnia, *Auf dem Weg zu Hitler. Der ‚völkische‘ Publizist Dietrich Eckart*, Bremen 1970.
- Othmar Plöckinger, *Unter Soldaten und Agitatoren. Hitlers prägende Jahre im deutschen Militär 1918-1920*, Paderborn 2013.

- Bernd Poch, «Das Volk tobte vor Vergnügen». Pat und Patachon – das dänische Komikerduo, in: Es ist nichts, nur Papier, und doch ist es die ganze Welt (Peter Hoeg). Papiertheater aus der Sammlung Schenstrom, hrsg. von Doris Weiler Streichsbier, Oldenburg 1998, S. 169-185.
- Anatoly Podolsky, The Tragic Fate of Ukrainian Jewish Women Under the Nazi Occupation, 1941-1944, in: Sonja M. Hedgepeth, Rochelle G. Sidel (ed.), Sexual Violence Against Jewish Women During the Holocaust, Waltham 2010, S. 94-107.
- Dieter Pohl, Nationalsozialistische Judenverfolgung in Ostgalizien 1941-1944. Organisation und Durchführung eines staatlichen Massenverbrechens, München 1996.
- Dieter Pohl, Verfolgung und Massenmord in der NS-Zeit 1933-1945, Darmstadt 2003.
- Karl Heinrich Pohl, Gustav Stresemann. Biografie eines Grenzgängers, Göttingen 2015.
- Reiner Pommerin, «Sterilisierung der Rheinlandbastarde». Das Schicksal einer farbigen deutschen Minderheit 1918-1937, Düsseldorf 1979.
- Wolfram Pyta, Dorfgemeinschaft und Parteipolitik 1918-1933. Die Verschränkung von Milieu und Parteien in den protestantischen Landgebieten Deutschlands in der Weimarer Republik, Düsseldorf 1996.
- Wolfram Pyta, Hindenburg. Herrschaft zwischen Hohenzollern und Hitler, München 2007.
- Raymond Poidevin, Jacques Baréty, Frankreich und Deutschland. Die Geschichte ihrer Beziehungen 1815-1975, München 1982.
- Janet Polasky, Émile Vandervelde, le patron, Bruxelles 1995.
- Joseph Poprzeczny, Odilo Globocnik, Hitlers Man in the East, London 2004.
- Kim Christian Priemei, The Betrayal. The Nuremberg Trials and German Divergence, Oxford 2016.
- Agnieszka Pufelska, Die «Judäo-Kommune». Ein Feindbild in Polen. Das polnische Selbstverständnis im Schatten des Antisemitismus 1939-1948, Paderborn 2007.
- Lothar Pützstück, Afrika und Düsseldorf im Deutschen Reich (1871-1945), in: Marianne Bechhaus-Gerst und Reinhard Klein-Arendt (Hg.): Afrikanerinnen in Deutschland und schwarze Deutsche – Geschichte und Gegenwart, Münster 2004, S. 57-73.
- Roswitha Quadflieg, Beckett was here. Hamburg im Tagebuch Samuel Beckett von 1936, Hamburg 2006.
- Joachim Radkau, Max Weber. Die Leidenschaft des Denkens, München 2014.
- Thomas Raithel, Irene Strenge, Die Reichstagsbrandverordnung. Grundlegung der Diktatur mit den Instrumenten des Weimarer Ausnahmezustandes, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 48 (2000), S. 413-460.
- Chil Rajchman, Ich bin der letzte Jude. Treblinka 1942/43 – Aufzeichnungen für die Nachwelt, München 2009.
- Lutz Raphael, Geschichtswissenschaft im Zeitalter der Extreme. Theorien, Methoden, Tendenzen von 1900 bis zur Gegenwart, 2. durchgesehene Auflage, München 2010.
- Lutz Raphael, Ordnungsmuster der «Hochmoderne»? Die Theorie der Moderne und die Geschichte der europäischen Gesellschaften im 20. Jahrhundert, in: Ders., Ordnungsmuster und Deutungskämpfe. Wissenspraktiken im Europa des 20. Jahrhunderts, Göttingen 2018, S. 133-154.

- Cornelia Rauh-Kühne, Katholisches Sozialmilieu, Region und Nationalsozialismus, in: Horst Möller u.a. (Hg.), Nationalsozialismus in der Region, München 1996, S. 213-235.
- Marcel Reich-Ranicki, Mein Leben, Stuttgart 1999.
- Sven Reichardt, Faschistische Kampfbünde. Gewalt und Gemeinschaft im italienischen Squadristum und in der deutschen SA, 2. durchgesehene und ergänzte Auflage, Köln 2009.
- Sven Reichardt, National Socialist Assessments of Global Fascist Warfare (1935-1938), in: Miguel Alonso, Alan Kramer, Javier Rodrigo (ed.), Fascist Warfare, 1922-1945. Aggression, Occupation, Annihilation, Cham 2019, S. 51-72.
- Peter Reichel, Der schöne Schein des Dritten Reiches. Faszination und Gewalt des Faschismus, Neuausgabe, Hamburg 2006.
- Hans Reichmann, Deutscher Bürger und verfolgter Jude. Novemberpogrom und KZ Sachsenhausen 1937 bis 1939, bearbeitet und eingeleitet von Michael Wildt, München 1998.
- Jörn Retterath, «Was ist das Volk?». Volks- und Gemeinschaftskonzepte der politischen Mitte in Deutschland 1917-1924, Berlin/Boston 2016.
- Ralf Georg Reuth, Goebbels. Eine Biographie, erweiterte und überarbeitete Neuausgabe, München 2012.
- Revolution und Räteherrschaft in München. Aus der Stadtchronik 1918/19, hrsg. von Ludwig Moren, Erwin Münz, München 1968.
- Rheinisches Journalistinnenbüro, «Unsere Opfer zählen nicht». Die Dritte Welt im Zweiten Weltkrieg, hrsg. von Recherche International e. V, Berlin/Hamburg 2005.
- Ludwig Richter, Die Deutsche Volkspartei 1918-1933, Düsseldorf 2002.
- Volker Riess: Christian Wirth, in: Klaus-Michael Mallmann, Gerhard Paul (Hrsg.): Karrieren der Gewalt. Nationalsozialistische Täterbiographien. Darmstadt 2004, S. 239-251.
- Rainer-Maria Rilke, Rainer Maria, Briefe zur Politik, hrsg. von Joachim W. Störck. Frankfurt a.M. 1992.
- Stefan Rinke, Michael Wildt (Hg.), Revolutions and Counter-Revolution. 1917 and its Aftermath from a Global Perspective, Frankfurt a.M./New York 2017.
- Christian Ritz, Schreibtischtäter vor Gericht. Das Verfahren vor dem Landgericht München wegen der Deportation der niederländischen Juden (1959-1967), Paderborn 2012.
- Karl Rohe, Das Reichsbanner Schwarz Rot Gold. Ein Beitrag zur Geschichte und Struktur der politischen Kampfverbände zur Zeit der Weimarer Republik, Düsseldorf 1966.
- Mark Roseman, Die Wannsee-Konferenz. Wie die NS-Bürokratie den Holocaust organisierte, Berlin 2002.
- Arthur Rosenberg, Entstehung und Geschichte der Weimarer Republik, hrsg. von Kurt Kersten, Frankfurt a.M. 1967.
- Herbert Rosenkranz, Verfolgung und Selbstbehauptung. Die Juden in Österreich 1938-1945, Wien 1978.
- Joseph Roth, Lemberg, die Stadt [1924], in: Ders., Werke, Band 2: Das journalistische Werk 1924-1928, hrsg. von Klaus Westermann, Köln 1990, S. 285-289.
- Hans Rothfels, Augenzeugenbericht zu den Massenvergasungen, in: VfZ 1 (1953), S. 177-193.

- Rudolf Rotheit, *Das Berliner Schloss im Zeichen der Novemberrevolution*, Berlin 1923. Michael Ruck, *Die freien Gewerkschaften im Ruhrkampf 1923*, Köln 1986.
- Adolf Rüger, *Imperialismus, Sozialreformismus und antikoloniale demokratische Alternative. Zielvorstellungen von Afrikanern in Deutschland im Jahr 1919*, in: *ZfG* 23 (1975), S. 1293-1308.
- Reinhard Rürup (Hg.), Berlin 1945. Eine Dokumentation. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung in der Ehemaligen Staatlichen Kunsthalle vom 10.4.-13.8.1995, Berlin 1995.
- Reinhard Rürup, *Probleme der Revolution in Deutschland 1918/19 [1968]*, in: Ders., *Revolution und Demokratiegründung. Studien zur deutschen Geschichte 1918/19*, hrsg. von Peter Brandt und Detlef Lehnert, Göttingen 2020, S. 37-69.
- Reinhard Rürup (Hg.), 1936. *Die Olympischen Spiele und der Nationalsozialismus*, 2. Aufl., Berlin 1999.
- Karsten Ruppert, *Im Dienst am Staat von Weimar. Das Zentrum als regierende Partei in der Weimarer Demokratie 1923-1930*, Düsseldorf 1992.
- Herbert Rosenkranz, *Verfolgung und Selbstbehauptung. Die Juden in Österreich 1938-1945*, Wien 1978.
- Grzegorz Rossolihski-Liebe, *Der Verlauf und die Täter des Lemberger Pogroms vom Sommer 1941. Zum aktuellen Stand der Forschung*, in: *Jahrbuch für Antisemitismusforschung* 22 (2013), S. 207-243.
- Gregor Rossolihski-Liebe, *Stepan Bandera. The Life and Afterlife of a Ukrainian Nationalist. Fascism, Genocide, and Cult*, Stuttgart 2014.
- Rainer Rother, *Monumentalkino. Zum Entstehen des ‚Grossfilms‘ in Deutschland*, in: Corinna Müller, Harro Segeberg (Hg.), *Die Modellierung des Kinofilms. Zur Geschichte des Kinoprogramms zwischen Kurzfilm und Langfilm 1905/06-1918. Mediengeschichte des Films*, Band 2, München 1998, S. 375-396.
- Elliott M. Rudwick, *Race Riot in East St. Louis, July 2, 1917*, Carbondale 1964.
- Martin Sabrow, *Die verdrängte Verschwörung. Der Rathenau-Mord und die deutsche Gegenrevolution*, München 1999.
- Ursula Saekel, *Der US-Film in der Weimarer Republik – ein Medium der «Amerikanisierung»? Deutsche Filmwirtschaft, Kulturpolitik und mediale Globalisierung im Fokus transatlantischer Interessen*, Paderborn u.a. 2011.
- Hans Safrian, *Die Eichmann-Männer*, Wien 1993.
- Hans Safrian, Hans Witek (Hg.), *Und keiner war dabei. Dokumente des alltäglichen Antisemitismus in Wien 1938*, Wien 1988.
- Thomas Sandkühler, *«Endlösung» in Galizien. Der Judenmord in Ostpolen und die Rettungsinitiativen von Berthold Beitz, 1941-1944*, Bonn 1996.
- Thomas Sandkühler, *Das Fussvolk der «Endlösung». Nichtdeutsche Täter und die europäische Dimension des Völkermords*, Darmstadt 2020.
- Philippe Sands, *Rückkehr nach Lemberg. Über die Ursprünge von Genozid und Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Eine persönliche Geschichte*, Frankfurt a.M. 2018.
- Michele Sarfatti, *Die Juden im faschistischen Italien. Geschichte, Identität, Verfolgung*, Berlin 2014.
- Erwin Schaaf (Hg.), *Zeitenwende. Das 20. Jahrhundert im Landkreis Bernkastel-Wittlich*, Wittlich 2000.

- Wolfgang Schaarschmidt, Dresden 1945. Daten – Fakten – Opfer, München 2005.
- William A Schabas, Genozid im Völkerrecht, Hamburg 2003.
- Jürgen Schäfer, Kurt Gerstein – Zeuge des Holocaust. Ein Leben zwischen Bibelkreisen und SS, Bielefeld 2002.
- Harriet Schamberg, Die «Judenfrage» im Bild. Der Antisemitismus in nationalsozialistischen Fotoreportagen, Hamburg 2018.
- Heinrich Scheel, Der Aprilstreik 1917 in Berlin, in: Albert Schreiner (Hg.), Revolutionäre Ereignisse und Probleme in Deutschland während der Periode der grossen Sozialistischen Oktoberrevolution, Berlin (Ost) 1957, S. 1-88.
- Philipp Scheidemann, Memoiren eines Sozialdemokraten, 2 Bde., Berlin 1928.
- Jules Schelvis, Vernichtungslager Sobibór, 2. Aufl., Hamburg/Münster 2012.
- Dieter Schenk, Der Lemberger Professorenmord und der Holocaust in Ostgalizien, Bonn 2007.
- Elke Scherstjanoi (Hg.), Rotarmisten schreiben aus Deutschland. Briefe von der Front (1945) und historische Analysen, München 2004.
- Wolfgang Schieder, Der Strukturwandel der faschistischen Partei Italiens in der Phase der Herrschaftsstabilisierung, in: Ders., Faschistische Diktaturen. Studien zu Italien und Deutschland, Göttingen 2008, S. 73-97.
- Wolfgang Schieder, Mythos Mussolini. Deutsche in Audienz beim Duce, München: Oldenbourg Verlag, 2013. Kurt Schilde, Jugendopposition 1933~1945' Berlin 2007.
- Axel Schildt, Medien-Intellektuelle in der Bundesrepublik, hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Gabriele Kandzora und Detlef Siegfried, Göttingen 2020.
- Léon Schirmann, Altonaer Blutsonntag 17. Juli 1932. Dichtung und Wahrheit, Hamburg 1994-
- Angelika Schleindl, Jüdisches Leben in Wittlich, Wittlich 1993.
- Angelika Schleindl, Der Boykott jüdischer Geschäfte am 1. April 1933 am Beispiel der Stadt Wittlich, in: Hans-Georg Meyer, Hans Berkessel (Hg.), Die Zeit des Nationalsozialismus in Rheinland-Pfalz. Band 1: «Eine nationalsozialistische Revolution ist eine gründliche Angelegenheit», Mainz 2000.
- Karl Schlögel, Lemberg – Hauptstadt der europäischen Provinz, in: Ders., Promenade in Jalta und andere Städtebilder, Frankfurt a.M. 2003, S. 61-73.
- Daniel Schmidt, Die Transformation der preussischen Schutzpolizei, 1932-1934, in: Michael C. Bienert, Lars Lüdecke (Hg.), Preussen zwischen Demokratie und Diktatur. Der Freistaat, das Ende der Weimarer Republik und die Errichtung der NS-Herrschaft, 1932-1934, Berlin 2018, S. 149-172.
- Rainer E Schmidt, Die Aussenpolitik des Dritten Reiches 1933~1939' Stuttgart 2002.
- Franz-Josef Schmit, Die KPD Wittlich in der Weimarer Republik, ihre Zerschlagung im Nationalsozialismus und ihr kurzzeitiges Aufleben in der Nachkriegszeit. Ein Beitrag zur regionalen Parteiengeschichte, in: Kurtrierisches Jahrbuch 53 (2014), s. 315-378.
- Franz-Josef Schmit, Joseph Felzen als «Märtyrer der Bewegung». Frühe NS-Propaganda in der Region und ein juristisches Nachspiel für den Wittlicher Oberförster Franz Neuwiner als Aufklärer einer Propagandalüge, in: Kurtrierisches Jahrbuch 55 (2015), S. 293-331.

- Franz-Josef Schmit, Die Integration der Juden in die Gesellschaft der Kleinstadt Wittlich in der Weimarer Republik – eine kritische Nachfrage aus heutiger Sicht, in: Jahrbuch für westdeutsche Landesgeschichte 42 (2016), S. 265-321.
- Katharina Schmitt, «Eine Hölle voller Teufel». Täuschung und Gewalt im Vernichtungslager Treblinka, in: ZfG 62 (2014), S. 726-748.
- Jürg Schneider, Berlin-Kamerun: Der Gouverneur und eine Berliner Halbweltdame, in: Ulrich van der Heyden, Joachim Zeller (Hg.), Kolonialismus hierzulande. Eine Spurensuche in Deutschland, Erfurt 2007, S. 195-200.
- Michael Schneider, Unterm Hakenkreuz. Arbeiter und Arbeiterbewegung 1933 bis 1939, Bonn 1999.
- Michael Schneider, In der Kriegsgesellschaft. Arbeiter und Arbeiterbewegung 1939 bis 1945, Bonn 2014.
- Felix Schnell, Räume des Schreckens. Gewalt und Gruppenmilitanz in der Ukraine 1905-1933, Hamburg 2012.
- Wilfried F. Schoeller, Oskar Maria Graf. Odyssee eines Einzelgängers. Texte, Bilder, Dokumente, Frankfurt a.M. 1994.
- Klaus Schönhoven, Wegbereiter der sozialen Demokratie? Zur Bedeutung des Stinnes-Legien-Abkommens vom 15. November 1918, in: Karl Christian Führer u.a. (Hg.), Revolution und Arbeiterbewegung in Deutschland 1918-1920, Essen 2013, S. 61-79.
- Daniel Schönpflug, Kometenjahre. 1918: Die Welt im Aufbruch, Frankfurt a.M. 2017.
- Julius H. Schoeps, Düstere Vorahnungen. Deutschlands Juden am Vorabend der Katastrophe (1933-1935), Berlin/Leipzig 2018.
- Julius H. Schoeps, Werner Tress (Hg.), Verfeimt und verboten. Vorgeschichte und Folgen der Bücherverbrennungen 1933, Hildesheim/Zürich 2010.
- Klaus Scholder, Die Kirchen und das Dritte Reich, 2 Bände, Frankfurt a.M. 1977.
- Willi Schrenk, Plünderungen während des Novemberterrors 1938. Zur juristischen Verfolgung durch die Berliner Schnellschöffengerichte, in: ZfG 67 (2019), S. 812-830.
- Joachim Schröder, Deutsche und französische Kommunisten und das Problem eines gemeinsamen Widerstands gegen die Ruhrbesetzung, in: Gerd Krumeich/Joachim Schröder, (Hg.), Der Schatten des Weltkrieges. Die Ruhrbesetzung 1923, Essen 2004, S. 169-186.
- Karl-Heinz Schröder, Das Schicksal der Wittlicher Jüdischen Gemeinde während des Nationalsozialismus 1933-1942, in: Beiträge zur jüdischen Geschichte in Rheinland-Pfalz 4 (1993), S. 21-30.
- Stefanie Schüler-Springorum, Krieg und Fliegen. Die Legion Condor im Spanischen Bürgerkrieg, Paderborn 2010.
- Stefanie Schüler-Springorum, in: Vom Wort zur Tat. Das Erbe des Weimarer Antisemitismus, in: Hanno Hochmuth, Martin Sabrow, Timann Siebeneichner (Hg.), Weimars Wirkung. Das Nachleben der ersten deutschen Republik, Göttingen 2020, S. 92-108.
- Jan Erik Schulte, Zwangsarbeit und Vernichtung: Das Wirtschaftsimperium der SS. Oswald Pohl und das SS-Wirtschafts-Verwaltungshauptamt 1933-1945, Paderborn 2001.
- Dirk Schumann, Politische Gewalt in der Weimarer Republik 1918-1933. Kampf um die Strasse und Furcht vor dem Bürgerkrieg, Essen 2001.

- Dirk Schumann, Gewalt als Methode der nationalsozialistischen Machteroberung, in: Andreas Wirsching (Hg.), *Das Jahr 1933. Die nationalsozialistische Machtergreifung und die deutsche Gesellschaft*, Göttingen 2009, S. 135-155.
- Klaus Schwabe, *Deutsche Revolution und Wilson-Frieden. Die amerikanische und deutsche Friedensstrategie zwischen Ideologie und Machtpolitik 1918/19*, Düsseldorf 1971.
- Klaus-Dieter Schwarz, *Weltkrieg und Revolution in Nürnberg*, Stuttgart 1971.
- Engelbert Schwarzenbeck, *Nationalsozialistische Pressepolitik und die Sudetenkrise*, München 1979.
- Die Schweiz nebst Chamonix, Luganer, Langen- und Comer See. Handbuch für Reisende von Karl Baedeker, 36. Aufl. Leipzig 1920.
- Karl Schwend, Die Bayerische Volkspartei, in: Erich Matthias, Rudolf Morsey (Hg.), *Das Ende der Parteien 1933*, Düsseldorf 1960, S. 457-519.
- Lu Seegers, *Hör zu! Eduard Rhein und die Rundfunkprogrammzeitschriften (1931-1965)*. Verlag für Berlin-Brandenburg, Potsdam 2003.
- Ernst-Albert Seils, Hugo Haase. Ein jüdischer Sozialdemokrat im deutschen Kaiserreich. Sein Kampf für Frieden und Gerechtigkeit, Frankfurt a.M. 2016.
- Arvi Sepp. *Topographie des Alltags. Eine kulturwissenschaftliche Lektüre von Victor Klemperers Tagebüchern 1933-1945*, Paderborn 2016.
- Gitta Sereny, *Am Abgrund. Gespräche mit dem Henker. Franz Stangl und die Morde von Treblinka*, München 1995.
- Daniel Siemens, *Sturmabteilung. Die Geschichte der SA*, München 2019.
- David Silberklang, *Gates of Tears. The Holocaust in the Lublin District*, Jerusalem 2013.
- Vit Smetana, Die Tschechoslowakei und ihre Verbündeten in der Krise des September 1938. Wie man sich gegenseitig sah und missverstand, in: Jürgen Zarusky, Martin Zückert (Hg.), *Das Münchener Abkommen von 1938 in europäischer Perspektive*, München 2013, S. 97-115.
- Bradley F. Smith, Die Überlieferung der Hossbach-Niederschrift im Lichte neuer Quellen, in: VfZ 38 (1990), S. 329-336.
- Susan Sonntag, *Über Fotografie*, Frankfurt a.M. 2008.
- Amelie Soyka, «Lauter zischende kleine Raketen»: Valeska Gert (1892-1978), in: Amelie Soyka (Hg.), *Tanzen und tanzen und nichts als tanzen. Tänzerinnen der Moderne von Josephine Baker bis Mary Wigman*, Berlin 2004, S. 123-137
- Jörg Später, Siegfried Kracauer. Eine Biographie, Berlin 2016.
- Hans Spethmann, *Zwölf Jahre Ruhrbergbau 1914-192*, Band 4. *Der Ruhrkampf 1923 bis 1925. Das Ringen um die Kohle*, Berlin 1930.
- Laura Spinney, 1918. Die Welt im Fieber. Wie die Spanische Grippe die Gesellschaft veränderte, München 2018.
- Nicholas Stargardt, *Der deutsche Krieg 1939-1945*, Frankfurt a.M. 2015.
- Martha Stark, My 13 years under the Nazi Terror, in: Sara Lennox (ed.), *Remapping Black Germany. New Perspectives on Afro-German History, Politics, and Culture*, Amherst/Boston 2016, S. 171-202.
- Peter Steinbach, *Der 20. Juli 1944. Gesichter des Widerstands*, München 2004.
- Christiane Sternsdorf-Hauck, *Brotmarken und rote Fahnen. Frauen in der bayrischen Revolution und Räterepublik 1918/19*, Köln 2008.

- Christiane Sternsdorf-Hauck, Brotmarken und rote Fahnen. Frauen in der bayrischen Revolution und Räterepublik 1918/19, Frankfurt a.M. 1989.
- Claudia Steur, Theodor Dannecker. Ein Funktionär der «Endlösung», Essen 1997.
- Janosch Steuwer, Rüdiger Graf, Selbstkonstitution und Welterzeugung in Tagebüchern des 20. Jahrhunderts, in: Dies. (Hg.), Selbstreflexionen und Weltdeutungen. Tagebücher in der Geschichte und der Geschichtsschreibung des 20. Jahrhunderts, Göttingen 2015, S. 7-36.
- Janosch Steuwer, «Ein Drittes Reich, wie ich es auffasse». Politik, Gesellschaft und privates Leben in Tagebüchern 1933-1939, Göttingen 2017.
- David Stevenson, 1914-1918. Der Erste Weltkrieg, Düsseldorf 2006.
- Stiftung Deutsche Kinemathek, Siodmak Bros. Berlin – Paris – London – Hollywood. 75 Programmblätter, Berlin 1998.
- Stiftung niedersächsische Gedenkstätten (Hg.), Bergen-Belsen. Katalog der Dauerausstellung, Göttingen 2009.
- Holger Stoecker, Lehrer, Informanten, Studienobjekte. Afrikanische Sprachlektoren im Berlin der Zwischenkriegsjahre, in: Oumar Diallo, Joachim Zeller (Hg.), Black Berlin. Die deutsche Metropole und ihre afrikanische Diaspora in Geschichte und Gegenwart, 2. überarb. Aufl., Berlin 2014, S. 71-85.
- Bernd Stöver, Volksgemeinschaft im Dritten Reich. Die Konsensbereitschaft der Deutschen aus der Sicht sozialistischer Exilberichte, Düsseldorf 1993.
- Bernd Stöver, Berichte über die Lage in Deutschland. Die Lagemeldungen der Gruppe Neu Beginnen aus dem Dritten Reich 1933-1936, Bonn 1996.
- Rahel Straus, Wir lebten in Deutschland. Erinnerungen einer deutschen Jüdin 1880-1933, Stuttgart 1961.
- Herbert A. Strauss, Jewish Emigration from Germany. Nazi Policies and Jewish Responses I, in: Yearbook of the Leo Baeck Institute, 25 (1980), S. 313-361.
- Christian Streit, Keine Kameraden. Die Wehrmacht und die sowjetischen Kriegsgefangenen 1914-1945, Stuttgart 1978.
- Kai Struve, Deutsche Herrschaft, ukrainischer Nationalismus, antijüdische Gewalt. Der Sommer 1941 in der Westukraine, München 2015.
- Andrzej Strzelecki, Endphase des KL Auschwitz. Evakuierung, Liquidierung und Befreiung des Lagers, Oswicim 1995.
- Susanne Suhr, Die weiblichen Angestellten. Arbeits- und Lebensverhältnisse. Eine Umfrage des Zentralverbandes der Angestellten, Berlin 1930.
- Dietmar Süß, «Ein Volk, ein Reich, ein Führer». Die deutsche Gesellschaft im Dritten Reich, München 2017.
- Katharina Sykora u.a. (Hg.), Die Neue Frau. Herausforderung für die Bildmedien der Zwanziger Jahre. Marburg 1993.
- Der Tanz auf dem Vulkan. Das Berlin der Zwanziger Jahre im Spiegel der Künste, hrsg. von der Stiftung Stadtmuseum Berlin, Christian Mothes, Dominik Bartmann, Berlin 2015.
- Hans-Ulrich Thamer, Volksgemeinschaft: Mensch und Masse, in: Richard van Dülmen (Hg.), Erfindung des Menschen. Schöpfungsträume und Körperbilder 1500-2000, Wien 1998, S. 367-388.

- Hans-Ulrich Thamer, *Verführung und Gewalt. Deutschland 1933-1945*, Berlin 1994.
- Philipp Ther, *War versus Peace: Interethnic Relations in Lviv during the First Half of the Twentieth Century*, in: John Czaplicka (ed.), *Lviv. A City in the Crosscurrents of Culture*, Cambridge 2005, S. 251-284.
- Philip Ther, *Die dunklen Seiten der Nationalstaaten. «Ethnische Säuberungen» im modernen Europa*, Göttingen 2011.
- Philipp Ther, *Die Aussenseiter. Flucht, Flüchtlinge und Integration im modernen Europa*, Berlin 2017.
- Jens Thiele, *Die dunkle Seite der Seele: Das Cabinet des Dr. Caligari (1920)*, in: Helmut Korte, Werner Faulstich, *Der Film zwischen 1895 und 1924. Ein Überblick*, Fischer Filmgeschichte, Band 1: *Von den Anfängen bis zum etablierten Medium 1895-1924*, Frankfurt a.M. 1994, S. 344-360.
- Kerstin Thieler, *Die «Parteizugehörigkeitspsychose» und die Entwicklung «volksgemeinschaftlicher» Normen durch die NSDAP*, in: Detlef Schmiechen-Ackermann u.a. (Hg.), *Der Ort der ‚Volksgemeinschaft‘ in der deutschen Gesellschaftsgeschichte*, Paderborn 2018, S. 207-222.
- Jochen Thies, *Evian 1938. Als die Welt die Juden verriet*, Essen 2017.
- Malte Thiessen, *Eingebrannt ins Gedächtnis. Hamburgs Gedenken an Luftkrieg und Kriegsende 1943 bis 2005*, München 2007.
- Hilke Thode-Arora, *Afrika-Völkerschauen in Deutschland*, in: Marianne Bechhaus-Gerst und Reinhard Klein-Arendt (Hg.): *Afrikanerinnen in Deutschland und schwarze Deutsche – Geschichte und Gegenwart*, Münster 2004, S. 25-40.
- Edward P. Thompson, *Zeit, Arbeitsdisziplin und Industriekapitalismus*, in: Ders., *Plebejische Kultur und moralische Ökonomie. Aufsätze zur englischen Sozialgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts*, Frankfurt a.M./Berlin 1980, S. 34-66.
- Anja Thuns, *«Cläre mach Dus!» Erinnerungen von Frauen an die Revolutionsereignisse 1918/19*, in: Bernd Hüttner, Axel Weipert (Hg.), *Emanzipation und Enttäuschung. Perspektiven auf die Novemberrevolution 1918/19*, Berlin 2018.
- Gyula Tokody, *Deutschland und die Ungarische Räterepublik*. Budapest 1982.
- Adam Tooze, *Ökonomie der Zerstörung. Die Geschichte der Wirtschaft im Nationalsozialismus*, München 2008.
- Adam Tooze, *Sintflut. Die Neuordnung der Welt 1916-1931*, München 2015.
- Erika Tophoven, *Becketts Berlin*, Berlin 2005.
- Ernst Troeltsch, *Spektator-Briefe. Aufsätze über die deutsche Revolution und die Weltpolitik 1918/22*, Tübingen 1924.
- Helmut Trotnow, *Karl Liebknecht. Eine politische Biographie*, Köln 1980.
- Volker Ullrich, *Die nervöse Grossmacht. Aufstieg und Untergang des deutschen Kaiserreiches*, Frankfurt a.M. 1997.
- Volker Ullrich, *Adolf Hitler. Biographie. Die Jahre des Aufstiegs*, Frankfurt a.M. 2013.
- Volker Ullrich, *Acht Tage im Mai. Die letzte Woche des Dritten Reiches*, München 2020.
- Hans Umbreit, *Der Militärbefehlshaber in Frankreich 1940-1944*, Boppard 1968.
- Alexander Vatlin, *Im zweiten Oktober. Lenin, die Niederlage des Deutschen Reiches und*

- die aussenpolitische Strategiewende der Bolschewiki, in: Jahrbuch für historische Kommunismusforschung 2007, S. 180-200.
- Alexander Vatlin, Weltrevolutionär im Abseits. Der Kommissar der bayerischen Räterepublik Tobias Axelrod, in: VfZ 62 (2014), S. 515-536.
- Stefan Vogt, Nationaler Sozialismus und Soziale Demokratie. Die sozialdemokratische Junge Rechte 1918-1945, Bonn 2006.
- Philipp Christian Wachs, Der Fall Theodor Oberländer (1095-1998). Ein Lehrstück deutscher Geschichte, Frankfurt a.M. 2000.
- Nikolaus Wachsmann, KL. Die Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager, München 2016.
- Jens-Christian Wagner, Produktion des Todes. Das KZ Mittelbau-Dora, Göttingen 2001.
- Patrick Wagner, Volksgemeinschaft ohne Verbrecher. Konzeptionen und Praxis der Kriminalpolizei in der Zeit der Weimarer Republik und des Nationalsozialismus, Hamburg 1996.
- Dirk Walter, Antisemitische Kriminalität und Gewalt. Judenfeindschaft in der Weimarer Republik, Bonn 1999.
- Franz Walter, Nationale Romantik und revolutionärer Mythos. Politik und Lebensweisen im frühen Weimarer Jungsozialismus, Berlin 1986.
- Franz Walter, «Republik, das ist nicht viel». Partei und Jugend in der Krise des Weimarer Sozialismus, Bielefeld 2011.
- Alexander Watson, Enduring the Great War. Combat, Morale and Collapse in the German and British Armies 1914-1918, Cambridge 2009.
- Claudia Weber, Krieg der Täter. Die Massenerschiessungen von Katyn, Hamburg 2015.
- Claudia Weber, Der Pakt. Stalin, Hitler und die Geschichte einer mörderischen Allianz 1939-1941, München 2019.
- Hermann Weber, Andreas Herbst, Deutsche Kommunisten. Biographisches Handbuch 1918 bis 1945, 2. überarbeitete und erweiterte Auflage, Berlin 2008.
- Max Weber, Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie, 5., von Johannes Winckelmann revidierte Auflage, Tübingen 1972.
- Max Weber, Politik als Beruf, in: Ders., Max Weber-Gesamtausgabe, Band I/17, hrsg. von Wolfgang J. Mommsen, Wolfgang Schluchter, Tübingen 1992.
- Thomas Weber, Wie Adolf Hitler zum Nazi wurde. Vom unpolitischen Soldaten zum Autor von «Mein Kampf», Berlin 2016.
- Hans-Ulrich Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte 1700-1990, 5 Bände, München 1987-2008.
- Siegfried Weichlein, Nationalbewegungen und Nationalismus in Europa, Darmstadt 2006.
- Björn Weigel, «Märzgefallene» und Aufnahmestopp im Frühjahr 1933. Eine Studie über Opportunismus, in: Wolfgang Benz (Hg.), Wie wurde man Parteigenosse? Die NSDAP und ihre Mitglieder, Frankfurt a.M. 2009, S. 91-109.
- Andreas Weigl, Zahlen – Daten – Fakten. Die jüdische Bevölkerung der Republik Österreich 1933 bis 1938 in der Statistik, in: Gertrude Enderle-Burcel, Ilse Reiter-Zatloukal (Hg.), Antisemitismus in Österreich 1933-1938, Wien 2018, S. 135-149.

- Gerhard L. Weinberg, Eine Welt in Waffen. Die globale Geschichte des Zweiten Weltkriegs, Stuttgart 1995.
- Maria Wein-Mehs, Juden in Wittlich 1808-1942, Wittlich 1996.
- Axel Weipert, Die zweite Revolution. Rätebewegung in Berlin 1919/1920, Berlin 2015.
- Gabriele Wellner, Industriearbeiterinnen in der Weimarer Republik: Arbeitsmarkt, Arbeit und Privatleben 1919-1933, in: Geschichte und Gesellschaft 7 (1981), S. 534-554-
- Thomas Welskopp, «Democracy». A Political Concept as an Ideological Weapon in the U. S. before and during World War I, in: Paul Nolte (Hg.), Transatlantic Democracy in the Twentieth Century. Transfer and Transformation, Berlin/Boston 2020, S. 31-52.
- Alexandra-Eileen Wenck, Zwischen Menschenhandel und «Endlösung». Das Konzentrationslager Bergen-Belsen, überarbeitete Neuauflage, Berlin 2020.
- Paul Wentzcke, Ruhrkampf. Einbruch und Abwehr im rheinisch-westfälischen Abwehrgebiet, 2 Bände, Berlin 1930/32.
- Juliane Wetzel, Frankreich und Belgien, in: Wolfgang Benz (Hg.), Dimension des Völkermords. Die Zahl der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus, München 1991, S. 105-135.
- Kalmen Wewryk, Nach Sobibór und zurück, Wien/Berlin 2020.
- Robert H. Whealey, Hitler and Spain. The Nazi Role in the Spanish Civil War 1936-1939, Lexington 1989.
- Hayden V. White, Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert, Frankfurt a.M. 1991.
- Gerald J. Whitrow, Die Erfindung der Zeit, Hamburg 1991.
- Heinrich Wieneke, Heinrich Schäfer. Zwölf Jahre Bürgermeister und vier Monate Oberbürgermeister der Stadt Essen, in: Essener Beiträge. Beiträge zur Geschichte von Stadt und Stift Essen, 120. Band 2007, S. 241-267.
- Marek Wierzbicki, Der Elitenwechsel in den von der UdSSR besetzten polnischen Ostgebieten (1939-1941), in: Jochen Böhrer, Stephan Lehnstaedt (Hg.), Gewalt und Alltag im besetzten Polen 1939-1945, Osnabrück 2012, S. 173-186.
- Falk Wiesemann, Kurt Eisner. Studie zu seiner politischen Biographie, in: Karl Bosl (Hg.), Bayern im Umbruch. Die Revolution von 1918, ihre Voraussetzungen, ihr Verlauf und ihre Folgen, München/Wien 1969, S. 387-426.
- Jens Wietschorke, «Ins Volk gehen!». Zur kulturellen Logik der Volksfreundschaft im deutschen Bürgertum vor 1933, in: Historische Anthropologie 18 (2010), Heft 1, S. 88-119.
- Billy Wilder, Der Prinz von Wales geht auf Urlaub. Berliner Reportagen, Feuilletons und Kritiken der zwanziger Jahre, hrsg. von Klaus Siebenhaar, Berlin 1996.
- Michael Wildt, Am Beginn der ‚Konsumgesellschaft‘. Mangel Erfahrung, Lebenshaltung, Wohlstandshoffnung in Westdeutschland in den fünfziger Jahren, Hamburg 1994.
- Michael Wildt, Volksgemeinschaft als Selbstermächtigung. Gewalt gegen Juden in der deutschen Provinz 1919 bis 1939, Hamburg 2007.
- Michael Wildt, Volksgemeinschaft und Führererwartung in der Weimarer Republik, in:

- Ute Daniel u.a. (Hg.), Politische Kultur und Medienwirklichkeiten in den 1920er Jahren, München 2010, S. 181-204.
- Michael Wildt, Generation des Unbedingten. Das Führungskorps des Reichssicherheitshauptamtes, 3. Auflage, Hamburg 2015.
- Michael Wildt, Ambivalenz des Volkes. Der Nationalsozialismus als Gesellschaftsgeschichte, Berlin 2019.
- Friedrich Wilhelm, Die Polizei im NS-Staat. Die Geschichte ihrer Organisation im Überblick, Paderborn 1997.
- Susanne Willems, Der entsiedelte Jude. Albert Speers Wohnungsmarktpolitik für den Berliner Hauptstadtbau, Berlin 2000.
- Heinrich August Winkler, Klassenbewegung oder Völkspartei? Zur Programmdiskussion in der Weimarer Sozialdemokratie 1920-1925, in: Geschichte und Gesellschaft 8 (1982), 9-54.
- Heinrich August Winkler, Von der Revolution zur Stabilisierung. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik, 1918-1924, Berlin 1984.
- Heinrich August Winkler, Weimar 1918-1933. Die Geschichte der ersten deutschen Demokratie, 4., durchgesehene Aufl. München 2005.
- Martin Clemens Winter, Gewalt und Erinnerung im ländlichen Raum. Die deutsche Bevölkerung und die Todesmärsche, Berlin 2018.
- Joachim Wintzer, Deutschland und der Völkerbund 1918-1926, Paderborn 2006.
- Andreas Wirsching, «Man kann nur Boden germanisieren». Eine neue Quelle zu Hitlers Rede vor den Spitzen der Reichswehr am 3. Februar 1933, in: VfZ 49 (2001), S. 517-550.
- Andreas Wirsching, Die deutsche «Mehrheitsgesellschaft» und die Etablierung des NS – Regimes im Jahr 1933, in: Ders. (Hg.), Das Jahr 1933. Die nationalsozialistische Macht ergreifung und die deutsche Gesellschaft, Göttingen 2009, S. 9-29.
- Klaus Wisotzky, Der «blutige Karsamstag» 1923 bei Krupp, in: Gerd Krumeich, Joachim Schröder (Hg.), Der Schatten des Weltkriegs: Die Ruhrbesetzung 1923, Essen 2004, S. 265-287.
- Birgit Witamwas, Geklebte NS-Propaganda. Verführung und Manipulation durch das Plakat, München 2016.
- Peter Witte, Zwei Entscheidungen in der «Endlösung der Judenfrage»: Deportationen nach Lodz und Vernichtung in Chelmino, in: Miroslav Kärny u.a. (Hg.), Theresienstädter Studien und Dokumente 1995, S. 38-68.
- Michal Wojcik, Der Aufstand von Treblinka. Revolte im Vernichtungslager, München 2020.
- Hubert Wolf, Reichskonkordat für Ermächtigungsgesetz? Zur Historisierung der Scholder-Reppen-Kontroverse über das Verhältnis des Vatikans zum Nationalsozialismus, in: VfZ 60 (2012), S. 169-200.
- Thomas Wolfe, Es führt kein Weg zurück. Roman, Hamburg 1950.
- Hans Woller, Geschichte Italiens im 20. Jahrhundert, München 2010.
- Alexander Wolz, Die Rheinlandkrise 1936. Das Auswärtige Amt und der Locarnopakt 1933-1936, München 2014.
- Jonathan Wright, Gustav Stresemann, 1878-1929. Weimars grösster Staatsmann, München 2006.

- David S. Wyman, Paper Walls. America and the Refugee Crisis 1938-1941, New York 1968.
- Leni Yahil, The Rescue of Danish Jewry. Test of a Democracy, Philadelphia 1969.
- Leni Yahil, Die Shoah. Überlebenskampf und Vernichtung der europäischen Juden, München 1998.
- David Yelton, Hitlers Volkssturm: the Nazi Militia and the fall of Germany, 1944-1945, Lawrence 2002.
- Eliyahu Yones, Die Strasse nach Lemberg: Zwangsarbeit und Widerstand in Ostgalizien, 1941-1944, Frankfurt a.M. 1999.
- Anna Izabella Zalewska, Der Erinnerungsort «Aktion Reinhardt». Materielle Hinterlassenschaften des SS-Sonderkommandos Sobibór aus archäologischer Sicht, in: Stephan Lehnstaedt, Robert Traba (Hg.), Die «Aktion Reinhardt». Geschichte und Gedenken, Berlin 2019, S. 314-344.
- Stanislav Zámečník, «Kein Häftling darf lebend in die Hände des Feindes fallen.» Zur Existenz des Himmler-Befehls vom 14./18. April 1945, in: Dachauer Hefte 1 (1985), S. 219-231.
- Anna Zapalec, Politoffiziere und sowjetische Parteifunktionäre als Verwaltungsbeamte. Die Reorganisation der Verwaltung in den polnischen Ostgebieten, in: Jochen Böhrer, Stephan Lehnstaedt (Hg.), Gewalt und Alltag im besetzten Polen 1939-1945, Osnabrück 2012, S. 141-153.
- Jürgen Zarusky, Die deutschen Sozialdemokraten und das sowjetische Modell. Ideologische und aussenpolitische Konzeptionen 1917-1933, München 1992.
- Jürgen Zarusky, Martin Zückert (Hg.), Das Münchener Abkommen von 1938 in europäischer Perspektive, München 2013.
- Manfred Zeidler, Die Rote Armee auf deutschem Boden, in: Horst Boog u.a., Der Zusammenbruch des Deutschen Reiches 1945, Erster Halbband: Die militärische Niederwerfung der Wehrmacht, München 2008, S. 681-775.
- Joachim Zeller, Eine Leiche im Keller. Eine Entdeckungsreise ins Innerste der Kolonialmetropole Berlin, in: Marianne Bechhaus-Gerst, Reinhard Klein-Arendt (Hg.), Afrikanerinnen in Deutschland und schwarze Deutsche – Geschichte und Gegenwart, Münster 2004, S. 89-108.
- Joachim Zeller, Nicht nur «weiss». Das afrikanische Berlin. Von den Anfängen bis zum Ersten Weltkrieg, in: Oumar Diallo, Joachim Zeller (Hg.), Black Berlin. Die deutsche Metropole und ihre afrikanische Diaspora in Geschichte und Gegenwart, 2. überarb. Aufl., Berlin 2014, S. 31-60.
- Benjamin Ziemann, Enttäuschte Erwartung und kollektive Erschöpfung. Die deutschen Soldaten an der Westfront 1918 auf dem Weg zur Revolution, in: Jörg Duppler, Gerhard P. Gross (Hg.), Kriegsende 1918. Ereignis, Wirkung, Nachwirkung, München 1999, S. 165-182.
- Benjamin Ziemann, Wanderer zwischen den Welten – Der Militärkritiker und Gegner des entschiedenen Pazifismus Major a. D. Karl Mayr (1883-1945), in: Wolfram Wette (Hg.), Pazifistische Offiziere in Deutschland 1871-1933, Bremen 1999, S. 273-285.
- Michael Zimmermann, Rassenutopie und Genozid. Die nationalsozialistische «Lösung der Zigeunerfrage», Hamburg 1996.

Carl Zuckmayer, *Als wär's ein Stück von mir*, Frankfurt a.M. 1966.

Stefan Zwicker, «Nationale Märtyrer». Albert Leo Schlageter und Julius Fucik. Heldenkult, Propaganda und Erinnerungskultur, Paderborn 2006.

Bildnachweis

- Seite 24:* Bundesarchiv (SAPMO), BildY 1-300-640/Fotograf: Otto Haeckel
Seite 70: Bayerische Staatsbibliothek München/Bildarchiv – Fotoarchiv Heinrich Hoffmann
Seite 114: Kunstbibliothek, SMB, Photothek Willy Römer/Fotograf: Willy Römer/bpk-Bildagentur, Berlin
Seite 152: Kunstbibliothek, SMB, Photothek Willy Römer/Fotograf: Willy Römer/bpk-Bildagentur, Berlin
Seite 186: Public Domain/Wikimedia Commons
Seite 218: TCD/Prod.DB/© Filmstudio Berlin/Alamy Stock Foto
Seite 260: © Kreisarchiv Bernkastel-Wittlich
Seite 302: Fotograf: Friedrich Strindberg/ullstein bild, Berlin
Seite 344: Fotograf: Abraham Pisarek/bpk-Bildagentur, Berlin
Seite 384: bpk-Bildagentur, Berlin
Seite 424: bpk-Bildagentur, Berlin
Seite 468: akg-images, Berlin

Personenregister

- Abatino, Pepito 208
Abetz, Otto 431, 435, 436
Abtey, Jacques 216
Adam, Uwe 352
Adenauer, Konrad 473, 514, 517
Adler-Rudel, Salomon 362
Adorno, Theodor W. 512
Akwa, Mpundu 197
Albers, Hans 187
Albrecht, Günter 341, 342, 555
Alex, Joe 194, 202
Alexander L, König von Jugoslawien 338
Allerhand, Leszek 400
Antonescu, Ion 338
Antz, Josef 286
Archenhold, Frank 274, 275
Arco-Valley, Graf Anton von 85
Arendt, Hannah 15, 514, 518
Arens, Helene 264
Arent, Benno von 211
Artelt, Karl 48
Asher, Claudia 340
Auer, Erhard 76, 85
Auerswald, Heinz 448, 449
Aulke, Julian 57
Axelrod, Towia (Tobias) 89, 92, 93, 99

Baden, Max von 30, 33, 34, 36, 42, 46, 47,
52, 55
Bachir, Moshe 466
Backe, Herbert 408
Badoglio, Pietro 305, 309
Baer, Gertrud 77, 78
Baillet-Latour, Henri de 321
Bajohr, Frank 501
Baker, Josephine 18, 187-189, 191-195,
202, 204-214, 216
Baker, William Howard 192

Ball, Rudi 321
Ballin, Albert 164
Balzac, Honoré de 373
Bandera, Stepan 397
Bankier, David 379
Barkai, Avraham 354
Barlach, Ernst 341
Bartel, Kazimierz 411
Barth, Emil 45, 53, 57, 63, 64, 65
Basten, Georg 269, 270
Bauer, Gustav 103, 110
Bäumer, Gertrud 150
Beck, Ludwig 368, 471
Becker, Nikola 78
Beckett, Samuel 304, 339-343
Beecher Stowe, Harriet 197
Behm, Margarete 62
Bell, Johannes 104
Bender, Harry 196
Bender, Josef 275
Benes, Edvard 175, 177, 179, 505
Benjamin, Walter 19
Berber, Anita 208
Berckemeyer, Hans 165
Berg, Alban 208
Berger, Sara 442
Bergmann, Gretel 321
Berija, Lawrenti 398
Berlin, Irving 206, 207
Berndorff, Hans Rudolf 325, 326
Bernecker, Walther 327
Bernhardt, Johannes 327, 328
Bernstein, Richard 63
Bertholot, Philippe 174
Bessel, Richard 243
Best, Werner 356, 431, 434
Bethmann-Hollweg, Theobald von
30

- Bibo, Günther 210, 211
 Bienert, Ida 342
 Bierganz, Maria 475
 Bismarck, Otto von 245
 Blake, Eubie 192, 193
 Blatt, Thomas (Toivi) 392, 446, 447,
 455-457
 Bloch, Ernst 20
 Blomberg, Werner von 294, 333, 345, 346
 Blumenfeld, Erik 511
 Blumenthal, W. Michael 352
 Bocchini, Arturo 311
 Böhmer, Elisabeth und Hermann 115,
 531
 Borchert, Brigitte 221
 Bosch, Hieronymus 351
 Bothmer, Karl Graf von 107
 Bouhler, Philipp 426, 427, 441
 Bouillon, Jo 190, 194, 216
 Boyer, Jean 207
 Brack, Viktor 441, 445
 Brandler, Heinrich 124, 126
 Brandt, Karl 426
 Brandt, Willy 509
 Brauchitsch, Walther von 346
 Braun, Adolf 43
 Braun, Eva 498
 Braun, Otto 158, 250, 253
 Brecht, Bertolt 284
 Breslauer, Rudolf 424
 Briand, Aristide 156, 163, 164, 168, 169,
 171-177, 179, 182, 183
 Broch, Isidor 513
 Brockdorff-Rantzau, Ulrich Graf von 102
 Bronnen, Arnolt 220
 Broszat, Martin 149
 Brühl, Paul 53
 Brundage, Avery 321
 Brüning, Heinrich 17, 183, 241, 247, 250,
 253, 254, 291
 Brunner, Alois 463
 Buber, Martin 89
 Bühler, Josef 439
 Bunuel, Luis 208
 Cahm, Ernst 432
 Calder, Alexander 208
 Canaris, Wilhelm 311
 Canetti, Elias 130
 Carlebach, Alexander 513
 Carol II, König von Rumänien 338
 Carson, Eddie 189
 Casper, Clähre 28, 54
 Cerruti, Vittorio 310
 Cezanne, Paul 342
 Chakrabarty, Dipesh 17
 Chamberlain, Austen 156, 160, 162, 164,
 168, 169, 172-177, 179, 182, 537
 Chamberlain, Neville 360, 366-369
 Chaplin, Charlie 211, 222, 232-239, 544
 Charell, Erik 203
 Churchill, Winston 180, 410, 419, 420,
 496, 497
 Ciano, Graf Galeazzo 336
 Clark, Christopher 176
 Clemenceau, Georges 82, 102
 Clerc, Borel 207
 Codreanu, Corneliu Zelea 338
 Cohn, Clara 437
 Cohn, Oscar 37
 Cohn, Willy 14, 261, 276, 277, 282, 283,
 316, 325, 328, 436, 437
 Colin, Paul 194, 208
 Cossmann, Paul Nikolas 105
 Courbet, Gustave 340
 Cummings, Edward E. 193
 Cuno, Wilhelm 118, 122, 125, 127, 136,
 137
 Czerniakow, Adam 449
 Däumig, Ernst 45, 52, 53
 Daladier, Édouard 367
 Daluege, Kurt 334
 Dannecker, Theodor 429
 David, Eduard 33
 Dawes, Charles 156, 157
 Dean, Dora 196
 Debussy, Claude 195
 Dégoutté, Jean Marie Joseph 118, 123

- Dember, Harry 288
 Dentel, Jakob 401
 Derval, Paul 206
 Diagne, Blaise 200
 Dibobe, Martin 186, 198-201
 Didi-Huberman, Georges 19
 Dieckmann, Christoph 107
 Dietrich, Marlene 187, 208, 216, 222, 236, 238
 Dietrich, Otto 405
 Diner, Dan 17
 Dittmann, Wilhelm 28, 50, 57, 65
 Döblin, Alfred 15, 284
 Dodd, Martha 322
 Dombrowski, Erich (Johannes Fischart) 168-170, 175
 Dönitz, Karl 500, 507
 Dos Passos, John 15
 Douglas, Louis 187, 188, 202, 213, 214
 Douglass, Frederick 197
 Drexler, Anton 108, 109
 Du Bois, William E. B. 200, 201
 Dudley Reagan, Caroline 193
 Dürr, Oskar 89
 Duesterberg, Iheodor 249, 250
 Duisberg, Carl 164
 Duncan, Isodora 203
 Dupont, Ewald André 544
 Durrieu, Margaritha 340

 Eberl, Irmfried 448
 Ebert, Friedrich 27, 28, 33, 35, 42, 46, 55, 57-60, 63-66, 78, 84, 95, 96, 103, 104, 109, 119, 122, 125, 137, 146, 157-159, 200
 Eckart, Dietrich 105, 106
 Eckert, Paul 53
 Eden, Anthony 306, 313
 Edison, Thomas 233
 Edström, Sigfrid 321
 Eglhofer, Rudolf 92, 98
 Ehlers, Christina 221
 Ehrenburg, Ilja 495, 496
 Ehrhardt, Hermann 97, 104, 109, 110
 Eichhorn, Emil 65

 Eichmann, Adolf 351, 363, 380, 381, 429, 435, 436, 439, 449, 453, 463-465
 Einstein, Albert 284
 Eisenhower, Dwight D. 498
 Eisenstein, Sergej 235
 Eisler, Hanns 213
 Eisner, Kurt 50, 51, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 83-86, 93, 134
 Engelhardt, Peter 375
 Epp, Franz Ritter von 111
 Ermann, Jakob 275
 Ermann, Kurt Leopold 275
 Ernst August, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg 50
 Ernst, Toller 74
 Erzberger, Matthias 49, 62, 104, 167, 242
 Escherich, Georg 112

 Falk, Adalbert von 50
 Falter, Jürgen W 244, 246
 Faludi, Christian 358
 Fanciola, Alfredo 168
 Fanon, Frantz 504
 Farinelli, Roberto 178
 Faulhaber, Michael von 80, 83, 86, 272
 Fechenbach, Felix 74, 78
 Feder, Gottfried 105, 106, 108
 Feinsilber, Irena 400
 Felzen, Josef 264
 Fera, Helen 340
 Feyerabend, Hans 479
 Fischböck, Hans 431, 433, 434
 Fischer, Ruth 126
 Fischer, Samuel 205
 Flanner, Janet 195
 Fiers, Robert de 195
 Flothmann, Otto 121
 Foch, Ferdinand 49
 Föllmer, Moritz 299
 Forest, Maud de 188
 Forsythe, Ida 206
 Fraenkel, Ernst 511
 Fraenkel, Sigmund 90
 Franco, Francisco 304, 325-327

- Frank, Anne 450-453, 487
 Frank, Emil 274, 275
 Frank, Hans 105, 311, 336, 411, 415, 428, 441
 Frank, Margot 450, 453, 487
 Frank, Otto 450-453
 Franke, Otto 53
 Freud, Sigmund 284, 351, 352
 Frevert, Ute 11
 Frick, Wilhelm 241, 242, 263, 270, 284, 317, 318, 334
 Fried, Oskar 205
 Friedeburg, Hans-Georg von 498
 Friedländer, Saul 16, 19
 Fritsch, Werner von 345, 346
 Fröhlich, Paul 119
 Fromageot, Henri 173
 Fuchs, Johannes 120
 Fulbrook, Mary 11
- Gabin, Jean 213
 Galen, August Graf von 427
 Gallus, Alexander 67
 Gandorfer, Karl 89
 Gandorfer, Ludwig 77, 89
 Ganzenmüller, Albert 445
 Gaulle, Charles de 216
 Gaus, Günter 15, 173
 Gebühr, Otto 237
 Geiger, Theodor 246
 Geiser, Arthur 436
 Gemlich, Adolf 71, 108
 Gentile, Giovanni 337
 Georg II, König von Griechenland 338
 George, David Lloyd 82, 88, 182
 Gerhardt, Paul 482
 Gerlach, Hellmut von 199
 Gerngross, Rupprecht 502
 Gerstein, Kurt 416
 Gessler, Otto 177
 Giesler, Paul 502
 Globke, Hans 214, 317
 Globocnik, Odilo 414, 440, 441, 443, 445-447, 449, 453, 460, 464
- Goebbels, Joseph 238, 239, 252, 253, 255-258, 263, 266, 269, 270, 281, 284, 295, 310, 322, 330, 33b 336, 340, 354, 355, 367, 374, 379, 381, 405, 406, 427, 435, 475, 498, 511
 Goebbels, Magda 498
 Goldmann, Nahum 513
 Goll, Yvan 204
 Göring, Hermann 140, 214, 242, 257, 258, 263, 266, 270, 295, 328, 333, 336, 347, 349, 350, 353, 354, 379, 380, 382, 429, 430
 Graetschus, SS-Mann 459
 Graf, Oskar Maria 13, 74, 76, 80, 84, 85, 94, 98, 99, 527
 Gräfe, Heinz 300
 Grandi, Dino 167, 178
 Graziani, Rudolfo 307
 Greife, Hermann 330
 Greifelt, Ulrich 358
 Groener, Wilhelm 49, 60, 65, 104
 Gross, Jan Tomasz 394, 395
 Grosz, George 205
 Gründgens, Gustaf 511
 Gruss, Hans 213
 Grynszpan, Herschel 372, 374
 Grzesinski, Albert 238
 Guillaume, französischer General 115
- Haase, Hugo 26, 28, 33, 37, 44, 45, 53, 57, 60, 64, 65
 Hackenholt, Lorenz 417, 442
 Haeckel, Georg und Otto 56
 Haenisch, Konrad 147
 Haffner, Sebastian 67, 131, 134, 142, 143, 261, 285
 Halifax, siehe Wood
 Haller, Hermann 202
 Happe, Katja 454
 Harden, Maximilian 44, 205
 Hardtwig, Wolfgang 147
 Harlan, Veit 510, 511
 Harrer, Karl 108
 Hartmann, Johanna 100

- Hassell, Ulrich von 311, 312, 314
 Haubach, Theodor 147
 Haussmann, Conrad 48
 Haydn, Joseph 340
 Hebbel, Friedrich 342
 Heckenholt, siehe Hackenholt
 Heidegger, Martin 127
 Heilbronner, Oded 145
 Heim, Georg, 105
 Heine, Heinrich 284
 Held, Heinrich 140, 270
 Helfgott, Hermann 513
 Helldorf, Wolf-Heinrich von 354, 355, 359
 Heller, Hermann 146
 Hemingway, Ernest 208
 Henlein, Konrad 365
 Herbert, Ulrich 10, 17, 100, 313, 334, 484
 Herriot, Édouard 156
 Hertling, Georg Graf von 30, 31, 32, 33, 34
 Hess, Fritz 275
 Hess, Rudolf 105, 252, 327
 Heydrich, Reinhard 333, 334, 357, 378-382,
 397, 408-409, 428-431, 436, 438, 439,
 449
 Hilberg, Raul 431
 Hildebrandt, Fred 187-189
 Hilferding, Rudolf 142
 Hilgard, Eduard 379
 Hiller, Kurt 61
 Himmler, Heinrich 265, 311, 320, 334, 356,
 357, 372, 4M, 415, 418, 429, 432-441,
 445, 446, 448, 457, 458, 460-462, 473,
 474, 487, 500
 Hindenburg, Paul von 29, 30, 32, 34, 46,
 47, 68, 104, 158, 159, 182, 241, 249-259,
 262, 265, 266, 271, 278-282, 296, 321
 Hintze, Paul von 30, 31
 Hirohito, Kaiser von Japan 503
 Hirsch, Emanuel 246
 Hirsch, Paul 65, 66
 Hitler, Adolf 71, 72, 96, 106-109, 120, 131,
 134, 137-141, 144, 148, 158, 214, 242,
 244,
 249-259, 261-269, 271-273, 276, 278-
 287, 291-296, 304, 305, 310-318, 321,
 325, 327, 330, 332-336, 340, 345-354,
 359, 364-369, 371, 374, 380-383, 391,
 392, 405, 407, 420, 426, 428, 431, 435,
 436, 440, 462, 471-474, 484, 486, 498-
 501, 505, 507, 515
 Hobsward, Eric 15
 Hoffmann, Josef 86, 89, 112
 Höfle, Hermann 449
 Hofmiller, Josef 78, 105
 Hollaender, Friedrich 210, 211
 Holländer, Ludwig 262
 Holzer, Paul 513
 Hoppe, Elisabeth und Kurt 339
 Höppner, Rolf-Heinz 435
 Hörath, Julia 357
 Horkheimer, Max 511
 Horncastle, Mona 216
 Horthy, Mikios 338, 465
 House, Edward 201
 Hübner, Rudolf 502
 Huch, Ricarda 284
 Hugenberg, Alfred 258, 259, 262, 269,
 284
 Humbert-Droz, Jules 124
 Hurst, Cecil 168, 173
 Husen (Hussein), Bayume Moham
 med 215
 Ihering, Herbert 221
 Inquart, Ernst 416
 Jackson, Robert 421, 422
 Jacobson, Siegfried 61
 Jaffe, Edgar 74, 75, 78, 527
 Jäger, Karl 437
 Jannings, Emil 222, 236
 Jarres, Karl 127, 158
 Jeckeln, Friedrich 409, 437
 Jelavich, Peter 206
 Jirmann, Friedrich 442
 Jodl, Alfred 368, 407, 498
 Joffe, Adolf Abramovic 37, 38, 49

- Jogiches, Leo 37, 38
 Johnson, Charles 196
 Johnson, Cornelius 324
 Johst, Hanns 127
 Junk, NSDAP-Stadtverordneter 278, 279
 Junod, Marcel 307
- Kageneck, Graf 272, 548
 Kahr, Gustav Ritter von 112, 136-141
 Kallmus, Anna 541
 Kallmus, Dora (Madame d'Ora) 195, 208, 209, 541
 Kandinsky, Wassily 342
 Kapp, Wolfgang 104, 107, 109, 110
 Karl L, Kaiser von Österreich 47
 Károlyi, Michael 47, 87
 Karski, Jan 396
 Kästner, Erich 284
 Katzmann, Friedrich 412-415, 418
 Kaufmann, Karl 500, 501
 Keaton, Buster 235
 Keitel, Wilhelm 347, 348, 498
 Kellog, Frank Billing 183
 Kelsen, Hans 390
 Kempner, Robert 175, 177
 Keppler, Wilhelm 349
 Kershaw, Ian 15, 96, 140, 253, 313, 506
 Kessler, Harry Graf 56, 160, 183, 204, 205, 206
 Keun, Irmgard 226, 543
 Keynes, John Maynard 241
 Killinger, Manfred von
 King, Martin Luther 216
 Klee, Ernst 342
 Kleefeld, Käte
 Kleist, Heinrich von 119
 Klemperer, Eva 19, 232, 255, 288, 334, 335, 472, 482, 490-494, 506
 Klemperer, Victor 13, 14, 19, 34, 78, 91, 96, 98, 132, 137, 151, 232, 243, 250, 255, 275-277, 287, 288, 318-320, 324, 334, 335, 350, 364, 469, 472, 474, 476, 477, 481, 482, 490-494, 501, 506, 507
 Klimt, Gustav 208
- Knickerbocker, Hubert R. 248, 249
 Köhler, Annemarie 472
 Kohn-Woellner, Paula 196
 Kohn, Alfred 432
 Kokoschka, Oskar 203
 Kolb, Eberhard 67
 Kolbe, Georg 341
 Kollwitz, Käthe 13, 28, 35, 43, 45, 55
 Kortner, Fritz 544
 Koselleck, Reinhart 20
 Kracauer, Siegfried 203, 237
 Kraus, Karl 208
 Krauss, Werner 342, 511
 Kreutzmüller, Christoph 354
 Kreysing, Lothar 427
 Krüger, Alf 353
 Krüger, Friedrich-Wilhelm 441, 449
 Krupp, Alfred 123, 125, 132, 315
 Kube, Wilhelm 438
 Kun, Béla 87, 88, 95
 Kurella, Alfred 527
 Kurzweil, Moses 375
 Kusser, Astrid 207
- Lakowski, Richard 498
 Landau, Felix 410
 Landauer, Gustav 89-91, 98
 Landsberg, Otto 57
 Landshoff, Ruth 205
 Landwehr, Achim 20
 Langenheim, Adolf 327
 Lansing, Robert 43
 Laqueur, Renata 489
 Lasch, Karl 411, 413
 Laurençin, Marie 208
 Laurens, Henri 208
 Lauterpacht, Hersch 386, 388, 390, 421, 422
 Le Breton, Alberto 361
 Ledebour, Georg 28, 33, 37, 44, 45, 53, 57, 58, 83
 Legien, Carl 35, 61
 Lehmann, Julius E 105
 Lemkin, Raphael 390, 391, 392, 422

- Lenin, Wladimir Iljitsch 27, 37, 38, 63, 88, 92-97
 Leonard, Rudolph 61
 Lessmann, Sabine 208
 Levi, Primo 426, 477-479
 Levien, Max 78, 92, 93, 96, 97, 99
 Leviné (Niessen), Eugen 89, 91-94, 96-98
 Lévy-Bruhl, Lucien 195
 Lewin siehe Levien
 Ley, Robert 283
 Lichtman, Ada 457
 Liebermann, Max 208, 341
 Liebknecht, Karl 25, 37, 43-45, 52, 53, 56-59, 66, 75, 79, 83-85
 Lincke, Paul 196
 Lindner, Josef 85
 Linsingen, Alexander von 54
 Lion, Jean 213, 216
 Lipp, Franz 91
 Löbe, Paul 65
 Lobo, Hélio 361
 Longerich, Peter 318
 Loos, Adolf 2008
 Lorenz, Werner 340, 555
 Lossow, Otto von 136, 138, 140, 141
 Lubbe, Marinus van der 266
 Lubitsch, Ernst 234
 Lücke, Theodor 134
 Ludendorff, Erich 29, 30-34, 41, 44, 47, 49, 68, 106, 130, 138, 139-141, 158
 Ludwig III, König von Bayern 51, 76
 Lüdtke, Alf 12, 132, 249, 518
 Lumière, Auguste und Louis 233
 Lüth, Erich 511
 Luther, Martin 438
 Luther, Hans 115, 137, 142, 158, 160, 167-169, 171-173, 177, 179, 181, 182
 Lüttwitz, Walter Freiherr von 104, 109, 110
 Luxemburg, Rosa 12, 37, 58, 59, 66, 79, 83-85, 329, 516, 517
 Lyne, Lewis 501
 Lyotard, Jean François 15
 Maase, Kaspar 233, 234
 MacDonald, Carrie 189
 MacDonald, Ramsay 156, 182
 Madsen, Harald 231, 232
 Mahoney, Jeremiah 320
 Mahrholz, Werner 341
 Maik, Paul 132
 Maillol, Aristide 205
 Manet, Édouard 340
 Mann, Erika 134
 Mann, Golo 9
 Mann, Heinrich 284, 341
 Mann, Katja 76
 Mann, Klaus 134, 261
 Mann, Thomas 76, 78, 91, 98, 99, 134, 261, 341, 477, 509
 Manning Howe, Mary 342
 Maré, Rolf de 194
 Marouani, Felix 216
 Martin, Arthur 190
 Marx, Karl 12
 Marx, Wilhelm 142, 145, 156-159
 Massary, Fritzi 196, 208
 Mattioli, Aram 307
 Mauss, Marcel 195
 Mayer, Helene 321, 324, 325
 Mayer, Moritz 376
 Mayr, Karl 107, 108, 531
 McDonald, James 360
 McGreevy, Thomas 339, 341, 342
 Mehs, Matthias Joseph 13, 19, 250, 256, 257, 263-265, 267, 315, 329, 331, 472, 473, 485, 486, 517
 Menelik II, Kaiser von Äthiopien 304, 305
 Mergel, Thomas 149
 Metaxas, Iannis 338
 Mick, Christoph 389
 Mierendorff, Carlo 147
 Miklas, Wilhelm 348, 350
 Miller, Annie 196
 Miller, Susanne 29, 51
 Minoux, Friedrich 439
 Mitscherlich, Alexander und Margarete 514

- Möhl, Arnold Ritter von 112
Mola, Emilio 325
Mommssen, Hans 32, 255, 425
Monaster, Alfred 400
Mondrian, Piet 342
Moskowitz, Rose 402
Mühsam, Erich 74, 86, 89, 90, 91, 97, 99
Müller, Heinrich 377, 434
Müller(-Franken), Hermann 104, 135, 183, 200, 240
Müller, Karl Alexander von 105, 107
Müller, Richard 29, 52
Munch, Edvard 341
Münchmeyer, Ludwig 245, 246, 293
Munk, Eli 513
Münzenberg, Willi 201
Murnau, Friedrich Wilhelm 220
Musial, Bogdan 392
Musil, Robert 15
Mussolini, Benito 138, 150, 161, 175, 178, 305-308, 310-312, 327, 336, 338, 350, 367, 463, 472
N'doki, Alexander 215
Nasur ilOmeiri, Amur bin 198
Naujocks, Harry 359
Nebenzahl, Heinrich 220, 221
Nelson, Rudolph 187, 195, 202, 539
Neuendorf, Paul 53
Neuenhofer (Bürgermeister) 279, 280, 290
Neuerburg, Anton 290, 291
Neumann, Franz 511
Neurath, Konstantin von 294, 311, 314, 345, 346
Nicolson, Harold 88
Niekisch, Ernst 86, 91
Nielsen, Asta 234
Niemann, Johann 442, 444, 459
Nipperdey, Thomas 10
Nolde, Emil 341
Nolte, Paul 11
Noske, Gustav 48, 52, 65, 66, 84, 87, 104, 109, 110, 200
Oberhauser, Josef Kaspar 442
Oberländer, Theodor 399
Olympio, Pedro 198
Oppen, Heinrich von 54
Orlando, Vittorio Emanuele 82
Ostwald, Hans 196
Owens, Jesse 324
Pabst, Waldemar 65, 66
Papen, Franz von 253-259, 262, 265, 266, 291, 347, 348, 515, 516
Pascha, Talaat 391
Päts, Konstantin 339
Paul, Gerhard 404-406
Payer, Friedrich von 33, 34
Petersen, Rudolf 507, 508
Petljura, Seymon 389
Petsjerski, Alexander 458
Pfefmert, Franz 533
Pfitzner, Han 76, 105
Picasso, Pablo 208, 328, 342
Pieck, Wilhelm 37, 53
Pilsudski, Jozef 339, 390
Pius XII. 418
Pohl, Dieter 412, 413
Pohl, Heinrich 164
Pohl, Oswald 446
Pöhner, Ernst 112
Poincaré, Raymond 82, 137
Poiret, Paul 208
Polgar, Alfred 202, 212
Poraj, Kazimiera 412
Porten, Henny 234
Preis, Ellen 324
Presser, Jacques 452
Preuss, Hugo 144, 159
Pulver, Joseph 493
Radek, Karl 126
Rajchman, Chil 448
Raphael, Lutz 9
Rasch, Otto 410
Rath, Ernst vom 374, 378, 379
Rathenau, Walther 104, 167

- Rauh-Kühne, Cornelia 298
 Raun, Otto 28
 Rauter, Hanns Albin 431, 432, 451
 Ravel, Maurice 194
 Reemtsma, Jan Philipp 16
 Reich-Ranicki, Marcel 372
 Reichenau, Walter von 347 Reichmann, Hans 351, 359, 369 Reinhardt, Max 203, 204, 206, 208, 220 Reismann-Grone, Theodor 120, 532
 Remarque, Erich Maria 284
 Renner, Karl 47
 Renoir, Pierre-Auguste 340
 Reventlow, Ernst Graf von 181
 Revière, Georges-Henri 195
 Ribbentrop, Joachim von 327, 336, 347, 348, 39b 436, 438
 Riefenstahl, Leni 311
 Riemann-Georgi, Ernst 544
 Rilke, Rainer Maria 75, 99, 527
 Rivet, Paul 195
 Roatta, Mario 310
 Roellinghoff, Charlie 211
 Röhm, Ernst 140
 Roosevelt, Franklin D. 360, 419, 496
 Rosenberg, Alfred 105, 106, 429
 Rosenberg, Arthur 29, 67
 Rosenthal, Hans 511
 Rosenthal, Walter 370
 Roth, Joseph 385, 389
 Rothmund, Heinrich 360, 361
 Rouault, Georges 208
 Rousseau, Jean-Jacques 188
 Rublee, George 362
 Ruttman, Walther 235

 Safrian, Hans 463
 Salazar, Antonio 338
 Salomon, Ernst von 509
 Samlinger, Josef 402
 Sarraut, Albert 312
 Sauber, Georg 375
 Sauerbruch, Ferdinand 198
 Sauerland, Max 341

 Sauvage, Maurice 208
 Schacherer-Ek, Ilona 324
 Schacht, Hjalmar 142, 332
 Schäfer, Heinrich 120
 Schaeffer, Willi 187
 Schapire, Rosa 340, 341, 555
 Scheidemann, Philipp 27, 28, 33, 42, 43, 48-59, 78, 84, 103
 Schelvis, Jules 454, 465
 Schenstrom, Carl 231, 232
 Scheubner-Richter, Max Erwin von 106, 139
 Schlageter, Albert Leo 126, 127, 130, 288
 Schleicher, Kurt von 257, 258, 259
 Schlögel, Karl 385
 Schmidt-Rottluff, Karl 340, 341
 Schmidt, Fritz 431
 Schmidt, Guido 347, 348
 Schmidt, Paul 169, 179, 183
 Schmidt, Paul-Otto 312
 Schmit, Franz-Josef 547
 Schneider-Duncker, Paul 187
 Schneppenhorst, Ernst 89
 Schöneck, Sozialdemokrat 78
 Schramm, Gert 219
 Schreyer, Annie 221
 Schroth, Heinrich 544
 Schubert, Carl von 160
 Schüfftan, Eugen 220
 Schulz, Erwin 411
 Schulze, Hagen 17
 Schumacher, Kurt 473
 Schuschnigg, Kurt von 347-349, 381
 Schwarz, Gottfried 442
 Scialoja, Vittorio 166, 170-172, 176, 178, 179
 Scotto, Vincent 207
 Sebba, Julius 288
 Seeckt, Hans von 136, 138, 142, 177
 Seeler, Moritz 19, 220
 Seidel, Fritz 97
 Seisser, Hans Ritter von 139-141
 Selassi, Haile 304, 308, 309

- Seldte, Franz 262
 Seyda, Wladislaus 33
 Seyss-Inquart, Arthur 348-350, 431, 432, 451
 Shankosky, Lev 393
 Sharifu, Mdachi bin 199
 Sheptyckii siehe Szeptycki
 Sherman, Hall 211
 Shirer, William 324, 367
 Simenon, Georges 208
 Simon, Gustav 296
 Sinowjew, Grigori 92, 330
 Siodmak, Curt 220, 221
 Siodmak, Robert 219, 220
 Sissle, Noble 192, 193
 Skladanowsky, Emil und Max 233
 Skrzynski, Aleksander 160, 175, 177, 179
 Slänsky, Rudolf 513
 Sluijzer, Levie 454
 Sluijzer, Moses 454
 Smetona, Antanas 338
 Solf, Wilhelm 64, 199
 Solmitz, Friedrich (Ftedy) 150, 151, 159, 236, 242, 257, 271, 273, 286, 287, 316-318, 335, 364, 378, 483, 498-502, 515-517
 Solmitz, Gisela 151, 271, 286, 287, 317, 318, 335
 Solmitz, Luise 13, 19, 35, 42, 51, 80, 81, 94, 103, 119, 128, 131, 134, 135, 138, 140, 141, 150, 158, 182, 235-239, 242, 243, 250, 254, 257, 258, 262, 271, 273, 276, 283, 286, 308, 313, 316-318, 329, 335, 350, 353, 364, 366, 367, 378, 436, 469, 472, 476, 482, 483, 498-502, 515-517
 Solmitz, Richard 469, 483, 498-502, 515
 Sonnenschein, Carl 147
 Sontag, Susan 405
 Sperrle, Hugo 347
 Spethmann, Hans 128
 Spitzzy, Reinhard 347
 Splettstösser, Erwin 221
 Sporrenberg, Jakob 460
 Staimer, Joseph 89
 Stalin, Josef 391, 406, 419, 420, 470, 494, 496, 497
 Stangl, Franz 444
 Stauffenberg, Claus Graf von 471, 473
 Stein, Gertrud 208
 Steinbach, Settela 424, 463
 Steinhaus, Hugo 393-398
 Stephan, Luise siehe Solmitz
 Stephan, Werner 81, 159
 Stern, Ernst 56, 203
 Steuwer, Janosch 14, 280, 299
 Stinnes, Hugo 61, 136
 Stöcker, Helene 61
 Strasser, Gregor 181, 258
 Strauss, Herbert 552
 Strauss, Richard 205
 Strawinsky, Igor 194
 Streicher, Julius 140, 238, 369
 Stresemann, Gustav 33, 52, 59, 105, 112, 136-138, 142, 145, 150, 154-183, 242
 Strindberg, August 308
 Strindberg, Frida 308
 Strindberg, Friedrich 302, 308, 551
 Strindberg, Utje 551
 Strunk, Roland E. 311
 Struve, Kai 410
 Stuckart, Wilhelm 214, 317, 334
 Stühler, Lisi 492
 Stülpnagel, Carl-Heinrich von 471
 Suhr, Susanne 224
 Szeptycki, Andrezej 339, 418, 419
 Tafari, Ras siehe Selassi
 Taylor, Myron T. 361
 Tschitscherin, Georgi 38, 92
 Tehlirian, Soghomon 390
 Teusch, Fritz 289
 Teusch, Josef 278
 Thälmann, Ernst 158, 159, 259, 265
 Thamer, Hans-Ulrich 17, 144, 365
 Ther, Philipp 421
 Theweleit, Klaus 97
 Thiess, Frank 61
 Thomalla, Richard 443, 448

- Thomas, Georg 408
 Thompson, Edward P. 20
 Thyssen, Fritz 123
 Tirpitz, Alfred von 10, 165
 Toller, Ernst 89, 90, 96, 527
 Tooze, Adam 332
 Tresckow, Henning von 471
 Trivas, Victor 213
 Troeltsch, Ernst 57
 Trotzki, Leo 27, 78, 106, 330
 Trujillo y Molina, Rafael 361
 Truman, Harry 503
 Tucholsky, Kurt 187, 233, 284
 Twain, Mark 233
- Ullrich, Volker 67
 Ulmanis, Karlis 338
 Ulmer, Edgar G. 219-221
- Valentin, Karl 342
 Valeska, Gert 203
 Vallet, Xavier 434
 Vandervelde, Émile 163, 169, 170, 172, 177
 Verne, Jules 163
 Vittorio Emanuele III, König von Italien 338
 Vogel, Johannes 46
 Volkov, Shulamith 516
 Vollmoeller, Karl Gustav 204, 205
 Vosseler, Karl 35, 492
 Vbste, Jean 216
- Wachter, Otto 411
 Wagner, Elsa 544
 Wagner, Gustav 459
 Wagner, Patrick 358
 Wagner, Rosa 402
 Wagner, Richard 72
 Waldmann, Kurt 477
 Waldorff, Claire 187
 Waldow, Wilhelm von 33
 Wallenberg, Raoul 465
 Waltershausen, Wolfgang von 221
- Warburg, Max 102, 164
 Wassermann, Jakob 284
 Weber, Max 9, 75, 79
 Wedekind, Frank 308
 Wedgwood, Josiah 360
 Wegmann, Paul 53
 Wegner, Armin T. 61
 Wehler, Hans-Ulrich 9, 10, 17, 223, 247
 Weidling, Helmuth 498
 Wells, Willie 191
 Wels, Otto 53, 54, 58, 64, 65, 272
 Wentzcke, Paul 123
 Werle, Joseph 265, 277, 293, 298
 White, Thomas 362
 Wigman, Mary 203
 Wilder, Billy (Samuel) 219, 220
 Wilhelm II. 21, 26, 32, 34, 43, 46, 47, 52, 55, 56, 68, 79, 81, 104, 197
 Willhaus, Gustav 412
 Williams, Spencer 193, 207
 Wilson, Hugh Robert 356
 Wilson, Woodrow 21, 26, 31, 32, 34, 36, 37, 41, 42, 43, 46, 68, 100, 103, 154, 200, 388
 Wimmer, Friedrich 431
 Winkler, Georg 100
 Winkler, Heinrich August 17, 67
 Winkler, Marie 100
 Winning, August 110
 Wintergerst, Karl 398, 402, 410
 Winterton, Edward 361, 362
 Wirsching, Andreas 17, 67, 299
 Wirth, Christian 441
 Wirth, Joseph 117, 118, 237, 238, 242, 417
 Wisliceny, Dieter 463
 Wissel, Rudolph 65
 Witzleben, Erwin von 368
 Wohlwill, Gretchen 341
 Wolfe, Thomas 322
 Wolff, Karl 445
 Wolff, Theodor 537
 Woller, Hans 303

Personenregister

Wolz, Alwin 501

Wood, Edward, Earl of Halifax 346

Woods, Tommy 188

Wright, Jonathan 166

Yones, Eliyahu 400

Zeitschel, Theodor 435

Zinnemann, Fred 220

Zuckmayer, Carl 350

Zweig, Arnold 341

Zweig, Stefan 284, 341

Zygielbojm, Szmuel Artur 452

Ortsregister

- Aachen 266
Addis Abeba 304, 309
Aichach 492, 493
Allenstein 420
Altdorf 491
Altona 254
Amersfoort 450
Amiens 30
Amsterdam 210, 425, 432, 433, 450, 451, 452, 489
Antwerpen 462, 474
Ascona 171
Atlanta 200
Augsburg 402
Auschwitz 12, 15, 425, 448-451, 453, 454, 462-464, 477-479, 487, 512
Azyaryska 390

Babij Jar 409
Bad Godesberg 484
Bamberg 342
Barcelona 325, 327
Basel 210
Bayreuth 327
Bechhofen 370
Bellinzona 167
Belzec 19, 414, 416, 425, 428, 440, 441, 442, 443, 444, 445, 447, 458, 512
Berchtesgarden 336
Bergen-Belsen (Konzentrationslager) 464, 477, 487, 489
Berghof 347
Berlin 18, 25-68, 74, 83, 87, 89, 93, 106, 109, 110, 126, 135, 138, 139, 143, 162, 164, 167, 171, 174, 177, 186, 187, 195, 197-213, 219-222, 227, 233-239, 241, 243, 248, 256, 281, 282, 304, 308, 310-312, 314, 320, 321, 327, 336, 342, 348, 351, 352, 354-356, 359, 367, 372, 373, 389, 390, 397, 412, 414, 425, 435, 436, 438, 443, 444, 446, 448, 449, 454, 455, 461, 470, 475, 480, 482, 483, 494-498, 510, 511, 512, 513
Bernburg 427, 444, 448
Bereza Kartuska 339
Beuthen 144, 256
Beveringen 370
Bialystok 390, 394, 448, 460
Birmingham 162
Bitburg 484
Bonn 198, 246, 286, 484
Borkum 245
Boston 193
Brandenburg an der Havel, 427, 441, 444, 448
Braunschweig 26, 37, 50, 342
Bremen 37, 50, 455, 474
Breslau/Wroclaw 37, 58, 233, 261, 282, 316, 412, 420, 421, 436, 437, 455, 476
Brest-Litowsk 27, 37, 38, 108
Brody 341, 385
Bromberg 476
Brüssel 195, 449, 462
Buchenwald (Konzentrationslager) 215, 357, 359, 382, 433, 477, 488, 511
Budapest 71, 88, 91, 94, 210, 470, 465
Burgos 325

Calais 470
Cambrai 34
Charkow 396
Chelm 433, 444, 448
Chelmo 437, 452
Chemnitz 37, 138, 444
Cherbourg 470
Chicago 192, 193
Cuxhaven 49

- Dachau (Konzentrationslager) 358, 359, 382, 477, 492, 494, 502
Dachau (Stadt) 492, 502
Danzig 155, 479
Daressalam 215
Darmstadt 480
Delft 432
Den Haag 389, 449
Dessie/Dese 303
Dijon 175
Djibouti 304
Döberitz 321
Dölzschen 335, 364, 506
Dora-Mittelbau (Konzentrationslager) 474, 477
Drancy 445
Dresden 19, 37, 219, 342, 469, 474, 476, 480, 481, 490, 491, 492, 510
Duisburg 37, 111, 127
Durham 392
Düsseldorf 37, 43, 127, 198, 308, 314, 444, 484

Elberfeld 43
Erfurt 43, 342
Essen 111, 115, 118, 120-123, 128, 130, 132, 315
Esterwegen 444
Évian 346, 359

Falkenstein 249, 491
Fehrenbach 249
Felsberg 374
Flossenbürg (Konzentrationslager) 477
Frankfurt a.M. 233, 378, 444, 512
Freiburg 127, 480
Fürstenau 370

Garmisch-Partenkirchen 18, 304, 321
Genf 294
Gent 34
Genua 117
Gera 165
Glaubitz 420, 477, 488

Gorki 37
Görlitz 146
Gotha 43
Göttingen 62
Grafeneck 427, 441, 444
Greifswald 510
Gross-Rosen (Konzentrationslager) 477
Guernica/Gernika 328
Gumbinnen 476
Gurs 430
Guxhagen 374

Haarlem 433
Hadamar 427, 441
Hagen 111
Halle/Saale 26, 43, 342, 444, 510
Hamburg 25, 28, 35, 37, 49, 50, 52, 62, 87, 94, 103, 119, 138, 151, 198, 215, 233, 242, 251, 254, 327, 339-342, 469, 482, 483, 498-502, 506, 507, 511, 512, 513
Hannover 37, 52, 62, 342
Hartheim 427, 441, 444
Heidelberg 92, 146, 200
Hersfeld 374
Hildesheim 342
Hilversum 433
Hiroshima 503
Hofgeismar 146
Hollywood 235
Hütten 488

Inchenhofen 493
Ingolstadt 492
Insterburg 476
Izbica 392

Jalta 496, 497

Kalinin 396
Kamenez-Podolsk 409-410
Kamenz 490
Kassel 146, 374, 444
Kattowitz 476, 477
Katyn 396

- Kaunas/Kowno 436, 437
 Kiel 28, 48, 49, 50, 52, 57, 62, 76
 Kielce 476
 Kienitz 496
 Klever 484
 Klotzsche 490
 Koblenz 264, 444, 499
 Köln 37, 50, 62, 159, 177, 182, 264, 444, 484
 Königsberg 62, 255, 474, 476, 479
 Kopenhagen 210
 Krakau 119, 175, 220, 412, 476
 Kudowa/Kudowa-Zdroj 325
 Kühbach 502
 Küstrin 496
 Kutno 476

 Landsberg/Warthe 141, 491
 Landshut 491
 Lausanne 294
 Le Havre 193
 Leiden 432
 Leipzig 26, 62, 78, 164, 233, 245, 324, 342, 474, 488, 491
 Lemberg/Lwów/Lwiw 18, 385~422d, 443, 449
 Leningrad 408, 429, 495 (siehe auch St. Petersburg)
 Lennep 128
 Leutershausen 371
 Liegnitz 436
 Linz 350, 354, 444
 Lissabon 341
 Litzmannstadt/Lódz 435, 437, 438, 476
 Locarno 153-184, 312
 Lomé 198
 London 117, 129, 158, 159, 162, 169, 171, 176, 178, 182, 216, 308, 312, 343, 368, 390, 421, 431, 452, 474
 Loslau 477
 Lübeck 49
 Lublin 392, 420, 440, 441, 443, 446, 448, 449, 453, 460, 464
 Luzern 210

 Madrid 325, 327
 Magdeburg 26, 28, 480
 Mailand 153
 Mainz 123
 Majdanek 460, 512
 Malkinia 448
 Malmedy 473
 Marburg 62
 Marktredwitz 491
 Marseille 216
 Mauthausen (Konzentrationslager) 433, 477
 Meissen 93
 Minsk 436, 437, 438, 458
 Mönchengladbach 484
 Monschau 475, 476, 488
 Moskau 25, 27, 37, 88, 91, 93, 94, 124, 330, 391, 392, 503, 513
 München 17, 37, 50, 51, 52, 62, 71-112, 131, 144, 213, 233, 313, 315, 342, 343, 248, 346, 368, 369, 383, 491, 492, 502, 506, 512
 Nagasaki 503
 Nantes 163
 Nassau 370
 Natzweiler (Konzentrationslager) 487
 Naumburg 53, 342
 Neuengamme (Konzentrationslager) 477, 482
 Neuenkirchen 370
 Neuss 484
 Neustadt an der Aisch 370
 New York 192, 193, 196, 204, 214, 233
 Nijmegen 484
 Nikolajew 470
 Nowogródek 394
 Nürnberg 81, 86, 293, 316, 328, 330, 342, 402, 508

 Odessa 470
 Oldenburg 49, 231
 Olmütz 220
 Oslo 210
 Oxford 162
 Ozerisko 390

- Palmnicken 479
 Paris 18, 49, 82, 100, 101, 124, 162, 163,
 175, 183, 187, 193-196, 200, 206-209,
 213-217,
 385, 430, 449, 470, 513
 Penzberg 502
 Pfaffenhofen 492
 Philadelphia 192
 Pirna 491
 Piskowitz 319, 490, 491
 Plauen 596
 Posen 435, 476
 Potempa 256, 257
 Potsdam 270, 271, 324, 444, 508, 510
 Prag 175, 313, 328, 329, 351, 436, 438
 Prüm 484
 Pulsnitz 319

 Radeberg 319
 Rapallo 117
 Rauenthai 369
 Ravensbrück (Konzentrationslager) 477
 Rawa Ruska 443
 Regensburg 342, 491
 Remagen 484, 499
 Remscheid 128
 Reval 106
 Rheydt 484
 Riesa 488
 Riga 392, 436, 437, 438, 512
 Rivesaltes 430
 Rom 138, 161, 166, 285, 291, 309, 310, 311,
 314, 336, 418, 464

 Saarbrücken 378
 Saarbürg 484
 Sachsenhausen (Konzentrationslager)
 215, 323, 359, 382, 444
 Saint-Nazaire 163
 Salzburg 62
 Schönau 127
 Schwäbisch Hall 488
 Schweitenkirchen 492
 Sevilla 327
 Sloniki 463

 Sobibór 19, 414, 425, 428, 441, 442, 444-
 446, 448, 449, 452-458, 460-462, 466,
 512
 Sonnenstein/Pirna 427
 Spa 46
 St. Louis 189, 190, 191, 192
 St. Petersburg/Petrograd 25, 27, 37, 91, 92
 (siehe auch Leningrad)
 Stalingrad 461
 Starnberg 97
 Stettin 420
 Stockholm 210, 392
 Strassburg 312
 Stresa 310
 Stuttgart 37, 480
 Stutthof (Konzentrationslager) 479

 Tallinn 106
 Teheran 497
 Theresienstadt (Konzentrationslager)
 463, 494, 512
 Tilsit 300
 Trawniki 440
 Treblinka 19, 414, 415, 425, 428, 441, 442,
 445, 448, 460, 463
 Treuchtlingen 375
 Trier 264, 293, 295, 484
 Triest 440
 Tröbitz 489, 490
 Tschenschow 476
 Turin 166

 Unterbernbach 493, 494
 Ürzig 485
 Utrecht 433

 Versailles 71, 81, 88, 100, 102-104, 108, 109,
 116, 137, 154-157, 163, 175, 180, 182, 199,
 200, 294, 315, 319, 365, 366, 369, 389
 Vilnius/Wilna 392

 Warschau 210, 374, 392, 415, 418, 444, 448,
 449, 452, 461, 470, 476
 Washington 25, 34, 49, 217, 356, 422
 Weimar 215

- Westerbork (Konzentrationslager) 424, 445, 450, 452-454, 463, 489
Wien 18, 47, 62, 72, 91, 95, 175, 208, 210, 220, 239, 310, 350, 351, 258, 380, 436, 438, 440, 444
Wilhelmshaven 38, 49
Wilhermsdorf 370
Wilno 394
Wittenberg 43
Wittlich 18, 257, 260-301, 315, 316, 329, 484-486
Wittmund-Aurich 165
Wtoctawek 372
Wlodawa 443, 444, 448, 457
Wolfenbüttel 342
Würzburg 342
Xanten 484
Zagreb 210
Zbqszyni/Üentschen yjy 374
Zlobek 457
Zölkiew 443
Zuchering 493

Die Deutschen und der Nationalsozialismus

Herausgegeben von Norbert Frei

Moritz Föllmer

„Ein Leben wie im Traum“

Kultur im Dritten Reich

2016. 288 Seiten mit 5 Abbildungen. Klappenbroschur Beck Paperback Band 6174

Birthe Kundrus

„Dieser Krieg ist der grosse Rassenkrieg“

Krieg und Holocaust in Europa

2018. 336 Seiten mit 5 Abbildungen. Klappenbroschur
Beck Paperback Band 6176

Markus Roth

„Ihr wisst, wollt es aber nicht wissen“

Verfolgung, Terror und Widerstand im Dritten Reich 2015. 296 Seiten mit 5 Abbildungen. Klappenbroschur Beck Paperback Band 6173

Tim Schanetzky

„Kanonen statt Butter“

Wirtschaft und Konsum im Dritten Reich

2015. 272 Seiten mit 5 Abbildungen. Klappenbroschur
Beck Paperback Band 6175

Dietmar Süß

„Ein Volk, ein Reich, ein Führen“

Die deutsche Gesellschaft im Dritten Reich

2017. 303 Seiten mit 4 Abbildungen. Klappenbroschur
Beck Paperback Band 6172

Verlag C.H.Beck München

Europäische Geschichte im 20. Jahrhundert

Herausgegeben von Ulrich Herbert

Ulrich Herbert

Geschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert
2., durchgesehene Auflage. 2018. 1451 Seiten. Leinen

Hans Woller

Geschichte Italiens im 20. Jahrhundert
2010. 480 Seiten mit 3 Karten. Broschiert

Włodzimierz Borodziej

Geschichte Polens im 20. Jahrhundert
2010. 489 Seiten mit 9 Karten. Broschiert

Franz-Josef Brüggemeier

Geschichte Grossbritanniens im 20. Jahrhundert
2010. 463 Seiten mit 4 Karten. Gebunden

Marie-Janine Calic

Geschichte Jugoslawiens im 20. Jahrhundert
2., durchgesehene Auflage. 2014. 415 Seiten mit 6 Karten. Broschiert

Dietmar Neutatz

Träume und Alpträume
Eine Geschichte Russlands im 20. Jahrhundert
2013. 688 Seiten mit 5 Karten. Gebunden

Matthias Waechter

Geschichte Frankreichs im 20. Jahrhundert
2019. 608 Seiten mit 2 Karten. Gebunden

Jakob Tanner

Geschichte der Schweiz im 20. Jahrhundert
2. Auflage. 2015. 679 Seiten mit 2 Karten. Gebunden

Walther L. Bernecker

Geschichte Spaniens im 20. Jahrhundert
2010. 379 Seiten mit 7 Karten. Broschiert

Verlag C.H.Beck München